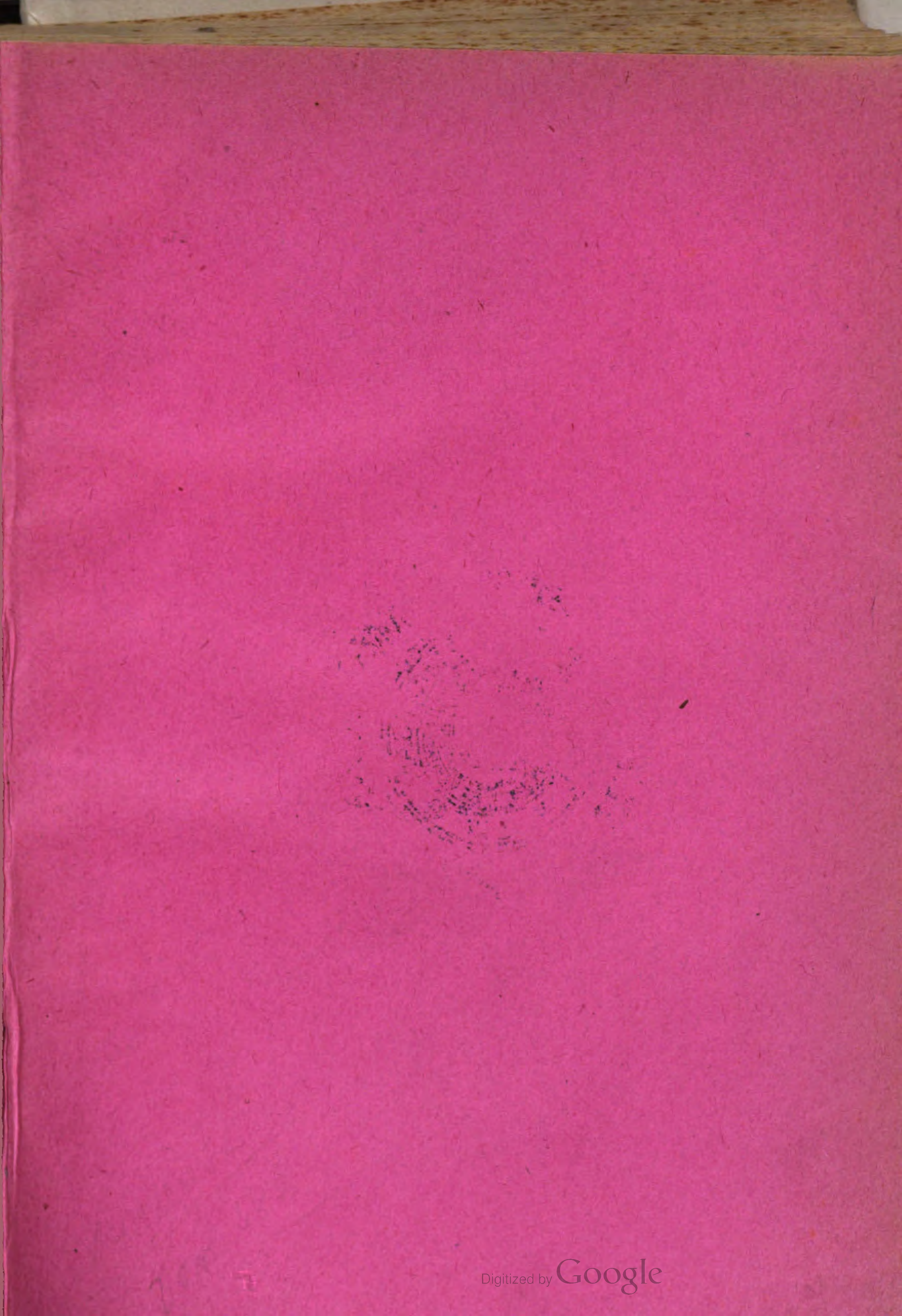


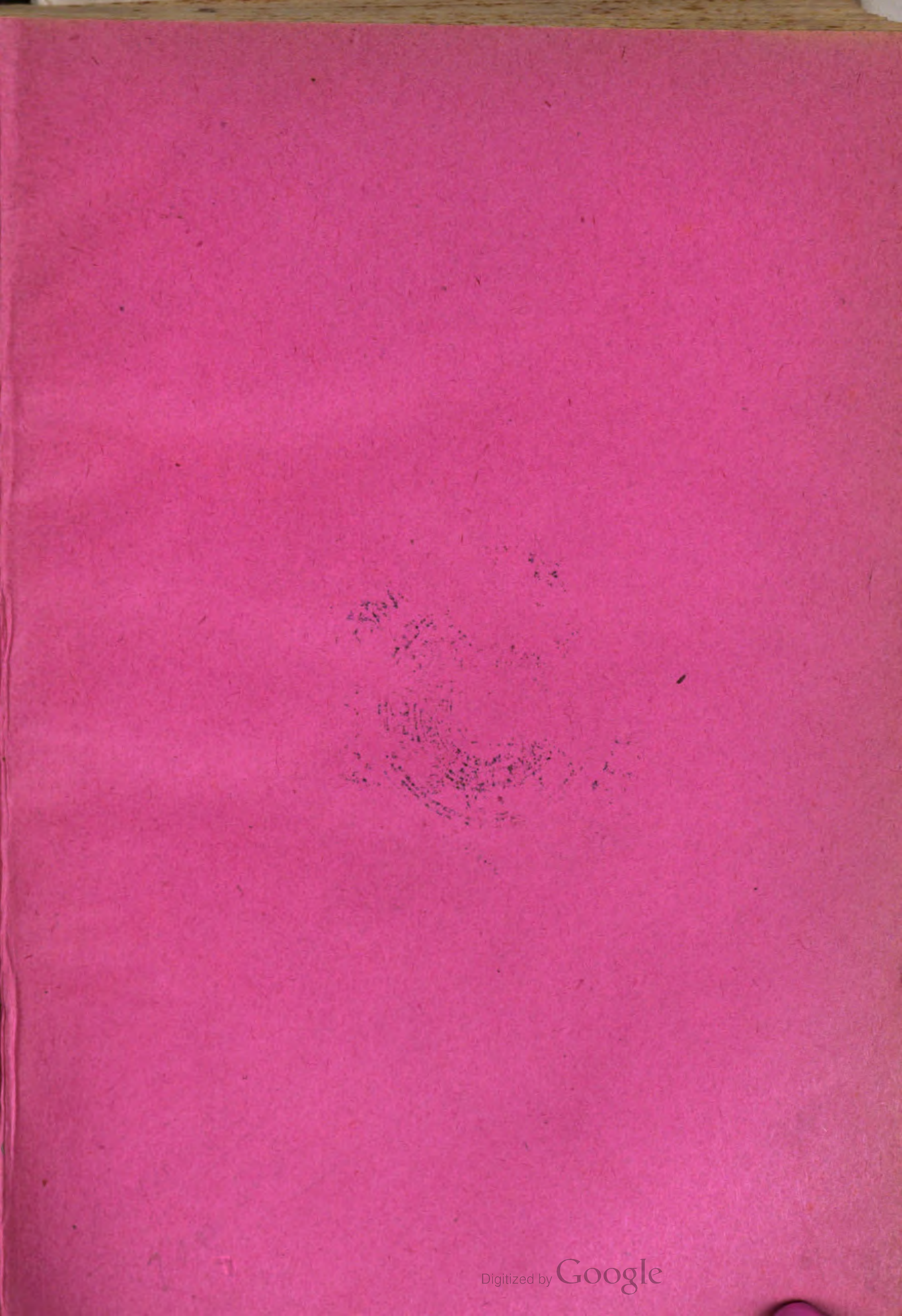

B 1,127,305


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
·LIBRARIES·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES·SCIENTIA·VERITAS
1817



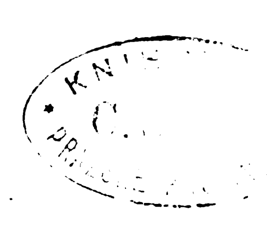



THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES ·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817



DIE KULTUR

VIERTELJAHRSCHRIFT F. WISSENSCHAFT · LITERATUR UND KUNST ·



HERAUSGEGEBEN

VON DER



9. JAHRG. · 1908. ·

VERLAG DER LEOGESELLSCHAFT WIEN
IX. SCHWARZSPANIERSTRASSE 6.

Inhalt des neunten Jahrganges.

Aufsätze.

Belletristisches.

Gedichte.

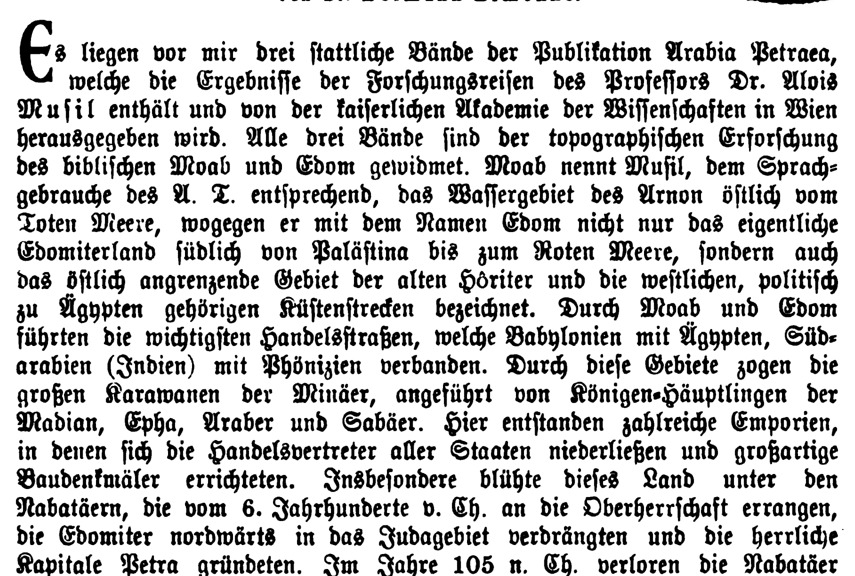
Umschau.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leogesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.



Moab und Edom.[1]

Von Dr. Hermann Zschokke.



Es liegen vor mir drei stattliche Bände der Publikation Arabia Petraea, welche die Ergebnisse der Forschungsreisen des Professors Dr. Alois Musil enthält und von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien herausgegeben wird. Alle drei Bände sind der topographischen Erforschung des biblischen Moab und Edom gewidmet. Moab nennt Musil, dem Sprachgebrauche des A. T. entsprechend, das Wassergebiet des Arnon östlich vom Toten Meere, wogegen er mit dem Namen Edom nicht nur das eigentliche Edomiterland südlich von Palästina bis zum Roten Meere, sondern auch das östlich angrenzende Gebiet der alten Höriter und die westlichen, politisch zu Ägypten gehörigen Küstenstrecken bezeichnet. Durch Moab und Edom führten die wichtigsten Handelsstraßen, welche Babylonien mit Ägypten, Südarabien (Indien) mit Phönizien verbanden. Durch diese Gebiete zogen die großen Karawanen der Minäer, angeführt von Königen-Häuptlingen der Madian, Epha, Araber und Sabäer. Hier entstanden zahlreiche Emporien, in denen sich die Handelsvertreter aller Staaten niederließen und großartige Baudenkmäler errichteten. Insbesondere blühte dieses Land unter den Nabatäern, die vom 6. Jahrhunderte v. Ch. an die Oberherrschaft errangen, die Edomiter nordwärts in das Judagebiet verdrängten und die herrliche Kapitale Petra gründeten. Im Jahre 105 n. Ch. verloren die Nabatäer ihre Selbständigkeit und Edom wurde zur römischen Provinz Arabia, Palästina zu Salutaris und Tertia.

Die exegetische Bedeutung Moabs und Edoms ist hinlänglich bekannt. Es genügt zu erwähnen, daß sich bereits die Patriarchen entweder in Edom oder wenigstens an seiner nördlichen Grenze aufgehalten haben, daß in Gen. 36 zahlreiche Unterabteilungen der Höriter und Edomiter samt ihren Sitzen aufgezählt werden, daß Moyses mit den Israeliten nach dem Auszuge aus Ägypten in diesen Gebieten fast 39 Jahre lebte, die einzelnen Lager-

---

[1]) Dr. Alois Musil (Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften in Wien, o. ö. Professor des alttest. Bibelstudiums an der k. k. theologischen Fakultät in Olmütz): Arabia Petraea. I. Moab, Topographischer Reisebericht mit 1 Tafel und 190 Abb. im Texte. Wien, 1907. gr. 8° (XXIV u. 443 S.) K 18.—. II. Edom, Topographischer Reisebericht, 1. Teil, mit 1 Umgebungskarte von Wâdi-Mûsa und 170 Abb. im Texte. Wien, 1907. gr. 8° (XII u. 343 S.) K 18·50. — 2. Teil, mit 1 Übersichtskarte des Dreiecknetzes und 152 Abb. im Texte. Wien, 1907. gr. 8° (X u. 300 S.) K 15.—. Dazu: Karte von Arabia Petraea nach eigenen Aufnahmen von Dr. Al. Musil. Maßstab: 1 : 300.000. 3 Blatt im Format von je 65 : 50 cm Bildfläche. Wien, 1907. K 18·50. — Vgl. auch Die Kultur, VIII (1907), 156—159.

plätze und verschiedene sich dort abspielende Begebenheiten verzeichnete, daß sich David sowohl Moab und das eigentliche Edom als auch das Höriterland unterwarf, daß Salomon das Höritergebiet an den Prinzen Hedad verlor, das westliche Edom jedoch behielt und daselbst in der Hafenstadt Elath seine Handelsflotte errichtete usw. Bei den Propheten sind ganze Kapitel der Androhung der Strafe Gottes über Moab und Edom gewidmet und das Land wird mit dem grellen Lichte des Unterganges übergossen.

Das Christentum konnte hier bald feste Wurzel fassen; war ja dieses Gebiet wie vielleicht kein anderes im Oriente mit dem Blute der Märtyrer getränkt. Hier lagen nämlich die Kupferbergwerke Phunon (Phoenum), in welche Tausende und Abertausende von Christen deportiert wurden, die infolge des heißen (bis 57° C), ungesunden Klimas und der schweren Arbeit nach kurzer Qual ins bessere Vaterland gerufen wurden. Die öden Schluchten und zahlreichen isolierten Gipfel bevölkerten sich nach und nach mit Einsiedlern und Styliten, Petra wurde zur Metropole und in einigen Städten entstanden Bistümer. Der allmähliche Verfall der Staatsidee im byzantinischen Reiche, stete religiöse Kämpfe, hauptsächlich jedoch die neuen Wege, welche der Großhandel eingeschlagen, zwangen nach und nach die ansässige Bevölkerung zur Auswandernng; der urbare Boden verfiel der Wüste, in den Tempeln, Basiliken und Palästen ließen sich die Hyäne, der Schakal, die Eule nieder und der Nomade betrachtete diese Überreste der Tätigkeit seiner Mitmenschen, ohne ihren Zweck begreifen zu können. Die Kreuzritter brachten auf kurze Zeit neues Leben in dieses öde Land; die von ihnen erbauten Burgen und Schlösser bildeten später die Grundpfeiler eines fast selbständigen Königreiches, aber diese Unterbrechung war von keiner langen Dauer. Die Wüste und der Nomade siegten über das Kulturland und die Ansässigen. Erst im Jahre 1894 machte die türkische Regierung den Versuch, hier festen Fuß zu fassen. Sie besetzte einen schmalen Streifen in dem alten Höriterlande, errichtete Militärstationen in Tafîle, Ma'ân und 'Akaba und unterwarf sich im Jahre 1900 auch die nördlichen Strecken des eigentlichen Edom. Diese Militärstationen wurden mittels einer telegraphischen Leitung miteinander verbunden und dienen hauptsächlich zur Sicherung der Eisenbahnstrecke, die bis nach Mekka gehen soll, aber nach fast zehnjähriger Arbeit kaum über Ma'ân hinausgelangt ist.

Dieses für den Exegeten, Geographen, Ethnologen und Kunsthistoriker äußerst interessante Land blieb bisher fast vollkommen unbekannt. Hier stellt sich die leblose wie die lebende Natur dem Forscher gleich feindlich gegenüber und die steten Streitigkeiten der kleinen Stämme hindern jede gründliche Arbeit. Es haben zwar bereits einige Reisende diese Gebiete gekreuzt, aber von einer systematischen Erforschung war bei ihnen keine Rede. Diese erfordert gründliche theoretische Vorkenntnisse in den Sprachen sowohl als auch in der Exegese, Geschichte und Geographie, einen ausgeprägten praktischen Sinn, um alles zu beobachten und wiederzugeben, aufopfernde Liebe zur Religion und Wissenschaft und einen hohen persönlichen Mut. Diese Voraussetzungen finden sich selten bei einem Individuum vereinigt.

Ein österreichischer Priester und Theologieprofessor, Dr. Alois Musil, hat sich die systematische Erforschung von Moab und Edom zur Aufgabe

gestellt, jahrelang daran gearbeitet und die oben erwähnten Werke zeigen uns, wie er gearbeitet hat und welche die Ergebnisse seiner Arbeit sind. Der Schreiber dieser Zeilen, der die Verhältnisse des biblischen Schauplatzes aus eigener Erfahrung genau kennt, verfolgte seine Forschungen vom ersten Anfang an und flößte ihm oft neuen Mut ein, denn er sah in der glücklichen Lösung dieser schwierigen Aufgabe einen großen Fortschritt der katholisch-biblischen Wissenschaft, und diese Erwartungen haben ihn nicht getäuscht. Die wissenschaftliche Exegese aller jener Bücher und Kapitel des A. T., die irgendwie mit Moab und Edom zusammenhängen, bekommt erst durch Musils Forschungen eine reelle Grundlage. Und dies gilt nicht nur von topographischen, sondern auch von religionsgeschichtlichen und kulturellen Stellen. So können wir erst jetzt z. B. die Südgrenze von Palästina genau feststellen. Sie ist nicht — wie es meistens geschieht — bei Rhinocura (el-ʿArîš), sondern fast 60 km weiter nördlich zu suchen, und sohin der Bach Ägyptens mit en-Nahr (der Bach) südlich von Gaza identisch. Auf Grund der Karte und Reiseberichte Musils können nun alle Punkte und alle Krümmungen der Grenze von dem Südwestende des Toten Meeres bis zum Mittelländischen Meere festgestellt werden. Infolgedessen lassen sich alle auf die Höhe der Grenze verweisenden Mitteilungen der hl. Schrift wahrheitsgetreu auffassen und erklären. Das Gleiche gilt von dem Auszuge der Israeliten aus Ägypten. Sobald sie bei ihren Versuchen, in das Gelobte Land einzudringen, die von Musil erforschten Gebiete betreten, können wir ihnen ununterbrochen folgen. Ihre Route bekommt aber eine ganz andere graphische Form, als wir sie auf unseren Karten sehen. Ähnlich verhält es sich mit dem im 4. B. d. Kön., Kap. 3, erzählten Kriegszuge der verbündeten Könige von Israel, Juda und Edom. Nach Musils Terrainbeschreibungen begreifen wir auch, wie Gott die natürliche Beschaffenheit des Landes benützte, um das vor Durst verschmachtende Heer auf übernatürliche Weise vor dem Untergange zu bewahren. Zahlreiche textkritisch angefochtene Stellen der Propheten (z. B. Js. 15, 9) werden erst jetzt verständlich. Wenn wir lesen (4. Mos., 23, 1): „Laß hier sieben Altäre für mich errichten," und ähnliche Stellen, wo über die Errichtung von Altären berichtet wird, mit dem vergleichen, was Musil berichtet, und die von ihm beigegebenen Bilder betrachten, so ist dies die beste Erklärung. Auf dem Orte, wo Bileam auf Gottes Geheiß seine Altäre errichtet, fand Musil über hundert uralte Altäre, die auf einem Situationsplan verzeichnet und durch mehrere Bilder dargestellt sind. In der Bibel wird sehr oft von den Höhen, Opferstätten auf hohen Bergen gesprochen. Bisher kannten wir keine einzige solche Kultstätte, nun finden wir bei Musil zahlreiche detaillierte Pläne, Skizzen und Bilder altsemitischer Höhen. Im A. T. wird Jahve oft Fels genannt, bei den Semiten und insbesondere Arabern wurde Gott unter dem Symbole eines Steines dargestellt und verehrt — aber wir wußten nicht, wie diese Symbole gestaltet waren — und nun sehen wir in Musils Werken mehr als dreißig altsemitische Motivnischen mit den hl. Symbolen, ja wir finden sogar einen Tempel, in dem das hl. Symbol die Stelle unseres Altars einnimmt. So könnten viele Beispiele angeführt werden, welche bezeugen, welch wichtige Aufschlüsse der wissenschaftlichen Exegese die bisherigen Werke Musils liefern,

und ich bin überzeugt, daß uns der demnächst erscheinende ethnologische Reisebericht noch andere reiche Schätze erschließen wird.

Auch für die Kirchengeschichte bringt Musil ein neues, reichhaltiges Material. Er identifiziert viele bisher unbekannte Bischofssitze und Klöster der Metropolis Petra, bringt Grundrisse und Photographien von 25 Basiliken, die in vielen Details von den römischen und syrischen abweichen und den besten Beweis des blühenden Zustandes der dortigen Gemeinden geben. Interessant sind die verschiedenen Formen des Kreuzes, die auf einigen Bildern zu sehen sind, besonders ein doppelarmiges Kreuz, welches neben dem Steinsymbol steht.

Der Kunsthistoriker findet viel Anregendes in den genauen Beschreibungen, Plänen und Photographien der merkwürdig gut erhaltenen Bauten, die selbst im Bilde in Erstaunen setzen.

Die Art und Weise, wie Musil arbeitete, um solche Resultate zu erzielen, war eine höchst schwierige. Nachdem er sich gründliche theoretische Vorkenntnisse erworben, die Lokalgeschichte, die verschiedenen arabischen Dialekte kennen gelernt hatte, stellte er sich ein festes Ziel und suchte die nötigen Vorbedingungen, um es zu erreichen. Ohne Zelt, ohne Koch, ohne Dragoman, ja am liebsten ohne jede Begleitung begab er sich auf die Reise. Durch seine persönlichen Eigenschaften erwarb er sich die aufrichtige Freundschaft der mächtigen Fürsten der Beni Sachr, Talâl ibn al Fâjez, wurde zum Angehörigen, zum Beduinen, ja zum Scheich erklärt und gewann dadurch einen Rächer. Die Freunde seines Stammes sind seine Freunde, die Feinde des Stammes sind seine Feinde. Seine Reittiere tragen das Stammzeichen der Beni Sachr und jedermann weiß, daß Mûsa ibn Nâmsa, wie man Musil nennt, für jede erlittene Unbill von den Beni Sachr gerächt wird. Auf der Reise wird gewöhnlich vor Sonnenaufgang aufgebrochen, um die Lufttemperatur zu messen, die um diese Zeit fast immer unter 10° Celsius steht. Im Kamelsattel sitzend notiert der Forscher die Zeit, wann aufgebrochen wurde, die Richtung, die Schnelligkeit des Rittes, den Barometerstand und beobachtet die Umgebung. Neben ihm reitet der ortskundige Führer, der ihm die Gegend benennen muß. Wie heißt dieses Tal? wo beginnt es? wo mündet es? wie heißt jenes Gebirge? jener Gipfel? usw. Jeder Name muß arabisch aufgeschrieben, die Richtung der Täler und Bergzüge muß mit der Bussole festgestellt und skizziert werden. Bei der Berührung wichtiger Orte, Kreuzwege und Täler notiert er die Zeit, den Barometerstand, zugleich widmet er seine Aufmerksamkeit dem Gespräche seiner Begleiter, um ethnologisch wichtige Stellen gleich aufzuschreiben, fragt nach Überlieferungen, Unterabteilungen der Stämme, nach Sitten, Gebräuchen, religiösen, sozialen und rechtlichen Anschauungen. Gelangt er zu einem hohen Gipfel, so läßt er die Karawane am Fuße halten, erteilt Weisungen, wer die weidenden Kamele zu überwachen, wer Umschau halten, wer beim Gepäcke bleiben und kochen soll, nimmt seinen Theodoliten und den photographischen Apparat und kriecht, vom Führer begleitet, hinauf auf den Gipfel, um die Umgebung kartographisch aufzunehmen. Zurückgekehrt ißt er ein Stück Aschenbrot oder Reis oder bei großer Hitze gekochten süßen Tee und reitet weiter. Erreicht er eine Ruine, so nimmt er den Situationsplan der

gesamten Anlage auf, mißt, zeichnet, photographiert und beschreibt jeden wichtigen Bau, kriecht durch eingestürzte Gräberanlagen, Inschriften suchend, die er dann kopiert und in mit Gips imprägniertes Papier abdruckt. Nach Sonnenuntergang muß die weite Umgebung nach Feuern abgesucht werden und in gefährlichen Gebieten darf er nie dort übernachten, wo er sich das Abendmahl kochte, weil der Rauch oder das Feuer dem Feinde seine Spuren verraten würden. In einen Mantel aus Kamelhaar eingewickelt, den Sack mit seinen Notizbüchern unter dem Kopfe und das Gewehr bei der Hand liegt er bei seinen Kamelen, um sich durch Schlaf zu neuer Arbeit zu kräftigen. Aber wie oft wird diese Nachtruhe durch Menschen und Tiere gestört! Dazu kommen die Gefahren der nächtlichen Überfälle und der Blutrache. — So gestaltet ist das Leben eines europäischen Forschers in der arabischen Wüste, welches einen abgehärteten Körper, außerordentlichen Mut, Todesverachtung und Begeisterung für die Wissenschaft voraussetzt. Nach der Rückkehr aus der Wüste harrt des Forschers neue, langjährige Arbeit. Die Notizen müssen geordnet, die Zeichnungen ausgeführt, die kartographischen Aufnahmen in eine Karte des durchforschten Gebietes umgewandelt und die Geschichte der einzelnen entdeckten Orte festgestellt werden, denn der Forscher muß mehr liefern als eine bloße Reisebeschreibung.

Zur Illustration sollen einige allgemein interessante Stellen angeführt werden.

Von der Südostecke des Toten Meeres schreibt Musil (I. Moab, S. 161 f.): „Etwa 200—250 Meter vom (Toten) Meere hören die Felder auf und es beginnt ein undurchdringliches Dickicht, welches den sumpfigen Rand des Meeres bedeckt. Je näher wir dem Meere kamen, desto sumpfiger wurde der Boden, welcher stufenweise auf ungefähr je 30 Meter um 5—8 Zentimeter niedriger wird. Der ältere unserer Begleiter erklärte uns diese Stufen als Folgen von Überschwemmungen. . . Es ist Krieg zwischen uns und dem Meere, meinte ein Begleiter, aber das Meer ist stärker. Und in der Tat breitet sich das Meer immer weiter landeinwärts aus. Unsere Gefährten erzählten, daß noch vor 40 Jahren ein breiter Weg zwischen dem Meeresstrande und dem östlichen Randgebirge hinführte, welcher jetzt an manchen Stellen ganz versunken ist. Am Meeresrande lag vor der offenen Wasserfläche ein breiter Wall von angeschwemmten Bäumen, Ästen und Sträuchern und bis auf 30—40 Meter Entfernung ragten aus dem Wasser dürre Oleanderstauden heraus. Wir wateten ins Meer hinein. Das Wasser war klar, durchsichtig und 24° Celsius warm. Unsere Begleiter warnten uns, darin zu baden, weil hier im Meere böse Geister sich herumtummeln sollen. Die Rawârne erzählen von dem Toten Meere, das die Folge eines Fluches sei, folgendes: Einst kam Mohammed mit seinen Jüngern zu den Bewohnern von el-Ḳôr und blieb als Gast im Hause eines reichen, aber geizigen Mannes. Dieser wollte seine Gäste mit Fleisch bewirten, schlachtete aber statt eines Schafes einen Hund. Eine Frau bemerkte dies, und als sie an den Gästen vorbeiging, dachte sie im Herzen: Welche Schande, solche Gäste und zum Mittagessen einen Hund! Als der Gastgeber die große Minsafschüssel mit dem Fleische vor Mohammed stellte, berührte dieser mit seinem Stabe die Schüssel und sagte: Kusch ehda', wie man eben Hunde fortzujagen pflegt.

Der Hund wurde sogleich lebendig, sprang auf und lief davon. Nun stiegen Mohammed und die Seinigen zu Pferde und ritten fort. Als sie am Hause der erwähnten Frau vorbeikamen, sagte ihr Mohammed: Wenn du früh in deinem Ofen blaues Wasser erblickst, so nimm, was dir am liebsten ist, und fliehe, ohne dich umzusehen. Die Frau erblickte früh das Wasser im Ofen, nahm ihr Söhnchen und floh. Neugierig wandte sie sich aber um und wurde zu einem Felsen."

Vom Grabe Aarons (Edom I, S. 113 f.) berichtet Musil folgendes:

„Der Weg des Aufstieges zum Berge Hârûn ist fast 1 Meter breit, teilweise künstlich in den rötlichen Felsen eingehauen, hat zahlreiche Windungen und ist so bequem, daß man nicht ein einziges Mal absteigen muß. Rasch reitend erreicht man in 45 Minuten ein rundes Hochplateau, auf dessen Ostgrenze ein ungeheurer Felsblock das Heiligtum trägt. Am Westrande dieses Plateaus sieht man die Ruinen eines Klosters. Der Gipfel des Berges bildet eine längliche Plattform, die auf ihrer Westseite ein kleines Gebäude trägt. Dieses ist aus uraltem, behauenem, in Mörtel gelegtem Sandsteine aufgeführt und steht an der Stelle eines größern Bauwerkes, dessen Ruinen den nordöstlichen Teil der Plattform bedecken. Durch eine im Westen unmittelbar an der Südwand angebrachte Tür betrat ich einen von Nordwest nach Südost gerichteten 10 Meter langen und 9 Meter breiten Raum, dessen gewölbte Decke auf zwei massiven viereckigen Pfeilern ruht. An der Nordwestecke führt aus diesem Raum eine Treppe in eine unterirdische, schmale, gegen Südosten gerichtete längliche Kammer, in deren Wände zahlreiche Schiebgräber getrieben sein dürften. Auf dem Südende fand ich vor dem Orte, wo Hârûn ursprünglich begraben sein soll, ein Licht brennen. Nach Erzählung der Eingeborenen starb Hârûn auf dem Gipfel eines Hügels drei Tagreisen nordwestlich. Da erschien aber ein riesiger Vogel, nahm den Leichnam auf seinen Rücken und trug ihn ostwärts. Wie er nun müde wurde, wollte er ausruhen, weshalb er auf einen Felsen niederflog. Dieser wich jedoch unter seinen Füßen und so mußte der Vogel weiter. Nur bei der Quelle 'ajn el Wejbe durfte er auf einige Augenblicke ausruhen und seinen Durst löschen. Auf dem folgenden Fluge erreichte er den Scheitel dieses Berges, der nicht wich, weshalb er hier seine Last niederlegen konnte. Kaum aber berührte der Tote den Felsen, so öffnete sich dieser, nahm den Leib des Propheten auf und schloß sich sogleich wieder. Durch Lichterscheinungen wurden die Einwohner auf den Ort aufmerksam gemacht, sie kamen hieher, bauten ein Heiligtum und, um den Heiligen näher zu haben, gruben sie im Felsen bis zu seinem Grabe einen Stollen, holten den Leichnam heraus und bestatteten ihn in einem Marmorsarkophage, welcher an der Südwand etwa 3 Meter weit von der Tür steht. Er ist von rechtwinkliger Gestalt, steht auf vier Säulen und ist mit einem grünen Tuche bedeckt. An der westlichen Schmalseite ist eine Tafel mit arabischer Inschrift; auf den Säulen sieht man griechische und mehrere hebräische Inschriften."

Die Quelle 'ájn Kdejs, welche Musil einmal besuchte, aber für Kadeſch Barne nicht annimmt, schildert er wie folgt (Edom I., 177.):

„An der rechten steilen Wand des Tales, u. zw. an ihrer niedrigsten Abdachung, öffnet sich zwischen zwei mächtigen Felsblöcken eine im Durch-



messer 1 Meter breite und 70 Zentimeter tiefe Höhle, in der sich die eigentliche Quelle befindet. Das Wasser kommt von Ost-Nordost und schmeckt ziemlich gut, besser als das der übrigen Quellen dieser Gegend. Von der Auffindung dieses Wassers erzählt man sich folgendes: Ein Jäger ging mit zwei Hunden auf die Jagd. Zu Mittag legte er sich in der Nähe von ʻajn Ḳdejs unter einem Baume nieder. Seine Hunde, welche durstig waren, begannen auf einmal den Boden aufzuscharren, denn sie vernahmen das Geräusch von Wasser. Der Jäger erwachte und als er nachsah, fand er Feuchtigkeit. Er brachte nun eine Hacke, grub tiefer und kam auf einen Quellbrunnen, den man bis auf den heutigen Tag Jägerbrunnen nennt. Es entstand das Sprichwort: Ein Jäger, der eine Jagdbeute hatte, dergleichen die Leute nicht erbeutet haben. Einige Schritte gegen West und Südwest befinden sich drei seichte Temâjel, welche das Wasser aus der Quelle auf unterirdischem Wege erhalten. Die ʻAzâzme erzählen: Eine Schäferin weilte mit ihrer Herde in der Umgebung von Ḳdejs und pflegte in ʻajn Ḳdêrât zu tränken, weil der Jägerbrunnen für Schafe zu tief war. Sie trieb ihre Herde regelmäßig jeden zweiten Tag zum Wasser. Da bemerkte sie auf einmal, daß der Leithammel nicht trank, den Tag darauf verschwand, aber wiederkam. Als sich dies wiederholte, teilte sie es ihrem Vater mit, der nun das Tier beobachtete. So kam er erstlich von dem Jägerbrunnen zu einer kleinen, wie ein Kaffeenäpfchen großen Vertiefung, aus der das Tier Wasser schlürfte. Nun brachte er seine Herde, grub dort, und auf diese Weise kam zum Vorschein ʻajn Ḳdejs. Hierauf fließt das Wasser 2—4 Meter weit gegen Süden und vereinigt sich dann zu einem kleinen Bächlein, das gegen Westen läuft, sich aber schon nach 6 Metern in einer sumpfigen, höchstens 20 Meter breiten und 50 Meter langen Wiese verliert. Am Westende der Wiese sammelt sich das Wasser in einer Lache, die 2·5 Meter im Durchmesser hat, und fließt dann in einem steinigen, gegen Süd-Südwest sich hinziehenden tiefen Bette noch 30—50 Meter weiter, um sich bei fünf wilden Feigenbäumen, die unten am rechten Ufer stehen, ganz zu verlieren."

Mit welchen Hindernissen Musil zu kämpfen hatte, erhellt aus seiner Beschreibung (Edom I., S. 183 f.), wie er bei Besichtigung der Quelle ʻajn el-Ḳdêrât im Streite mit dem ersten Ḳdêri derselben in Lebensgefahr kam, ihm alle Wege abgeschnitten, Waffen und Gepäck abgenommen wurden und der Lauf eines Gewehres ihm an die Brust gesetzt wurde; nur durch Vermittlung eines Schêch Sallâm ward er gerettet, Pferde, Waffen und ein Teil der Habe ihm zurückerstattet, mit der Drohung des Erschießens, falls er zum ʻajn el-Ḳdêrât zurückkehren wolle. Ja der eigene, von ihm bezahlte Führer lieferte Musil unter der Vorspiegelung, ihm neue Inschriften zu zeigen, den Feinden aus, die nur unter Androhung der Rache seitens der benachbarten Stämme, unter deren Schutz Musil und seine Begleiter standen, und durch Verabreichung von Geschenken die Gefangenen frei ließen (Edom II., S. 193 f.). Gefährlich waren für Musil auch die weit vorgeschobenen Stationen der türkischen Regierung, z. B. in El-ʻAḳâba (bibl. Elath) am Toten Meere, wo der Muhâfez sein Irâde senijje als gefälscht bezeichnete, ihn für einen ägyptischen Spion und seinen Gefangenen erklärte und nach Ḳazze

transportieren wollte. Musil machte den türkischen Verwalter aufmerksam, daß er von dort aus nach Konstantinopel telegraphieren würde, wie man die Befehle Sr. Majestät des Sultans erfülle. Zornig warf der Muḥâfeẓ seinen Tarbusch vor die Füße Musils und schimpfte über die Herren in Konstantinopel, die den Beamten nichts zu essen gäben und sie nur in Ausübung ihrer Gewalt behinderten. Musil sollte nun in el-ʻAkâba so lange eingesperrt bleiben, bis eine Antwort des Wali von Ĝedda eingeholt worden, und zwar in einer feuchten Kammer der Festung, in der stets Fieber herrscht. Da brachte ein Offizier der regulären Truppen Hilfe, indem er Musil und seine Begleiter als Spione in sein Lager bringen ließ, von wo sie schließlich nach Ma'ân transportiert wurden (Edom I., S. 257).

Diese übermenschlichen Anstrengungen und Entbehrungen mußten auch den stärksten Organismus erschüttern. „Als ich (bei Raṛandal) fieberte," schreibt Musil (Edom II., S. 193), „konnte ich nicht schlafen, aber auch die Wachen nicht beaufsichtigen; ich war gegen alles gleichgültig, doch verging die Nacht ohne Störung. In der Früh war ich derartig schwach, daß ich nicht mehr imstande war, mein Kamel allein zu besteigen. Meine Begleiter halfen mir in den Sattel und einer blieb immer neben mir, um mein Kamel zu führen und mich zu halten. So ritten wir eine schwache Stunde bis zur Quelle ʻajn Raṛandal. Sie legten mich unter einem Felsen nieder und kamen von Zeit zu Zeit einer nach dem andern, ob ich noch am Leben sei, denn sie waren überzeugt, daß ich sterben werde. Die mehrtägige Arbeit in den übelriechenden unterirdischen Gräbern von ʻAbde bei einer Hitze von 35—45° Celsius hatte meine Kräfte zu stark angegriffen, dazu die stete Aufregung sowie die karge, schwer verdauliche Kost und jetzt wieder der zweitägige Aufenthalt in dem sumpfigen Sabḫa; es war genug, um meine Kräfte aufzureiben. Am Morgen war meine Teilnahme so gering, daß mich ʻAbdallâh zwingen mußte, die Arznei einzunehmen. Der Pulsschlag war 132 in der Minute. Allein nachmittags raffte ich mich doch ein wenig auf; ich wollte nicht liegen bleiben und besichtigte, auf einen Stock gestützt und von Mḥammad geführt, die Umgebung. Am Abend zurückgekehrt legte ich mich nieder und wollte schlafen. Ich hatte kaum eine Stunde geruht, als mich ein Geheul aufweckte, das von dem etwa 30 Meter östlich gelegenen Lagerplatz meiner Begleiter erscholl. Im Nu war meine Müdigkeit dahin. Wir waren von 11 Kamelreitern der Saʻidijjîn überfallen worden, die den ganzen Mehlvorrat verzehrten, unseren Reis kochten und sehr ungehalten waren, daß unser Butterschlauch fast leer war."

Die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Forschungen und der persönliche Mut, den Musil dabei gezeigt, haben ihm die Anerkennung der gesamten gelehrten Welt gesichert und selbst Se. Heiligkeit Papst Pius X. fordert ihn in einem durch den Staatssekretär Kardinal Merry del Val an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften gerichteten Zuschrift zu neuer Arbeit auf. Professor Dr. Musil beabsichtigt nach Fertigstellung des ethnographischen Teiles seiner Forschungen im Jahre 1908 neuerdings in die wüsten Gegenden von Arabia Petraea zurückzukehren, um seine Forschungen fortzusetzen und zu ergänzen. Möge er unter Gottes Schutz mit ebenso reicher Ausbeute wohlbehalten in unser Vaterland zurückkehren!



Medizinisch-Psychiatrisches aus Österreich im Jahre 1809.

Von Universitätsprofessor Dr. **Alexander Pilcz.**

Während die Wende des 18. Jahrhunderts in der Weltgeschichte derartige Umwälzungen gebracht hatte, daß es scheinen mochte, nicht wenige Jahre, sondern viele Jahrhunderte lägen zwischen der josefinischen und der napoleonischen Zeit, stand das Medizinalwesen Österreichs im Anfange des 19. Säkulums noch ganz im Zeichen des großen „Schätzers der Menschheit"; seine Schöpfungen prägten der öffentlichen Wohlfahrts- und Krankenpflege ihren Stempel auf. Wie weitausblickend und reiflich durchdacht die Institutionen des großen Habsburgers auf dem Gebiete des Spitalwesens waren, mag an dem einen Umstand ermessen werden, daß das zu seinen Zeiten erbaute k. k. Allgemeine Krankenhaus den immens wachsenden Anforderungen moderner Heilkunde und Hygiene bis in die jüngste Zeit genügen konnte.

Wenn eine andere Schöpfung des edlen Kaisers, der sogenannte Irrenturm, ein für die damalige Zeit epochales Werk, früher veraltete, so lag das nicht an Unzulänglichkeiten der Pläne, denen keineswegs ein nur ephemerer Wert zugesprochen werden darf, sondern daran, daß gerade auf dem Gebiete der praktischen Irrenpflege in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein derart gewaltiger Umschwung sich vollziehen sollte, wie er nur noch etwa mit jenen Umgestaltungen verglichen werden könnte, welche die Chirurgie durch die Anti- beziehungsweise Aseptik erfahren hat.

Eine Erörterung des Standes des österreichischen Irrenwesens im Jahre 1809 kann, wenn sie nicht auf einfache Aufzählung der damals gerade fungierenden Ärzte ꝛc. sich beschränken soll, nur an den Namen Josefs II. anknüpfen.

Vor Kaiser Josef II. waren die Geisteskranken in einem Gefängnis am Salzgries untergebracht gewesen, wo sie noch an Ketten lagen. An Sonn- und Feiertagen zog der Stadtpöbel zum Fischertor am Salzgries, um an den armen, hinter den Gittern gefesselten Wahnsinnigen seiner rohen und gefühllosen Neugierde zu fröhnen, so etwa, wie man sich eine Menagerie anschaut. Später brachte man die Irren in das Spanische Spital am Rennweg und in das St. Marxer Bürgerspital,*) woselbst man aber auch

*) Diese beiden Spitäler aber hatten, wohlverstanden, nur so nebenbei eine eigene Abteilung für Geisteskranke, dienten nicht vielleicht ausschließlich als wirkliche Irrenanstalten. Im St. Marxerspital z. B. waren hauptsächlich venerische Kranke untergebracht.



nichts anderes kannte zur Bändigung der Tobenden als den brutalen mechanischen Zwang durch eiserne Fesseln und Ketten.

Kaiser Josef II., dessen menschenliebendes Herz für alle schlug und dessen klare Augen auf alles wachsam gerichtet waren, nahm sich auch speziell der unglücklichen Irren an, deren menschenunwürdige Verpflegung und Detention er mit jener ihm so eigenen tatkräftigen Initiative und genialer Fürsorge sofort zu verbessern trachtete. Er befahl, daß beim Bau des „Hauptspitals" (eben des k. k. Allgemeinen Krankenhauses) auch ein Gebäude mit der ausschließlichen Bestimmung zur Aufnahme und Pflege Geisteskranker errichtet werden müsse. Pläne wurden allsogleich entworfen und mußten schleunigst vorgelegt werden; das Projekt des Leibarztes Baron von Quarin fand den Beifall des Kaisers, welcher bis auf die minutiösesten Einzelheiten die Entwürfe, Baupläne, Diensteserorganisation ꝛc. selbst prüfte, und schon am 19. April 1784 konnte der „Irrenturm" (erbaut von Gerl) seiner Bestimmung übergeben werden, als die erste öffentliche selbständige Irrenanstalt Österreichs.

Schon 1783 war das Brünner Dominikanerkloster über kaiserlichen Befehl in ein Asyl für Geisteskranke umgewandelt worden und am 1. Dezember 1790 erfolgte die Eröffnung des Tollhauses in Prag, nachdem Kaiser Josef II. befohlen hatte, daß auch das Neustädter Fräuleinstift in ein Kranken- und Tollhaus umgestaltet werde.

Aber auch auf andere Punkte des Irrenwesens war Kaiser Josef II. bedacht; so ordnete er z. B. am 3. März 1783 an, daß jeder Geistliche, der geisteskrank würde, dem Kreisamte anzuzeigen sei und in das nächstliegende Spital der Barmherzigen Brüder gebracht werden müsse; am 14. Oktober 1783 forderte eine Hofkanzleiordre die Regierung zur strengen Kontrolle über die Irren auf u. dgl. mehr.

Im Jahre der Eröffnung wurden 142 männliche und 65 weibliche Geisteskranke in den Wiener Irrenturm aufgenommen.

Man darf dieses Werk nicht nach den modernen Musterinstituten Österreichs und Deutschlands messen, vor allem nicht nach den einzig in Europa dastehenden neuen Wiener Landes-Heil- und Pflegeanstalten am Steinhof, sondern man muß sich die Verhältnisse der Irrenpflege vergegenwärtigen, wie sie Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts obwalteten.

Nicht scharf genug kann betont werden, welch ungeheuren Fortschritt schon an sich die Errichtung einer selbständigen Irrenanstalt in der Entwicklung der Irrenpflege bedeutete. In welcher Weise vordem für die Unterbringung der Geisteskranken gesorgt war, ist im Vorhergehenden schon angedeutet worden. Ähnliche Zustände herrschten aber so ziemlich in ganz Europa; für die Irrsinnigen wußte man im großen und ganzen nichts Besseres als Detention in den Zuchthäusern, in den Stadtverließen, in den Spitälern für Pest- und Geschlechtskranke. Man verfolgte keine anderen Zwecke, als die Irren einzusperren, und dazu schienen alle die genannten Anstalten gut genug. Der Gedanke, daß man es mit Kranken zu tun habe, und zwar mit Kranken, welche tausendmal erbarmungswürdiger sind als irgendwelche andere, fand nicht Raum in den Köpfen der damaligen Gesellschaft. Erst Kaiser Josef, auch hier seiner Zeit weit voraus eilend, nahm

sich der Unglücklichen an und schuf eine Stätte mit der ausschließlichen Bestimmung zur Pflege der Geisteskranken. Wenngleich es nicht richtig ist, daß eben dieser „Irrenturm" — ob seiner Gestalt im Volksmunde der „Kaiser Josefs-Gugelhupf" benannt — die erste Irrenanstalt in Europa*) war, wie dies Viszánik behauptet (der Ruhm, zuerst für die Irrsinnigen eine eigene Wohlfahrtsanstalt errichtet zu haben, 1460, gebührt auf deutschem Boden Nürnberg), so muß doch die Schöpfung des edlen Kaisers als eine der hervorragendsten Taten in der Geschichte humanitärer Bestrebungen gepriesen werden.

Endlich fanden in Österreich die Geisteskranken ein Heim, wo sie den Roheiten der Zuchthäusler entrissen, wo sie vor Hunger, Durst und Kälte geschützt waren und wo ihnen sachgemäße Pflege zuteil wurde. Für Beköstigung, Bekleidung, Pflege und ärztliche Behandlung war durch detailliert ausgearbeitete Instruktionen in mustergiltiger Weise gesorgt; gewisse Einzelheiten in der Behandlung, welche uns jetzt als höchst grausam erscheinen, dürfen wahrlich nicht der Institution als solcher zugeschrieben werden, sondern dem Stande der damaligen psychiatrischen Wissenschaft, welche z. B. zur Bekämpfung tobsüchtiger Erregungszustände und gefährlicher Angriffe seitens der Geisteskranken eben nur den mechanischen Zwang der Fesseln kannte. Dies war aber bis in das 19. Jahrhundert noch allenthalben genau so der Fall. Das sogenannte »no-restraint«-System, das sich an den Namen Conollys knüpft und das durch den großen Pinel in Paris und Chiaruggi in Florenz schon Ende des 18. Jahrhunderts angebahnt worden war, feierte seinen endgiltigen Sieg nach langen, schweren Kämpfen erst sehr spät, in den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts; und so darf es uns nicht wundern, wenn neben Einrichtungen staunenswert humaner Fürsorge wir auch z. B. lesen, daß als Zwangsmittel Bettgurten und „nur ausnahmsweise eiserne Hand- und Fußfesseln und in den gepflasterten Kammern des Turmes am Fußboden oder auch in der Mauer sich befindliche starke eiserne Ringe und Ketten zur Festhaltung der Tobsüchtigen" im Gebrauche waren.**) Heutzutage dient der ehemalige Irrenturm nur mehr als Depot und enthält Hausdienerwohnungen. Wer ihn besucht, kann sich aber ohneweiters überzeugen, daß Zellen wie Korridore sehr geräumig waren und daß die Zellen speziell gutes Licht hatten. Für Beheizung und Kost, für Beaufsichtigung und Behandlung war in ausgezeichneter Weise gesorgt. Der ärztliche Dienst oblag u. a. zwei Primarärzten, welche im Krankenhause selbst angestellt waren. Erst 1817 wurde die Irrenanstalt eine selbständige

---

*) Die ersten öffentlichen Irrenanstalten in Europa verdankt man dem Orden della mercedes, dessen Aufgabe es war, christliche Gefangene von den Mauren loszukaufen, und der dabei die prachtvollen Wohlfahrtsinstitute der Moslims kennen lernte (zu Fez im 7. Jahrhundert [!], zu Bagdad im 12. Jahrhundert, zu Kairo 1283 ꝛc.). Es soll schon 1352 zu Bergamo in Italien ein Irrenasyl bestanden haben. Die ersten großen Irrenanstalten entstanden zu Valenzia 1409, Saragossa 1425.

**) M. Viszánik, „Leistungen und Statistik der k. k. Irrenheilanstalt zu Wien seit ihrer Gründung im Jahre 1784 bis zum Jahre 1844" (Wien, 1845).



Abteilung mit einem eigenen Vorstande.*) Außerdem waren tätig ein Sekundararzt und zwei Sekundarchirurgen. — Vielleicht darf des Kuriosums halber hier erzählt werden, daß nach einem Berichte des Direktors Riedel an das Ministerium 1853 wegen ungenügender Zahl der Petenten zwei weniger als die systemisierten vier Präparanden aufgestellt worden sind. Nicht einmal Studenten der Medizin „fanden es der Mühe wert, sich um eine derlei Stelle zu bewerben", deren Honorar allerdings nicht grade fürstlich genannt werden durfte; es beschränkte sich auf den Genuß „einer freien eingerichteten Wohnung zu zweien in einem Zimmer mit Holzdeputat zur Heizung und auf den Bezug von jährlich 24 Pfund Unschlittkerzen"**).

Schon der erste Direktor des Allgemeinen Krankenhauses, Quarin, trat mit Reformvorschlägen hervor; es sollten u. a. „für die Bewohner des Irrenturmes Promenaden angelegt, der letztere vom Krankenhause durch ein Gitter getrennt und die ruhigen Geisteskranken in das Lazareth versetzt" werden***). Diese Projekte scheiterten aber, wie so manche andere, an der Geldfrage. Weitere Fortschritte erfuhr das Irrenwesen, als Peter Frank †) Direktor des Allgemeinen Krankenhauses war (1795 bis 1804). So hat Frank u. a. 1796 den mit einem Traiteur abgeschlossenen Vertrag wegen Lieferung der Speisen aufgelöst und die Leitung der Küche in Eigenregie des Spitals übernommen, in der Hoffnung, den Kranken dadurch bessere und reichere Nahrung zu verschaffen.

Ein großer Übelstand, welcher dem „Irrenturme" anhaftete, ward aus dem Wege geräumt. „Anfangs nämlich" — schreibt Viszánik — „konnte man ungehindert von außen sich dem Turme nähern, und es gehörte fast zu den Belustigungen der niederen Volksklassen, besonders an Sonn- und Feiertagen, sich an dem Anblicke der unglücklichen Geisteskranken zu ergötzen und mit roher Neugierde die Gebärden anzusehen, womit dieselben in der Fensternische ihrer Zellen lauernd in die freie Gegend starrten und unter kläglichem Geschrei ein Almosen, mittels Säckchen, die an langen Zwirnsfäden befestigt waren, zu erhaschen suchten." — Durch Peter Frank nun wurden um den Turm Mauern gebaut, welche denselben tangential derart einfriedeten, daß Plätze außerhalb des Turmes und innerhalb dieser Mauer entstanden, auf welchen Gartenanlagen für die Kranken errichtet wurden. Nur Angehörigen oder Bekannten der Geisteskranken war der Besuch des Irrenturms gestattet. Besonders hervorgehoben muß auch werden, daß Frank anordnete, daß kein Kranker ohne ärztliches Zeugnis aufgenommen werden dürfe.

---

*) 1808—1826 hatte die Leitung Dr. Eisl.

**) Berze, Psychiatrisch-neurologische Wochenschrift, 1907, Nr. 27/28, S. 221.

***) Puschmann, „Die Medizin in Wien während der letzten 100 Jahre". Wien, 1884.

†) Unter Frank wurden auch 1801 Impfungen in größerem Ausmaße im Allgemeinen Krankenhause vorgenommen, nachdem 1799 Jean de Carro schon an seinen eigenen Kindern die erste Vaccination in Wien vollzogen hatte. Die Vaccination wurde auch von der Regierung empfohlen. Dies war im Anfang des vorigen Jahrhunderts der Fall!



Die zahlreichen Neuerungen Franks kosteten natürlich Geld und beschworen eine Hochflut hochobrigkeitlicher „Sparsamkeitserlässe" herbei (dergleichen soll heutzutage auch noch vorkommen). Frank antwortete, daß „Menschenersparnis doch immer das vorzüglichste aller Staatsersparnisse sei und daß . . . . jeder durch Verschub kräftiger Rettungsmittel ersparte Pfennig mit Bürgerblut befleckt werde. . . . ." (Arch. d. Minister. d. Innern.)

Die Überfüllung des Irrenturmes aber stieg unterdessen stetig an und zur Steuerung derselben wurden nur Palliativmittel ergriffen. 1803 wurde dem Irrenturm als eine eigene Abteilung auch das sogenannte „Lazareth" angegliedert, „für heilbare und ruhige Wahnsinnige", während im alten Gebäude die tobenden, unreinen und die als unheilbar geltenden Geisteskranken verpflegt wurden. Auch wurde das Großarmenhaus zu Ybbs in eine Pflegeanstalt für ruhige, harmlose und unheilbare Irrsinnige umgewandelt; auch im sogenannten „Dreiguldenstock" des Allgemeinen Krankenhauses in Wien waren einige Zimmer zur Unterbringung geisteskranker Pensionäre bestimmt.

Abgesehen aber von dem Umstande der Überfüllung erwiesen sich allmählich auch die inneren Einrichtungen, die Räumlichkeiten an sich, die möglichen Kurbehelfe u. dgl. als unzulänglich angesichts der Fortentwicklung der praktischen Irrenpflege.

Schon 1806 erklärte der Direktor des Allgemeinen Krankenhauses Nord, als in Ungarn ein Irrenhaus errichtet werden sollte, daß die Wiener Anstalt „schlechterdings nicht zum Muster eines neuaufzuführenden Irrenhauses dienen könne".

Es sollte aber noch bis zum Jahre 1853 dauern, ehe eine neue, modernen Anforderungen entsprechende Irrenanstalt in Wien eröffnet werden konnte; und gegenwärtig erhebt sich in Wien eine Heil- und Pflegeanstalt für Nerven- und Geisteskranke, welche auf Jahrhunderte hinaus mustergiltig sein wird für alle Kulturstaaten, eine Anstalt, welche sich zum „Irrenturm" verhält wie ein Luxusdampfer der Hamburg-Amerika-Linie zu dem primitiven Canoe eines Südseeinsulaners. Wir Österreicher aber, die wir mit Stolz sagen können, daß Niederösterreich jetzt auf dem Gebiete der Wohlfahrtsinstitutionen an der Spitze der zivilisierten Welt steht — es sind diese Errungenschaften bekanntlich für immer an den Namen Leopold Steiner geknüpft —, wir dürfen nie vergessen, daß der alte, verachtete und antiquierte Narrenturm seinerzeit nicht nur vollauf seinen Zweck erfüllte, sondern gleichfalls eine vorbildliche Institution für Europa war, einen Markstein in der Geschichte der öffentlichen Irrenfürsorge bedeutete und einen Fortschritt humanitären Waltens involvierte, durch welchen Kaiser Josef sich unvergänglichen Lorbeer errang.

Ein kurzer Vergleich mit dem Stande des Irrenwesens in den anderen europäischen Staaten zu Anfang des 19. Jahrhunderts liefert einige recht bemerkenswerte Ergebnisse.

Im Vaterlande des großen Reformators der Psychiatrie Pinel erschien am 16. Juli 1819 ein Ministerialerlaß, der ganze Bände über die Zustände der französischen Irrenpflege spricht: es heißt da u. a., daß es künftighin nicht mehr erlaubt sei, daß die Wärter mit Ochsenziemern bewaffnet und von Hunden begleitet die Krankenvisiten machen. Zellen ohne



Fenster dürfen nicht mehr gebaut werden. Esquirol, der Nachfolger Pinels, klagte in einem Berichte an das Ministerium, daß die Kranken in Höhlen angekettet liegen, in denen jene wilden Tiere einzusperren man sich scheuen würde, welche der Luxus der großen Hauptstädte mit so großen Kosten erhält. In Holland rief noch 1837 der Psychiater Schröder van der Kalk aus: „Si vero jam ad patriam oculos adverto, nescio utrum me gravius moerore commoveri, an pudore suffundi sentiam!“ In England fand Haslam 1814 zahlreiche Irre, welche bei gewissen Mondesphasen an Ketten gelegt und mit Ruten gepeitscht wurden, weil man eine besondere Einwirkung des Mondes fürchtete. 1817 veröffentlichte Hagner zu Waldheim eine Schrift, in welcher er u. a. bat, man möge doch endlich aufhören, die Geistesgestörten an Ketten zu legen. In Königsberg lagen noch 1789 in den Zuchthäusern sterbende Geisteskranke in Ketten; Vergehen gegen die Hausdisziplin wurden bei den Kranken in gleicher Weise gestraft wie bei den Züchtlingen; sogar der Folter wurden sie unterworfen. Während Wien seit Kaiser Josef II. ein wohl organisiertes Irrenhaus besaß, ward z. B. in Petersburg erst am 1. April 1814 eine eigene Anstalt errichtet, am 1. März 1801 eine solche zu Neu-Ruppin in Preußen, 1. Jänner 1809 zu Pontorson. Das alles muß man wissen, um der Schöpfung Kaiser Josefs II. die verdiente Würdigung angedeihen lassen und sie in ihrer ganzen Größe und Bedeutung für die Geschichte der leidenden Menschheit erfassen zu können.

Nachfolgende Einzelheit aus der Chronik der Psychiatrie in den Anfangsjahren des vorigen Jahrhunderts sei der Vollständigkeit halber verzeichnet: Bis zum Jahre 1806 wirkte als Sekundararzt Dr. Görgen, der dann als Vorstand der psychiatrischen Abteilung fungierte und der Erste in Oesterreich war, welcher eine Privatirrenanstalt in Ober-Döbling (derzeit Obersteinersches Sanatorium) errichtete. Das Amt als Primararzt mußte aber Görgen niederlegen, da die Regierung ihm nicht die Realisierung seines Projektes mit der Privatanstalt gestattete.

Eine soziologisch wie medizinisch interessante Frage ist, ob die lange währenden schrecklichen Kriegsjahre, so wie sie von größter Bedeutung waren für das normale Seelenleben der Bevölkerung und die herrlichsten Blüten glühender patriotischer Begeisterung und Opferfreudigkeit für Kaiser und Vaterland hervorbrachten, so auch andererseits auf die Psychopathologie der Massen irgendwie einen nachweislichen Einfluß ausübten. Es liegen z. B. wertvolle Untersuchungen vor über die Geistesstörungen des Jahres 1871. Mehrere Autoren, namentlich Lunier*), studierten genau die Geisteskrankheiten des „année terrible“ und konnten eine erschreckende Zunahme derselben konstatieren (abgesehen von zahlreichen symptomatologischen Einzelheiten, auf welche des näheren einzugehen hier nicht der Platz ist). Das Quellenmaterial, welches uns zur Beantwortung dieser Frage für die große Zeit der napoleonischen Kriege zur Verfügung steht, ist allerdings sehr dürftig. Immerhin besitzen wir eine ausgezeichnete Statistik von Viszánik, der wir wenigstens die genauen Aufnahmszahlen des vorerwähnten „Irrenturms“ von

*) Annales médicopsychologiques 1873/74, »Influence des évènements de 70/71 sur le mouvement de l'aliénation mentale en France«.



1784 bis 1844 entnehmen können. Eine sonderliche Zunahme nun der Geisteskranken gerade in den Anfangsjahren des 19. Jahrhunderts läßt sich durchaus nicht ersehen.

Jedoch sonst enthält die Chronik der Wiener Medizin mancherlei Daten, in denen sich Reflexe der großen, stürmischen Zeit wieder erkennen lassen, gleichsam wie in die Idylle der Schumannschen „Hermann und Dorothea"-Ouverture von Ferne der Donner der Marseillaise flüchtig hineinschallt; es finden sich Beziehungen zu Namen, die in der Weltgeschichte Geltung haben, und vielleicht darf sich Verfasser dieses erlauben, sein Spezialgebiet zu verlassen und einiges noch anzuführen, was sonst an Bemerkenswertem beim Studium der damaligen Medizinalgeschichte sich aufdrängt. Verfasser ist nicht Historiker vom Fach und muß natürlich eine erschöpfende Darstellung der Verhältnisse des österreichischen Medizinalwesens in der napoleonischen Zeit einem Berufeneren überlassen.

Wir werden später sehen, daß die Bedeutung eines der größten vaterländischen Aerzte, dessen Entdeckung auf heimischem Boden aber nicht genug gewürdigt worden war, von dem Leibarzte des großen Korsen vollauf erkannt wurde, daß wir es überhaupt eigentlich nur diesem französischen Arzte verdanken, daß das Andenken Auenbruggers der Medizin erhalten blieb. Derselbe Corvisart, auf welchen hier angespielt wird, bewirkte es, daß Napoleon I. dem Sohne des berühmten Wiener Klinikers Maximilian Stoll (gest. 1787) eine Unterstützung zukommen ließ, nachdem der junge Mann, ein Literat, ganz verarmt war.

1809 fand eine interessante Unterredung statt zwischen dem französischen Kaiser und dem ehemaligen Direktor des Allgemeinen Krankenhauses, Peter Frank, der, nachdem er seine Stelle als Leibarzt des Kaisers von Rußland aufgegeben hatte, 1808 wieder nach Wien zurückgekehrt war. Napoleon hatte Frank schon wegen seines eigenen Gesundheitszustandes zu Rate gezogen, ihn auch zu dem bei Aspern schwer verwundeten Marschall Lannes rufen lassen, setzte — wie er mit Goethe über Dramatik gesprochen — so Frank gegenüber seine Ansichten über Chirurgie und Medizin auseinander und suchte Frank zu überreden, als konsultierender Leibarzt der kaiserlichen Familie nach Paris zu kommen. Puschmann, dem ich diese Daten entnehme, berichtet, daß Hofintrigen und noch mehr die politischen Ereignisse der folgenden Jahre die Ausführung dieses Planes verhinderten.

Der Neffe dieses Frank, Ludwig, ward 1816 Leibarzt der Erzherzogin Maria Louise, nachdem er unter anderm unter Bonaparte als französischer Militärarzt den Feldzug in Ägypten mitgemacht hatte.

Nach den Schlachten von Aspern und Wagram herrschte in den Spitälern Wiens eine entsetzliche Überfüllung. Im Allgemeinen Krankenhause allein befanden sich zu gleicher Zeit 1457 verwundete Soldaten (darunter 451 Offiziere).

Abgesehen aber von dem Momente dieser selbstverständlichen und vorübergehenden Überfüllung hatten die Krankenanstalten Wiens und Österreichs überhaupt durch die Kriegswirren glücklicherweise nicht zu leiden und es trugen sich bei uns nie dergleichen jeglicher Humanität ins Gesicht schlagende Vorfälle zu wie z. B. 1814 in St. Pauli bei Hamburg, wo der „Kranken-

hof" (auch für Geisteskranke) am 2. Jänner von den Franzosen niedergebrannt wurde und die Kranken einfach auf die Straße gesetzt wurden; oder 1813 in der als Irrenanstalt dienenden Feste Sonnenstein, in welcher 275 Irrsinnige durch den Major Pervent rücksichtslos delogiert wurden (am 14. September 1813; am 12. September soll Napoleon befohlen haben: „Que l'on chasse ces fous!").

Einige andere Daten, aufs Geratewohl herausgegriffen, mögen vielleicht anschaulicher denn irgendwelche längere Ausführungen ein Bild von dem Stande des damaligen Medizinalwesens geben und ein Vergleich mit den derzeit bestehenden Verhältnissen darf nicht uninteressant genannt werden.

Der gesamte Lehrkörper der medizinischen Fakultät zählte 1809 dreizehn Professoren und vier Dozenten, dazu kommen noch sieben Professoren an der Josefsakademie. Nach dem offiziellen Ausweis der akademischen Behörden für das Studienjahr 1907/08 umfaßt der Lehrkörper derselben Fakultät jetzt 61 Professoren (darunter 23 ordentliche) und 159 Dozenten. Das Professorenkolleg der medizinischen Fakultät bestand 1809 aus den Lehrern Michael Mayer (1791—1830, Anatomie), G. Prochaska (1791—1819, Physiologie), Math. Collin (1774—1811, allgemeine Pathologie und Therapie und Arzneimittellehre), J. F. v. Jacquin (1797—1838, Chemie und Botanik), Joh. Scherer (1807—1833, allgemeine Naturgeschichte), Val. v. Hildenbrand (1807—1818, medizinische Klinik und spezielle Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten für Ärzte und „höhere" Chirurgen), Jakob Reinlein (1804—1814, dasselbe Fach für niedere Wundärzte), v. Rudtorffer (1808—1823, theoretische Chirurgie), Vinzenz v. Kern*) (1805—1823, praktische Chirurgie), Raph. Steidele (1797—1816, theorethische Geburtshilfe), L. Boër (1789—1822, geburtshilfliche Klinik), F. Vietz**) (1805—1812, Staatsarzneikunde) und Jos. Langmayer (1774—1814, theoretische Medizin für den niederen Kurs der Wundärzte.)

Chemie und Botanik, ebenso Arzneimittellehre, allgemeine Pathologie und Therapie wurden also von je einem und demselben Lektor vorgetragen; die Spezialfächer: Augenheilkunde, Psychiatrie, Kinderheilkunde, Dermatologie gab es nicht.

In den acht Jahren 1801—1809 habilitierten sich sieben Dozenten, dagegen in dem einen Schuljahre 1904/05 z. B. deren dreizehn.

An der Josefsakademie war das Fach der Augenheilkunde als selbstständige Disziplin wohl vertreten (es wirkte darin 1796—1809 J. A. Schmidt), dagegen beschränkten sich die übrigen Lehrstühle gar nur auf die Zahl 6, und zwar Anatomie und Physiologie (also nicht getrennt, 1806—1823 Josef Scherer), allgemeine Pathologie, Therapie und Pharmakologie (1796—1809 derselbe J. A. Schmidt, welcher, wie eben erwähnt, auch gleichzeitig Augen-

*) Kern ist auch der Schöpfer des berühmten Institutes der Operateurszöglinge an den Wiener Kliniken (1807).

**) Vietz war der erste Lehrer der Staatsarzneikunde. Noch 1791 erklärte der allmächtige Störck, der Chef des gesamten Medizinalwesens, auf ein Habilitationsgesuch von v. Sallaba, daß die Staatsarzneikunde „eine für den Staat schädliche Wissenschaft sei, deren Vorlesungen nur von Enthusiasten besucht werden könnten".



heilkunde vortrug), Innere Klinik (1807—1825 A. Castelliz), Chirurgie (1806—1825 Chr. Zank), Geburtshilfe (1798—1826 W. J. Schmitt) und Chemie und Botanik (wieder vereint, 1806—1840 F. Zimmermann); also sieben Fächer vertreten durch sechs Professoren.

Als anderes Kuriosum aus jener Zeit sei erwähnt, daß die Verpflegskosten für Patienten dritter Klasse im Irrenturme täglich 18 Kreuzer betrugen. In der Wiener Landesirrenanstalt im IX. Bezirke waren für die III. Klasse zuletzt 2 Kronen 20 Heller Verpflegsgebühren festgesetzt.

Das Jahr 1809 brachte der medizinischen Wissenschaft den Verlust eines Mannes, dessen Bedeutung am besten durch die Worte des Franzosen Piorry gekennzeichnet sein möge, der 1842 sagte: „Wäre Auenbrugger auf französischem Boden geboren, so wäre ihm längst ein Denkmal gesetzt." Dr. Leopold von Auenbrugger, der Erfinder der Perkussion des Brustkorbes, starb zu Wien am 18. Mai 1809.

Schreiber dieses darf es sich als Psychiater nicht anmaßen, die epochale Entdeckung Auenbruggers in exaktfachlicher Weise würdigen zu können, liegt doch seiner Spezialdisziplin die Domäne der Auenbruggerschen Untersuchungen ferne. Nur nebenbei sei erwähnt, als Beweis für den weitumfassenden klinischen Blick dieses Arztes, daß derselbe auch auf psychiatrischem Gebiete sich betätigte. Wir verdanken ihm die Arbeiten: »Experimentum nascens de remedio specifico sub signo specifico in mania virorum« (Wien, 1776) und „Von der stillen Wuth oder dem Triebe zum Selbstmorde" (Dessau, 1783). Das unvergängliche Verdienst Auenbruggers wird es bleiben, die für die Erkrankung und Behandlung innerer Krankheiten so ungemein wichtige Lehre von der physikalischen Diagnostik, von der Perkussion, durch systematische, höchst mühevolle und langjährige Untersuchungen begründet zu haben. Die Großen des 19. Jahrhunderts bis Skoda stehen auf den Schultern Auenbruggers, was Skoda selbst stets betonte, der ihn als den Begründer der neueren Diagnostik bezeichnete. Im Jahre 1761 veröffentlichte in Wien Auenbrugger nach langer, mit der größten Selbstkritik unternommener Prüfung sein »Inventum novum ex percussione thoracis humani, ut signo, abstrusos interni pectoris morbos detegendi«. Leider darf nicht verschwiegen werden, daß diese bahnbrechenden Entdeckungen gerade auf heimischem Boden keinen Anklang und keine Anerkennung zu finden vermochten. Die hervorragendsten Vertreter der zeitgenössischen österreichischen Medizin, ein van Swieten und de Haen, schwiegen die wissenschaftlichen Errungenschaften Auenbruggers einfach tot,*) wiewohl es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen kann, daß speziell de Haen davon schon aus lokalen äußeren Gründen — der Nachbarschaft der de Haenschen Klinik und des sogenannten Spanischen Hospitals, an dem Auenbrugger wirkte, — Kenntnis gehabt haben mußte. Einige reichsdeutsche Kliniker nahmen zwar von dem Inventum novum Notiz, verhielten sich aber, von wenigen Ausnahmen abgesehen, der neuen Lehre gegenüber durchaus ablehnend.

*) Die Daten über Auenbrugger sind größtenteils der gründlichen Biographie von Clar, Graz, 1867, entnommen.



Ein Franzose mußte kommen, um eine der größten medizinischen Taten, die von einem Österreicher stammte, der Gefahr zu entreißen, gänzlich in Vergessenheit zu geraten.

Nachdem schon 1770 Rozière de la Chassagne aus Montpellier das Inventum novum ins Französische übersetzt hatte, nimmt sich Corvisart, der berühmte Leibarzt Napoleons I., 1808*) dieses Werkes an, lieferte eine mustergiltige Übersetzung und trat mit der ganzen Autorität seines in der medizinischen Welt so angesehenen Namens für die Lehren Auenbruggers ein, welchen er in der Vorrede eben dieser Übersetzung neidlos mit begeisterten Worten preist. Erst Corvisart hat Auenbrugger für uns und für die gesamte medizinische Wissenschaft vor der Vergessenheit gerettet.

Zum Schlusse sei noch zweier merkwürdiger Erscheinungen Erwähnung getan, welche die medizinische, aber namentlich die Laienwelt der damaligen Zeit sehr beschäftigten, und bei deren Besprechung Verfasser wieder auf sein Spezialgebiet zurückkehrt.

Es dürfte vielleicht nicht allgemein bekannt sein, daß der sogenannte Mesmerismus, der mystische und zum Teile charlatanmäßige Vorläufer des jetzt gründlich studierten und vielfach zu Heilzwecken verwendeten Hypnotismus, von Wien seinen Ausgang nahm.

In der josefinischen Zeit machte Anton Mesmer in Wien viel Aufsehen durch seine magnetischen Wunderkuren, mußte aber schon 1778 diese Stadt wegen allerlei Mißhelligkeiten verlassen und spielte dann in Paris eine große Rolle.

Gall, der Begründer der Phrenologie, wirkte gleichfalls in Wien, hielt hier seit 1796 öffentliche, gut besuchte Vorlesungen, welche aber 1802 durch die Regierung verboten wurden. Es heißt in dem betreffenden Erlasse u. a.: „Da über diese neue Kopflehre ... vielleicht manche ihren eigenen Kopf verlieren dürften, diese Lehre auch auf den Materialismus hinführe, mithin gegen die ersten Grundsätze der Religion und Moral zu streiten scheine, so habe derselbe diese Privatvorlesungen einzustellen". Gall verließ auch bald darauf Wien und begab sich nach Deutschland. Eine der frühesten psychiatrischen Fachzeitschriften, das 1805 gegründete „Archiv für Gemüts- und Nervenkrankheiten" von A. Winkelmann, beschäftigte sich auch viel mit den Gallschen Lehren.

---

*) »Nouvelle méthode pour reconnaître les maladies internes de la poitrine par la percussion de cette cavité par Auenbrugger.« Paris, 1808.





Friedrich Schlegel.

Von Richard v. Kralik.

Über Friedrich Schlegel sind eben zwei neue Veröffentlichungen erschienen, die gerade die beiden äußersten Pole seiner Persönlichkeit bezeichnen: eine Neuausgabe der „Lucinde“ zugleich mit den Schleiermacherschen Briefen über Lucinde und mit einer Einleitung von Rudolf Frank (Inselverlag zu Leipzig, 1907), anderseits Briefe mystischen und religiösen Charakters aus seiner zweiten Periode, herausgegeben, eingeleitet und erläutert von M. Rottmanner (Erster Band, 1907, Verlag des Literarischen Vereines in Wien).

Es ist schwer, jede einzelne dieser Erscheinungen zu verstehen, noch schwerer, ihren notwendigen Zusammenhang in der einheitlichen Persönlichkeit des berühmten Herolds der romantischen Schule zu begreifen. Mich dünkt, es ist bis jetzt noch kaum gelungen. Daß beide Erscheinungen ihre Schwächen haben, das ist auch subalterneren Geistern leicht gewesen festzustellen. Die Größe beider Seiten und ihre große Wirkung auf die Kulturgeschichte hat aber ebensowenig abgestritten werden können. Erst jetzt, nach einem Jahrhundert von ungeheuren Geisteskämpfen, die alle mit den Ideen Schlegels in Zusammenhang stehen, erst jetzt beginnen wir die Distanz zu gewinnen, um den Zusammenhang der anscheinend so widersprechenden Seiten in der Persönlichkeit Schlegels zu überblicken. Ich möchte dafür diese Formel aufstellen: die hyperradikale und die hyperkonservative Seite im Werke Schlegels schließen sich nicht durchgängig aus. Die Romantik mußte durch den radikalsten, voraussetzungslosesten Standpunkt hindurchgehen, um ihn auf höherer Stufe zu überwinden. Im Radikalismus der „Lucinde“ liegt bereits der Keim der streng kirchlichen Tätigkeit der späteren Jahre. Und dem Konservatismus dieser Epoche kommt auch die ganze radikale Energie der vorausgehenden zugute. Görres hat diese notwendige Entwicklung auf mehr politischem Geistesgebiet in analoger Weise durchgemacht. Sie ist eigentlich für jeden von uns auch heutzutage noch typisch. Wir sehen auch heute, daß die Geister, die durch einen gewissen „Modernismus“ gegangen sind, am stärksten gegen ihn gefeit sind. Es liegt eben im streng kirchlichen Standpunkt etwas so Radikales, so dem Philister Ungewohntes, daß er sich dem am überzeugendsten öffnet, der sich auf den Wegen unbedingter Genialität befindet.

Ich lege dabei absichtlich weniger Gewicht auf den Symbolismus und die mystische Beziehung zwischen irdischer und himmlischer Liebe. Aber freilich legt schon ein Blick auf das Hohe Lied die Erklärung nahe, warum aus dem überschwänglichen, grenzenlosen, weltverachtenden Liebessehnen der

„Lucinde“ sich ganz folgerichtig die mystischeste Gottesliebe entwickeln mußte. Dabei brauche ich gar nicht auf den Eros philosophos des Platon hinzuweisen.

Das Wesentliche aber an der „Lucinde“, das damals dem Autor selber nur halb bewußt war, liegt im Gefühl, daß sich aus dem Chaos der Revolution nun mit dem neuen Jahrhundert — das Buch ist 1799 geschrieben — eine neue Ordnung der Dinge erheben muß: „Die Zeit ist da, das innere Wesen der Gottheit kann offenbart und dargestellt werden, alle Mysterien dürfen sich enthüllen“. So läßt er in einem Traumbild die Phantasie verkünden, im Anschluß an Goethes Wort im „Märchen“ und dessen Ausdeutung durch Novalis (S. 73). Ihm ist selber sein Sehnen ein Rätsel: „Der Geist des Menschen ist sein eigener Proteus, verwandelt sich und will nicht Rede stehen vor sich selbst, wenn er sich greifen möchte . . Das Geheimnis einer augenblicklichen Entstehung oder Verwandlung kann man nur erraten und durch Allegorie erraten lassen“ (S. 148). Aber im endlosen Wechsel neuer Gestalten flicht die bildende Zeit den Kranz der Ewigkeit. „So laß uns denn unsre Stelle in dieser schönen Welt verdienen, laß uns auch die unsterblichen Früchte tragen, die der Geist und die Willkür bildet, und laß uns eintreten in den Reigen der Menschheit. Ich will mich anbauen auf der Erde, ich will für die Zukunft und für die Gegenwart säen und ernten, ich will alle Kräfte brauchen, solange es Tag ist“ (S. 154). „Ich fühlte nie mehr Zuversicht und Mut, als Mann unter Männern zu wirken, ein heldenmäßiges Leben zu beginnen und auszuführen und mit Freunden verbrüdert für die Ewigkeit zu handeln“ (S. 161). „Darum ist das Leben des gebildeten und sinnigen Menschen ein stetes Bilden und Sinnen über das schöne Rätsel seiner Bestimmung“ (S. 173).

Dies Streben nach voller Auswirkung einer tief in seinem Innern gefühlten Bestimmung durchzieht auch die Briefe, zu denen ich mich nun wende. Schlegel sucht aber nun dafür mehr Ruhe, will allein stehen und wirken, und es geht ihn ein Grausen an, wenn es darauf ankommt, daß man mit andern Männern für höhere Dinge in Gemeinschaft treten soll (S. 97 vom Jahre 1823). Er gibt seine gesammelten Werke heraus (S. 117), weiß aber, daß er noch eines höheren Aufschwungs fähig ist und ihn bedarf; „aber ich habe mir ein freieres, höheres Wirken als einer spätern Zeit vorbehalten gedacht . . . Im Kleinen treu zu sein nach der alten Regel und da streng meine Pflicht zu erfüllen, das ist für jetzt mein Ziel. Aber sobald ich aufgerufen werde, bin ich auch zu dem Höheren da“ (S. 129 f.).

Schlegel erwartete eine neue Apokalypse: „Ja ich weiß es, daß der Herr und der Erlöser der Welt dann zwischen und bei uns und mitten unter uns sein wird. Ich weiß recht gut, daß es der wichtigste Moment meines Lebens sein wird und welche entscheidende Epoche von da ihren Anfang nimmt. Aber eben darum, weil es so sehr wichtig ist, so wird es auch Gott herbeiführen; wir sollen es also und müssen es ihm ganz überlassen . . . . Er wird uns nicht länger in der Trockenheit und Entfernung lassen, als es sein muß“ (S. 132). Schlegel will bis dahin noch innerlich wachsen (S. 138) und erbaut sich indes an Fénelon und Franz von Sales (S. 142). Als ein Rufender in der Wüste (S. 154) entwirft er Gebete an Christi

Wunden, deren Glanz alle Himmel erfüllen, daß sein Name verherrlicht und seine Kirche gereinigt, gestärkt und verbreitet und wunderbar erneuert werde durch die Kraft seines Blutes (S. 142). Er fühlt, daß ihm eine große Pflicht auferlegt ist (S. 173), ermahnt aber auch seine Freundin, das Kreuz nicht zu schleppen, sondern freudig emporzuhalten (S. 172). Gott braucht solche Seelen, die so im Feuer schon hier geläutert sind, für die jetzigen Zeiten des großen Kampfes (S. 174).

Er übersetzt zu diesem Zweck ein Gebet der heiligen Gertrudis (S. 175), empfiehlt die Lesung der Psalmen, weniger aber die dialektische und räsonierende Art des hl. Augustinus (S. 177). Auch empfiehlt er für diese Zeit weniger die Briefe Pauli als die sonstigen katholischen, allgemeinen Briefe des Neuen Testaments (S. 179). „Es ist eben jetzt für uns alle eine traurige Zeit und eine ernste, bange Stunde; es ist die Angst einer neuen Geburt, unter der wir alle erseufzen" (S. 182).

Was ihm in der Wirklichkeit abgeht, das scheint ihm in der Poesie zugelegt zu werden. Er ist voll von Plänen zu Gedichten ganz neuer Art, versteht sich, alle geistlichen Inhalts und ganz mit Beziehung auf die jetzige Zeit (1824), ganz erfüllt von seiner Bestimmung. Er ermannt sich zur Standhaftigkeit in der Prüfung, „da es ja wohl keinem Zweifel unterliegt, daß alle die Seelen, welche an diesem großen Opfer der letzten Zeit teilzuhaben berufen und auserwählt sind, zuvor im Feuer der Leiden rein gebrannt und geläutert werden müssen. Ich erfahre dies jeden Tag an mir selbst" (S. 191). Dabei legt er viel Wert auf die auch in unserer Zeit so viel zitierte apokryphe Weissagung des Malachias über die Päpste der letzten Zeit (S. 192) und wünscht das »Lumen a coelo« noch zu erleben. „Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich diesmal so ganz von dieser heiligen Zeit erfüllt und hingenommen bin. Wir werden wunderbar geführt" (S. 197).

Er tröstet sich mit der Betrachtung des Sternbilds des Wagens (S. 215), findet in der mindestens wöchentlichen Kommunion eine wunderbare Stärkung (S. 222). Er segnet seine Korrespondentin in einer feierlichen Formel „tausendfältig mit allem Segen der Höhe und der Tiefe, zur Rechten und zur Linken, in der Tiefe des Herzens und in der Höhe des Geistes und auf der Finsternis aller deiner irdischen Wege; mögest du in dem Blute Christi versiegelt bleiben durch alle Abgründe der Trübsal und Gefahr" (SS. 235, 255). Und er ermahnt sie, sich auch fortwährend mit den heiligen Sakramenten zu stärken, so oft es nur sein kann, „daß Sie auch Ihm die Hand hinaufwärts mit starker Seele emporreichen können, sobald er die Arme seiner Allmacht als Vater gegen Sie ausbreitet" (S. 246).

Er hat bittere Vorgefühle schwerer und schmerzlicher Kämpfe (S. 252); aber „unsre Hoffnnng ist jenseits. Diese Hoffnung steht unerschütterlich fest in meiner Seele und eben darum bin ich auch so ganz in den Willen Gottes ergeben" (S. 253).

Mit besonderem Eifer bereitet er sich auf das Fest der Verklärung Christi, 6. August 1825, vor, denn ihm erscheint „jenes Fest besonders wichtig, schon an sich und doppelt für unsere Zeit, wo eine ernste Zukunft uns immer näher tritt und der Augenblick wohl nicht mehr fern ist, wo die Allmacht Gottes sich in neuer Weise offenbaren und Christus über alles

Maß und Ziel und über alle menschliche Gedanken und Sinne hinaus verherrlichen wird. Möchten Sie das, worauf wir schon so lange hoffen und warten, mit mir sehen, den Anfang davon noch erleben" (S. 260).

Dabei ist ihm in weltlichem Pessimismus klar, daß auf dem Wege irdischer „Gerechtigkeit, von der unter den Menschen nur der Name zum Vorwand dient, die Sache selbst aber nur in den Wegen Gottes gefunden wird, keine Hilfe kommen soll" (S. 261).

Schlegel hält den Tod des Königs Maximilian I. von Bayern im Oktober 1825 und den Regierungsantritt seines Nachfolgers Ludwig I. für ein Ereignis von großer Wichtigkeit für das Ganze und die Welt (S. 296), für die „Reihenfolge und den Stufengang der nächstkommenden Weltjahre" (S. 297). Er „weiß genug über das, was der Welt bevorsteht". Und auch „für die Anwendung, für das, was ich tun soll, weiß ich genug; das übrige ist nun von Gott zu erwarten." „Nicht nötig aber ist es, mich gleichsam noch zu einer großen Begeisterung anzufeuern über die Herrlichkeit Gottes, die sich offenbaren wird in allem dem, was da kommen soll, noch über meinen eigenen Beruf; denn ganz erfüllt ist schon mein Gemüt von jener und auch von diesem letzten und der ganzen Größe desselben" (S. 314).

In diesem Sinne schreibt er an den neuen König: „Recht in dem Herzen des gemeinsamen deutschen Vaterlandes werden Eure Majestät berufen sein, die Sache Gottes in schwerer Zeit mit starker Hand zu schirmen; als ein glänzender Schild des Lichtes mit mächtiger Schutzwehr gegen die Feinde, wo immer die Mauern bedroht sind, damit bei dem herannahenden Umsturz der schlechten Zeit und ihrer Gebilde und Parteien der Bau der ewigen Wahrheit auf dem alten katholischen Grunde in neuem Glanz und mit neuer Herrlichkeit festgestellt werde. Wie schön ist es, wenn neben diesem großen Amte in Verwaltung der göttlichen Gerechtigkeit auch die Wissenschaft und Kunst in dem Monarchen nicht bloß einen milden und erlauchten Beschützer finden, sondern zugleich einen Kenner verehren, der mit allen ihren Geheimnissen selber innig vertraut ist" (S. 320).

Hie und da fühlt sich Schlegel allerdings „so gebrechlich, viel zu schläfrig und lange nicht tätig und wachsam genug" seiner großen Bestimmung gegenüber (S. 332). Er sucht im Gebet, besonders im Englischen Gruß mit seiner täglichen Regelmäßigkeit Stärkung (S. 333). So fühlt er doch schon wieder recht klar und deutlich, wie das göttliche Samenkorn sich in seiner Brust entwickelt und wächst. „Es will aber Zeit haben, sich zu entfalten und durch die grobe Hülle des irdischen Daseins durchzuarbeiten, bis es uns selbst ganz klar wird" (S. 338). Alles Herrliche, was ihm seine Freundin über ihn und seinen Beruf und über die Macht und Allmacht der göttlichen Gnade schreibt, ist ihm fest in die tiefste Seele eingeprägt und er freut sich dankbar an diesem schönen Feuer der christlichen Begeisterung, wo es ihr seinen Wirkungskreis und die Ehre Gottes gilt (S. 342).

Er findet für seine scheinbar geringere Energie eine Entschuldigung: „Darin sind wir einander jetzt recht nah gekommen, daß auch ich jetzt einzig und allein nur die Vereinigung mit Christo suche, alles andere nur von Ihm erwartend." Dies erfüllt ihn ganz, darin versinkt er, das ist ihm die Quelle aller Erkenntnis und aller Gedanken. „So steigen wir langsam eine Stufe

nach der andern immer höher zu dem Throne des Ewigen hinauf." Alles Weitere zur Abhelfung seiner Schwäche und der fehlenden Kraft, die er nötig hätte, stellt er „gern in Geduld und Ergebung Ihm anheim, der allein weiß, wie es am besten ist" (S. 347). Allein er hat ein Vorgefühl, ganz nah an dem Eingang jener Kraft zu stehen, die er noch so sehr bedarf, „um für die Sache Gottes etwas rechtes und wesentliches zu leisten und zu arbeiten" (S. 348).

Man sieht, wie ihn auch die Verirrungen seines früheren Lebens lähmen. „Das ist das eigentliche Leiden der Seelen jenseits in der Reinigung, das vergangene Leben mit ‚hellsehendem Gewissen' noch einmal durchzuleben; aber zur Reinigung ist es notwendig" (S. 377). „Sechs Jahre, oder nun im Anfang des siebenten (Dezember 1825) lebe ich jetzt wohl in Enthaltsamkeit und dem Geiste der Buße . . . allein wie viele Flecken haften nicht doch in der Seele, vor dem reinen Auge Gottes. Sonst könnte man auch von mir wohl mit Recht fragen, wie du so richtig über diesen verwickelten und verwirrten Menschen, den Clemens Brentano sagst: muß man nicht selbst bekehrt und geläutert sein, um auf andere zu wirken und ihre Seele zu Gott zu führen?" — Brentano, sechs Jahre jünger als Schlegel, hatte sich seit 1816 bekehrt und schrieb in jener Zeit die Betrachtungen der Katharina Emmerich nieder. Die schönen Früchte dieser entsagungsvollen Tätigkeit traten allerdings erst später zu Tage.

Schlegel ist aber doch überzeugt, daß Gott „einmal selbst in seinen Heiligen sich verherrlichen will, besonders jetzt in dieser wunderbaren letzten Zeit" (S. 380). Darum läßt er das Frühere fahren „als schon abgetan oder für jetzt nicht weiter fruchtbringend oder doch nicht an der Zeit" (S. 386).

Tief erschüttert ihn die Kunde vom vorzeitigen Tod des Kaisers Alexander von Rußland (Dezember 1825). Er betrauert „den schmerzlichen Verlust so schöner Hoffnungen, welche man noch für die Sache Gottes auf dieses geweihte Haupt . . . setzen und gründen konnte". Er meint, er sei von Gott vor der Zeit weggenommen worden wegen irgend eines inneren Verschuldens oder eines geheimen und hartnäckigen Versäumnisses. Schlegel spielt offenbar darauf an, daß man erwartete, Alexander werde zum Katholizismus übertreten. Dies wird auch in der Tat „in einer immerhin nicht unglaubwürdigen Weise berichtet", wie der Herausgeber sagt (S. 387). Schlegel selber schöpft daraus den Entschluß, seinen eigenen Hang zur Trägheit recht mächtig zu bekämpfen und im vollen Ernst recht tätig zu werden. „Wenn ich nur einmal aus der Ungewißheit heraus bin und einen festen Boden unter mir, einen geraden Weg vor mir sehe, mag es auch über Steine und Felsen gehen" (S. 389). Es scheint ihm, es will Nacht werden (S. 391), er habe sich zu eilen. Unter dem Erdreich, das die Sanftmütigen besitzen sollen, versteht er das gelobte Land, wo wir unsern Beruf mit Gottes Gnade und Hilfe wirklich erreichen und erfüllen und wahrhaft hineinkommen (S. 403). Sich in sein vergangenes Leben zu verlieren, das würde ihn zu sehr von der ihm bestimmten Tätigkeit abziehen und die Kraft dafür lähmen (S. 405). „Ich durchgehe die Vergangenheit meines Lebens mit dem Hinausblick auf das weitere Wirken hiebei" (S. 425). „Doch habe ich bei dieser ganzen Betrachtung mein Auge mehr auf das Belehrende für die Zukunft gerichtet als

auf den Schmerz über den Verlust dessen, was vergangen ist" (S. 426.) „Jene Erwägung meines vergangenen Lebens und künftigen Berufs . . . umfaßte natürlich auch alles, was ich je in Wissenschaft, Schrift und Kunst oder Rede begonnen und versucht habe, gab mir den eigentlichen Schlüssel des innern Zusammenhanges auf der ziemlich unregelmäßigen Laufbahn meines Lebens und zeigte mir die Anknüpfungspunkte für ein ferneres und höheres literarisches Wirken" (S. 427).

In einem den Briefen beigelegten Gebet für die Kirche an die allerheiligste Jungfrau bittet Schlegel um die Fürbitte bei Gott, daß er den heiligen Geist von neuem ausgießen wolle, daß die katholische Kirche wie eine neue Morgensonne über dieses Meer der zeitlichen Trübsal aufsteigen möge für alle Völker und alle Kreaturen (S. 450).

Die ganze Fülle seines Sehnens und Strebens hat Schlegel damals zusammengefaßt im „Hieroglyphen-Lied", mystisch geschauten „Anklängen und Bildern der Zeit und der Zukunft" (S. 452 f.). Er sieht den Antichrist heranschreiten, einen neuen Parteikampf entfachend. Aber „heilige Sehnsucht" leuchtet durch die „chaotische Finsternis" und ahnt das „Geheimnis der Erwartung":

Noch schläft der König in der Felsenkammer,
Wo seiner Starken Kreis den Tisch umringt;
Verborgen säumt des Weltenrichters Hammer.

Er grübelt nach dem „Grund der göttlichen Verzögerung", er sieht ihn in der „Vorbereitung der Werkzeuge":

Im Sarg der Ichheit liegt er uns begraben,
Dem Starrsinn wird die Schrift zum toten Stein.
O, möchte bald sein Morgenlicht uns laben,
Verklärt wie die zuerst geseh'n Ihn haben,
Und Christus neu der Welt erstanden sein!

Er hofft eine „Wiedererweckung der Menschheit":

Verwesend liegt unter dem Todessteine
Die Menschheit alternd in der Modergruft,
Drei Weltentage schon im Sargesschreine.
Der Gottmensch schaudert, gleich als ob er weine;
Und Lazarus klimmt auf zur Himmelsluft.

Dann geht es zum „Kampf der Entscheidung", zum „Anfang der Strafgerichte", aber auch zum „Wiederanfang des göttlichen Mitleidens".

Im Dunkel schrei'n die Jünger, daß er rette;
Der Heiland wacht; und an der Geisterkette
Verstummt das Meer, still wird die Windesflut.
Und wenn das Volk gleich durstet, Hunger leidet,
Wird es mit Himmelsbrote dort geweidet,
Von jener Hand, die auch die Lilien kleidet.
Der erst die Lebensquellen hat gespendet,
Ist es, der nun die hohen Geister sendet,
Er selbst, der ew'gen Hochzeit Gast und Licht.

So entfaltet Friedrich Schlegel das großartige Programm einer neuen Weltperiode, einer radikalen Erneuerung des Christentums. Er sieht alles bisher Geschehene nur als eine Vorbereitung auf die eigentliche und endliche Auswirkung der christlichen Prinzipien an. Diese so lange geforderte und umstrittene Einsetzung der Kirche in die ihr von Ewigkeit her zukommende, alles durchleuchtende und verklärende Stellung ist das Ziel seines Sehnens, das Resultat seiner und seiner Mitstrebenden Arbeit. Er als der vorgeschrittenste Geist der Zeit fühlt in sich das Recht, diese Entwicklung zu fordern. Sie erscheint ihm als die Konsequenz seines voraussetzungslosesten Suchens. Gerade im Munde des Autors der „Lucinde“ ist dies Programm umso überzeugender. Die ganze Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts beruht auf den Anregungen Friedrich Schlegels. Aber während das junge Deutschland, der Naturalismus, der Nietzscheanismus nur auf dem halben Wege stehen blieben, gehen wir mit Friedrich Schlegel den geraden Weg konsequent weiter zum einleuchtend errungenen endlichen Ziel, zur Kultur der Kirche.

Es ist heute so viel die Rede davon, daß man in romantischer Reaktion die mittelalterliche Herrschaft der Kirche wiedererobern wolle. Nichts ist verkehrter. Die richtige Romantik war nicht nach rückwärts gewandt, sondern nach vorwärts. Sie sah das Ideal in der Zukunft. Das Mittelalter war ein durchaus nicht immer siegreicher Kampf des Geistes mit der Welt. Diesen Sieg des Geistes erwartete die Romantik von der weiteren Entwicklung oder richtiger gesagt, wir Romantiker wollen diesen Sieg durch unsere rücksichtslose, aber vorsichtsvolle, bis auf den Grund gehende Geistesarbeit schon selber herbeizuführen eilen.

Liebe.

Von Ilse Franke.

Meine Freude atmet das Gefild
Und mein Lachen klingt im Amsellied,
Und der Fluß, der durch die Sonne zieht,
Spiegelt leuchtend mein verklärtes Bild.

Meine Liebe wandert durch die Welt,
Zu den Sternen, bis zu Gott hinaus.
Über-, überall bin ich zu Haus,
Seit sie mich an ihrem Herzen hält.





Reisebilder aus Sizilien.

Von Dr. A. Lutz.

Wer längere Zeit in Italien geweilt, Kultur und Kunst dieses klassischen Landes kennen gelernt hat, wird schwerlich in sich die Sehnsucht nach Sizilien zu unterdrücken vermögen. Es ist ja die Wiege der Kultur des Westens, groß durch die Männer, die es hervorgebracht, und nicht minder durch die Werke, die es im Laufe einer jahrhundertelangen Entwicklung geschaffen. Seine Lage und seine guten Hafenplätze machten es naturgemäß zu einem Ruhepunkt der handeltreibenden Völker des Ostens auf ihren Fahrten nach dem Westen, Klima und Fruchtbarkeit forderten zur Besiedlung auf. Phöniker und Griechen, Punier und Römer, Araber und Normannen, Franzosen und Deutsche, die Kulturnationen des Altertums und Mittelalters haben um diese Insel gerungen, auf ihr blühende Städte zerstört und neue gegründet, ihr das Siegel eigenen Wirkens, eigener Denkart aufgedrückt. Und wie für den antiken, so ist die vielbesungene »Sicula tellus« auch für den modernen Menschen, der Leben und Sitten längst dahingegangener Geschlechter kennen lernen oder reichen Naturgenuß finden will, das Ziel seiner Fahrt. Im raschen Fluge durcheilt er die gesegneten Fluren Unteritaliens, noch eine kurze Seefahrt — und er steht auf der an großen Erinnerungen so reichen Stätte.

Auch mir war es ein langgehegter Wunsch, Sizilien zu schauen; endlich, es war an einem wundervollen Maienabend des Jahres 1900, ging er in Erfüllung und ich schiffte mich in Neapel nach Palermo ein. Als sich unser „Galilei" in Bewegung setzte, bot sich uns ein unbeschreiblich schöner Anblick: das zitternde Mondlicht ergoß sich auf die rauschende See, vor uns lag der strahlende Lichterkranz Neapels; der Vesuv, damals gerade in erhöhter Tätigkeit, sendete mächtige Rauchmassen, von der glühenden Lava rot bestrahlt, zum nächtlichen Himmel empor. Nur zu bald wurde mir der Genuß verleidet. *Καί σε Ποσειδάων χάρμα φίλοις ἀγάγοι*, diesen Segenswunsch hatte mir mein hochverehrter Lehrer, Hofrat Schenkl, mitgegeben beim Abschiede von Wien; aber Poseidon erwies sich nicht gnädig; wir waren kaum an Capri vorübergesegelt, so stellten sich schon die ersten Anzeichen eines Unwohlseins ein, das sich mit jeder heftigeren Bewegung des Schiffes steigerte; alle Ratschläge seetüchtiger Mitreisender erwiesen sich als wirkungslos und sosehr ich mich auch in die Mitte des Verdecks flüchtete, um ein von den starken Schwankungen des Schiffes gesichertes Plätzchen zu finden, ich mußte doch immer an den Forscher, dessen Namen unser Schiff trug, und an seine Worte denken: Eppur si muove! Es blieb nichts anderes übrig, ich mußte die Kajüte aufsuchen und mein Schicksal wie so manch anderer mit Würde tragen. Von Schlaf war keine Rede; endlich graute der Morgen und ich ging wieder mutig auf das Ver-

deck; die frische Seeluft wirkte belebend und der Anblick der in blauer Ferne aufsteigenden Bergketten des trinakrischen Eilands hob den gesunkenen Mut. Bald brachte mich eine Barke ans Festland und ich atmete auf.

Der Verkehr in dem schmalen Hafen von Palermo war äußerst lebhaft. Deutsche, englische und amerikanische Flaggen waren zahlreich vertreten; am Landungsplatze harrten Wagen, Lastträger und neugierige Zuschauer der Ankommenden. Der Bevollmächtigte des Albergo Centrale übernahm mein Gepäck und begleitete mich in die Stadt. Das Hotel liegt in der unmittelbarsten Nähe der Quattro canti, eines achteckigen, mit Statuen geschmückten Platzes. Als das Zimmer gemietet und alles in Ordnung gebracht war, begann ich mit der Besichtigung der Stadt. Schon der erste flüchtige Eindruck war so ganz anders als in den meisten italienischen Städten. Goethe erzählt noch von dem für süditalienische Orte charakteristischen Schmutze und dem stoischen Gleichmut der Bewohner, mit dem sie sich darüber hinwegsetzten. Das ist heute anders: die breiten, reinlich gehaltenen Straßen Palermos und die verhältnismäßige Ruhe haben für den aus dem lärmreichen Neapel kommenden Fremden etwas Wohltuendes. Mein erster Gang galt der Capella Palatina am Ende des Corso Vittorio Emanuele im Palazzo Reale. Durch eine die Vorhalle bildende Portikus von sieben Säulen gelangt man in die dreischiffige Basilika und fühlt sich sofort in einen ganz fremd anmutenden Kulturkreis versetzt. Am Beginne des 12. Jahrhunderts von Roger II. erbaut, zeigt diese „schönste Schloßkapelle der Welt“ noch stark den arabischen Einfluß: zierliche Spitzbogen und schlanke Säulchen streben in die Höhe, die kunstolle Holzdecke prangt mit den geraden und eckigen Ornamenten der kufischen Schrift, welche die sonst üblichen Bilder vertreten. Die Wände, von Mosaiken auf Goldgrund bedeckt, gemahnen an die Pracht arabischer Märchen.

Unweit davon liegt die fünfkuppelige, nicht mehr benützte Kirche S. Giovanni degli Eremiti mit dem malerischen Kreuzgang, die ebenfalls einen ganz orientalischen Eindruck macht. Gotische Elemente hingegen zeigen sich an dem erzbischöflichen Palaste und dem ursprünglich in arabisch-normannischem Stile errichteten Dome. In dessen rechtem Seitenschiffe rufen uns die mächtigen Porphyrsarkophage, ähnlich dem der Constantia im Vatikanischen Museum, die gewaltigsten Zeiten deutscher Geschichte, die Periode der Staufer, ins Gedächtnis. Da ruht Heinrich VI., der mit starker Hand Sizilien unter sein Szepter gebeugt und an der Ausführung noch weiter reichender Pläne durch seinen frühen Tod gehindert wurde; neben ihm sein Sohn Friedrich II., dessen in arabische Gewänder gehüllter Leichnam noch die Vorliebe des Kaisers für orientalische Kultur bezeugt.

Die Vegetation zeigt, daß man sich im tiefen Süden befindet. In den öffentlichen Anlagen, der Villa Giulia und dem Orto botanico gibt es Alleen hochgewachsener Palmen, man wandelt in Hainen von Orangen- und Zitronenbäumen, an denen neben der reifen Frucht schon wieder ein Blütenauge sich öffnet, man atmet voll Freude den Wohlgeruch, der weithin die Luft erfüllt. Hier verbrachte Goethe seine „vergnügtesten Stunden“, da gedachte er der Phäakeninsel, der Gärten des Alkinoos und er eilte, sich einen Homer zu kaufen. In dieser Szenerie, hier in des Dichters Land, lernt man

ihn ja erst recht verstehen. Unter den Klängen der Musik lustwandelt hier am Abend der Palermitaner, der Wellenschlag des Meeres mischt sich mit den rauschenden Weisen, aus der Ferne schauen der Monte Catalfano und das gewaltige, dunkle Haupt des Monte Pellegrino herüber, dieses „schönsten aller Vorgebirge der Welt“, wie Goethe von ihm sagt, und alles vereint sich zu einem Bilde, das sich dem Betrachter tief ins Gedächtnis prägt.

Und wie die Stadt dem Fremden sogleich sympathisch ist, so auch die Bewohner. Wer freundlich mit ihnen verkehrt, wird an den Sizilianern liebenswürdige, entgegenkommende Leute finden. Ich will nur ein Beispiel hieher setzen. Ich war in einen Privatgarten, dessen reiche Vegetation mich interessierte, eingetreten, um ihn mir genauer zu besehen. Ich ging zunächst auf das Wohnhaus los, um von dem Eigentümer die Erlaubnis hiezu einzuholen. Ich traf die Signora und brachte ihr meine Bitte vor. Sie fühlte sich augenscheinlich sehr geschmeichelt und begleitete mich sofort, um mich auf alles aufmerksam zu machen. Als wir zum Hause zurückgekehrt waren, rief sie die Kinder, eine ansehnliche Schar, herbei; neugierig umstellte mich groß und klein und nun ging's an ein Fragen, das mir lebhaft den Homerischen Vers ins Gedächtnis rief: *Εἰπὲ δέ μοι γαιάν τε τεὴν δῆμόν τε πόλιν τε.* Ich befriedigte die Neugierde, soweit ich die im Dialekte gestellten Fragen verstand und so gut ich es vermochte. Freilich hätte mich dabei mein Patriotismus bald um allen Kredit gebracht. Als ich nämlich die Schönheit Wiens rühmte und behauptete, es sei viel größer als Palermo, ja sogar größer als Rom, da waren sie beinahe geneigt, mich für einen rechten Aufschneider zu halten. Auch meine Kleidung erregte einiges Aufsehen und man interpellierte mich, ob ich ein »prete cattolico, apostolico, romano« sei; auf meine bejahende Antwort hin verschwanden die Kleinen, um in wenigen Augenblicken mit Früchten und Blumen zurückzukehren. Von allem mußte ich nehmen, auch die Taschen wurden mir noch vollgestopft und wie im Triumphzuge wurde ich beim Abschiede bis zur Gartenpforte geleitet.

Freilich gibt es auch hier eine Kehrseite: Sizilien ist ja das klassische Land der Mafia und des Brigantentums. Von den Einheimischen konnte ich über diese Zustände nur sehr wenig erfahren. Als ich meinen Hotelier ausholen wollte, fand ich den sonst sehr redseligen Mann von einer merkwürdigen Schweigsamkeit; das angeschlagene Thema paßte ihm offenbar nicht, er wich meinen Fragen aus und dämpfte sogar innerhalb seiner eigenen vier Pfähle seine Stimme, als fürchte er, daß die Wände Ohren haben könnten. Ich entnehme also die nachstehenden Zeilen einem sehr interessanten Aufsatze der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ (München, 1903, Nr. 36, S. 283 ff.), der sich über die Mafia und das damit zusammenhängende Brigantenunwesen in folgender Weise äußert: „Die Mafia ist ein Geheimbund, der auf öffentlichem und privatem Gebiete einen unrechtmäßigen, auf usurpierter Macht beruhenden Einfluß zugunsten und zum Vorteil seiner Anhänger mit erlaubten und unerlaubten Mitteln ausübt, ein Staat im Staate, eine Unterdrückung gesetzlicher Zustände durch ungesetzliche. Die Mafioten stehen ihren Häuptern gegenüber wie einst die Hörigen dem Baron und leisten ihnen denselben unverbrüchlichen Gehorsam. Der fremde Besucher Palermos, der von der Schönheit der Stadt und ihrer wundervollen Um-

gebung entzückt ist, hört oder liest bald in einer Zeitung, daß der Wächter eines Gartens durch einen hinter der Mauer abgefeuerten Schuß getötet worden ist, weil der Besitzer ihn in seinen Dienst genommen hatte, obwohl ihm von gewissen, die Wahl von Privatbeamten und Pächtern bestimmenden Leuten ein anderer empfohlen worden war. Ein Besitzer, der seinen Garten nach eigenem Belieben verpachten wollte, hatte eine Kugel über seinen Kopf pfeifen hören und auf diese wohlwollende Warnung sich gefügt. . . . . Mit Flintenschüssen und Zerfetzungen des Gesichts rächt man nicht bloß Beleidigungen, durch die Furcht vor beiden hält man auch gefährliche Konkurrenten von öffentlichen Versteigerungen fern, beschützt und verteidigt man Anhänger und Freunde, sichert man sich eine absolute Herrschaft in allen öffentlichen und Privatverhältnissen. . . . Um eine solche Präpotenz zu erreichen und zu behaupten, muß man eine nicht unbedeutende bewaffnete Macht zur Verfügung haben und dies muß allgemein bekannt sein.

Der Präfekt, die Gerichte sind der Mafia gegenüber machtlos, da ihnen die Mitwirkung der Bürger fehlt. Die große Mehrzahl sieht den widergesetzlichen Zustand als den normalen an, und wer sich auf die Seite des Gesetzes stellt, hat nicht nur die Rache der Verbrecher zu fürchten, sondern auch die allgemeine Mißachtung. Ein Beamter, der seine Mission ernst nimmt und in gutem Glauben das allgemeine Interesse rücksichtslos zur Geltung bringen will, wird, wenn er ein mächtiges Privatinteresse verletzt, einen Sturm der öffentlichen Meinung gegen sich brausen hören und alles alte Eisen der liberalen Phraseologie gegen sich schwingen sehen, die heiligen Bürgerrechte, die unsterblichen Prinzipien u. s. w.; die lächerlichsten und unwahrscheinlichsten Anklagen werden gegen ihn erhoben, seine gerechtesten und löblichsten Maßregeln verurteilt werden. Und nicht einmal auf die Unterstützung der Regierung wird er mit unbedingter Sicherheit rechnen können; die Ministerien jeder Partei geben das Beispiel der Anerkennung lokaler Mächte, die sie vernichten sollten, indem sie bei politischen Wahlen mit ihnen unterhandeln . . . Unter solchen Umständen entschließen sich die mit den ausgedehntesten Vollmachten ausgerüsteten Vertreter der Regierung, sich auf die einzige Macht zu stützen, die sie in ihrer Nähe finden, und Verbrecher in ihren Dienst zu nehmen. So werden die Interessen der Geheimbünde zu öffentlichen, ihre Feinde zu Feinden des Staates." — Der Fremde, der naturgemäß weniger hervortritt, hat meiner Ansicht nach nicht viel zu fürchten; wenigstens habe ich, obwohl ich häufig Ausflüge in die Umgebung machte und erst spät abends nach Palermo zurückkehrte, doch nie unangenehme Erfahrungen gemacht und auch von anderen nichts derartiges gehört. Ich begegnete so manchem Hirten oder Jäger, man grüßte mich mit einem freundlichen »felice notte, signor,« oder ersuchte um »un po di tabacco«, eine Bitte, die natürlich mit großer Zuvorkommenheit erfüllt wurde; ich will aber nicht leugnen, daß mich manchmal doch ein leises Unbehagen überkam, zumal ich nie eine Waffe bei mir führte; jedenfalls tut man gut, lieber etwas vorsichtiger zu sein.

Doch zurück nach Palermo! Niemand, der für griechische Kunst Interesse hat, wird auf einen Besuch des Museo Nazionale verzichten. Hier werden ja die berühmten Metopen von Selinunt, das der einzelne Reisende zu

besuchen nicht so leicht in der Lage ist, aufbewahrt. Hofrat Benndorf hat in seiner meisterhaften Weise die Wichtigkeit dieser merkwürdigen Skulpturen für die Kenntnis der Entwicklungsgeschichte griechischer Kunst gezeigt. Die drei Gruppen dieser Metopen, welche Szenen aus der griechischen Mythologie darstellen, bezeichnen ebensoviele Etappen der archaischen Skulptur. Die ersten zwei Gruppen, fünf Metopen umfassend, zeigen insbesondere das Streben nach möglichster Deutlichkeit in der Darstellung und mögen wohl dem naiven Beschauer ein Lächeln entlocken, zumal die Meduse, der Perseus mit seinem Schwerte das Haupt vom Rumpfe trennt; der jüngere Künstler weist neben dem älteren eine bedeutend ausgebildetere Technik auf. In der dritten Gruppe hingegegen, den vier Metopen vom Heraion, sieht man die archaische Kunst in ihrer vollen Entwicklung; besonders in der *Διὸς ἀπάτη* kann man bereits jene Mäßigung im Ausdrucke erkennen, die, allen Effekthaschereien abhold, ihren Vorwurf rein menschlich erfassend veredelt und ihm so das Siegel wahrer Schönheit aufprägt.

Man kann von Palermo nicht scheiden, ohne seine Umgebung näher betrachtet zu haben. Schon vom Schiffe aus überblickt man das Paradies der concha d'oro und ein auch nur flüchtiger Besuch dieser in fast tropischer Fülle prangenden Gärten überzeugt vollständig davon, daß Palermo mit Recht »la felice« genannt wird. Mühsam hat hier der Fleiß des Menschen dem habgierigen Boden die Wasseradern entlockt und durch sinnreiche Bewässerungsanlagen die natürliche Fruchtbarkeit der Gegend mehr als verzehnfacht. An endlosen, von Kaktushecken umschlossenen Orangenhainen vorüber gelangt man zur Höhe von Monreale mit seinem herrlichen Dom, dessen Mosaiken eine Fläche von 6340 Quadratmeter bedecken, und dem Kreuzgang, aus dessen Mosaiksäulen die Hand so manches Fremden ein Steinchen zur Erinnerung, dem wachen Auge des custode zum Trotz, herausgebrochen. Gleich den ersten Nachmittag meiner Anwesenheit in Palermo benützte ich zu einem Besuche des Monte Pellegrino. Ein ziemlich breiter Zickzackweg führt in ungefähr 1 1/2 Stunden hinan; die Mühe ward reichlich belohnt durch den Anblick, den die eben ins Meer sinkende Sonne gewährte. Die letzten goldigen Strahlen sendete sie noch empor zur Grotte der Schutzheiligen von Palermo, der heiligen Rosalia. Bereitwillig öffnete mir ein Mönch das Heiligtum und reichte mir einen erfrischenden Trunk von dem Wasser, das aus dem Felsen hervorquillt, in Röhren gesammelt und in ein großes Behältnis geleitet wird. Meine ganze Aufmerksamkeit fesselte natürlich die liegende, vom Scheine einiger Lampen beleuchtete Statue der Heiligen und ich begriff das Entzücken, mit dem Goethe, an dessen Besuch zwei Marmortafeln mit italienischer und deutscher Inschrift erinnern, „diese so selten natürliche und anmutige Darstellung“ betrachtete. Den leicht geneigten Kopf in freier Weise auf die Rechte stützend, während sie die Linke in sanfter Beugung über den Leib herabhängen läßt, bietet die Statue das Bild einer Schläferin, die man durch den leisesten Ton zu wecken fürchtet. In weihevoller Stimmung trat ich den Rückweg an, der mir trotz des Sternenscheines sauer genug wurde. Bei einer Besitzung war das Gittertor bereits abgeschlossen, und als ich mit Anstrengung hinübergeklettert war, erwartete mich auf der anderen Seite die Skylla mit aufgesperrtem Rachen in Gestalt eines knurrenden Zerberus, der sich nur

schwer abhalten ließ, an dem Eindringling zu erweisen, daß er nicht umsonst sein kärgliches Futter bekäme. In der Nähe der Stadt wurde eben ein Fest abgehalten, dessen lärmende Lustigkeit in scharfem Gegensatz zu der mich beherrschenden Stimmung stand. Ich bog also in weniger belebte Straßen ein und suchte rasch mein Quartier auf.

Ein Besuch des ehemaligen Klosters S. Maria di Gesù, das die schönste Aussicht auf die Stadt und den pittoresken Monte Pellegrino bietet, schloß meinen Aufenthalt in Palermo ab. An das Gebäude grenzt ein Friedhof, den ich durchschritt, um auf den zum Aussichtspunkte führenden Weg zu gelangen. Ein brevierbetender Mönch grüßte mich in einer an orientalische Gebräuche erinnernden Weise, indem er die linke Hand auf die Brust, die rechte an die Stirne legte, und wies mir den Pfad zu der Kapelle, von der aus man den entzückenden Anblick der ganzen Ebene und der im Nordwesten sich erhebenden Bergkette genießt.

Im westlichen Sizilien sind es insbesondere die Ruinen von Selinunt und Segosta, die den Wanderer auch durch ihre großen historischen Erinnerungen anlocken. Der Kampf dieser beiden Städte zog weite Kreise, auch Athen ward bekanntlich darein verwickelt und büßte seine Einmischung mit dem Verluste seiner Machtstellung. In wehmütige Gedanken versunken, kam ich von Castelvetrano durch das öde Gelände zur Stätte von Selinunt, die durch ihre schweigende Einsamkeit und den Anblick der kolossalen, wie von Riesenhänden durcheinandergeworfenen Trümmer nur noch mehr herabstimmt. Von den sieben Tempeln, die zum Teile zu den mächtigsten Bauwerken der griechischen Welt zählen, stehen kaum wenige Säulen aufrecht. Feindeshand und Naturgewalten haben sich hier zusammengetan, um aus einer blühenden, volkreichen Stadt ein gigantisches Trümmerfeld zu schaffen.

Ganz anders wirkt der Tempel von Segosta, der auf einsamer Bergeshöhe, ringsum weithin sichtbar, in die Lüfte ragt. Nur das Gekreisch der Scharen von Dohlen, die sich im alten Göttersitze eingenistet, stört die feierliche Stille, die auf den einzelnen Wanderer so tief ergreifend wirkt. Von dem Tempel führt ein schmaler Pfad auf die felsige Höhe des Monte barbaro; dahin lenkte ich meine Schritte, um dem griechischen Theater von Segosta einen Besuch zu machen. Über das verschlossene Gitter stieg ich zu den in Felsen gehauenen Sitzreihen. Die herrliche Aussicht, die man von hier aus genießt, nahm mich vor allem gefangen. Über die stark zerstörte Bühne hinweg schweift der Blick auf die fruchtbare Ebene, die umsäumenden mächtigen Berge bis an das im Sonnenglanz herüberstrahlende Meer, das zwischen zwei Berghäuptern hervorschimmert. Nur schwer trennte ich mich von dem entzückenden Bilde, um nicht den Zug, der mich nach Palermo zurückbringen sollte, zu versäumen. Mein nächstes Ziel war Girgenti.

Die Reise durch das Innere des Landes zeigt den trostlosen Zustand, in dem sich Sizilien mit Ausnahme der Küstenstädte befindet. Das einstige »frumentarium subsidium Italiae«, wie es Cicero nennt, ist verödet und überall sieht man die traurigen Folgen einer ganz unrationellen Waldwirtschaft, wie sie von jeher bei den Italienern üblich war. Viele Strecken sind ganz kahl oder nur spärlich bebaut und erhalten kümmerlich die Bewohner, die entweder als Arbeiter in den Schwefelbergwerken oder als

ärmliche Pächter der Großgrundbesitzer, als Taglöhner oder Hirten ein elendes Dasein fristen. Bauernhäuser in unserem Sinne gibt es nicht. Die Arbeiter wohnen meist in erbärmlichen Löchern in der Nähe der Städte und müssen ihre „Wohnung“ mit all dem Getier, das sie ihr Eigentum nennen, teilen. Früh am Morgen gehen sie auf das Feld und arbeiten um einen Taglohn, der je nach der Jahreszeit zwischen einer bis vier Lire schwankt. Dabei sind sie den Gefahren der Malaria schutzlos preisgegeben und gehen daher meist einem frühzeitigen Siechtum entgegen. Auch die Pächter sind nicht viel besser daran. Die Bedingungen, unter denen sie ein kleines Stück Ackerland von den Latifundienbesitzern erhalten, sind meist so hart, daß ihre aufgewendete Mühe kaum einigermaßen belohnt erscheint. Außerdem werden sie durch Kornwucherer und Aufseher schwer gedrückt. In letzterer Eigenschaft fungieren meist Leute, die Helfershelfer der im Innern des Landes sich besonders breitmachenden Briganten sind. „Die Besitzer wissen, daß sie sich vor Schädigungen durch Briganten am sichersten schützen, wenn sie zu Feldhütern Leute wählen, die selbst ein wenig Briganten gewesen sind und mindestens einen Mord auf dem Gewissen haben.“ (a. a. O. S. 285.) Bedenkt man ferner die ungerechte Verteilung der Steuerlast, die den Armen am härtesten gerade in den Dingen trifft, die ihm am notwendigsten sind, während der Reiche sehr geschont wird, dann wird man sich nicht wundern, daß die Unzufriedenheit aufs höchste gestiegen ist und daß es häufig zu Aufständen kommt, die, wie die letzten Jahre beweisen, dann blutig niedergeschlagen werden. Was mir ein Arbeiter einst in seinem Grolle sagte: »Il nostro governo meriterebbe essere fucilato« („Unsere Regierung verdiente niedergeschossen zu werden“), das denken Tausende. Viele wandern nach Amerika aus, um sich dort ein neues, besseres Dasein zu erringen. Der einzige Freund des Armen ist der Priester. „Die Gesellschaft und der Staat zeigt sich ihm nur in der Gestalt des ihn ausbeutenden Padrone, des Steuereinnehmers, des Aushebungsoffiziers und der Carabinieri. Der Priester ist der einzige, der sich seiner mit Worten der Liebe und Zuneigung annimmt, der, wenn er ihm nicht hilft, ihn wenigstens bemitleidet, der ihn wie einen Menschen behandelt, der ihm von einer künftigen Gerechtigkeit spricht, die ihn für die im Leben erduldeten Ungerechtigkeiten entschädigen soll. Der religiöse Kult bildet den ganzen idealen Inhalt seines Lebens, aber sonst kennt er nur Mühsal und Elend, dem kirchlichen Feiertag verdankt er die Ruhe, die er genießt.“ (a. a. O. S. 254.) Ich habe nirgends den Priester so familiär mit dem niederen Volke verkehren und doch mit solchem Respekt behandelt gesehen wie in Sizilien. Gar manchmal erzählten mir die Leute von dem Inhalte der Predigten, die sie gehört, und gleichsam als ob sie ihrem Seelsorger allein nicht recht trauten, wollten sie auch von dem Fremden eine Bestätigung oder Erklärung des Gesagten haben.

Wer mit jenen Vorstellungen, welche die Schilderungen des einstigen Reichtums der Agrigentiner in ihm erregt haben, in das heutige Girgenti kommt, erlebt eine arge Enttäuschung. Die *κλεινὰ ποταμία Ἀκράγας* Pindars, der den König Theron hier besuchte, ist von ihrer früheren Größe und Macht längst herabgesunken. Nur ihre wundervolle Lage auf der Höhe eines Felsens, wohl die Stätte der alten Akropolis, von dem sie weithin das Meer über-

blickt, und die großartigen Tempelreste ungefähr eine Stunde vor der heutigen Stadt legen noch Zeugnis ab von der gewaltigen Ausdehnung im Altertum. In der Stadt ist außer dem Hippolytossarkophag im Dome nicht viel zu sehen; ich konnte mich also bald aufmachen, die antiken Tempel weit draußen aufzusuchen. Über das liebliche, reichbewachsene Hügelgelände gelangt man zuerst zu dem noch recht gut erhaltenen Tempel der Concordia. Seine 34 Säulen stehen noch, während die des Junotempels schon teilweise zerstört sind. An den Trümmern des Heiligtums des Herakles vorüber führt der Weg zu den gewaltigen Resten des größten unter ihnen, der „dem höchsten der Götter" geweiht war. Allerdings wurde er nie fertiggestellt, aber mit seinen gigantischen Dimensionen — jede Säule hat $6^1/_2$ m im Umfange — legt er ein beredtes Zeugnis ab für das Selbstbewußtsein und Machtgefühl der Bürger von Akragas. Zu Füßen sieht man den Hafen, der durch seinen Namen die Erinnerung an den großen Sohn der Stadt, den Dichterphilosophen Empedokles, wachruft. „Wie dem Mantuaner sein Virgil, wie dem Katanesen sein Stesichoros, wie dem Syrakusaner sein großer ‚Mitbürger' Archimedes wert und teuer ist, so hegt und pflegt jeder Bewohner von Girgenti das Andenken seines großen Landsmanns Empedokles. Als Demokraten feiern ihn nämlich die Jünger Mazzinis und Garibaldis darum, weil er dem Adelsregiment den Garaus gemacht, ja selbst die ihm angebotene Fürstenkrone verschmäht hat" (Gomperz, Griech. Denker, S. 183).

Schade, daß man sich hier nicht wie etwa in Pästum der ruhigen Betrachtung hingeben kann! Dieses Ziel aller Fremden ist meist von einer Schar Bettler und Kinder belagert, gegen die mir die wohlangebrachte Mahnung Bädekers: „Man wappne sich mit Geduld!" nicht viel helfen wollte. Es blieb mir nichts übrig, als die altrömische Maxime »divide et impera« zu befolgen, und sie bewährte sich in der Tat auch diesmal.

Ich gewann den stämmigsten Burschen unter ihnen durch die Hoffnung, daß er mein Cicerone werden könnte, wenn er mir die anderen vom Halse schaffe. Mit Hilfe eines Knüppels entledigte er sich dieser letzteren Aufgabe sehr schnell und wirksam und ich konnte unbehelligt meine Besichtigung zu Ende führen und dann in die Stadt zurückkehren. Hier angekommen, entließ ich meinen padrone mit einem Trinkgelde, das mir seine Sympathie vollständig gewann; im Bewußtsein der Wichtigkeit seiner Persönlichkeit forderte er mich noch auf, ihn nur zu verständigen, wenn ich etwa noch einen Ausflug machte. Ich konnte aber seine Dienste nicht mehr in Anspruch nehmen, weil mich bereits der nächste Zug aus Girgenti entführte. Zur Weiterfahrt wählte ich der Bequemlichkeit halber und weil ich mehr von dem Innern Siziliens sehen wollte, die Strecke über Caltanisetta. Die Gegend bewahrt ihren einförmigen Charakter bis in die Nähe von Castrogiovanni, dem alten Enna, dessen Schönheit und üppige Vegation von Cicero so sehr gerühmt wird (Verr. IV. 106 sqq.). An diesem Orte, der, in der Mitte der Insel gelegen, »umbilicus Siciliae« genannt wird, raubte Pluto die Proserpina, hier lehrte Ceres zuerst die Menschen das Feld bestellen, hier wurden zu Ehren der Göttin alljährlich vielbesuchte Feste gefeiert. Die Beschreibung, die der alte Redner von der Lage gibt und die auch auf den heutigen Ort paßt, lautet: »Henna autem est loco perexcelso atque edito, quo in summo est aequata agri

planities et aquae perennes.« Interessant ist die Angabe Bädekers über den Ursprung des Namens: die Araber nannten den Ort Kasr-Jani, aus Enna entstellt, und daraus leitet sich die heutige Bezeichnung Castrogiovanni ab, — auch ein Beispiel für die Wirksamkeit der Volksetymologie. Bald hinter dieser Station taucht das schneeige Haupt des Ätna auf. Die Gegend zeigt mehr Anbau, das Meer wird sichtbar, ein kurzer Tunnel, der durch die Lavamassen des Ätna gebrochen wurde, und wir sind in Catania. Mein Aufenthalt hier war nur sehr kurz; die Stadt hat außer ihrer Lage in der Nähe des Ätna wenig, was den Fremden zu fesseln vermöchte, und an eine Besteigung des letzteren war in der damaligen Zeit, in der auf der Höhe noch häufig Schneestürme auftraten, nicht zu denken. Man freut sich lieber des Anblickes von der Ferne und tut, wie Ritter Gioeni Goethe geraten, besser, sich das Übrige erzählen zu lassen; ich verbrachte den Abend damit, die Beschreibung der Ätnawanderung im Bädeker zu lesen. Später lernte ich einen deutschen Physiker, Prof. E. aus Wolfenbüttel, kennen, der die Besteigung zur selben Zeit mit Unterstützung der Regierung doch ausgeführt hatte, um oben Messungen vorzunehmen. Die Tour war, wie er mir erzählte, recht beschwerlich, während sie im Sommer, wie ich von einem Freunde weiß, der sie sogar ohne Führer unternahm, für einen Alpinisten keine besonderen Schwierigkeiten bietet. — Schon am nächsten Morgen machte ich mich auf die Reise nach meinem südlichsten Ziele, nach dem so viele historische Erinnerungen in sich bergenden Syrakus. Die Fahrt geht durch die in reichstem Saatenschmucke prangenden „Lästrygonischen Felder“, an dem umfangreichen Lago di Lentini vorüber, dann die Meeresküste entlang. In ungefähr drei Stunden hatte ich mein Ziel erreicht; ich stand auf dem Schauplatze der für die Geschichte von Hellas und Rom denkwürdigsten Ereignisse und vermochte mich jener inneren Bewegung, wie sie uns an historischen Stätten so mächtig ergreift, nicht zu entziehen. Aber die mit lautem Geschrei sich aufdrängenden cocchieri rissen mich bald in die Wirklichkeit zurück. Ich fuhr also zunächst zum Albergo di Roma, einem Gasthofe zweiten Ranges, wie es im Reisebuche heißt. Nun, das Rechnen verstand man dort, wie ich aus meiner jetzt noch den Ärger verratenden Notiz: „Nach dem Preise ersten, nach Qualität des Gebotenen minderen Ranges,“ ersehe, recht gut. Das Zimmer sah auch nicht sehr einladend aus und meine betrübende Ahnung, daß ich keine sehr ruhige Nacht haben würde, erwies sich nur als zu sehr begründet. Aber mit solchen Unannehmlichkeiten war ich hinlänglich vertraut und sie konnten mir die Stimmung nicht verderben. Die heutige Stadt nimmt nur einen der fünf Teile des alten Syrakus, die Insel Ortygia, ein, die von dem Festlande durch einen schmalen, überbrückten Kanal getrennt ist. Die Straßen, selbst die Via di Roma, sind schmal und unregelmäßig. Die Syrakusaner zeigten sich, wie überhaupt die Sizilianer, — das ist ihnen seit altersher eigen, — sehr gesprächig und neugierig. Ich wurde gelegentlich einer Festlichkeit gar bald von meinen Nachbarn ins Gespräch gezogen, über alles nur Erdenkliche ausgefragt und konnte bemerken, wie sich alle Anwesenden, Männer, Frauen und Kinder, im Kreise herumstellten und dem Gespräche lauschten. — Die „großäugigen“ Syrakusanerinnen trugen mächtige schwarze Kopftücher und

schienen mir überhaupt große Sorgfalt auf ihre äußere Erscheinung zu verwenden, wie dies auch in den *Συρακούσιαι* Theokrits, der ja seine Landsleute kannte, ergötzlich zu lesen ist. Auch jene Freude an festlichen Aufzügen, wie sie Gorgo und Praxinoa in der erwähnten Idylle bekunden, ist den Syrakusanern geblieben. Zur Zeit meiner Anwesenheit fand eben eine Prozession zu Ehren der Schutzpatronin des Ortes, der hl. Lucia, statt; es war acht Uhr abends. In den Straßen wimmelte die dichtgedrängte Menge und in langem Zuge nahte die Prozession. Sechs Burschen trugen auf einer Bahre die mit kostbaren Gewändern geschmückte Statue der Heiligen; alle zwanzig Schritte ungefähr wurde sie auf den Boden gestellt und nach kurzer Rast wieder aufgenommen und immer wiederholte sich der enthusiastische Ruf der Menge: »Evviva S. Lucia!« Erst gegen Mitternacht kehrte man in den Dom zurück. Das sich nach außen drängende, lebhafte Gefühl der Syrakusaner manifestiert sich auch in einer Sitte, die ich dort oft beobachtet habe: an manchen Haustoren bemerkte ich einen schief angehefteten schwarzen Streifen, der die Trauer um einen Toten bezeugte und häufig auch eine Angabe enthielt, z. B. »Per mia madre«.

Syrakus ist die Stadt der in Quellen verwandelten Nymphen. Da ist zunächst zu nennen die in der Nähe des großen Hafens befindliche Fontana Aretusa und weiter draußen im Anaposflüßchen, das mit seinen von dichtem Papyrus umrahmten Ufern Gelegenheit zu einer idyllischen Bootfahrt bietet, die Kyanequelle. Um sich ein Trinkgeld zu verdienen, schnitten mir die Ruderer trotz des Verbotes, die an einen Pächter vermieteten Stauden zu beschädigen, einige Pflanzen ab und erklärten mir daran die Fabrikation von Papier. Der dicke, markige Stengel wird in dünne Streifen geschnitten, die man so übereinander legt, daß sie eine Art Gitter bilden, und dann unter die Presse gibt; gar fein ist das so bereitete Papier freilich nicht. Bei der Rückkehr mußte ich die mir geschenkten Pflanzen sorglich unter dem Mantel bergen, um nicht vielleicht einer Strafe zu verfallen.

Die alte Stadt, die neben der Ortygia noch die Neapolis, Achradina, Tyche und Epipolä umfaßte, war weit ausgedehnter als die heutige und Cicero sagt von ihr, daß sie aus vier — die Epipolä zählt er nicht auf — sehr großen Städten zu bestehen schien. Wer gedächte nicht, wenn er von Syrakus hört, der berühmten Latomien, jener Steinbrüche, in denen der Rest des athenischen Heeres Frondienste leisten mußte, der bei der verunglückten Expedition des Jahres 413 in Gefangenschaft geraten war! Einigermaßen versöhnte mich mit diesem harten Vorgehen der Sieger die Erinnerung an die bekannte Erzählung, die das tiefe poetische Empfinden der damaligen Bewohner zum Ausdruck bringt, daß sich nämlich viele der Gefangenen durch die Rezitation Euripideischer Verse aus ihrer schlimmen Lage befreiten. Auch heute noch könnten diese Gruben, so sagt Seume in seinem „Spaziergange nach Syrakus“, zu demselben Behuf gebraucht werden und zehn Mann vermöchten darin ohne Gefahr zehntausend zu bewachen. Doch ist heutzutage der Aufenthalt in den Gruben angenehmer, als er es damals gewesen sein mag. Reiche Vegetation, insbesondere Mispelbäume mit ihren im Sonnenbrande so erfrischenden Früchten, bedeckt den Boden und einer dieser Steinbrüche heißt darnach latomia del paradiso, ohne seinem

Namen zur Unehre zu gereichen. An die scharfe Überwachung und die hinterlistige Art des Tyrannen erinnert das in der Nähe befindliche „Ohr des Dionysius“, ein eigentümlicher Spalt in Form eines umgekehrten S mit so starker Akustik, daß man jedes noch so leise in der Latomie gesprochene Wort verstehen kann. Hier soll Dionysius die Gespräche seiner Gefangenen belauscht haben.

Unweit davon liegt das griechische Theater, das durch die Ausgrabungen ganz aufgedeckt ist, so daß man seine gewaltige Ausdehnung ganz überschauen kann; durch seine erhöhte Lage gewährte es den Besuchern einen umfassenden Blick über die ausgedehnte Stadt, die Umgebung und das Meer. Wie groß die antike Stadt war, ermißt man am besten, wenn man die Fußwanderung zum westlichsten Teile von Epipolä, dem alten Kastell Euryelos, macht. Ich war zu Wagen in sengender Hitze auf der öden Straße hinausgefahren und hatte dann den Kutscher verabschiedet. Auf der Höhe übersieht man das ganze Trümmerfeld und genießt eine herrliche Rundsicht. Hier traf ich eine Schar Knaben, die zu einer Musikbande gehörten und auf einer Tournee begriffen waren. Um nicht allzusehr belästigt zu werden, gab ich mich ihnen gegenüber für einen Milanese aus und redete übrigens auch sehr wenig, um keinen Verdacht zu erregen; trotzdem gelang es mir nicht, mein Inkognito vollständig zu wahren. Einer von ihnen betrachtete mich aufmerksam und faßte dann seine Beobachtungen in dem Resultate zusammen: »Ma signore, gli Italiani non sono biondi!« Ich mußte lachen über diese ethnologischen Studien des kleinen Musikers und verzichtete darauf, weiterhin als Italiener gelten zu wollen. Der Rückweg ward mir recht sauer und ich bedauerte gar sehr, den Wagen weggeschickt zu haben; aber es blieb nun nichts anderes übrig, als den Weg über die Steintrümmer zu machen, und ich kam schließlich doch glücklich, wenn auch sehr ermüdet, abends in meinem albergo an. Ich mochte von Syrakus natürlich nicht scheiden, ohne das Grab des Archimedes besucht zu haben, an den mich auch einige verrostete Hohlspiegel des Museums, die bei der Verteidigung der Stadt gegen die feindliche Flotte verwendet worden sein sollen, erinnerten. Die Geschichte der Auffindung dieser tomba durch den damaligen Quästor Cicero ist bekannt; nur ist das Grab, das man heute zeigt, gewiß nicht das richtige, denn es liegt innerhalb der alten Stadt, während das wirkliche außerhalb gelegen war. In der Nähe sieht man auch Denkmäler aus christlicher Zeit, ausgedehnte Katakomben mit mehreren Stockwerken, die aber nur teilweise zugänglich sind. Auffallend und sich von anderen ähnlichen Anlagen unterscheidend sind hier die hochgewölbten Rundsäle, die einigermaßen an die *θόλοι* der mykenischen Zeit gemahnen. — In der unweit davon gelegenen Villa Landolina befindet sich das Grab Platens. In der Erde, deren Schönheit an ihm einen so begeisterten Verehrer gefunden, ruht der Dichter nun auch nach dem Tode.

Einen herrlichen Abschluß fand mein Ausflug nach Sizilien durch den Aufenthalt in Taormina, dem alten Tauromenium. Ich war auf der Bahnstation am Meeresufer die zudringlichen Maultiertreiber und Kutscher, die mir ihre Dienste anboten, glücklich losgeworden und stieg in Begleitung eines mein geringes Gepäck tragenden ragazzo den steilen Pfad zu dem Felsennest empor, während bequemere Reisende die serpentinenreiche Straße wählen. Kaum war das Zimmer genommen, so wanderte ich auch sogleich zu dem

die genußreichste Aussicht gewährenden antiken Theater, das wie alle sizilianischen Bauten dieser Art, obwohl griechischen Ursprungs, jetzt noch deutlich die römischen Einbauten zeigt. Die Natur selbst hat sozusagen die Anlage schon vorgezeichnet, die Kunst hat nur nachgeholfen und „den amphitheatralischen Halbzirkel für die Zuschauer gebildet. Am Fuße des stufenartigen Halbzirkels erbaute man die Szene quer vor, verband dadurch die beiden Felsen und vollendete das ungeheuerste Kunst- und Naturwerk" (Goethe). Doch die archäologischen Erwägungen treten zurück vor dem überwältigenden Bilde, das sich hier dem entzückten Auge bietet.

Tief unten sieht man das brandende Meer, dessen Wogen schäumend und zürnend über die emporragenden Klippen schlagen, als wollten sie sie doch einmal unter sich begraben; weithin spritzt der Gischt und immer von neuem wiederholt sich das Schauspiel. Vor mir liegt der Riese Ätna, aus seinem Innern steigen mächtige Rauchsäulen, allmählich in durchsichtige Wölkchen sich auflösend, zum tiefblauen Himmel empor; auf seinem Haupte glitzert — ein seltsamer Kontrast — noch der Schnee des Frühlings. Über wild zerrissene Täler und Schluchten schweift das Auge zu den höher liegenden Kastellen und Dörfern empor, dann wieder das Meeresufer hinab bis nach Catania und Syrakus, „fern in der Sonne verglüh'n die gesegneten Küsten Italiens, schöner und üppiger noch als die sikulischen Au'n". Wahrhaftig eine Szenerie, von der man sich nicht trennen mag, die man auf sich wirken läßt, bis das „schwärzliche Dunkel" einem Schleier gleich, den das Auge nur noch mühsam durchdringt, sich darüber breitet und uns veranlaßt, in das Städtchen zurückzukehren. Ich wohnte in der „Naumachie" und fühlte mich dort außerordentlich gut aufgehoben; in kluger Weise versteht es der Hotelier, sein Haus dem Fremden recht anheimelnd zu gestalten, sogar die Sprache der Heimat hört man hier wieder, da die drei Töchter sich in die Erlernung der drei Hauptsprachen des Fremdenverkehrs, Deutsch, Französisch, Englisch, geteilt haben. Freilich wollte die „Deutsche", als sie merkte, daß ich halbwegs Italienisch verstünde, keine größere Probe ihres Könnens ablegen.

Nur ungern nahm ich Abschied von der gastlichen Stätte, aber die Zeit drängte und so manche Arbeit harrte noch der Erledigung. In einer Osterie am Hafen, die in allen Sprachen Europas ihre Schätze rühmte, sitzend, erwartete ich bei einer Flasche Mamertiner den Abgang des Dampfers nach S. Giovanni in Apulien. — In majestätischer Ruhe lag das Meer, nur die allmählich verschwindenden Berge Siziliens und die leicht wogende Bahn hinter dem Schiffe zeigten mir, daß wir uns bewegten. Solange es nur möglich war, genoß ich noch den Anblick der Insel, die mir einen so unvergeßlichen Eindruck gemacht hatte, und heute noch ist mir die Erinnerung an die dort verlebten Tage eine der teuersten und schönsten und ich erfreue mich immer wieder an dem Gedanken, daß es mir vergönnt gewesen, die trinakrische Insel zu schauen, die nach Goethes Wort den Schlüssel bildet zur Erkenntnis italienischen Lebens und italienischer Kunst.





Zur schwäbischen Literaturgeschichte.

Von E. K. Blümml und A. Deping.

I.

Ein verschollener Brief Waiblingers.

Im Besitzstande der Universitätsbibliothek Tübingen befindet sich ein handschriftlicher Brief Waiblingers, der bisher trotz seines biographischen Interesses keine Beachtung gefunden hat. Er lautet:

„Aller Raum zwischen Rom und eurem Land ist vor mir zusammengesunken, ich kann mir gar nichts dazwischen denken. An die Wüsteney in Tüb[ingen], was ich war, vollends gar nicht erinnert werden. Das ist all' kein Leben und ihr seyd alle sammt und sonders zu bedauern, auch wenn Ihr Weib und Kinder und Pfründe und Besoldung habt und ich lach' eure Pfaffen alle aus, und sollt' ich Kappuzziner werden müssen. — Mit dem Frühjahr seh' ich ins Gebirge nach Tivoli, Frascati, Albano und an Conradins Schlachtfeld in Tagliacozzo, sodann nach dem Miserere am Charfreitag nach Neapel. Auf den Herbst nach Palermo, Messina, Catanea, auf den Ätna, nach Syrakus und nach Girgenti. Dann wieder nach Rom zurückkehrend, werden die Hohenstaufen angefangen. Ich habe in Genf bei Gfrörer gehört, Bauer wolle sie auch bearbeiten. Ich wünscht' ihm vom ganzen Herzen einige Jahre in der Welt dazu und nicht in der Kinderstube. Gfrörer erwart' ich hier, vielleicht aber ist's blos Chimäre von ihm. Kommt er hieher, so bitt' ich Dich aufs äußerste, zu besorgen, daß er mir Exemplare von meiner Erzählung der Unterwelt von Cotta und was er vermag, mitbringe. Ich höre ja nichts von der deutschen Welt mehr. Der preuß[ische] Gesandte sagte mir vorgestern das erste, daß er die Unterwelt angezeigt gefunden. Wie geht es denn meiner armen Bullen? Schreibe mir doch etwas und was Du weißt und treibe andere zum Schreiben. Ich kann unmöglich an jeden einzelnen einen Brief richten: theile Du jedem mit, was Dir gut dünkt, wenn sich anders noch jemand mit einem Gedanken an mich bemüht. Vergessen zu seyn ist aber in Rom leichter zu vergessen als irgendwo. Mein Leben in Tübingen kommt mir nun wie ein wüster, leerer Traum in einem Kerker vor; es ist mir unmöglich mich nur in jene Lage hineinzudenken — dort kann freylich nichts gedeihen und wenn ich vollends bedenke, von diesem Kerker in den andern, in die Ehe zu taumeln! — Welch ein Winter! Die Sonne brennt heut. An Eis und Schnee ist zwar nicht zu denken. Man wandelt überall im üppigen Grün. Daß ich Dir schrieb und was, verschweige vor gewissen Menschen, die mich verloren glauben. Solch dumme Kerle sollen nicht mehr an mich denken. Grüße mir aber Nast und jeden, der sich meiner vernünftig erinnert. Unsere Liebe aber blieb wie die Hohenstaufen. Nimm mein Herz hinüber über die weiten Berge und lebe wohl. W. W."

Der Brief hat weder Datum noch Anschrift. Der Inhalt versetzt Waiblinger nach Rom, wo er am 20. November 1826 — von der Heimat für immer geschieden — eingetroffen war; wir sehen Waiblinger mit Hohenstaufenplänen beschäftigt. Schon im März 1826 war er gelegentlich eines Besuches bei Eser[1]) auf diesen für jene Zeit so typischen Stoff gelenkt worden. In Italien wollte er dann unter dem Eindruck der historischen Denkstätten an die Arbeit gehen und sich, nach einer Äußerung an Eser[2]), zuerst an den Manfred machen. Allein schon kommen ihm Bedenken: „Es wird mir schwer werden, die Hohenstaufen in Rom zu beginnen," schreibt er am 26. August 1827 an Eser[3]). Die Erkenntnis mangelnder dramatischer Begabung und die immer stärkere Ablehnung nationaler Tendenzen waren der Grund dieses Zögerns. Dies schon legt eine frühere Ansetzung unseres Briefes nahe. Dazu stimmt die Erwähnung Bauers. Im Jahre 1826 hatte dieser — im Begriffe, selbst die Hohenstaufen aufzugreifen — schon von Waiblingers Absicht Kenntnis, ließ sich aber dadurch nicht beirren, sondern machte umfassende Vorstudien und bewog auch Mörike zum Anteil, der auch wirklich Szenen eines Enzio schrieb.[4]) So traf der gesprengte Bund der drei Tübinger Stiftler noch einmal in einem gemeinsamen Ziele zusammen. Bemerkenswert ist auch die Stellungnahme des Briefes Bauer gegenüber. Im Herbste 1826 hatte Bauer geheiratet, nachdem er seiner Braut zuliebe auf eine Repetentenstelle verzichtet und die kleine Pfarrstelle Ernsbach angenommen hatte. Der beißende Spott Waiblingers über diese Herzenswahl des Freundes scheint die schon durch die Liebe Waiblingers zu Julie Michaelis erschütterte Freundschaft völlig gelöst zu haben. Die sarkastische Ansicht von der Ehe und von der Ehe Bauers im besondern teilt dieser Brief mit Waiblingers Erzählung „Die heilige Woche"[5]). Beidemale steht im Vordergrund das Urteil: Bauer ist für die Kunst verloren, — denn er hat ein Weib! Die Nachricht, daß Bauer Hohenstaufendramen plane, erklärt Waiblinger bei Gfrörer in Genf vernommen zu haben. Mit A. Fr. Gfrörer nun, dem als Konvertit bekannt gewordenen Glied des Mörikekreises, traf Waiblinger auf seiner Reise nach Italien in Genf zusammen[6]); im Juni 1827 fand ein Wiedersehen in Rom statt[7]) und in die Zwischenzeit muß unser Brief fallen. Die darin geplante Frühjahrs

---

[1]) Vgl. H. v. Canitz, Wilhelm Waiblinger's gesammelte Werke mit des Dichters Leben. Hamburg, 1829. I., S. 99 f.

[2]) A. Schricker, Briefe aus Rom, Capri und Sizilien von Wilhelm Waiblinger. Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg, 1880, S. 222.

[3]) A. Schricker, a. a. O., S. 222.

[4]) H. Maync, Eduard Mörike. Stuttgart, 1902. S. 103 f. — K. Fischer, Eduard Mörikes Leben und Werke. Berlin, 1901. S. 78.

[5]) H. v. Canitz, a. a. O. IV., S. 1—114.

[6]) R. Frey, Wilhelm Waiblinger. Aarau, 1904. S. 157.

[7]) Nach einem Briefe an Eser vom 25. VI. 1827, Schricker, a. a. O. S. 201 f.

wanderung wurde wirklich im Frühling 1827 unternommen[1]). Über die Herbstfahrt bemerkt Waiblinger am 16. April 1827: „Von Neapel und Sizilien ist für dieses Jahr nicht die Rede.“[2]) Sie kam erst September 1828 zustande[3]). Die Satire „Drei Tage in der Unterwelt“ war Ende 1826 erschienen und zwar bei Franckh[4]); der Bezug auf Cotta ist unklar und beruht wohl auf einem Irrtum. Die Tragödie „Anna Bullen“ lag damals in erster Fassung fertig vor. Sie stammt aus dem Jahr 1825. Im August hatte Waiblinger durch Stälin aus Tübingen die nötigen historischen Quellenwerke bezogen[5]), im Dezember meldete er Eser: „Anna Boleyn ist — fertig!“[6]) Intendant Lehr hatte eine Aufführung in Stuttgart versprochen, doch fand sie nicht statt. 1829 erschien dann eine Ausgabe bei Reimer.[7])

Offen bleibt die Frage, an wen dieser für den Winter 1826/27 festgelegte Brief gerichtet war. Vieles, namentlich die Erwähnung der Hohenstaufen als gemeinsames Band, sodann die Einzelheiten über Bauer sprächen für Mörike, so auch der Gruß an Nast,[8]) aber wir wissen nur von einem Briefe an Mörike zu Beginn 1828.[9]) In Betracht käme dann eigentlich nur noch Eser, Waiblingers Jugendfreund.

II.

Ungedruckte Briefe von Mörike und L. Bauer.

1.

Mörike an Bauer.[10])

Owen, den 17. September 1830.

Lieber Alter!

Eben kehren die Tage wieder, in denen wir vor einem Jahr eine Wallfahrt nach Tübingen machten und wie sich im Herbst „der Wein im Fasse

---

[1]) Schricker, a. a. O., S. 143, Anm.

[2]) Brief an einen Stuttgarter, Schwäbische Chronik vom 3. Okt. 1889. Nr. 235, S. 1757.

[3]) Frey, a. a. O., S. 216.

[4]) Drei Tage in der Unterwelt. Ein Schriftchen, das vielen ein Anstoß seyn wird und besser anonym herauskäme. Mit dem Motto: Nichts für ungut! Stuttgart, 1826.

[5]) Brief Stälins an Waiblinger vom 21. August 1825 (kgl. öffentliche Landesbibliothek in Stuttgart. Hist. Q. 341. 4, 5 d, Nr. 5).

[6]) Brief Waiblingers an Eser (kgl. öffentliche Landesbibliothek in Stuttgart. Hist. Q. 341. 1, Nr. 29).

[7]) Anna Bullen, Königin von England. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Berlin, 1829.

[8]) Wilhelm Nast (1807—1899), Universitätsfreund Mörikes, 1828 nach Nordamerika ausgewandert.

[9]) Mörike an seine Schwester Luise, Februar 1828 (K. Fischer und R. Krauß, Eduard Mörikes Briefe. Berlin, 1903, I. S. 55).

[10]) Handschrift im Privatbesitz von Frau Hedwig Schwendener in Bischweiler, L. Bauers Tochter. Das Billett trägt an der Kopfseite eine Federzeichnung von Mörikes Hand, das Tübinger Schloß darstellend.



ruhrt", so spür ich nun auch ein Zupfen und Zocken im Innern, das mich gewaltig an Dich mahnt. Eben ist wieder so ein kühler Goldmorgen, die Nebel taumeln an den Bergen nieder wie damals, als wir von Plattenhart her den Wald hinabstiegen.

Ich möchte wohl wissen, wo Du jezt seyn magst, eine Sage versezt Dich nach Heidelberg auf die Wanderschaft und Du stehst vielleicht in diesem Augenblick vor dem hängenden Thurm. Dies Blatt soll Dich bei Deiner Rückkehr aufs Schönste von mir und Jobsten grüßen, der mir aus Augsburg, wo er gegenwärtig schwingfeldert,[1]) den Auftrag gibt, Dich zu bitten, nach einer Repetentschaft für ihn umzuschauen und mir so bald wie möglich Nachricht zu geben, ob er sich deßhalb an das Consistorium wenden dürfe. Ich wollts ihm und Dir sehr gönnen, wenn er etwa nach Schönthal[2]) placirt werden könnte. Ich selber hätte Lust unter diesen Umständen Kamel am Seminar zu werden oder eine Waldmühle an dem Kocher zu errichten.

Nun auch eine Bitte: Ich bin des puren, kommunen, goldenen Diensts wegen auf den Einfall gekommen, ein Taschenbuch herauszugeben, dessen Inhalt auf was recht Kurrentes: Novellen u. s. w. losgeht, der größte Theil ist auch wirklich schon consitschirt und je nachdem es mit den Kupfern geht, die heutzutage „unentbehrlicher Zucker" bei so was sind, könnte der Uchrucker bald anfangen.[3])

Nun möcht ich doch gar zu gern auch einige Blätter von Dir drin haben — ein Mährchen, eine Erzählung von 2 Druckbogen etwa oder was Du willst; Prosa ist immer das Beste; überdies hoff' ich einige kleine Sachen v. Just. Kerner, Uhland und Schwab zu erhalten, vielleicht gibt auch Tieck ein und das andere Gedicht. — Der Orplid-Guckkasten aus Schicksal u. Vorsehung wird Dir in veränderter Gestalt seine Aufwartung in dem Büchlein machen, ich habe die lezten Szenen hinzugefügt u. s. w. Notabene aber: als ich das Ding von Dir verlangte, war noch kein Gedanken an so einen Gebrauch. Gott straf mich.

Nun, was sagst Du zum ganzen? Es wird eben nichts gar Glänzendes werden, doch darfst Du Dich nicht schämen. Gib mir doch umgehend Resolution

---

[1]) Wohl gleich schriftstellern. Einer von den zahlreichen Ausdrücken, die aus der an absonderlichen Prägungen reichen Freundessprache in die Briefe übergingen, namentlich bei Mörike und Bauer. Sie gehören mit den Orplider Namen auf eine Stufe. Hieher gehört auch der gleichfalls im Briefe sich findende Ausdruck Kamel = Repetent, wohl ein Studentenausdruck. Ebenso schreiben Bauer und Mörike — wenigstens in dieser Zeit — fast nie „dichten" und „Dichtung", sondern „konsitschieren" und „Konsitsch".

[2]) Schönthal liegt in der Nähe von Bauers Pfarre Ernsbach. Mit dem Schönthaler theologischen Seminar stand Bauer im Verkehr.

[3]) Der Uchrucker: poetische Phantasiegestalt aus dem Mörikekreis; wie „der sichere Mann, der Professer", geistert er durch die Briefe; vgl. L. Bauers Schriften, Stuttgart, 1847. S. XLIII. Häufiger ist bei Mörike der auch in der Nachschrift unseres Briefes erscheinende „Professer", sonst auch gerne „Professor Sicheré" genannt.



ob ich mit irgend was auf Dich rechnen darf und dann schreibe je eher, je lieber so ein Pastetchen zusammen.

Tausend Grüße den lieben Deinigen. Immerdar Dein treuer

Eduard.

N. S. Das T(aschen)buch soll den Titel haben „Taschenbuch ohne Jahresschild“ und zwar dies theils der Neuheit wegen, theils um gewißen Verbindlichkeiten enthoben zu seyn. (Der Professer rieth mir, ich soll es deßhalb „die Zeitlose“ nennen.) Ohne Zweifel wird Reimer in Berlin es verlegen. Thu mir aber den Gefallen, jezt noch niemand' etwas davon zu sagen.

Sage! warum zaudert denn der Franckh so verflucht mit Deinem Alexander? Ich finge einen Prozeß an Deiner Stelle an.“

* * *

Der Brief fällt in die Zeit von Mörikes Vikariat in Owen (1829—1831). L. Bauer, der Briefempfänger, war damals noch Pfarrer in Ernsbach; im September des folgenden Jahres trat er eine Lehrstelle in Stetten an. Der Brief setzt mit der wehmütigen Erinnerung an eine gemeinsame Wanderung ein. Im Spätsommer 1829 weilte nämlich Bauer bei Mörike in Plattenhardt, von hier aus unternahmen beide einen Ausflug nach Tübingen, wo sie sich als Stiftsstudenten gefunden und gemeinsam in ihren jugendlichen Träumereien geschwelgt hatten; nun besuchten sie die alten Weiheplätzchen aus verklungener Zeit. [1])

Wenn Mörike seinen Freund auf Reisen annimmt, so irrt er wohl. Von einer Heidelberger Wanderung Bauers aus dieser Zeit ist nichts bekannt. Zudem scheint er damals mit Arbeit überhäuft gewesen zu sein, er hatte ein Examen vor sich, also schwerlich genügende Muße. [2])

Jobst, der gemeinsame Freund, dem Bauer eine feste Stellung in Württemberg verschaffen soll, ist Johannes Mährlen. [3]) Er hatte in Tübingen Theologie studiert und war ein Glied des Mörikekreises gewesen. Dem Kirchenrocke abhold, fand er bei Cotta Stellung und wirkte in Augsburg. Durch seine Vermittlung hoffte Mörike lange Zeit, dem Vikariate entrinnen zu können. In dieser Angelegenheit war Bauer Mährlens Widerpart. Übrigens zeigt unser Brief, daß die journalistische Laufbahn Mährlen auf die Dauer selbst ungemütlich wurde. 1830 sollte es ihm allerdings noch nicht gelingen, in Schwaben wieder festen Fuß zu fassen, aber 1832 wurde er an die Stuttgarter Gewerbeschule berufen.

Der Rest des Briefes beschäftigt sich mit einem literarischen Plan, der damals bei Mörike im Vordergrund stand. Er wollte mit einem poetischen Almanach hervortreten. Daß er dabei über Schwaben hinausgreifen wollte, zeigt die Hoffnung auf Tiecks Beisteuer, dem Mörike die umfassendste Verehrung entgegenbrachte. [4]) Mit dem Orplidguckkasten ist das in den Maler

---

[1]) Vgl. Bauers Schriften, S. XLIV f.; Krauß-Fischer, Eduard Mörikes Briefe I. (Berlin, 1903) S. 133.

[2]) Bauers Schriften, S. XLVIII.

[3]) Vgl. R. Krauß, Schwäbische Literaturgeschichte. II. (Freiburg, 1899) S. 79 f., 441; Schwäb. Chronik 1903, Nr. 425, S. 9.

[4]) Vgl. Mörikes Briefe. I. S. 231.



Nolten eingelegte Schattenspiel „Der letzte König von Orplid“ gemeint. Das Stück war lange in Bauers Händen, da verlangte es Mörike zurück, arbeitete es um und verleibte es seinem Nolten ein. Den Hauptzweck des geplanten Taschenbuches verschweigt aber Mörike: der Maler Nolten sollte darin der Öffentlichkeit übergeben werden. Daß in unserem Briefe nur vom Orplider Schattenspiel die Rede ist, erklärt sich daraus, daß ja Orplid, diese weltflüchtige Phantasmagorie, die Wiege der Freundschaft zu Bauer war. Auch hatte Bauer selbst bereits ein Orplidstück drucken lassen. [1]) Darum erwähnt Mörike nur das Schattenspiel. Daß damals Bauer selbst sich bereits von Orplid völlig abzuwenden begann, konnte Mörike dem vollen Umfange nach noch nicht wissen. Mit dem Entschlusse, den Maler Nolten selbständig in Buchform erscheinen zu lassen, verlor das Taschenbuch seine Bedeutung; Mörike gab den Plan auf. [2]) Einige Jahre später griff er aber den alten Gedanken auf und gab mit W. Zimmermann einen schwäbischen Almanach heraus. [3]) Auch Bauer steuerte Gedichte bei. [4])

Frankh ist der Verleger von Bauers Maluff. Am 9. November 1828 hatte Bauer eine Alexandertrilogie vollendet. Frankh erklärte sich zum Druck bereit, schob ihn aber immerfort hinaus. Es kam zu einem Zerwürfnis zwischen Dichter und Verleger, infolgedessen blieb der Alexander liegen, er erschien erst 1836 bei Hallberger. [5])

2.

L. Bauer an K. Klüpfel. [6])

Stuttgart, den 28. May 1844.

Lieber Klüpfel!

Du weißt, daß ich ein eifriger Philosoph bin, zumal was die reine Metaphysik anbelangt. Und da hatt' ich mir denn schon längst vorgenommen, einen langen Brief an Dich zu schreiben über das

Ἓν καὶ Πᾶν.

Nun ist mir aber beiliegend einer zuvorgekommen, nämlich Dr. Juris Streiter, wohnhaft zu Botzen, der mir durch seinen gegenwärtig bei ihm wohnenden Freund Ludwig Steub eine beurtheilende Anzeige des Gedichtes *Ἓν καὶ Πᾶν* von Ed. Silesius (Ed. von Badenfeld) hat zukommen lassen und zwar mit der Bitte, sie in einem guten Blatte unterzubringen. Ich frage daher bei Dir, ob Du die Anzeige nicht den Jahrbüchern der Gegenwart[7]) empfehlen und einverleiben könnest? Lieb wäre es dem Herrn Streiter, der als Schriftsteller Berengarius Iwo heißt, wenn er als Verfasser ungenannt

---

[1]) Der heimliche Maluff. Drama von Ludwig Bauer. Stuttgart, 1828.

[2]) Vgl. H. Maync, Eduard Mörike. Stuttgart, 1902. S. 115; K. Fischer, Eduard Mörikes Leben und Werke. Berlin, 1901. S. 95; Mörikes Briefe. I. 155.

[3]) Jahrbuch schwäb. Dichter und Novellisten, hrsg. v. E. Mörike u. W. Zimmermann. Stuttgart, 1836.

[4]) A. a. O., S. 113—117.

[5]) Vgl. Mörikes Briefe. I. 147.

[6]) Handschrift Mi II 31 der Tübinger Universitätsbibliothek.

[7]) Jahrbücher der Gegenwart, hrsg. v. A. Schwegler. Stuttgart, 1843—1848.

bliebe; indessen, wie sichs eben thut. In keinem Falle aber möchte ich Dir mit meiner Bitte eine Unannehmlichkeit bereiten und könntest Du ihr bloß auf solche Art entsprechen, so schicke nur kurzweg das Papier zurück. Lebe wohl!

Dein L. Bauer.

Der Brief gibt für Bauers weite literarische Verbindungen Zeugnis. Der Briefempfänger ist der um die württembergische Landeskunde verdiente Tübinger Universitätsbibliothekar Karl Klüpfel, Schwabs Schwiegersohn. [1]) Das Lehrgedicht Badenfelds, [2]) um das sich der Brief dreht, gibt Anlaß zu dem charakteristischen Selbstbekenntnis Bauers: „Du weißt — — —". Bauer war philosophierender Dichter, bezw. dichtender Philosoph. Die Lektüre der Alexandertrilogie beweist dies. Die parodistischen Ausfälle gegen die Philosophie in dem satirischen Roman „Die Überschwänglichen" sind teils nicht ernst zu nehmen, teils bedeuten sie eine schroffe Aburteilung Hegels und seiner Schule. [3]) Sonst kam Bauer philosophischen Problemen stets entgegen.

Die Bekanntschaft mit dem bayrischen Schriftsteller Ludwig Steub [4]) beruht auf literarischer Grundlage. Bauer plante, offenbar angeregt durch „Das malerische und romantische Deutschland", 1841/42 ein populäres Sammelwerk „Deutschland im 19. Jahrhundert". Das Werk sollte bei Macklot in Karlsruhe erscheinen. Handschriftliche Rundschreiben ergingen an Schriftsteller, die man zu Mitarbeitern ausersehen hatte, man fand reges Entgegenkommen. [5]) Von der Verlagsbuchhandlung wurde Steub zur Bearbeitung des Bandes „Tirol" gewonnen. Steub verwendete nun seinen wiederholten längeren Aufenthalt in Tirol zu vorbereitenden Studien. Als durch das Zurücktreten Macklots das Unternehmen scheiterte, beschloß Steub, seine Arbeit selbständig erscheinen zu lassen. [6]) Ganz fallen ließ übrigens weder Bauer noch Macklot den Gedanken einer patriotischen Sammelschrift, nur kam man vom gemeindeutschen Standpunkt ab und beschloß ein lokalpatriotisch-schwäbisches Werk — und so erschien 1842 bei Macklot unter Bauers Redaktion der erste und einzige Band des Werkes „Schwaben, wie es war und ist." Die Anwesenheit in Tirol war anderseits wieder der Anlaß zu einer engen Verbindung zwischen Steub und dem in Bozen seßhaften Streiter [7]), dem deutsch-österreichischen Schriftsteller, der in seinen politischen und künstlerischen Bestrebungen vielfach mit Bauer übereinstimmt. 1843 hatte er unter dem Pseudonym Berengarius Ivo einen Band „Dichtungen" erscheinen lassen. Die Rezension von ἓν καὶ πᾶν ist — wenigstens in den Jahrbüchern der Gegenwart — nicht erschienen.

[1]) Vgl. R. Krauß, Schwäb. Literaturgeschichte. II. S. 386, 466.

[2]) Vgl. C. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaisertums Österreich. I. (Wien 1856) S. 114.

[3]) Die Überschwänglichen. Komischer Roman von Ludwig Bauer. Stuttgart, 1836. 2 Bde.

[4]) Vgl. Allg. Deutsche Biographie, Bd. 36, S. 135—140.

[5]) Das Aktenmaterial befindet sich im Schillerarchive zu Marbach.

[6]) 1846 erschien das Buch unter dem Titel „Drei Sommer in Tirol" in Stuttgart (1899 in 4. Auflage).

[7]) Allg. Deutsche Biographie, Bd. 36, S. 567 f.



Ein Besuch im bosnischen Zentralstrafhause.

Von Joseph Lachmayr.

Durch die Beobachtungen, die ich gelegentlich eines Besuches der bosnischen Landesstrafanstalt in Zenica machen konnte, und durch Vergleich der geschriebenen Vorschriften mit deren tatsächlicher Ausführung kam ich zu der Überzeugung, daß Zenica für Sträflingserziehung eine wahre Musteranstalt darstellt. Schon die bloße Bemerkung, daß seit dem Jahre 1887, in welchem das gegenwärtige System eingeführt wurde, bei einer Sträflingszahl von 600—700 die Sterblichkeit nie 2 Prozent überstieg, die Zahl der Rückfälligen aber nur 1½ Prozent beträgt, muß dieser Anstalt zur Empfehlung dienen.

Das Strafhaus in Zenica beherbergt die männlichen Sträflinge des österreichischen Okkupationsgebietes, die zu mehr als einem Jahre Kerker verurteilt sind. Weibliche Sträflinge finden einstweilen Aufnahme in Agram, doch soll nächstens in Zenica selbst eine Anstalt für sie nach dem Muster der in Rede stehenden gebaut werden.

Durch umfangreiche Gartenanlagen mit villenartigen Wohnhäusern und an verschiedenartigen Ökonomiegebäuden vorbei gelangten wir zu der eigentlichen Strafanstalt, die von einer im Rechteck erbauten Mauer umschlossen ist. Nachdem vom Direktor die Erlaubnis zur Besichtigung eingeholt war, begannen wir unsere Wanderung unter Führung eines Oberaufsehers. Zuerst ging es ins „Glashaus", das Schreckgespenst aller, die unfreiwillig der Anstalt einen Besuch zu machen haben. Zur Orientierung sei gleich bemerkt, daß die Sträflinge auf Grund der noch abzubüßenden Strafzeit und ihrer Aufführung in vier Klassen geteilt sind, die sich charakterisieren lassen mit den Schlagworten: Glashaus, Werkstatt, Ökonomie, Urlaub.

Das „Glashaus" ist ein rechteckiger, mehrstöckiger Bau, der einen mit einem Glasdache bedeckten Innenraum umschließt. Von diesem Hofraume mit seinen Veranden führen schmale Türen in die Zellen der Gefangenen; das Glasdach erleichtert die Überwachung des ganzen Hauses. Das Haus ist hell und freundlich, tiefe Stille herrscht überall. Unwillkürlich mäßigen wir die Stimme, zumal auch die Bediensteten nur leise miteinander sprechen. Ich sah durch mehrere Gucklöcher in den Zellentüren: in jeder Zelle ein Sträfling emsig an der Arbeit als Weber, Korbflechter usw. Aus zwei Zellen starrte mir dichte Finsternis entgegen. Das Glashaus ist das Gebäude für Einzelhaft. Jeder Sträfling, dessen körperlicher oder geistiger Zustand nicht eine Ausnahme bedingt, hat hier die erste Zeit seiner Gefangenschaft zuzubringen. Der Delinquent soll mürbe werden. Seine Mitsträflinge bekommt er nur während des Sonntagsgottesdienstes und zur Zeit der vorgeschriebenen Bewegungen in freier Luft zu sehen; dabei ist aber für Verhinderung eines gegenseitigen Verkehrs gründlich gesorgt. Auf diese im Grunde meist unver-

dorbenen Naturkinder wirkt die Einsamkeit mit furchtbarer Gewalt; die gesellige, weiche Natur des Slaven läßt sie erst recht bitter erscheinen. Die Dauer der Einzelhaft ist denn auch eine mäßige. Drei, resp. zwei Monate, je nachdem der Delinquent zu schwerem oder zu einfachem Kerker verurteilt ist, bilden das mittlere Zeitmaß. Falls gute Aufführung auf Besserung schließen läßt, wird die Zeit um einen Monat verkürzt, kann aber im gegenteiligen Falle nach dem Urteile des Direktors verlängert sowie durch Zwangsjacke, durch Anlegung von Fesseln oder schwere Ketten und durch mehrtägige Dunkelhaft verschärft werden.

Doch auch in der Einzelhaft ist Vorsorge getroffen, daß der Sträfling nicht in trübsinnigem Brüten verkomme. Wer ein Handwerk kann, muß es den Tag über ausüben; den andern wird eine leicht erlernbare Beschäftigung angewiesen. Von dem bei der Arbeit gezeigten Fleiße hängt die Abkürzung der Einzelhaft wesentlich ab. Eine dankbar begrüßte Abwechslung bringen in die Einsamkeit die Besuche der Angestellten des Strafhauses: der Meister des betreffenden Handwerks hat den Sträfling zu besuchen, um die Arbeit zu überwachen und zu leiten, der Lehrer der Anstalt muß sich gleich am Anfange der Haft über die Bildungsfähigkeit und den Bildungsgrad des Gefangenen informieren und ihn mit Büchern für den Feierabend und die Feiertage versorgen. Wenigstens zweimal in der Woche muß der Arzt den Sträfling besuchen, um seinen Gesundheitszustand zu überwachen und besonders die Anfänge einer etwa drohenden Geistesstörung rechtzeitig zu entdecken. Merkt der Arzt Gefahr, so muß die Einzelhaft unterbrochen, oder gänzlich sistiert werden. Auch der Direktor und andere Beamte haben sich öfters mit dem Gefangenen zu befassen und seinen Charakter zu studieren, um eine gedeihliche Erziehung zu ermöglichen. Die Hauptaufgabe fällt dabei naturgemäß dem Seelsorger zu. Auch er hat wöchentlich wenigstens zweimal den Gefangenen zu besuchen und mit allen Mitteln seines Berufes an dessen moralischer Hebung zu arbeiten. Über seine Besuche und die dabei gemachten Beobachtungen erstattet er gleich den übrigen Offizialen dem Direktor allwöchentlich schriftlichen Bericht.

So bitter nun auch die Einzelhaft ist, der Sträfling wird doch mit Sorgfalt und Wohlwollen behandelt. Die meisten verlassen das Glashaus mit aufrichtigen Vorsätzen zum Guten, der Katholik wohl auch mit einem in der heiligen Beichte gereinigten Herzen.

Begleiten wir den Häftling nun in die zweite Klasse. Anstrengende Handwerksarbeit in gemeinsamen Werkstätten, Einzelhaft außerhalb des Arbeitslokals, Verbot alles außerdienstlichen Verkehrs ist das Wesen dieser Abteilung.

In einer Reihe von Gebäuden sind die verschiedensten Werkstätten untergebracht, in denen die Sträflinge von 6 (im Winter 6½) Uhr früh bis 11½ Uhr und nachmittags von 1—7½ (mit Unterbrechung von 4—4½) zu unausgesetzter Arbeit gehalten sind. Sprechen dürfen sie nur mit dem Meister oder Vorarbeiter in notwendigen Dingen. Aber es ist ihnen doch wieder wohler, da sie unter Menschen arbeiten. Diese ernste Arbeit und das andauernde Stillschweigen bewähren sich als treffliches Mittel, den Sträfling nebst den nützlichen Kenntnissen auch den Willen und die Gewohnheit eines arbeitsamen Lebens zu lehren, und schützen vor der sonst oft so verhängnisvollen gegenseitigen Verführung und Ausbildung im Verbrechen.

Die meiste Sorgfalt wird bei der Arbeit naturgemäß auf jene Industrieerzeugnisse verwendet, welche für alle Lebensverhältnisse ein sicheres Fortkommen gewährleisten. Dabei ist jedoch besonderen Anlagen Gelegenheit geboten, sich auch in feineren Fertigkeiten auszubilden. Ich sah aus den Händen von Sträflingen, die erst im Strafhause zu lernen angefangen hatten, die feinsten türkischen Damenstiefelchen, elegante Uniformen, niedliche Blumenkörbchen und zarte Schnitzereien und Drechslerarbeiten hervorgehen, — Waren, die sich in jedem Großstadtladen sehen lassen dürfen. Die meisten Sträflinge schätzen ihre Arbeit, für deren Wahl nebst früherer Beschäftigung vor allem Fähigkeit und Neigung entscheidend sind, als Erwerbsquelle für die Zukunft und als Mittel, sich schon jetzt manche Erleichterung zu verschaffen. Die Produkte der Werkstätten haben einen Hauptteil der Erhaltungskosten des Strafhauses zu liefern, der Sträfling hat auf Bezahlung seiner Arbeit keinen Anspruch. Es wird ihm jedoch, um ihn zu Fleiß und gutem Betragen anzuspornen, nach Maßgabe seiner Leistungen und seiner Aufführung ein Teil des Wertes seiner Arbeit als Belohnung zugestanden. Der größte Teil dieser Belohnung wird angelegt und soll dem Sträfling bei dessen Entlassung als erster Behelf dienen. Das Übrige wird ihm eingehändigt und er kann sich dafür kleine Genüsse verschaffen, wie Weißbrot, Käse, Kaffee, Obst u. dgl., oder das Geld seinen Angehörigen schicken. Bei Anfängern und bei jenen Sträflingen, die sich durch schlechte Aufführung einer derartigen Begünstigung unwürdig gemacht haben, wandert der sonst als Belohnung entfallende Betrag in den Unterstützungsfond für entlassene arme Sträflinge.

Außerhalb der Arbeitsstunden weilt der Sträfling, soweit nicht Schulunterricht ihn in Anspruch nimmt, in seiner Zelle im gemeinsamen Schlafsaale. Hier herrscht absolutes Stillschweigen. Die Nachtruhe dauert von 9—5 (im Winter 5½) Uhr. In der Zelle macht der Sträfling seine Schulaufgaben, beschäftigt er sich mit Büchern, nimmt er seine Mahlzeiten zu sich. Die Nahrung selbst ist sorgfältig zubereitet, für Strafhausverhältnisse gut und reichlich, dem Gesundheitszustande des Häftlings und den Vorschriften seiner Konfession angepaßt. Für die Muhammedaner wird darum eigens gekocht. Als Disziplinarstrafe dient wohl auch gelegentliche Schmälerung der Rationen, die jedoch immer der Kontrolle des Strafhausarztes untersteht.

Soweit nicht ein größeres Vergehen die Rückkehr ins Glashaus bedingt, ist diese Schlafsaalzelle auch der Schauplatz der gewöhnlich kleineren Disziplinarstrafen. Am härtesten wird durchwegs die Arbeitsentziehung empfunden, die auch den Verlust der Bücher mit sich führt. Der Delinquent verbleibt dann einige Tage einsam in seiner Zelle. Die Strafe wird verschärft durch Entziehung der oben genannten kleinen Genüsse, durch Fasttage, Entfernung des Bettes und Schlafen auf harten Brettern usw. Die einzelnen Zellen sind voneinander durch massive Zwischenwände getrennt, oben und nach vorne durch starke Drahtgitter abgeschlossen. Der Zellenkomplex steht in der Mitte des Saales, die Eingänge münden in die an den Wänden verlaufenden Gänge. In einem Saale mit etwa 70 solchen Kabinen standen 4 Betten auf dem Gange, in einigen anderen war als mildere Strafform den „Arbeitslosen“ das Bett in der Kabine belassen. Bei unserem Vorbei-

gehen mußten die Delinquenten bei ihrem Gitter in strammer Haltung „Pranger stehen".

Am meisten interessierten mich natürlich bei diesem Gange durch die Werkstätten, Küchen, Waschräume und Schlafsäle die Physiognomien der Gefangenen. Etwas gedrückter, verschämter Ernst war der Grundton. Verbissenheit, Frechheit, Haß waren kaum zu bemerken, eigentliche Verbrechergesichter fand ich nur in einer Werkstätte, wo die schwere, geräuschvolle und den ganzen Menschen in Anspruch nehmende Arbeit jeden gegenseitigen Verkehr unmöglich machte. Hier waren, wie ich erfuhr, die hartnäckigen, boshaften Repetenten untergebracht, etwa 12 an der Zahl. Die übrigen sind zum größten Teil nicht schlechte Leute, die in der Hitze der Leidenschaft oder in der Trunkenheit zu Verbrechern wurden, ohne daß die innersten Tiefen der Seele vom Bösen berührt worden wären. Daher der Ausdruck ehrlicher Scham, daher auch jene freundliche Offenheit und Zutraulichkeit, die mir so angenehm auffiel und die sich zeigt, sobald der Sträfling in den Augen des Besuchers eine von jeder Verachtung ferne Teilnahme liest. Beim Anblick der Sträflinge stieg auch die Beamtenschaft in meiner Achtung, noch mehr dann bei der Beobachtung der Art und Weise ihres Verkehrs mit den Sträflingen.

Das nächste Ziel des Häftlings der zweiten Klasse ist die Versetzung in die dritte Abteilung, welche nach Verlauf der halben Strafzeit (bei den zu lebenslänglicher Haft verurteilten Sträflingen nach 10 Jahren) erfolgt, falls die Vorgesetzten von der hinreichenden Besserung des Gefangenen überzeugt sind. Außer bei der Arbeit haben die Vorgesetzten bei den erwähnten Besuchen und Unterredungen Gelegenheit, den Zustand des Sträflings kennen zu lernen; die verschiedenen Berichte und Konferenzen setzen dann den Direktor in den Stand, die richtige Entscheidung zu treffen.

Der Sträfling bekommt eine andere Kleidung, die ihn als zur dritten Klasse gehörig kenntlich macht, und verläßt das eigentliche Strafhaus und die Umfriedung der großen, grauen Mauer; nur ein gewöhnlicher Gartenzaun trennt ihn noch von der Freiheit. Er nimmt seine Wohnung in einem der Ökonomiegebäude, die das Strafhaus umgeben. Falls nicht besondere Gründe die Fortführung des Handwerks erheischen, wird er jetzt in die Geheimnisse des Garten- und Ackerbaues, der Bienen- und Viehzucht und der Milchwirtschaft eingeführt. Er soll den rationellen Betrieb dieser Erwerbszweige kennen lernen, um nach seiner Entlassung sich selbst leichter fortzubringen und eventuell auch in seiner Heimat die Landwirtschaft durch Rat und Tat zu heben. — Die Überwachung ist jetzt, wenn auch sorgsam, so doch unauffällig, fast unmerklich, der gesellige Verkehr ist freigegeben. Bei der Arbeit wird wohl nur wenig gesprochen, aber an den Feierabenden sitzen die Sträflinge gesellig beisammen, lesen und plaudern, manchmal klingt auch ein frohes Lied durch den stillen Abend. Nur anstößig dürfen die Gespräche und Lieder nicht sein und wer wollte diese Einschränkung tadeln? — Was der Verkehr mit den Genossen dem Sträfling nach oft jahrelangem Schweigen bedeutet, kann man sich vorstellen. Dazu darf der Gefangene jetzt auch rauchen. Man muß in Bosnien gewesen sein, um den Wert dieser Erlaubnis zu begreifen. Das Sträflingskleid, die Aufseher, die stramme Tagesordnung und die Verpflichtung zur beständigen schweren Arbeit lassen den



Häftling allerdings seine Lage nicht vergessen; auch steht das Strafhaus, das er jetzt nur an Sonn- und Feiertagen zum Gottesdienst am Vormittag und Nachmittag betritt, als ernster Mahner immer vor ihm. Jeden Augenblick kann ihn schlechte Aufführung wieder dorthin zurückführen, auch das Glashaus ist immer bereit, ihn wieder aufzunehmen. Dafür aber winkt in nicht allzu weiter Ferne die ersehnte vierte Klasse.

Kann man den Sträfling als hinlänglich gebessert ansehen, hat er vor allem die Probe glücklich bestanden, welche der Zweck der dritten Klasse ist, d. h. der ihm gewährten größeren Freiheit und des bei den verschiedensten Gelegenheiten versuchshalber in ihn gesetzten Vertrauens sich würdig erwiesen, so wird er von der Landesregierung auf Vorschlag des Direktors für das letzte Viertel seiner Strafzeit in die Heimat entlassen, wo er vorderhand noch unter Polizeiaufsicht bleibt. — In der ersten und zweiten Klasse sollte der Verbrecher zur Einsicht und Reue kommen und sich unter Stillschweigen und strenger Zucht an Arbeit und Ordnung gewöhnen, in der dritten Abteilung soll er lernen, auch im Verkehr mit Mitmenschen und unter milderer Aufsicht sich gut aufzuführen, — jetzt soll er allmählich dahin gebracht werden, auch ohne Aufsicht zu tun, was früher der Zwang bewirkte. Auch daheim bleibt der Beurlaubte zu fleißiger Arbeit verpflichtet, er hat sich zu hüten vor Trunksucht und Zank, hat den Verkehr mit anrüchigen Personen zu meiden, ein seinem Stande angemessenes anständiges Leben zu führen. Bewährt er sich nicht und bleibt behördliche Mahnung ohne Erfolg, so wird er wieder an die Strafanstalt abgeliefert und hat jetzt auch die daheim verlebte Zeit noch abzusitzen. Die meisten dieser bedingungsweise Entlassenen bewähren sich aber gut, bewähren sich auch nach erfolgter gänzlicher Freisprechung, da sie sich in jahrelanger Übung an ein sittliches Leben gewöhnt, seine Vorteile eingesehen und es lieben gelernt haben.

Die erziehliche und hilfreiche Sorge der Anstalt begleitet den mittellosen, aber gebesserten Sträfling auch nach seiner Entlassung noch einige Zeit lang. Hat er ein Handwerk so weit erlernt, daß er selbständig zu arbeiten befähigt ist, kann er sich aber eine Werkstatt wegen fehlender Mittel nicht einrichten, so bekommt er von der Strafanstalt die nötige Einrichtung. So hörte ich von einem jungen Manne, der sich zum Offiziersschneider ausgebildet hatte und der es mit der Unterstützung des Strafhauses zu einem sehr gut gestellten, selbständigen Meister gebracht hat. Das vom Strafhaus gegebene Werkzeug bleibt aber ein Jahr lang Eigentum desselben und kann, falls der Begünstigte sich durch Trägheit oder schlechte Lebensführung der Hilfe unwürdig erweist, jederzeit zurückgefordert werden.

Die diesbezüglichen Auslagen des Hauses werden aus dem Unterstützungsfonde bestritten, der auch die ohne Schuld ganz Armen mit Reisegeld und mit dem nötigen Anfangskapital nach der Entlassung versorgt. Die meisten Sträflinge können aber einen Notpfennig mitnehmen aus der erwähnten Entlohnung für ihre Arbeit, die auch den Sträflingen der dritten Klasse entrichtet wird. Ein Fluchtversuch beraubt jeden dieses Geldes, das dann die Kosten der Wiedereinlieferung decken muß.

Ihren vollen Wert kann diese Sträflingserziehung vielleicht nicht in allen Verhältnissen gleichmäßig erweisen. Für die günstigen Resultate in

Zenica ist wohl ganz besonders der Umstand maßgebend, daß — wie bereits erwähnt — die Mehrheit der Sträflinge im Grunde unverdorbene, ehrliche, tief religiöse Naturkinder sind. Diebe zählt man unter ihnen äußerst wenig und diese liefert meist das Zigeunervölkchen. So ist es begreiflich, daß dieses System schöne Erfolge erzielt, besonders in Verbindung mit der Religion, für deren Betätigung und Einfluß das Reglement den Geistlichen der einzelnen Konfessionen gebührenden Spielraum läßt und deren Vorschriften mit dem ganzen Organismus der Sträflingserziehung innig verwachsen sind.

Von ausschlaggebender Bedeutung ist bei diesem System wohl auch die Qualifikation der Beamtenschaft. In dieser Hinsicht bekam ich in Zenica die wohltuendsten Eindrücke. Eine ähnliche Harmonie zwischen dem Reglement und der Wirklichkeit dürfte nicht allzu häufig sein. Alles sprach dafür, daß die Beamten ihre Pflicht tun im vollen Bewußtsein der Würde und Wichtigkeit ihres Erzieherberufes, stramm, ruhig, ernst, mit Zurückhaltung gegen die Sträflinge, aber ohne Härte, ohne Zeichen der Verachtung. Dieses Lob muß auch auf die Anstaltsbediensteten ausgedehnt werden und was dies sagen will, ist leicht einzusehen. Ebenso bedeutsam wie die Erziehung der Sträflinge, vielleicht noch bedeutsamer, ist die Heranbildung und Überwachung des untergeordneten Personals eines Strafhauses. Das weiseste Reglement, die größte Aufopferung der Beamten, speziell des Seelsorgers, wird nur zu oft durch die rohen Schimpfworte, durch das brutale Benehmen der Aufseher, Schließer usw. paralysiert. Dadurch wird oft der letzte Funke von Selbstachtung im Sträfling unterdrückt, Verbissenheit und Haß gegen die Autorität überhaupt und gegen die „Gerechten" groß gezogen. Gerade in dieser Hinsicht aber dürfte Zenica mustergiltig sein, mustergiltig für die Ausbildung der Bediensteten durch Konferenzen und Privatunterweisungen, für die Kontrolle ihrer Dienstleistung, mustergiltig auch für die Erfolge. Es mögen ja auch Verstöße vorkommen, denn daß der Geduldfaden bei einer solchen Menge von Sträflingen hie und da überspannt werden kann, ist begreiflich, doch kann es sich da nur um einzelne Ausnahmsfälle handeln. Gerade dieses System der Sträflingserziehung, das irische, stellt an die Leitung der Anstalt große pädagogische Anforderungen, verlangt moralische Kraft und Liebe zu den gefallenen Mitmenschen. Zenica beweist, daß dem Aufgebot an Mühe und Liebe auch die Erfolge entsprechen können. Interesse an der Sträflingserziehung sowie die Sorge um entlassene Sträflinge ist aber nicht bloß Aufgabe der betreffenden Beamten, sondern auch Pflicht aller jener, die durch Gottes Huld vor tiefem Fall bewahrt wurden. Ob wohl nicht auch hierin einer größeren Liebe und barmherzigeren Fürsorge eine schönere Frucht entsprechen würde? Treiben nicht oft gerade die Kälte, die kränkende Verachtung der Mitmenschen auch den Reuigen zu neuen und größeren Verbrechen?





Anton Obrist, Stögerbauer in Stans.

Von Dr. **Karl Domanig.**

Ein Portrait Anton Obrists, vom jüngeren Arnold gemalt, sieht man in der Heldengallerie am Berg Isel (abgebildet bei Schmölzer, Andreas Hofer und seine Kriegsgenossen, S. 38). Der schlichte Bauersmann verdient diesen Ehrenplatz; nicht weil er zu den hervorragenden Führern der Tiroler zählte — eine entscheidende Rolle war ihm nie zugefallen —, wohl aber weil er den idealen Patriotismus, den heroischen Opfergeist, von welchem damals sein ganzes Volk beseelt war, in wahrhaft beispielhafter Weise erkennen läßt.

Die nachstehende Schilderung beruht größtenteils auf urkundlichen Zeugnissen, die ich im Stögerhause vorfand und von dessen dermaligem Besitzer erworben habe; zu einem geringeren Teile auf Erzählungen der Töchter Obrists: meiner nun in Gott ruhenden Mutter Juliana und der noch lebenden Maria Obrist in Schwaz.

Das Stögergut im Dorfe Stans (eine Stunde nordöstlich von Schwaz im Unterinntale) war seit unvordenklicher Zeit und ist noch heute im Besitz der Familie Obrist, die einer unverbürgten Tradition zufolge aus Österreich (Ober- oder Niederösterreich) eingewandert sein soll. Aber schon in einer Pergamenturkunde vom Jahre 1735 gibt die Priorin des Dominikanerinnenklosters in Mariatal dem Anton Obrist (senior) Güter in Pacht, welche bereits dessen Vater, Christian Obrist, Bauer in Stans, im Jahre 1721 erhalten hatte. Das Haus gehört sicherlich zu den ältesten der Umgebung, da es noch gotische Türpfosten enthielt, die jetzt leider an einen Liebhaber veräußert sind.

Anton Obrist war zu Stans im Jahre 1759 geboren und vermählte sich 1795 mit Nothburga Schinl von Pillberg; sechzehn Kinder entsprossen der glücklichen Ehe. In seiner Jugend war Obrist der einzige im Dorfe, der lesen und schreiben konnte.*) Er lehrte es an Sonntagnachmittagen die jungen Bauernbursche, ebenso die Bienenzucht und die Veredlung des Obst-

*) Auf seinem Porträt ist er lesend dargestellt. Einige von den Büchern seines Nachlasses sind in meinem Besitze, u. a.: Robinson der jüngere von G. H. Campe. Braunsberg, 1802. — Telemach. Aus dem Französischen des Herrn von Fenelon in deutsche Verse gebracht von Benjamin Neukirch. Nürnberg, 1743. — Isidor, Bauer zu Ried. Eine Geschichte für das Landvolk, auch für unsere Bürger in Städten von J. Huber, München, 1804. — Auch die ungebetenen Gäste der Einquartierung haben die Bibliothek des Stögerbauern benützt; im letztangeführten Buche findet sich folgende Eintragung: Michael Stattelmann Unter des königlich bayrischen 14. Infanterry Rechement Iß dagewesen und wer das thut lesen der ist auch dagewesen. Michael Stattelmann von Bullencheim.

baumes. Durch ihn ist das Dörflein Stans der Obstgarten geworden, als der es uns heute noch so freundlich anmutet. Er führte zuerst den Bau der Kartoffel ein; da wollten ihm die Dienstboten nicht mehr bleiben, denn beim Stöger, hieß es, gebe es eine „Fackenkost". Mehrere anekdotenhafte Erzählungen zeigen, wie er der herrschenden Gespensterfurcht zu Leibe rückte.

Allgemein geachtet war der Charakter des Stögerbauern. Durch Jahrzehnte bekleidete er das Amt des „Gerichtsverpflichten", dann des Gerichtskassiers und des Gemeindevorstehers. Tief und kernig war seine Frömmigkeit, aufrichtig und zu jedem Opfer bereit seine Liebe zu Kaiser und Vaterland. Davon geben die Schriftstücke Zeugnis, die sich aus den Jahren 1799, 1800, 1805 und 1809 erhalten haben.

I. (Aus den Jahren 1799 und 1800.)

Die ältesten Aufzeichnungen des Anton Obrist zeigen ihn als schriftführenden Feldwebel der ersten Milizkompagnie von Freundsberg (Schwaz), welche, nachdem sie schon im Frühjahre 1799 ausgezogen war und sich im Treffen von Remüß durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte, neuerdings am 7. November desselben Jahres an die Westgrenze marschierte, wo abermals ein Einfall der Franzosen unter Massena zu befürchten war.

Die in obrigkeitlichem Auftrage verfaßte „Standesliste" trägt die Aufschrift: „Nr. 1. Instehende Compagnie ist den 7. Novemb. anno 1699 Außgerücket in das Oberland gegen Nauders allwo sie in Graun im Standquattier 14 Täg verbliben und d. 5ten Decemb. 1799 widerumben nach Haus komen."

Die Innenseite des Bogens ist, offenbar von der Hand eines Amtsschreibers, überschrieben: „Tyroler Landesschützen-Compagnie — Vom Gerichte Schwatz." Darunter: „Standesliste." Die 2. und 4. Seite ist von derselben Hand sauber rubriciert: „No. — Chargen — Nahme und Zunahme — Stand und Wohnort — Tag und Weise des Zuwachs/Abgangs — Ist gestellt vom — Versehen mit eigenem Stutzen/Seitengewehr — Anmerkung." — Die Rubriken auszufüllen war Sache des Feldwebels.

Unser Obrist, der als Freiwilliger mitzog, war mit eigenem Stutzen und eigenem Seitengewehr bewaffnet, deren er indessen diesmal nicht bedurfte. Die Kompagnie lag, ohne mit dem Feinde in Berührung zu kommen, in Nauders und kehrte am 6. Dezember wieder nach Hause zurück.

Ein kleines Büchlein von zwölf Blättern, ebenfalls „Standesliste 1ter Militz Compagnie" überschrieben, in welchem Obrist, offenbar zum Handgebrauche, die Namen der Landesverteidiger nach Korporalschaften verzeichnet hatte, trägt auf den zwei letzten Blättern genauere Bemerkungen von seiner Hand über den Hin- und Rückmarsch.

Von diesem nicht eben beschwerlichen Marsche brachte die Kompagnie einen „Attest" der Gemeinde Nauders nach Hause, in welchem das Wohlverhalten der Mannschaft gelobt wird, „besonders aber die Herrn Offiziers weg gut gehaltener Mannszucht und Lehrart ihrer untergebenen in Exercieren".

Auf demselben Blatte bemerkt der Landrichter von Nauders:

„Von Seiten der k. k. Gerichtsbarkeit zu Naudersberg wird vorstehendes Zeugniß nicht nur vollends beståttiget sondern auch dieser braven

Compagnie der lebhafteste Dank im Namen Aller nauderbergischen Gerichtsbewohner zu erkennen gegeben, da Sie, biedere Mitbrüder! bey der aus Bünden mehrmal gedrohten Feindesgefahr mit so schöner Ordnung und edlen Entschlossenheit dem daigen Gränzorte zum Schutze herbeygeeilet sind.

Nehmen Sie den warmen Dank des daigen Gerichtes, und kommen Sie bey jeder — wieder Verhoffen — eintrettenten Feindesgefahr uns wieder eiligst zu Hilfe. Mit Gottes Segen, und mit Hand in Hand soll es ja nicht mehr dem Feinde gelingen, Füße allhier zu setzen.

Nauders, den 29ten 9br. 1799. Josef Rungger pria:
L. S. k. k. Landrichter allda.

Der nächste Auszug unserer Frundsberger Kompagnie erfolgte im Mai 1800, nachdem der Landesgouverneur von der in Schwaben und Bayern arg bedrängten kaiserlichen Armee den Auftrag erhalten hatte, die bestehenden Landesschützen-Kompagnien sogleich aufzubieten und den Landsturm in Bereitschaft zu halten, damit man auf der ganzen Linie vom Arlberg bis Kufstein und Kößen den Franzosen die Stirn bieten könne.

Anton Obrist zog abermals als Feldwebel mit und führte die Standesliste (Nr. 2). Überschrift und Rubrizierung derselben lauten jetzt: „I. Miliz-Compagnie des Hauptmanns Riedmiller — Gestellt von dem Gerichte Freundsberg und Schwatz." Die Erlebnisse sind auch diesmal höchst einfacher Art. Auf der Außenseite der Standesliste Nr. 2 heißt es: „Instehende Compagnie Rückte den 31ten May anno 1800 von Schwatz aus, in das Achenthall allwo sie bis den 15ten Junj im quarttier Verbliben, dann in die Verdisau zuruck marschiert, umb die Posten und Ordonanzen im Bächen zu besötzen als zu Vorderschleims, Hinterschleims, auf den Sattl Eis Köning und gräsperg. — Den 24ten Julli anno 1800 nach Haus marschiert, als nach 55 täg." Beide von Obrist sehr sauber geführten Standeslisten sind mit seinem Siegel versehen, das bezeichnend ist für das Selbstbewußtsein eines bäuerlichen Kriegers: drei Blumen zwischen einer Sichel und einer Garbe; darüber zwischen A — O ein Säbel mit einem Stutzen gekreuzt und der Stock des Feldwebels quer durch; darüber der mit einer Feder gezierte Schützenhut.

In demselben Jahre 1800 erfolgte aber noch ein dritter und sogar ein vierter Ausmarsch der Freundsberger Kompagnie. Als Napoleon den Waffenstillstand von Parsdorf gekündet hatte, wurden durch Aufrufe des Gouverneurs vom 1. September sechzig Kompagnien Landesverteidiger von Nordtirol und dem Hochstifte Brixen zur Besetzung des Ober- und Unter-Inntales in Waffen gerufen.

Die Freundsberger Compagnie wurde abermals nach Achental dirigiert: „Instehende Kompagnie", heißt es auf der Standesliste Nr. 3, „rückt d. 9ten Septemb. anno 1800 von Schwatz aus, in die Pertisau, von da in die Bäch, allwo auf der Tonaueralpen das Hauptquarttier, in deßen anger eine Feld Kapellen Errichtet, darinen das H. Meßopfer Sollemniter gehalten worden, haben folgende Posten zu besötzen als in der Pfan, Fontseitten, Ställen, Toisenbach und Röith, samt Starcken Batrollen.

Den 28ten Septemb. 1800 nach Haus marschiert als nach 20 Täg."

Die Kürze der Dienstzeit erklärt sich aus dem Umstande, daß der Waffenstillstand für Deutsch-Tirol am 20. September zu Hohenlinden auf weitere 45 Tage verlängert worden war.

Nach der unglücklichen Schlacht von Hohenlinden (3. Dezember), als die Österreicher ihre Positionen in Bayern verließen, besetzten die Tiroler gemeinsam mit den beiden Korps Jellachich und Chasteller „die Päße von der Gränze Arlbergs bis an die Salzburgs. Im Innthal standen 13.000 Mann im Feld und hielten durch volle 6 Wochen bei aller Kälte aus". (Egger, Gesch. Tirols III, 266.) Unsere Freundsberger Kompagnie steht abermals im rauhen Achental. Sie war, wie es auf der Standesliste Nr. 4 heißt, „d. 17ten Dezemb. anno 1800 aufgerücket in das Achenthal, von dort . . Posten Lindstain, wird den 1ten Jenner von bemelden Posten abgerufen und den 2ten Detto anno 1801 nach hauß marschiert. — Dieses war der 4te Auszug dieser Compagnie als hernach der Friedensabschlus mit Frankreich Erfolget ist, im Februari anno 1801." (Gemeint ist der Frieden von Luneville, 8. Februar 1801.)

In der Kompanie sind abermals bedeutende Änderungen zu bemerken: ihre Stärke, welche nach der Landwehrordnung 120 Mann betragen sollte, ist bei dem 3. und 4. Ausmarsche nur noch 84 und 83 Mann gegen 94 und 87 beim 1. und 2. Auszuge. Anton Obrist erscheint jetzt als Unterlieutenant, obwohl er auch jetzt die Standesliste (Nr. 4) verfaßte.

Die Bestellung der Offiziere erfolgte nach der k. Landwehrordnung durch Wahl: „Die Ober- und Unterofficiere werden von den Compagnien selbst gewählt und der betreffenden Schutzdeputation nur angezeigt." Dagegen spricht ein an Obrist ergangenes Aktenstück von Bestätigung; es lautet:

„An den Herrn Unterlieutenant der 1ten Miliz Compagnie Anton Obrist im Achenthal Landes Def. Nro. 532. Ex offo.

Da bey der diesgerichtlichen 1ten Miliz Compagnie der Unterlieutenant Anton Spinlegger wegen häuslichen Drangumständen seiner Charge entlaßen worden, und statt desselben der Anton Obrist Gerichtsverpflichter zu Stanß als Unterlieutenant von der Compagnie erwählet, und vermög Decret der hohen Schutz Commission vom 22ten d. M. Landes-Defension Nr 532: derselbe in dieser Eigenschaft bestättiget worden. So wird solches demselben zum eigenen Wissen und Benehmen anmit eröfnet.

Vom k: k: Landrichteramt zu Freunsberg Schwaz den 29ten Xbr 1800. (Siegel des k. k. Landgerichtes Schwaz.) Dr. Jos. von Inama LdgchtsVwlt."

Eine gewisse Abnahme der Begeisterung, die ich aus den späteren Standeslisten zu erkennen glaube, mag sich wohl aus dem Umstande erklären, daß die Kompagnie von allen Ausmärschen, die in so kurzer Zeit aufeinander folgten, jedesmal resultatlos zurückkehrte, während andererseits der Dienst, besonders in den sehr unwegsamen Gegenden des Achentales und in der strengen Jahreszeit, keine geringen Strapazen mit sich brachte. Umso größere Anerkennung verdient die Hingabe jener Männer, welche, wie der Hauptmann Riedmiller, der Oberlieutenant Haag, der Zimmermann Vorausperger und endlich unser Obrist freiwillig bei jedem Ausmarsche sich beteiligten und so nahezu ein Dritteil des Jahres (in 13 Monaten 119 Tage), von ihren Familien und ihrem Erwerbe abwesend, sich dem Dienste

des Vaterlandes widmeten. Ein solches Opfer muß umso höher angeschlagen werden, als gleichzeitig die Last der Einquartierung eine drückende war. Obrist hat darüber in seinen Kalendern Aufzeichnung geführt.*) Zum Juni 1796 findet sich der Vermerk: „Den 26ten seind in Quartier 8 Mann und ein Oberlieutenant sammt 10 Pferd, bezahlt 1 Mann 3 kr., der Lieutenant 18 kr. An Rindfleisch habe ich davor empfangen 3¾ Pfund. Das Bettgeld ist mir bezahlt à 1 kr. thut 9 kr. Abermals von 6. bis 9. Juli 7 Pferd, soviel Mann. . . ." Im Jahre 1799 gab es Einquartierung vom 15. Februar bis 13. März, dann wieder am 15. und 29. März bis 9. April. Daneben mußten Fuhren nach Schwaz und Paltenberg beigestellt werden. Im Jahre 1800 brachten der Juli und August Gäste. Im September, als Obrist im Achentale stand, notiert die Stögerin: „Am 10. September ist der Jagal (Jackl) in die Pertisau mit Schützen Proviant gefahren. Den 12. 12 gemeine Mann samt einer Frau über Nacht gehabt. Den 13. 14 Mann, 1 Frau in Quartier" u. s. f. Die Einschreibung zum Oktober ist wieder in Obrists eigener Handschrift: „Bis 10. Oktober hab ich Quartier gehabt (im Jahre 1800) 4 Hauptleut, 3 Oberlieutenant, 2 Unterlieutenant, 382 Gemeine, 37 Pferd." Und das geht noch so weiter während der zweiten Hälfte Oktober und — diese Aufzeichnung rührt wieder von der Hausfrau her — während der zweiten Hälfte Dezember.

II. (Aus dem Jahre 1805.)

Auch im Jahre 1805 gab es in der ersten Hälfte September und in der zweiten des Oktober wieder viel Einquartierung; es war doch wenigstens kaiserliches Militär. Dann aber heißt es im Kalender: „Den 8. November ist anweisung kommen, daß auf den Abend 800 Franzosen werden auf Stans ins quartier ankomme"; beigesetzt ist: „so aber Gott sei Dank nicht erfolgt ist und keiner kommen."

Auf jene Schreckensnachricht hin war nun die Stögerin mit den Kindern von Stans nach Pillberg geflüchtet, ohne Zweifel in ihre Heimat „beim Höfler" (dem obersten Hause in Pillberg). Und dahin sandte ihr Obrist folgenden Brief, der von guter Zuversicht und sogar von Humor zeigt:**)

Von Stäns d. 16. 9br. 805

Ordonanz durch Eigenen Botten à Pillberg   Den 15. 9br. 1805.

Dein Ausziechen ist vor diesmal unnothwendig gewest, dieweil in Stans kein Feind ist kommen, welches ich nach Gott der guten Schildwacht auf dem Zuefeld zuschreiben muß, so ein schwacher Zeug am Vorigen Freitag gesöchen hat,(?) und [obwohl] die schriftliche Anweisung ins Quartier auf 800 Man gelauttet hatte. Heunt war ich in Schwatz, da sagt mir ein gut bekannter Herr, daß die Rußen bey Braunau sollen die Feinde geschlagen haben, und der Prinz Johann auf d. Brenner sey verschanzt und vorgester 1600 Franzosen sollen geblieben sein und 30 Wagen Blessirte auf Inbruck geführt worden, und das Kanonieren

*) Ich besitze die sämtlichen Kalender des Stöger=Hauses von den Jahren 1785 bis 1818, ausgenommen die Jahrgänge 1786, 1793, 1801, 1804 und 1814; sie enthalten manchen interessanten Vermerk und zeigen Obrist namentlich auch als überaus fleißigen und intelligentne Landwirt.

**) Die Orthographie ist hier teilweise korrigiert.



bey 2 Stunden bei uns ist gehört worden; bey Telfs sollen viel Kaiserliche Trupen stehen, die Scharnitz ist ihnen der Feind auch wider abgeschnitten, von Zillerthal erwartet man stündlich den General Schattleer [Chasteller] welchen ich kene, mit kaiserlichen Trupen.

Auch seind heunt Nachmittog ein Trupen (Oesterreicher) auf Schwaz marschieren gesöchen worden, denn Franzosen seind kein mehr dort, sie sollen bey Inbruck im Lager und gegen den Brener zu sein marschiert, das Lager, wenn es wahr ist, könnt ihr von Pillberg söhen, Voraus bey der Nacht; von unten herauf bis Rattenberg sollen die Bayr bigetter (Piquets) haben. Jetzt waß aus disen noch werden wird, das weiß ich nicht — nur denken und was ich oft gesagt habe, kan erfolgen, aber über Lang oder Kurz das weiß ich nicht*.) Was den Muthwillen der Franzosen mit Weibsbilder anbelangt, ist nur Seltenheit und die gemeine Sag ganz Lugenwerk, wegen disen mögt ihr wohl nach Hauß kommen, zwar ich stell es dir frey, wann du bößere Nachricht hast, daß es bald Gefecht im Land soll göbn. Es geht zu hauß sonst gut, wann wir aber sollen Quartier tragen, wie ich förchte, weißt selber wie es [ohne die Hausfrau] in der Kuchl geht. Auch haben die Franzosen ein Gesetz geben, wer Pferd oder Oxen hinweck führt und also versteckt, und wird offenbar, so wirds ihm weckgenommen; wann diese Exekution soll auf die Weiber kommen, was wird zu thun sein?**) Diejenigen Sachen, so wir nicht haben müßen, laßt daroben, aber das Wöckerl (Weckeruhr?) sollt ihr bringen. Geschrieben in Eil, den Brief lese allein, verbleibe wie allzeit dein

Stäns den 16ten 9ber 1805. A. O.

Ganz im Gegensatze zu der zuversichtlichen Stimmung des Briefschreibers standen freilich die Tatsachen. Um die Zeit, in welcher Obrist den Brief absandte, war Mack gefangen und Wien bereits besetzt, Erzherzog Johann auf dem Rückmarsche nach Kärnten (er traf am 17. November in Villach ein), Chasteller längst auf dem Wege dahin, die Scharnitz nach Überwindung des tapferen Swinburne dem Feinde offen, die Franzosen seit dem 5. November im ungestörten Besitz der tirolischen Hauptstadt. — In einem hatte Obrist nicht Unrecht: die Franzosen hielten im allgemeinen gute Mannszucht.

Den wahren Stand der Dinge, wie sie sich gegen das Ende des Jahres 1805 entwickelt hatten, zeigen denn auch bald die Kalenderaufzeichnungen des Obrist: „31. November. Mit ein Halbwagen ich et Körk auf Schwaz um Brod gefahren vor die Gallier (sic!) . . Den 2. Dezember mit ein Halbwagen auf Rattenberg Franzosen, kranke, mit mein Ochsenwagen. . . . Den 2. Dezember 15 Franzosen im Quartier, den 3. 10 Mann detto, 6. aber 12 Man, 7. wieder 6 detto alle Franzosen."

III. (Aus dem Jahre 1809.)

Mit der Überrumpelung der Garnisonen begann im Unterinntale der Befreiungskampf; in der Nacht vom 11. auf den 12. April erfolgte die Aufhebung der Garnisonen in Schwaz, an der Volder-Brücke und in Hall.

---

*) Wohl aus Vorsicht so unbestimmt gehalten.

**) Scherzhaft: Wenn das Gesetz auch auf das Verstecken der Weiber ausgedehnt wird, was dann? . . .



Für die Gesinnung der Tiroler ist Folgendes bezeichnend: Durch einen Pöllerschuß wurde in Stans das Zeichen zum allgemeinen Aufstande gegeben. Der Pöller war Eigentum des Anton Obrist. Nachdem aber jener verhängnisvolle Schuß daraus abgegeben war, machte er denselben der Kirche von Stans zum Geschenke, denn zu keinem geringeren Zwecke, zu keiner profanen Feier sollte er mehr in Verwendung kommen. Lange Jahre (ob noch heute?) diente der Pöller bei kirchlichen Festen; er hieß immer der Stöger-Pöller. (Erzählung meiner Mutter.)

Die so lange vorbereitete Erhebung des Landes war aber merkwürdigerweise den braven Achentalern ganz unerwartet gekommen. Am selben Tage, an welchem General Bisson auf den Wiltener Feldern die Waffen streckte, womit die erste Befreiung des Landes glücklich beendet war, schrieb der Pfarrer von Achental:

An den Ehren Geachten Anton Obrist Landes Weer Feld-Wäbl in Stäns. Durch die erste Ordonanz dahin zu befördern.

Mein lieber Gevater!

Achenthall ist so gute als das Innthall Tyrolerisch gesinnt, wenn euch aber etwann einiges Zweifel erreget, so schreibet dieses nicht einer bösen Gesinnung, sondern der ganz besonderen Lage, und den Umständen zu Wir wußten würklich bis gestern Nachmittag kein Wort von ganzen, und von dort an bis heut ist auch von Anfang bis Ende des Achenthalls Ordonanz aufgestellt: ihr werdet allzeit von uns richtige Nachrichten von Bayern, Brandenberg und Steinberg bekommen. Dies versichert nebst Grues

Achen,*) den 13. April Abends 1809. P. Alan Seidl.**)

Aus der Anrede des Briefes ersieht man, daß Obrist damals wieder als (schreibführender) Feldwebel unter Waffen stand. Welchen Anteil er aber an den nun folgenden schwersten Kämpfen des Jahres 1809 genommen hat, geht aus den erhaltenen Schriftstücken nicht hervor; ich bin in dieser Hinsicht auf die leider auch nur allgemein gehaltenen Erzählungen seiner Töchter angewiesen. Er sei fast immer im Kriege gewesen, namentlich längere Zeit in der Scharnitz. Auch den Knecht nahm er oft mit sich, den er dann immer wieder um Proviant nach Hause schickte (und die Mutter wußte selbst oft kaum, woher nehmen!). Des öfteren mußte er als Gemeindevorsteher in das Dorf zurückkehren. „Einmal erwischten ihn die Franzosen. Er mußte ihnen in das Wirtshaus folgen und dort seine Taschen leeren. Er zog einen Beutel hervor, in dem sich das Gemeindegeld befand; obendrauf aber eine in Silber gefaßte Kreuzpartikel, die er vorwies. Man gab sie ihm zurück: ‚Den Bettel kannst' behalten!' Das Gemeindegeld entging ihnen so. — Die Nacht brachte er einmal in der Maria-Tax-Kapelle (oberhalb Stans) zu; die war voller Betten, aber zu schlafen getraute sich dort niemand, weil die Leute immer sagten, es gehe ein Geist um; aber er merkte keinen.

*) Wohl Achen-Paß, wo der wackere Dominik Aschbacher Aufstellung nahm. (Staffler, Tirol, I, 688.)

**) P. Alan Seidl, Konventuale des Benediktiner-Stiftes Fiecht, ein eifriger Patriot, wurde später als Geisel nach München geschleppt und starb infolge der im Kerker erlittenen Mißhandlungen.



Auf dem Berg Isel muß er auch dabei gewesen sein, ebenso auf der Brettfall, am Eingange ins Zillertal, weil ich ihn oft mit den Nachbarn davon reden hörte, die auch dabei waren. Auch erzählte er oft, wie, als die Bayern zum Lande hinausgejagt wurden, die Weiber mithelfen mußten, gefangene Soldaten zu transportieren, weil die Männer nicht Zeit dazu hatten." (Schriftliche Mitteilung der Marie Obrist in Schwaz.)

In meinem Besitze befindet sich ein Mariahilf-Bildchen auf Pergament gemalt, im Durchmesser von 4 Zentimetern, von einer Goldborte eingefaßt. Meine Mutter gab es mir mit dem Erklären, das Bild habe der Großvater immer auf seinem Schützenhute getragen, und wie oft habe er den Ausspruch getan: „Die Muttergottes hat mir viel hundert Kugeln abgewendet!"

Im Mai, als Wrede mit seinen Scharen „unter Grausamkeiten, Mordtaten, Plünderungen und Mordbrennereien" (wie er in seinem Tagesbefehle von Elmau selbst sagt) durch das Unter-Inntal heraufzog, als FML. Chasteller, bei Wörgl geschlagen, das Land verlassen hatte und erst die zweitägige Schlacht am Berg Isel (25. und 29. Mai) aufs neue zu Gunsten der Bauern entschied, da war Vater Obrist abermals nicht zu Hause und alle Drangsale des Krieges hatte sein Weib allein zu tragen.

Ich glaube die Zustimmung des Lesers zu finden, wenn ich hier mit einigen Worten der Lebensgefährtin Anton Obrists gedenke.

Mutter von vielen kleinen Kindern, mußte sie vor dem anrückenden Feinde wiederholt die Flucht ergreifen. Einmal, als sie ihrer Niederkunft entgegensah, „flohen sie in der Nacht nach St. Georgenberg, dort war aber Kirche und Kloster so voller Leute, daß sie wieder abziehen und auf einem Hofe Unterkunft suchen mußten". In jener verhängnisvollen Nacht vom 15. auf den 16. Mai war sie mit einer Schar Flüchtiger auf der Stanser Alpe und sah hinab auf das Flammenmeer von Schwaz. Und ihre Kinder schrien nach Brot, das ihnen die Mutter nicht geben konnte; da erbarmte sich ihrer ein armes Weib. Sie teilte ihren Vorrat mit ihnen, denn sie selbst hatte von der Stögerin oft eine milde Gabe empfangen. Gerührt dankte die getröstete Mutter: „Weibele, das will ich Dir nie vergessen; wenn wieder bessere Zeiten kommen, sollst Du es zurückerhalten." Und die Stögerin hielt Wort; so oft im Stögerhause wieder gebacken wurde, wurde für jene mildtätige Arme ein eigener Laib mitgebacken.

Ein anderesmal wollten sie um 11 Uhr nachts in Schwaz über die Brücke auf den Pillberg. Da war die Brücke zum Teile abgerissen, sie eilten abwärts gegen Rotholz und sahen schon alles brennen, endlich weit drunten bekamen sie ein Schiffel zum Übersetzen. Als sie dann zu höchst am Berg (wohl Pillberg) waren, liefen die Leute wieder alle in die Almen hinauf. Und wiederum, es muß anfangs August gewesen sein, flüchtete die Mutter eben nach Heuberg, als ein Büblein ihres Schwagers hinter ihr hergelaufen kam mit der Nachricht: die Bayern hätten seinen Vater angeschossen; drunten liege er auf dem Felde vom Wirt, er lasse sie grüßen und ihr sagen: er habe genug. Als man hinabkam, fand man ihn bereits verschieden. Es war Peter Obrist, Dusterbauer bei Buch, der seinem Bruder Anton in die Scharnitz nachfolgen und nur erst noch sein Söhnlein der Obhut der Schwägerin anvertrauen wollte, als ihn die tödliche Kugel traf.

Einen ihrer eigenen Brüder traf ein noch härteres Los. Dieser, Joachim Schinl in Pillberg, ein bildsauberer Bursche, wurde in der Nacht gesucht, um zum Militär ausgehoben zu werden. Er hatte sich rechtzeitig geflüchtet und nun bedrohten die bayerischen Soldaten seinen Vater mit dem Tode, wenn er nicht angebe, wo der Sohn sich aufhalte. Der Alte wußte es selbst nicht; ein Nachbar aber, der davon verständigt und zugleich Zeuge der Drohung war, eilte auf die Alpe und sagte dem Flüchtling: „Joch, sie erschießen deinen Vater, wenn du dich nicht stellst.“ Da stellte er sich, ein anderer Peter Siegmair, und ging im russischen Feldzuge elend zugrunde. Bei den Franziskanern in Schwaz sind ihm die Seelengottesdienste gehalten worden, nachdem einer, der mit dabei gewesen, erzählte, er hätte ihn verhungert und erfroren gefunden.

„O Kinder“, pflegte die Stögerin noch in ihrem spätesten Alter zu sagen, „wer keinen Krieg erlebt hat, der hat die Welt nicht erlebt.“*) —

Auch im Mai waren die Tiroler Sieger geblieben. Im Juli, nach der Schlacht von Wagram (5. Juli), beorderte Napoleon das ganze siebente Armeekorps unter Marschall Lefèbre nach Salzburg, um von da in Tirol einzufallen. Die Posten im Pinzgau und Unterinntal waren nicht besetzt. Major Sieberer, Kommandant in Kufstein, wendete sich deshalb an die Schutz-Deputation mit der dringenden Aufforderung, ihm in aller Eile so viel Kompagnien als möglich zuzusenden. Aus dieser Zeit hat sich folgender Befehl erhalten:

Dem Gerichtsverpflichten zu Stans.

Soeben trift von der k. k. Intendantschaft zu St. Johann die sichere Nachricht ein, daß der Feind in beträchtlicher Anzahl gegen die Unterinthallischen Gränzen in Eillmarschen vorrücke; der Verpflichte wird daher beauftragt, auf der Stelle alle mit Feuer Gewehr versehene Mannschaft (jedoch ohne Anziehung der Sturmglocke) aufzubiethen, und in der Gegend von Kuefstein abgehen zu machen, wo sie von Herrn Schützen Major Sieberer die weitere Aufstellung erhalten werde, die höchst nöthige Munition kann in Wörgl abgefaßt werden.

Schwatz, den 22ten Julj 1809.

Alois Hahn, Landesgerichts Commissär. Alois Pieger, Schutz Man.

Auch Marschall Lefèbre büßte in Tirol seine Lorbeeren ein; geschlagen, vernichtet trat er am 14. August bei Nacht und Nebel den Rückzug an, und „Vater Hofer“ bezog die kaiserliche Burg in Innsbruck. Aber noch bevor der Friede von Wien geschlossen war, hatte Napoleon dem Divisions-Kommandanten Grafen Drouet d'Erlon den Oberbefehl über die drei bayerischen Divisionen übertragen und ihm befohlen, mit der ganzen Macht von Salzburg aus über Rosenheim nach Tirol vorzurücken; am 16. Oktober brach die Division Wrede von Salzburg auf. Die Tiroler dagegen beschlossen

*) Sie starb zu Schwaz am 25. April 1857 in ihrem 81. Jahre. — Der aus Stans gebürtige Kunstmaler Josef Arnold, welcher bei ihrer Hochzeit (30. Juli 1795) zugegen gewesen, äußerte oft, ein schöneres Paar sei nie hineingegangen in die Stanser Kirche. Sie zählte damals achtzehn, Obrist genau doppelt so viele Jahre, „und doch“, pflegte sie zu sagen, „sind wir gerade mitsammen (gleichzeitig) alt geworden.“



einhellig, Widerstand zu leisten, in welchem Vorhaben sie von dem kaiserlichen Kommissär Roschmann bestärkt wurden. Eilends wurden die Landesverteidiger im Unterinntal aufgeboten:

Dem Jakob Platner Gerichtsverpflichter zu Stans. Durch Gerichtsbothe.

Nach soeben von der k. k. Oberkommandantschaft zu Wörgl erhaltener Anzeige soll der Feind unsere Gränzen mit einer großen Macht bedrohen, und deshalben alle Vertheidigungs-Compagnien eiligst nach St. Johan in Marsch zu setzen das Landgericht angesucht wurde.

Der Gerichtsverpflichte hat alsogleich aller Waffenfähigen Mannschaft anzusagen, sogleich auf den Marktplatz zu Schwatz zu versammeln, um von da aus nach ihrer Bestimmung abgehen zu können, und ist derselbe für die pünktliche Befolgung verantwortlich.

Die Mannschaft hat sich mit Munition, Proviant ꝛc. selbst zu versehen.

Landgericht Schwatz d. 18ten 18ten Ocktober 1809.

(Nachschrift.) Die Mannschaft hat sich einsweilen bis einen weiters erfolgenden Aufruf zum Ausmarsch in Bereitschaft zu halten.

Hahn prov. Landrichter.

Gerichtsverpflichter in Stans, an welchen das Schreiben gerichtet ist, war sonst Anton Obrist; vermutlich hatte derselbe wegen seiner häufigen Abwesenheit das Amt abgelegt. — An dem Tage aber, von welchem das Schreiben datiert ist, stand Wrede, nachdem er an den schwach besetzten Grenzen geringen Widerstand gefunden und Speckbacher im Salachtale geschlagen hatte, bereits vor Wörgl; die durch Pinzgau entsandte feindliche Kolonne näherte sich schon dem Zillertale. Am 25. Oktober nahm der Feind von Innsbruck Besitz.

Hofer hatte den Plan gefaßt, das Unterinntal aufzugeben und eine Entscheidungsschlacht am Berg Isel anzunehmen. Am 30. Oktober schrieb er aus Matrei an Straub: „Lieber Straub, thun Sie, was Sie können; wir sind am Aeußersten, wir wollen Alles wagen — Gott wird uns helfen.“ Die Schlacht am Berg Isel, die am 1 November stattfand, endete mit der Niederlage der Tiroler; aber Hofer verlor den Mut nicht: „Noch ist nicht Alles verloren. Es lebt noch der alte, gerechte Gott, vertrauet auf ihn und wir werden mit der Hilfe Gottes wieder siegen.“ Und das Vertrauen des Oberkommandanten wurde vom Volk im Unterinntal geteilt:

An die Gemeinde Stans und Vompp.

um dem aufgeboth von d. oberkomando entspröchen zu Könen, fand ich mich Veranlaßet eine Curenda an alle Gemeinden zu erlaßen.

Alles ist bereitwillig unser theueres Vatterland zum Leztenmalle von Feunden zu Räumen, und dieses Könen wür nicht anders, als durch Zweckmäßige ordnung und Willen erringen.

Stellet Euch zusamen, um den Ersten Winck aufbröchen zu Könen, damit wir nicht säumen, mit vereinten Kröften, unsere ankomenden Brüder aus Zillerthal zu unterstitzen.

Eillet, biethet alles auf, und ich zweifle nicht das der welcher sein Vatterland, und Religion Ehrt, sich (verstehe: nicht) weigern werde.

Dieser beyliegende brief,*) wird euch aufklärung über das Vorhaben göben.
Jenbach 3ten 9ber 1809 Oberaigner.

Auch das Zillertal war durch die Bemühungen des Pfarrers Siard Haser von Straß wieder in Waffen und bereit hervorzubrechen; sein Aufruf an die Zillertaler enthielt die Stelle: „Im ganzen Lande wetteifern alle für Gott und Vaterland zu streiten . . . Ich will meinen Auftrag erfüllen, den mir der tapfere Obercommandant gegeben hat, Unterinnthal aufzumuntern; erfüllet auch ihr eure Pflicht gegen Gott und Vaterland."

Von demselben hochverdienten Patrioten nun findet sich ein mit Bleistift geschriebener Brief, ohne Ortsangabe, datiert vom 6. November, im Nachlasse Obrists. Der Brief trägt keine Adresse (vermutlich um den Adressaten nicht zu gefährden), dürfte aber wohl an Obrist gerichtet sein, der um diese Zeit, nachdem die Scharnitz schon am 25. Oktober gefallen war, ohne Zweifel wieder zu Hause und, bei der Nähe von Stans und Straß, mit dem Pfarrer gewiß befreundet war. Der Adressat hatte sich, was bei der nun immer häufiger, immer sicherer auftretenden Nachricht von dem erfolgten Friedensschlusse erklärlich ist, im Namen mehrerer an den Pfarrer gewendet um Rat und Aufklärung; die Antwort, die er empfing, lautete:

(Ohne Adresse, mit Blei geschrieben.)

Diese meine aufrichtige Liebe gegen meine Landes-Leithe fodert mich auf, ihnen auf ihr Schätzbares Schreiben zu Antworten, das sie diesen Gott und dem Vaterland getreuen Männern sagen, daß sie standhaft auf ihren Muth verharren bis die erwünschte Stunde kömmt den Feind mit guten Erfolg anzugreiffen. Unnützes Blänkeln würde nicht nur zwecklos, sondern höchst schädlich sein, weil dadurch der ohnedieß grausam und unmenschliche Feind nur zur Wuth wider neuerdings gereitzet würde, welchen wür sodan nicht Widerstand zu thun in Stande sein würden, wen wür uns nicht Vereinigend ihm entgegenstellen.

Wan von einer Commandantschaft eine Aufforderung zum Vorrücken, oder zum Angrif kommt, dan liebste Brüder eilet mit Vertrauen auf Gott auf den Bestimmten Blaz hin.

Indessen liebste Brüder, Laßt uns in Geist die Barmherzigkeit Gottes anflehen, daß er die Wunder seiner Güte, durch welche wür heuer öfter sind gerettet worden, wieder erneuert und uns in der größten Noth nicht verlaſt.

Brüder! ich Verhehle es euch nicht, die Gefahr ist diesmal am gröſten, der tückische Feind wendet alles an uns zu unterjochen, da er uns mit der Gewalt nicht erzwingen konte, nimmt er seine Zuflucht zu List und Räncke, nicht durch Gewalt der Waffen unterjochte Napoleon beynahe ganz Europa, sondern durch Eidbruch, durch Scheinverträge, durch Meineid bey der Armee und in den Cabineten.

Derjenige allmächtige Herr, der in den heurigen Jahr durch ein kleines Häuflein herzhafter Leute ohne große Kriegs Waffen und Kriegs Kunst ansehnliche Heere zum weichen gezwungen und aus unsern Vaterland vertriben hat, wird auch die Kunstgrife ihrer Bosheit zu Schanden machen. Überlassen wür unser Schicksall seiner weisesten und väterlichen Vorsorge, und Vertrauen wür auf ihn, da wür so wunderbar seinen mächtigsten Beystand das heurige jahr erlanget haben.

*) Welcher?



Liebste! Laſet euch den Roſenkranz und eure Stutzen nicht nehmen, dieſes ſind gegen den Feind die fürchterlichſten Waffen.

Die Waffenfähigen Leithe ſollen ſich ſicher ſtellen, damit ſie nicht den Feinden in die Hände kommen, auch die Vorſteher der Gemeinden, und die vermöglichen Gutsbeſitzer wurde der Tyroller Judas . . .*) zu finden wiſſen.

Ich habe einen eigenen Bothen an den tapſeren Sandwürth Ober Commandanten Abgeſchickt, um von ihm zu vernehmen was dermalen zu thun iſt.

Eiligſt werde ich ſodan Bericht erſtatten, indeſſen liebſte Brüder handelt als rechtſchaffene und tapfere Tyroller, handelt nach Umſtande. Will der Feind gewaltthätigkeiten Ausüben, oder eure benachtbarten Brüder angreifen, eilet zu den Waffen, Gott wird euer Unternehmen ſeegnen.

Ich bin den Vaterland und euer Freind bis in den Tod

den 6ten November 1809 Siard Haſer.

Aus dem Monate November haben ſich außerdem drei Schriftſtücke erhalten, zu deren Erklärung ich mich teilweiſe auf die Erzählung des Majors Joſ. Ig. Straub in ſeiner noch ungedruckten Selbſtbiographie**) beziehe.

Wir ſtehen in jenen traurigen Tagen, in welchen das letzte Aufflackern einer verglimmenden Hoffnung die Lage des verlaſſenen Volkes umſo greller beleuchtete. Der Sandwirt überm Brenner, in ſeinen Entſchließungen täglich ſchwankend, nun der Friedenspartei, nun den Tollheiten eines J. M. von Kolb ſein Ohr leihend; im Unter-Inntale Straub, ungebrochen, in zuwartender Stellung. Die Aufforderung abzuziehen, beantwortete dieſer dahin (Manuſkript S. 76 fg.): es ſtehe nicht bei ihm; würde er aber angegriffen, ſo werde er ſich verteidigen bis auf den letzten Mann. „Dreymal wurde Straub noch zur Uebergabe des Landes (?) aufgefordert, welches nun immer abgeſchlagen werden mußte. . . . Die getreuen Innthaller Baurn, beſonders die getreueſten und tapferſten Rettenberger,***) ſagten zum Straub: ‚Wenn ſchon der Sandwirth Andre Hofer, Speckbacher mit alle ihre Commandanten verſprengt worden ſind, ſo nehmen wir es allein noch ein mahl auf mit den Baiern zu rauffen, halten thun wir uns ſolang der Straub bey uns bleibt und eine rechte Wahrheits Eſtaffetten von unſerem allgeliebten Kaiſer Franzl kommt. . . . Das k. b. Armee Commando ergrimbte bitterlich über den Commandanten Straub ſeine Rückäußerungen uud griffen am 5ten November den Straub ſeine Vorpoſten bey die Ehrenhauſer und Angerer Felder und dieſelben Waldungen an.‘ — Den ganzen Tag währte der Kampf, der mit dem ungeordneten Rückzug des Feindes endete und ihm einen Verluſt von 50 Toten und Verwundeten eintrug. Er rächte ſich dafür durch Ermordung zweier wehrloſer Kranken.

Auf eine abermalige, ſehr höfliche Aufforderung, ſich zu ergeben, da ‚ja in der ganzen Welt Frieden‘ ſei, erwiderte Straub: er ſehe leider, daß kein Frieden ſeye; ſolange die Feinde wehrloſe Kranke in ihren Betten ‚marten, ſtimpeln und gar mordten‘ . . . könne er nicht begreiffen, wie die Herren Baiern uns Tyrolern den Frieden mit der ganzen Welt predigen und verkünden laſſen wollen. Der Commandant Straub verſicherte die

*) Hier folgt der Name eines Beamten.
**) Manuſkript im Beſitze des Herrn Hoppichler in Innsbruck.
***) Vom Gerichte Rettenberg.



k: b: General auch, daß Er dermahlen in K. K. Oesterreichischen Kriegs-diensten stehe, um das Vaterland Tyrol vertheidigen zu helfen; sobald er mittelst seines Herrn Ober Comandanten Hoffer den Allerhöchsten Auftrag von Seiner k. k. Apostoll: Majestät des allgeliebten Kaiser Franz zum Abzug und zur Landes Uebergabe erhalten habe, so werde Er mit allen gebührenden Kriegs Ehren abziechen, seine getreuen Tyroller Landes-Vertheidiger zur gehörigen Ruhe und Ordnung weisend jeden in seine Heumade (Heimat) schicken" 2c. (Manuskript pag. 78).

Das war die Stimmung im Unter-Innthale, während Speckbacher in den Ellbögen seine Leute sammelte und einen neuen allgemeinen Angriff auf den Feind vorbereitete. Rapp berichtet, er hätte in Hofers Namen einen bis ins Zillertal laufenden Hilferuf erlassen und zweimal, am 6. und 7. November, aus Matrei an Straub geschrieben. Wohl dieses Schreiben ist es, das sich in Abschrift — ohne als solche bezeichnet zu sein — im Nachlasse Obrists befindet. Dasselbe lautet:

Auf den Bauhof, Stans und Jenbach Eiligst. Zweyter Befehl.*)

Werthester Herr Straub, Comondant Zu Unterihnthal.

Heunte als den 7ten wird die Anstalt gemacht und getroffen bey Steinach, daß das ganze Volk von In Brenner und von allen Seiten und Thälern in ganzer Masse aufbreche und den Feind auf allen Seiten beunruhige und von allen Seitten zusammentreibe. Machen sie H. Straub in Unter Ihnthal auch die möglichsten Anstalten, auf daß der Feind auf allen Seiten beunruhigent wird, halten Sie sich Thapfer, wir werden uns auch recht wehren, denn wir Hoffen sicher, daß uns der Himmel beysteht — Denn (betreffs) Pusterthal ist alles nur eine Lug: die von Gröden sind theils gefangen, theils nieder gemacht, und wir haben gar keine Angst mehr, alles werth (wehrt) sich mit Freuden. Treiben Sie mir den Feind recht herauf, und verfolgen sie ihn auf dem Fueß, daß sie keinen Raum finden und sich noch mehr in die Berge postieren. Macht Herz und Muth denen Leuten und saget ihnen alles gutes. Es hat auch das Ansehen, es geht jetz alles gut mit der Hilf Gottes.

Materey den 7ten 9br 1809. Jos. Speckbacher, Comandant.

Speckbacher handelte im Einvernehmen mit Hofer, welcher am selben Tage von Sterzing aus an Straub meldet:**) „Nun ist bereits Alles in Ordnung und Alles entschloßen, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen ... Im Pusterthal ist Alles auf und die Feinde schon auf dem Rückzuge begriffen ... Unsere Leute stehen wieder in Steinach und Matrey; ich hoffe, daß es auch da gut gehet ... Man kann sich auf die gegenwärtige Lage unmöglich verstehen ... Wenn Sie können, schreiben Sie auch dem Straßer Kuraten und dem Kommandanten Zöggeler.

Vom Oberkommando Tirols."

---

*) Orthographie verbessert hier wie auch bei den nächstfolgenden Schriftstücken. Das gesperrt Gedruckte in anderer Handschrift.

**) Rapp, S. 722 fg.



Merkwürdigerweise ist von dem Ausgange der geplanten Aktion Speckbachers nirgends die Rede. Man könnte etwa vermuten, daß es Straub an seiner Mitwirkung fehlen ließ, und doch ist es wahrscheinlich, daß der an ihn gerichtete Aufruf Speckbachers mit seinem Willen kopiert und ins tiefere Unter-Inntal befördert worden ist. Aber in seiner Selbstbiographie ist von einer Affaire nach dem 5. November nichts gemeldet. Auch Rapp und Egger berichten nichts darüber, selbst nicht Bartholdy*). Dagegen erfolgte am 6. und 7. November im Zillertale unter Zöggeler und Siard Haser (dem oben genannten Pfarrer von Straß) ein mißglückter Vorstoß auf das Korps des Grafen Minucci. Nach dem Zeugnisse Hasers (Rapp S. 725) waren damals „auch die Ortschaften dies- und jenseits des Innflusses zum Angriff gerüstet und hatten nur auf das Vorbrechen der Zillerthaler geharret". Inzwischen aber brach sich die Überzeugung von der Nutzlosigkeit und der Unrechtmäßigkeit eines weiteren Widerstandes Bahn. Am 8. November diktierte Danej in Sterzing den bekannten Erlaß Hofers: „Der Friede sei geschlossen. Ich kann Euch ferner nicht mehr gebieten" .... Straub erhielt den Erlaß des Oberkommandanten am 9. November; er erzählt (Ms. S. 79): „Der Straub machte nun diesen hohen k. k. Armee Abzugs und Landesübergabs Befehl seinen unterhabenden Landesvertheidigern Successive wohl weislich piano bekannt. Nun hätten sie das Fluchen und Schimpfen hören sollen; ... doch aber mittelst mehrerer andere Einsichtsvollen Männer wurde das Volk doch endlich zur Ruhe und Ordnung belehret". Straub blieb im Volderwalde, bis alle seine Leute abgezogen waren, überlieferte die bairischen Gefangenen und „gieng nun lauth seinen mit dem k. b. Armee Comando übereingekommenen Abzugs Abschluß nach Hause, 12. November."

Aber bis der Erlaß Hofers in den entfernteren Gegenden bekannt wurde, verfloß eine geraume Zeit. Noch am 11. November gab es am Imsterbühel einen erbitterten Kampf; die Bevölkerung von Imst an bis gegen Landeck, sowie jene von Oetztal und Pitztal war noch unter den Waffen. Im Unter-Inntal aber wurde ein neuer Aufruf zum Widerstande verbreitet. Derselbe lautet:

Von 13 9b: bis 14ten Dieses muß auch nach Stans Nachts. und benachbarten Orten. Nach Stans an den Herren Oberrist. [Copia.]

Allerliebste Brüder!

Unser letzter Kampf ist da; greift also mit Einheit zu den Waffen, und Gott, der es weiß, daß wir nur um Religion und Aufrechthaltung ihrer Gesetze, kurz um gerechte Dinge streitten, der wird, und muß uns segnen: hoffet auf die Mutter der Beträngten, und sie wird uns unser Vorhaben segnen und uns Ihre Hülfe wie immer senden.

Auf also Brüder, mit vereinter Kraft, besiegen wir einen Feind, der ohnedem schon schwach und muthloß ist; es gehet ganz leicht; — laßen wir

*) Bartholdy, der doch nach Angaben Speckbachers schrieb, berichtet nur (S. 294): „Als der Feind Speckbacher am 6ten angriff, zog er sich freiwillig zurück."



Tiroller den so Meineidigen Feind in unser land, was haben wir zu hoffen — besiegen wir diesen — wie glücklich sind wir!

Pillberg, den 12ten 9br. 1809. Im Nahmen des Herrn Obercomandanten Andre Hofer und Anton Aschbacher Bevollmächtigter von Unterinnthall Praxmayer*)

K. K. Adjutant.

Auch Speckbacher blieb nicht ruhig. Straub erzählt (Manuskript S. 79 fg.), er sei eines Tages dem „Herumirrenden" begegnet und habe ihm geraten, sich nicht mehr öffentlich zu zeigen, bis er ihm einen „Sicherheitspaß" von dem k. b. Armeekommando erwirket... „Straub hat (auch) richtig von dem k. französischen General Drouet einen Verzeihungs- und Sicherheitspaß erwirkt und denselben sogleich bei dem Anton Platzer . . in dem Volderberg hinaufgeschickt. Der Speckbacher (aber) erhielt in der Zwischenzeit von dem bekannten Kolb einen neuen Aufruf von Brixen heraus durch das Pfitsch . . Der Speckbacher nahm keinen Sicherheits-Verzeihungspaß mehr an und rufte die Bauern wieder zur Ergreifung der Waffen."

Der folgende undatierte Brief Speckbachers (eine Kopie) scheint mir, obgleich es darin heißt: „jetzt am Fest aller Heiligen" (das bekanntlich am 1. November gefeiert wird), in diese spätere Zeit zu gehören. Die Commemoratio sanctorum wird von der Kirche durch acht Tage begangen und volkstümlich konnte man ja allenfalls sagen, „jetzt um Allerheiligen", wenn schon die acht Tage um waren; tatsächlich ist dieser Aufruf im Tone des Verzweifelnden geschrieben, durchtränkt vom fanatischen Geiste Kolbs und sucht mit Mitteln zu wirken, die nicht mehr überboten werden können:**)

An die Gemeinde Stanns.

Auf auf liebe Waffenbrüder, ich ermahne und fordere von euch zum Letztenmahl bey dem Wohl unsers Vatterlants, bey euer H: Religion, die ihr zu erhalten und zu Vertheitigen unter Schweristen Veranthwordung des Himels schultig seidt: auf, das ihr alle, wer nur ihmer kann, Eiligst die Waffen sein es für eine wie sie ihmer wollen, ergreifen, jezt ist der Zeitpunkt, wo in Zeit 8 Tägen oder noch weniger Tagen alle glücklich oder unglücklich werden, es lig allso ganz an euch, was ihr wohlet, helfen wir also liebe Waffen Brüter zusamben, Streiten wir mit vereinten Kröften, fertrauten wir auf den Schutz Gottes und der Göttlichen Mutter Maria, in diesen so wichtigen Zeitbunkte, und jezt am Föst aller heiligen die uns gewiß alle, wen wir nur ihmer wollen, und mit Reinen Herzen kämpfen mit uns Streiten werden, Ich büte euch noch einmal, Streidtet nit mit einander, gehorsamet euren Obern, damit Ortnung in allen Hersche" u. s. w. Der Schluß des Briefes lautet:

Wer sich auf diesen aufruf noch nicht bewögen lößt, der wirdt von uns Katholischen mitbrütern alls einen Meineitigen Glaubens Verleugner, und Verechter des Vatterlandt erkannt, und auch nach follenteten Kriege von uns gutgesindten des Landtes Verwiesen, und auf sein Vatterlandt kein zuspruch mehr haben, seine gütter werden Confisciert

Joseph Spöckbacher Komanntant.

---

*) Wohl Praxmarer von Rattenberg, welcher bei Rapp (S. 724) nicht besonders ehrend erwähnt ist?

**) Die Orthographie ist hier beibehalten.

Dieser letzte Appell verhallte indes wirkungslos. Straub (l. c.) erzählt weiter: „Mehrere Deputierte sind zum Straub nach Hall gekommen, um noch näher verläßliche Kunde über und wegen Speckbachers Aufforderung einholen zu können. Der Straub ersuchte die getreuen Volderberger, Tulfer und Rinner Bauern, selbe möchten (dem Speckbacher) nicht mehr folgen. . . Die Bauern folgten nun dem Straub, und dem Speckbacher seine Befehle blieben zum Glück für das ganze Vaterlandt Tyrol wohl doch endlich sehr weislich unbefolget."*)

Die Spur unseres Stanser Patrioten verliert sich allmählich. Sein ältester Sohn erzählte, „wie sich der Vater vor den Bayern oft lange im Berg verbergen mußte, weil sie immer nach ihm fahndeten" (schriftliche Mitteilung der Maria Obrist); ob dies in jenen zuletzt besprochenen Zeiten der Fall war, steht in Frage.

Eine bemerkenswerte Aufzeichnung enthält der Kalender des Jahres 1810. Zum Jänner:

„Den 1. bis 3ten 8 Mann
den 4. 5. 6ten 7 Mann
detto 7ten bis einschließlich 15ten 10 Mann
den 12ten 20 Mann
detto 13ten 10 Mann" und so fort.
„Mithin im Monat Jänner 269
Vortrag von Jahr 1809 505
An Portionen zusammen 692"

Zum Februar heißt es zum Schlusse:
„In diesem Monat zusammen 153 Portionen."

Nach solchen Aufzeichnungen ist es allerdings glaublich, was die Stögerin ihren Kindern erzählte, sie habe Franzosen und Bayern abwechselnd in Standquartier gehabt zusammen 1300 Mann. Und dazu war das Haus nicht weniger als dreimal geplündert worden! Noch vor wenigen Jahren konnte man in der getäfelten Stube die Säbelhiebe sehen, mit denen die Feinde den Wandkasten sprengten.

Auch Obrist mußte sich endlich ins Unvermeidliche fügen. Als Vorsteher der Gemeinde erhielt er sogar von der k. bayerischen Regierung eine Belobung wegen seiner guten Amtsführung; doch darüber lachte er: „Ich tue es für den Bayer nicht, ich arbeite für Österreich". Und er erlebte die Wiedervereinigung des Landes mit Österreich. Eine Kalendernotiz von wahrhaft rührender Einfalt offenbart das Innerste dieses Tiroler Patrioten (Kalender 1816, zum Mai): „Den 27. ist Se. Kaiserliche Majestät in Innsbruck ankommen. Den 30. ist daselbst die Huldigung geschehen. Den 5. Juni 10 Uhr in Schwatz ankomen und daselbst die

*) „Der Speckbacher wurde nun von dem k. französischen Armeekommando in Tirol in die öffentliche Achtung erklärt; mußte sich leider wegen seiner Kolbischen Aufrufe-Verbreitung flüchten. Daß er nun den ganzen Winter hindurch so kümmerlich und schlecht leben mußte, kann er niemanden als sich selbsten verdanken. Gegen dem Frühjahr reiste endlich der Speckbacher nach Wien ab." (Folgt eine weitere sehr unfreundliche Bemerkung.) A. a. O.



bayerischen Heldenthaten bewundert.*) Ich bin mit den Stansern im Gewöhr Parade gestanden und habe ihm als er von der Pfarrkirchen herabgegangen meinen Büschel**) zuen Füßen gelögt. Er ist mit Bedenken darüber gangen, so dann ich ihme wieder auf meinen Hut gestöckt und als ein Gedenk-Zeichen nach Haus getragen".

Kaiser Franz und Prinz Johann waren und blieben seine Lieblinge. Als das System Metternichs den Tirolern so viele und herbe Enttäuschungen brachte, als die Hungersjahre kamen und die kaum vernarbenden Wunden, die der Krieg dem Wohlstande geschlagen hatte, aufs neue bluteten, so daß die Stimmung des Volkes sich oft in bitterer Weise Luft machte, da hatte der Stögerbauer einen neuen Rechtstitel für seine Liebe zu Österreich gefunden: er pflegte die Unzufriedenen mit den Worten zu besänftigen: „Der Kaiser hat uns wenigstens den Frieden wiedergegeben".

Anton Obrist starb zu Stans am 16. Oktober 1834 in wohlgeordneten Verhältnissen und in makellosem Rufe, ein wahrhaft gesegnetes Andenken hinterlassend. Sein Besitz ging auf den ältesten Sohn über, den bekannten Bauerndichter Hans Obrist, Bauer zu Stans (geb. 1798, † 1882; vgl. Ambros Mayr, Tiroler Dichterbuch), dessen Gedichtbändchen „Zither und Pflug" ihn als würdigen Nachkommen eines braven Patrioten zeigt.

---

*) Die Brandruinen vom 15. und 16. Mai.

**) Nelken und Rosmarin vom Schützenhute.



Die alte Geige.

Von Josef Weingartner.

Was Menschen fühlen können,
Das hat auch sie gefühlt;
Auf ihr hat Weh und Wonne,
Hat Liebe und Haß gespielt.

Des Lebens geheimste Tiefen,
Sie waren auch ihr vertraut,
Herzen haben gezittert
Bei ihrem Wunderlaut. —

Nun hängt sie stumm und verlassen,
Von keinem Ton geschwellt, —
Und doch: ihr schlummert im Innern
Von Liedern eine Welt.

Nur manchmal bebt im Winde
Sie leise und unbewußt,
Dann ringt sich ein tiefer Seufzer
Aus ihrer wunden Brust.

Und das läßt schaudernd ahnen
Die namenlose Pein,
Bei all der drängenden Sehnsucht
Auf ewig stumm zu sein.





Brun, der Heidenmissionär.

Von Dr. **Hans Brenner.**

Während über das Leben und den Märtyrertod des hl. Adalbert von Prag sich ausführliche Mitteilungen seiner Zeitgenossen bis auf unsere Tage erhalten haben, sind die Schicksale und Taten seines Nachfolgers auf dem Gebiet der Heidenmission, des Bischofs und Märtyrers Brun von Querfurt, jahrhundertelang in sagenhaftes Dunkel gehüllt geblieben und erst der neueren Zeit ist es geglückt, einige wertvolle Quellen über das Wirken dieses „zweiten Apostels der Preußen", wie man Brun genannt hat, aufzudecken. Mit der Geschichte dieses denkwürdigen Mannes, den das Geschick durch viele Länder und in die verschiedensten Lebenslagen führte, ist ein gut Teil Missionsgeschichte des XI. Jahrhunderts aufs engste verknüpft und es verlohnt sich schon deshalb der Mühe, einen Blick auf sein Leben zu werfen, wie es uns aus seinen eigenen Schriften, aus den kurzen, zum Teil einander widersprechenden Berichten seiner Zeitgenossen und aus den Zusammenstellungen späterer Kirchenhistoriker entgegentritt.

Das Geburtsjahr Bruns läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, wird aber wohl am zutreffendsten mit 974 angegeben. Genaueres ist über seine Herkunft bekannt: sein Vater war Graf Brun, Herr der noch erhaltenen Burg Querfurt an der Querne (im heutigen preußischen Regierungsbezirke Merseburg), „ein ausgezeichneter und in allem lobenswerter Herr" aus altangesehenem, mit dem Kaiserhause in Blutsverwandtschaft stehendem Geschlecht; seine Mutter hieß Ida und wird von Thietmar, dem Jugendgenossen und Biographen Bruns, eine verehrungswürdige Frau genannt, die den Sohn „einzigartig" geliebt habe. Als zweitältester von vier Brüdern wuchs Brun in deren Mitte auf der stolzen Burg auf, die schon im IX. Jahrhundert existiert und der Familie gehört zu haben scheint. Sie erhebt sich auf einer mäßigen Anhöhe inmitten einer lieblichen, äußerst fruchtbaren Gegend mit „wol erbaweten äckern, köstlichem Wießwachs, lustigen Gärten, Angern und Awen und ziemlichem Hopffen- und Holzwachs", und wer den mächtigen Burgturm, den „Dicken Heinrich", besteigt, genießt eine meilenweite Aussicht über bewaldete Hügel, grünende Fluren und friedlich im Tal gebettete Ortschaften.

Bis zu seinem zehnten oder zwölften Jahr etwa mag Brun im Vaterhause in zwangloser Ungebundenheit eine schöne Knabenzeit verlebt haben, dann wurde er dem Berichte Thietmars zufolge von seiner Mutter nach Magdeburg gebracht und „der Schule des Philosophen Geddo übergeben, und alles, was er haben mußte, wurde in Überfluß ihm zugewandt". Bei der Aufnahme in die Magdeburger Domschule, die auch Adalbert von Prag besucht

hatte, wurde Brun gefirmt und erhielt hierbei seinen zweiten Namen Bonifatius, mit dem er in Zukunft oft genannt wurde (z. B. in Peter Damianis um 1037 abgefaßter »Vita S. Romualdi«) und der die Ursache ist, daß seine Schicksale zuweilen als von zwei verschiedenen Personen erlebt dargestellt wurden.

Der junge Grafensohn ließ die Schuljahre nicht ungenutzt vorübergehen: Thietmar schildert ihn als einen stillen, frommen und fleißigen Schüler, der sein Tagewerk mit Gebet begann; „der Muße zog er die Arbeit vor und gelangte so, fruchtbringend, zur Reife". Seine späteren Schriften, die er in fließendem Latein niederschrieb, verraten einen für jene Zeit hohen Bildungsgrad und große Belesenheit. Auch scheint er viel Musik getrieben zu haben, denn Damiani sagt von ihm: „Er war in den Lehren der freien Künste und besonders in den Studien der rhythmischen Musik außerordentlich erprobt", und in seinen eigenen Werken ist oft von „süßem" Gesang und Wohlklang die Rede.

In seiner „Leidensgeschichte des heiligen Bischofs und Märtyrers Adalbert" sagt Brun von diesem: „Neun Jahre übte er auf dem Tummelplatz der Wissenschaft die Gymnastik des Geistes. Aufgrabend auf dem Lande seines Herzens die verschütteten Verständnisse, bemächtigte er sich an Stelle der dichten Nacht der Unwissenheit des lichten Tages der Erkenntnis. Darauf . . . sagte die Schule: genug haben die Wiesen getrunken. Die sich von einander trennenden Scharen der Schüler suchten wieder ihre ständigen Wohnsitze und Häuser auf." — Nach diesen Worten zu urteilen war der Lehrplan der Magdeburger Domschule auf neun Jahre berechnet und auch Brun selbst wird nach einer gleichen Frist, also im Alter von etwa 20 Jahren, die Schule verlassen haben, um dann Domherr an dem Magdeburger Dom, der dem hl. Mauritius geweiht war, zu werden. Bald darauf jedoch — nach einigen Angaben 995, nach anderen 997 — kam er als Kaplan an den Hof Ottos III., in dessen nächster Umgebung es an bedeutenden und gelehrten Männern nicht mangelte. Damit schien sich ihm eine glänzende Zukunft zu eröffnen: als Verwandter und Günstling des Kaisers — heißt es von ihm doch, daß Otto III. ihn nie anders genannt habe als „meine Seele", — „hatte er auf die höchsten Würdenstellen Aussicht, die Geistliche erreichen konnten. War doch erst im Jahre 996 ein Kapellan und Verwandter Ottos III. sogar Papst geworden. Wer die hohe Gestalt des jungen Geistlichen sah und seine ungewöhnlichen Geistesgaben kannte, mochte ihm einen Gipfel irdischer Ehren weissagen. Aber in seiner Brust wohnten Gesinnungen und Richtungen, die seinen Weg anders bestimmen sollten, als es Regel war und Menschen erwarten konnten. Sein Denken und Empfinden wird schon damals schwerlich in dem äußeren Prunk und Treiben aufgegangen sein."*)

Bald nach Bruns Aufnahme an den kaiserlichen Hof wurde er durch eine Nachricht erschüttert, die die gesamte damalige Christenheit erregte: Bischof Adalbert von Prag, der als Missionär zu den heidnischen Preußen gezogen war, hatte durch diese den Märtyrertod erlitten (997). Zwei seiner Begleiter, die dem Tode entronnen waren, brachten die Trauerkunde nach

*) H. G. Voigt: Brun von Querfurt (Stuttgart, 1907), S. 33.



Aachen, wo Otto III. damals weilte, und es läßt sich vorstellen, daß Brun sie auf das genaueste ausfragte und nicht müde wurde, von den letzten Tagen und dem seligen Sterben Adalberts zu hören, den er den „sehr werten Märtyrer, die Purpurblume aus böhmischen Landen, eine goldene Frucht an edlen Zweigen, den göttlichen Helden“ u. ähnl. zu nennen pflegte. Wenn nicht schon auf der Magdeburger Domschule, in der die Erinnerung an den nicht lange vor ihm dort weilenden Adalbert noch lebendig war, so mag Brun wohl jetzt bei der Nachricht vom letzten Wirken des Bischofs den Vorsatz gefaßt haben, dem frommen Manne gleich zu werden; auch der Wunsch, ebenfalls den Märtyrertod zu erleiden, mag bereits in dem jugendlich begeisterten Herzen aufgetaucht sein und was Brun später von Adalbert niederschrieb, läßt sich wohl auch auf ihn selbst beziehen: „In ihm wallt die hohe Hoffnung, für Christus zu sterben, und in seinem jugendfrischen Herzen zehrt ein lebhaftes Feuer, wie auf goldenem Altar entzündeter Weihrauch brennt und duftend emporsteigt.“ Denn in ihm lebte die Überzeugung: „Wie der Herr ohne Sünde um unseretwillen gestorben ist, so werden auch die Märtyrer, obwohl schuldig durch Vergehungen, nach Vergießung ihres Blutes um Gottes willen ganz und gar von allen Sünden frei sein.“

Im Herbst desselben Jahres begleitete Brun den Kaiser nach Italien und es ist als ziemlich sicher anzunehmen, daß er als dem Hofe nahestehende Persönlichkeit in die kirchliche und weltliche Politik, die Otto III. bei diesem Zuge nach Süden verfolgte, eingeweiht war.

Durch „die Wolkenregionen der Alpen“, über den Brennerpaß ging es nach Pavia, wo die Weihnachtstage verbracht wurden, dann über Cremona und Ferrara nach Ravenna — und in dieser Stadt oder deren Umgebung begegnete Brun zum erstenmal dem Manne, dessen Einfluß viel dazu beigetragen haben mag, daß sein Schicksal eine ganz andere Wendung nahm, als man in Querfurt oder am kaiserlichen Hofe je erwartet hatte: dem berühmten Einsiedler Romuald aus dem Geschlechte der Herzöge von Ravenna, dem späteren Stifter des Camaldulenserordens, der seit seinen Jünglingsjahren Mönch war, jedoch das Leben in der Einöde — allein oder mit wenigen Genossen, mit Gebet, frommen Betrachtungen und notwendiger Handarbeit beschäftigt, — dem Klosterleben vorzog, ohne die Klosterregeln aufheben zu wollen. Letzteres geht u. a. daraus hervor, daß nach seiner Lehre ein Mönch nur mit Erlaubnis seines Abtes Einsiedler werden durfte. — Vornehm und gering kam zu Romuald in die Einöde von Pereum bei Ravenna, eine Insel zwischen dem Po und seinen Nebenarmen, um ihn um Rat und Fürbitte zu ersuchen, ihm zu beichten und sich Bußübungen auferlegen zu lassen. Auch Otto III. kannte und besuchte ihn und nach Bruns Berichten „zog er ihn mit Gewalt aus der Einöde“ und machte ihn zum Abt von St. Apollinaris in Classe; Romuald aber legte diese Würde bald wieder nieder — „weil er sah, daß ihm Ruhe und Reinheit verloren gegangen seien“ und daß er auf die Mönche nicht genügenden Einfluß habe, — und kehrte in seine Einsiedlerklause zurück.

Die Begegnung mit Romuald, den Brun sicherlich als des Kaisers Begleiter aufgesucht hat, konnte auf den jungen Hofkaplan nicht ohne Wirkung bleiben. Er, der noch ganz unter dem Eindruck des erst kürzlich vom Bischof

Adalbert Gehörten stand, mußte unwillkürlich Vergleiche anstellen zwischen seinem eigenen bequemen Leben, in welches die Wogen weltlichen Treibens, politischer Umtriebe und höfischer Intrigen öfter hereinschlugen, als ihm selbst lieb war, — und dem weltfernen Dasein dieser frommen Männer, deren Sinnen und Trachten einzig und allein Gott und seinem Dienste galt, Gott, den auch er als „reine Güte, ewige Gesundheit, einige Wahrheit, einzige Lieblichkeit, volle Schönheit, verborgenes Heil und selige Gegenwart, schöne Liebe, geliebte Ewigkeit und teures Erbarmen" erkannte; „von ihm immer zu reden, wie lieblich! Über ihn beständig nachzudenken, wie erquickend, selig und nimmer sättigend!" ruft er sehnsuchtsvoll aus.

Im Februar 998 finden wir Brun im Gefolge des Kaisers in Rom. Seltsame Gedanken mögen den jungen Geistlichen bewegt haben, als er sich auf der Via Flaminia, der alten Römerstraße, der ewigen Stadt näherte, dem „goldenen Rom, der Mutter der Märtyrer, dem Wohnort der Apostel". Bald in fromme Träumerei versunken, bald von noch unklaren, aber immer lauter in seinem Herzen ertönenden Wünschen, immer deutlichere Gestalt annehmenden Zukunftsbildern bestürmt, zog er des Weges, um gleich nach seiner Ankunft in eine Kirche zu eilen und den Herrn um Klarheit und Kraft anzuflehen. Das dem kaiserlichen Palast nächstgelegene Gotteshaus war die Klosterkirche von St. Bonifatius, wo Brun die Freunde und einstigen Begleiter des hl. Adalbert wußte, die er in Aachen kennen gelernt hatte und die dem kaiserlichen Zuge nach Italien vorangeeilt waren. Diese Kirche mag er aufgesucht haben, denn Damiani, der Brun — wie bereits erwähnt — stets mit seinem zweiten Namen Bonifatius nennt, weiß zu melden: „Als dieser also . . . die Kirche des alten Märtyrers Bonifatius sah und alsbald durch das Vorbild seines Namensgenossen zum Verlangen nach dem Märtyrertode angestachelt wurde, sagte er: Auch ich heiße Bonifatius, warum also soll ich nicht auch selbst ein Märtyrer Christi werden?" — Vielleicht geschah es damals zum erstenmal, daß sein heimliches Sehnen und Planen laut wurde; aller Wahrscheinlichkeit nach gab er ihm aber ganz bald darauf den beredtesten Ausdruck, indem er in dasselbe Kloster des hl. Bonifatius als Mönch eintrat. So große Verwunderung dieser Schritt bei seinen Angehörigen und Freunden auch hervorgerufen haben muß, so melden seine Zeitgenossen darüber doch nichts Genaueres. Thietmar erwähnt die Mönchszeit überhaupt nicht, Damiani aber erzählt kurz: „Er zügelte sich dann auch, als er schon Mönch war, bei der Enthaltsamkeit durch so große Kärglichkeit, daß er oft nur an den Sonntagen und am Donnerstage in der Woche speiste. Bisweilen aber, wenn er einen dichten Bestand von Nesseln oder auch selbst von Dornen sah, warf er sich hinein und wälzte sich."

Nachdem Romuald die Würde eines Abtes von St. Apollinaris niedergelegt hatte, war er nach Monte Cassino gereist, um dort einen Freund, den ehrwürdigen Greis Johannes Gradenigo, zu besuchen. Auf dem Rückwege von dort berührte er Rom (zu Beginn des Jahres 1001) und als er sich dann wieder in die Einöde zurückzog, führte er, der „stets in Gottes Hand Söhne sammelte", mehrere Jünger mit sich fort, darunter „zwei, zu denen das Herz des Kaisers von Liebe berührt war und von welchen der eine Benignus, der andere Thomas hieß". Benignus war kein anderer als Brun, wie aus dem

weiteren Inhalt seiner erst 1882 von R. Kade wieder aufgefundenen „Leidensgeschichte des hl. Benedikt, des hl. Johannes und ihrer Genossen“, der die obige Stelle entnommen ist, hervorgeht. Dieselbe Schrift gibt über die nun folgenden Erlebnisse ihres Verfassers einige Aufschlüsse. Wir entnehmen ihr*), daß Romuald sich mit seinen neuen Schülern zuerst in der Nähe Roms niederließ, — vielleicht auf Wunsch Ottos III., der „bald mitten in der Nacht, bald am lichten Tage“ die Einsiedler besuchte. „Es begannen in jener Einöde die Studien der christlichen Philosophie zu blühen und unter Herabkommen des Heiligen Geistes die Herzen der Brüder zu grünen und in der Furcht Gottes Blätter der Tugenden und Früchte der Heiligkeit hervorzusprießen.“ — Als dann der Kaiser infolge des römischen Aufruhres vom Frühjahr 1001 die Stadt verlassen und sich nach Ravenna zurückziehen mußte, suchte auch Romuald mit seinen Genossen die sumpfige, unwirtliche und ungesunde Einöde von Pereum wieder auf. Brun, der sich von nun an „Bonifatius, der Eremit“ nannte, folgte ihm als einer seiner treuesten und eifrigsten Schüler und wurde demselben Benedikt, dessen Leidensgeschichte er später schreiben sollte, als Zellengenosse zur Einführung in die Lebensweise der Eremiten anvertraut. Diese Lebensweise schildert Damiani wie folgt: „Nachdem dort, um kurz zu sein, diese und viele andere Brüder gesammelt und in die einzelnen Zellen gesetzt waren, wahrte er (Romuald) mit so großem Eifer die Strenge des Einsiedlerlebens sowohl bei sich als auch bei den anderen, daß das Leben jener allen wunderbar erschien, zu denen das Gerücht von ihnen gelangen konnte. Denn wer würde nicht staunen, wer nicht die Verwandlung durch die göttliche Rechte verkünden, wenn er Menschen, die er früher mit seidenen, ja mit vergoldeten Gewändern angetan, umdrängt von den zahlreichen Scharen der Gefolgschaft, gewöhnt an den Zufluß aller Genüsse sah, jetzt mit einem einzigen Wettermantel zufrieden erblickte, eingesperrt, ohne Schuhe, ungepflegt und durch den so großen Mangel an Getränken infolge der Enthaltsamkeit mitgenommen! Sie machten aber alle Handarbeiten, die einen nämlich Löffel, andere spannen, andere knüpften Netze, andere Bußhemden. — Jedoch das Leben aller dieser übertraf bei weitem der Wandel des seligen Bonifatius.“

Auch von Ravenna aus blieb Otto III., der sich zeitweilig selbst mit dem Gedanken trug, Mönch zu werden, in häufigem Verkehr mit den Einsiedlern, und die Besuche, die er und sein Gefolge ihnen abstatteten, brachten mehr weltliches Leben und Lärmen in ihre Einsamkeit, als sie sich wünschten. Romuald und Brun wurden auch oft zum Kaiser nach Ravenna gerufen, wenn er nach ihrem Rat verlangte. Er besprach mit ihnen den Plan, einige der Eremiten nach Norden zu senden, in das Land Boleslaws von Polen, dessen Sohn ebenfalls ein Schüler Romualds war; dort sollten sie eine Einsiedelei und ein Kloster gründen, um von dort aus den Heiden das Evangelium zu predigen. Inzwischen aber machte er sich auf Romualds Rat daran, am Eingange der Einöde von Pereum ein Kloster zu erbauen, das er dem hl. Adalbert weihte. Doch diese Gründung hatte für die Einsiedelei

*) Nach H. G. Voigts „Übersetzungen von Bruns Schriften sowie der ältesten Quellen über ihn“, a. a. O. S. 383 ff.



unangenehme Folgen, indem sie zu Mißverständnissen und Unfrieden führte: es wurde — wie Brun schreibt — „einerseits die Einöde zu Grunde gerichtet und andererseits kein rechtes Kloster zustandegebracht. Die meisten, die da sahen, was geschah, sagten, es handle sich um Habsucht des Vaters Romualdus und nahmen Ärgernis an ihm, indem sie seinen himmlischen Sinn nicht zu beurteilen verstanden, der bei dem guten Werk sowohl des Kaisers Heil im Auge hatte als auch bei der Nützlichkeit des Klosters nach Gewinn der Seelen trachtete." Als es dann zur Abtwahl kam und die Brüder Romuald erwählen wollten, weigerte sich dieser in seiner Demut, die Würde anzunehmen, denn „er fand zu diesem Werk — wie denn bei Unterscheidung der Personen der Geist Gottes in ihm war — keinen Bessern als Benedikt". Aber auch Benedikt fand sich des verantwortungsreichen Amtes unwürdig, weder alt noch fromm genug, und bat Brun als den Günstling des Kaisers, bei Otto III. eine andere Wahl durchzusetzen. „Auf diese Weise" — erzählt Brun weiter — „hintertrieb der knabenhafte Wille Benedikts die Wünsche des Vaters Romualdus und es wurde ein anderer zum Abt geweiht, der Benedikt so ähnlich war, wie Sand dem Silber und Kot dem Golde nahe kommt. Als nachher die Schuld offenbart war und sich der Zorn des Meisters erhoben hatte, wurde sowohl jener, der in dieser Hinsicht aus Demut irrte, als auch ich, der ich gern den Kaiser darauf hinwies, daß Benedikt nicht Abt werden möchte, in dem Konvente nackter Haut gegeißelt."

Bald nach diesen Geschehnissen löste sich die Einsiedlerkolonie auf: Bruns Bitten folgend erwirkte der Kaiser ihm und einem zweiten Deutschen die Erlaubnis Romualds, die ungesunde und doch nichts weniger als einsame Gegend zu verlassen und „in eine entlegenere Einöde abzugehen, damit sie dort, nachdem die Menge des Volkes und die Beunruhigung durch Verwandte beseitigt war, unter einem Schüler Romualds ihren Dienst täten". Romuald gab nur widerstrebend seine Einwilligung zu dieser Auswanderung, die er als kränkenden Undank empfunden zu haben scheint, und entschloß sich dann, auch selbst Pereum zu verlassen und in seiner Heimat Istrien neue Schüler um sich zu scharen; Benedikt aber gedachte mit einigen Genossen den Plan Ottos III. auszuführen und nach dem Polenlande zu ziehen. Brun bestärkte ihn nach Kräften in dieser Absicht, indem er ihm zu folgen versprach, sobald der Wille des Kaisers ihn nicht mehr in Italien festhalten werde. Um Benedikt von der Nutzlosigkeit und Schädlichkeit eines längeren Ausharrens auf der ungesunden Insel zu überzeugen, sprach er: „Gefährlich ist dieser Ort und feindlich dieser Sumpf. Wer ist hier nicht schon vom Kleinsten bis zum Größten krank geworden? Und zwar so, daß es eigentlich ein Wunder Gottes ist, daß nicht jemand bei so großer Schwachheit stirbt. Was für Werke, ich bitte dich, werden die Hände dessen in der Zelle tun, dessen Füße, wenn der Sonntag gekommen ist, die heilige Kommunion in der Kirche aufzusuchen nicht imstande sein werden? Welchen Nutzen haben denn die Sinne desjenigen von der Lesung oder welches Gebet entsendet desjenigen Verstand, dessen kranke Glieder sich nicht von dem Bette erheben können? Auch das Fasten hat der bereits nicht in seiner Hand, den Krankheit in ihrer Gewalt hält. Der übrigen Tugenden bar, wird er, wenn jene sich gewappnet hat, nur noch die Geduld haben, die dann nötig ist. Laß

uns vielmehr, bevor wir ohne Grund in diesem Sumpfe sterben, dahin gehen, wo wir beides tun können. Laß uns jetzt, da der Wille uns noch führt, fürchten, philosophierend in der Einöde zu sterben, damit wir, wenn die Sache es fordert, nicht fürchten, für Christus zu sterben, indem wir den Heiden das Evangelium predigen. Sage nicht: ‚Es ist Hochmut, wenn Sünder das Martyrium suchen', da ... wir in dieser Beziehung nicht Heiligkeit suchen, sondern Vergebung der Sünden, weil ja diese in der Taufe abgewaschen, im Märtyrertod aber allesamt ausgetilgt werden."

Kaiser Otto, froh, daß sein langgehegter Plan der Ausführung nähergerückt wurde, vermittelte auch in dieser Angelegenheit zwischen Romuald und seinen Schülern und nach wenigen Tagen bereits wanderte Benedikt mit seinem Genossen Johannes von Ravenna aus, das sie mit Brun und Romuald auf dem Schiff des Kaisers erreicht hatten, dem fernen Norden zu (Herbst 1001). Brun erzählt, er habe den Freunden ein Stück Weges das Geleit gegeben, wobei Benedikt ihm nochmals einschärfte, sobald als möglich nachzukommen, aber nicht ohne apostolische Vollmacht; die Wartezeit sollte er dazu benützen, „die slawische Sprache" zu erlernen, wohl bei dem bereits erwähnten polnischen Herzogssohne und dessen Gefährten. Brun versprach, all diese Ratschläge zu befolgen und sich auf das ihm stets vor Augen stehende hohe Ziel würdig vorzubereiten; Benedikt möge nur nie vergessen, seiner fürbittend zu gedenken: „Wenn du betest oder Psalmen singst, bitte und flehe immer inständigst zum lebendigen Gott, daß er das eine Begehren, welches er uns beiden gegeben hat, um seines Namens willen erfüllen möge und wir nicht eher sterben möchten, als bis du und ich Sünder durch Gottes Erbarmen den glückbringenden Tag sehen, nämlich unter Vergießung unseres Blutes nach Gottes Fügung zur Abrechnung die Vergebung aller Sünden." Nachdem Brun sich von den Freunden verabschiedet hatte, kehrte er allein in die Einöde zurück, und zwar, wie es scheint, wieder nach Pereum, obgleich er doch vorgehabt hatte, eine entlegenere und gesündere Gegend aufzusuchen; wenigstens spricht er im weiteren Verlauf der „Leidensgeschichte des hl. Benedikt rc." wiederum von seinem Wohnorte als von einem „ungesunden Sumpfe", ohne Näheres über sein Leben in den nun folgenden Monaten mitzuteilen. Erst der am 23. Januar 1002 erfolgte Tod Ottos III. gibt ihm Veranlassung, auf seine eigenen Schicksale zurückzukommen, denn nun hielt ihn ja nichts mehr in Italien zurück. Nachdem er dem Charakter, dem Wollen und Streben Ottos eine eingehende, wehmütige und ergreifende Betrachtung gewidmet hat, fährt er fort: „Nach dem Tode aber des Kaisers wandte sich die christliche Welt gegen die eigenen Eingeweide und wallte mächtig zu Kämpfen und Kampfesparteiungen auf wie das Meer bei Sturm. Niemals geschah dies mehr als heute, weil unsere Sünden es verdienen und fordern. Während alle Heiden in Frieden wohnen und ungestraft die Christen anfeinden, begannen die christlichen Reiche unter sich in ungerechtem Haß, in wildem, unermüdlichem Kampfe zu streiten. Aber — Wunde über Wunde! — über der großen Traurigkeit erstand mir diese noch größere Traurigkeit, daß wegen der Unterbrechung des Friedens und der steten Kriegsunruhe mir nicht der Weg offen stand, nach Rom zu gehen, um die Vollmacht nachzusuchen, den Heiden das Evangelium zu bringen."

In Unruhe und zweifelndem Schwanken vergingen Frühling und Sommer. Da erfuhr Brun, daß ein ihm bekannter Mönch in Rimini vom Volke erschlagen worden sei, weil er im Auftrage des Bischofs von Vercelli Geld gesammelt hatte. Wieder kam ihm nun der Gedanke, es sei besser, im Heidenlande den Märtyrertod zu erleiden, als hier vielleicht nutzlos zu Grunde zu gehen, und da auch der Abt des benachbarten Klosters ihn in seinem Vorhaben bestärkte, machte er sich im Herbst 1002 endlich auf den Weg nach Rom, und zwar zu Fuß mit einigen andern Pilgern, vermutlich weil er das in den unruhigen Kriegszeiten für unauffälliger und daher sicherer hielt. Über diese Wanderung heißt es bei Damiani: „Es erzählte mir ein greiser Mönch, der ihn (Brun) dorthin begleitete und aus dem Gebiet von Ravenna war, daß der verehrungswürdige Mann auf jener ganzen Reise zwar mit allen, die ihm folgten, zu Fuß ging, aber selbst, beständig psallierend und den andern weit voraus, immer mit bloßen Füßen einherschritt. Entsprechend der Anstrengung des Marsches aß er wohl täglich, aber indem er an den einzelnen Tagen von einem halben Brote und Wasser lebte, fügte er an den Festtagen, da jede Suppe ihm unbekannt blieb, der täglichen Nahrung einige Früchte und Krautwurzeln hinzu.“

In Rom ward Brun vom Papst Silvester II. zum Erzbischof der Heiden ernannt, wobei ihm das Pallium verliehen wurde; zugleich beauftragte der Papst ihn, sich in Deutschland von Heinrich II. die Bestätigung zum Heidenmissionär zu holen, um jeder Mißhelligkeit aus dem Wege zu gehen. — Wenige Wochen darauf sehen wir Brun über die Alpen ziehen, zu Pferde, aber bloßfüßig und so wenig gegen die Winterkälte geschützt, „daß er, wenn er herabsteigen wollte, kaum den Fuß von dem hängenden Eisen gelöst hätte, wenn nicht heißes Wasser zu Hilfe gekommen wäre“ (Damiani).

Als erstes Reiseziel hatte Brun sich Regensburg gesetzt, wo er Heinrich II. zu treffen hoffte. Doch als er dort anlangte, war dieser bereits abgereist. Zu dieser Enttäuschung kam eine zweite: zwischen Heinrich II. und dem Herzoge Boleslaw von Polen herrschte Krieg, ein Umstand, der auf Bruns Unternehmen nur ungünstig wirken konnte. Schweren Herzen entschloß er sich daher, vorläufig Benedikt, der ihn mit Ungeduld erwartete, noch nicht aufzusuchen, sondern zu Schiff die Donau hinabzufahren, um den „Schwarzen Ungarn“ das Evangelium zu bringen. Er scheint sich dort nur kurze Zeit aufgehalten zu haben, denn im Sommer 1004 finden wir ihn bereits in Merseburg, wo er in Gegenwart Heinrichs II. vom Erzbischof Tagino von Magdeburg die erbetene Weihe zum Heidenmissionär erhielt, um sich dann auf einige Zeit auf die Burg seiner Väter zurückzuziehen.

Mit frommem Staunen begrüßte man in Querfurt den Heimgekehrten, der auch hier seine asketische Lebensweise fortsetzte und sich in seiner Demut dem geringsten Diener seines Vaters gleichstellte. Voigt spricht in seiner eingehenden Monographie Bruns die Vermutung aus, daß er sich vielleicht sogar in dem Querfurter Walde, der heute noch „die Wüste“ oder „Heligenholt“ genannt werde, eine Zelle aufgeschlagen oder daß er anderen diesen Wald zur Anlage einer Einsiedelei empfohlen habe. Jedenfalls wird eine solche Vermutung durch alles, was wir von Brun wissen, sehr nahegerückt. „Etwas anderes, wovon jedes Kind in

Querfurt zu erzählen weiß," fährt Voigt fort (a. a. O. S. 87), „ist sicher nicht ganz ohne historischen Zusammenhang mit Brun. Alle Jahre wird diese Erinnerung neu belebt. Auf einem mit alten Linden bestandenen Plane östlich von der Stadt wird seit Jahrhunderten und noch jetzt alle Jahre am dritten Tage nach Ostern ein Jahrmarkt, ‚Eselswiese' genannt, abgehalten, auf dem unter anderem auch ein Spielzeug feilgeboten wird, kleine tönerne Eselchen mit einem Reiter darauf, der unsern Brun darstellen soll." Wahrscheinlich sei Brun auf einem Esel oder Maultier in Querfurt eingezogen und habe die Heimat ebenso wieder verlassen, der Sage nach am dritten Tage nach Ostern, wobei die Spuren der Eselstritte sich dem Felsen für immer eingeprägt haben sollen.

Doch Bruns Besuch in der Heimat sollte auch eine bleibende Erinnerung hinterlassen: an Stelle der kleinen Burgkapelle ließ er ein stattliches Gotteshaus erbauen, die heute noch stehende schöne Burgkirche, und „von seinen Gütern, von denen er irdischen Nutzen nicht haben wollte, machte er sie so wohlhabend, daß vier Priestern, die dort Gott dienen sollten, nichts vom Notwendigen fehlte" (Zeitschrift des Harzvereins, IV.). Voigt schreibt hiezu: „Seine Wohnung fand das von Brun gestiftete Mönchs- und Priesterkollegium vermutlich in dem Südturm der Burg, der von Anfang an Wohnturm gewesen sein wird. Er liegt an der Seite der Burg, welche die stillste gewesen sein muß, und in einem romanischen Fensterbogen desselben ist noch religiöse Wandmalerei erkenntlich." — Das Priesterkollegium bestand jedoch nur einige Jahrzehnte; nach dem Tode der von Brun eingesetzten Geistlichen fand sich kein Ersatz, woran vielleicht die strenge Lebensregel schuld war, die Brun — nach seiner eigenen Lebensweise zu urteilen — dem Kollegium vorgeschrieben haben mag.

Brun hatte die neue Kirche der heiligen Jungfrau geweiht, denn gleich dem heiligen Adalbert war er ein eifriger Diener Marias, von der er schreibt: „So trägt die gütige, erhabene Herrscherin der Engel, die ewige Jungfrau, die Gebete der Menschen, die zu ihr rufen, vor Gott, indem sie den von Herzen Flehenden nichts zu verweigern vermag und himmlische Hilfe den kranken Sterblichen verschafft, sie, der glänzende Stern des Meeres." — Spätere Geschlechter haben dann auch ihn selbst zum Schutzpatron des von ihm erbauten Gotteshauses gewählt, wie denn überhaupt sein Andenken in der Heimat jahrhundertelang in verschiedenen Stiftungen fortlebte: mehrere Kapellen in der Stadt Querfurt und deren Umgegend wurden ihm geweiht, in einer von ihnen wurde ein „Brunslicht" als ewiges Licht unterhalten, wozu, wie die Querfurter Stadtchronik meldet, jedes Haus in der Brauns-(Bruns)gasse jährlich 4 Pf., die Badestube 8 Pf. beisteuern mußten; noch heute finden die Spuren seines Namens sich in den Ortsbenennungen Braunsmühle, Braunsbrunnen, Braunsberg u. a.

Da die Fehde zwischen Heinrich II. und Boleslaw von Polen noch nicht beigelegt war, konnte Brun immer noch nicht an die Ausführung seines Planes gehen, von Polen aus sein Missionswerk unter den Heiden zu beginnen. Um die Wartezeit in der Heimat nicht untätig zu verbringen, hat er damals, im Herbst und Winter 1004, die Biographie des heiligen Adalbert niedergeschrieben, was aus verschiedenen Angaben hervorgeht. Das

Werk, das lange Zeit für seine einzige schriftstellerische Arbeit gehalten wurde, liegt in zwei Rezensionen vor und ist demnach später von ihm noch einmal, und zwar in etwas gekürzter Form, niedergeschrieben worden. Beide Handschriften wurden bereits öfters herausgegeben, erklärt und übersetzt.

Während jenes Aufenthaltes in der Heimat traf den stillen, mit Gebet und dem Lesen und Abfassen frommer Schriften beschäftigten Mann eine Botschaft, die ihn tief erschüttern mußte: sein ehemaliger Zellengenosse und von ihm fast demütig verehrter Freund Benedikt war mit vier Gefährten in der polnischen Einsiedelei ermordet worden (1003), nachdem er so lange vergebens auf Bruns Kommen gewartet, ihm einmal sogar entgegengezogen, ein andermal einen Boten nach ihm ausgesandt hatte, ohne ihn zu finden. Nun lag für Brun kein Grund mehr vor, nach Polen zu gehen, und er beschloß, mit seiner Missionstätigkeit in anderen Ländern zu beginnen. Zuerst wandte er sich wieder nach Ungarn, wohin er im Frühling 1005 mit einer größeren Anzahl Begleiter, die er vielleicht zum Teil schon aus Italien mitgebracht, zum Teil in Deutschland um sich gesammelt hatte, aufbrach und wo er diesmal länger weilte als bei seinem ersten Erscheinen in dem Lande. Außer seinen Missionsplänen scheint er auch den Wunsch mitgenommen zu haben, König Stephan um Friedensvermittlung zwischen Heinrich und Boleslaw zu ersuchen.

Es läßt sich wenig Tatsächliches über Bruns Aufenthalt in Ungarn feststellen. Es heißt, er habe dort etwa zwei Jahre gewirkt, nicht ohne Lebensgefahr, habe gepredigt, Geistliche ordiniert, Kirchen erbaut und das Kirchenwesen gestärkt. Er selbst aber nennt seine Tätigkeit in Ungarn „vergeblich". Über seine weiteren Unternehmungen jedoch finden sich wiederum zuverlässige Angaben in einer seiner eigenen Schriften: in dem Briefe, den er im Jahre 1008 von Polen aus an Heinrich II., bei dem er fast ebenso hoch in Gunst stand wie bei Otto III., richtete. Dieses Schreiben befindet sich in der Landesbibliothek in Kassel und wurde zum erstenmal im Jahre 1856 herausgegeben (von A. Hilferding in Moskau). Seitdem ist es wiederholt abgedruckt und besprochen worden.

In diesem Briefe dankt Brun dem Kaiser vor allem für dessen Sorge um ihn, von der ihm der Bischof Bruno von Augsburg, Heinrichs II. Bruder, der ihn am Hofe König Stephans getroffen hatte, erzählt habe. Dann berichtet er, wie er aus Ungarn nach Rußland gezogen sei (1007), zum „Fürsten der Russen, groß an Reich und Schätzen". Gemeint ist der mächtige und kluge Großfürst Wladimir der Große von Kiew, das „Rote Sonnchen" der Russen, der bereits 988 sich und einen großen Teil seiner Untertanen hatte taufen lassen. Brun teilte dem Großfürsten seine Absicht mit, von Kiew aus in das Land der Petschenegen am unteren Dnjepr zu ziehen, um diesen „grausamsten aller Heiden" das Christentum zu bringen. Wladimir aber, der in beständiger Fehde mit diesem wilden Nomadenvolke lebte und dessen ungezügelte Roheit zur Genüge kannte, versuchte es, den Bischof von diesem kühnen Plane abzubringen, indem er ihm vorhielt, er werde bei den Heiden nicht „Gewinn der Seelen, sondern nur den Tod, und zwar den schimpflichsten," finden. Bruns Standhaftigkeit und ein Traumgesicht scheinen den Widerstand des Großfürsten gebrochen zu haben,

nachdem der Missionär bereits einen Monat an seinem Hofe verlebt hatte. Und nun — so erzählt Brun*) — „führte er mich in eigener Person zwei Tage mit einem Heere bis zu der äußersten Grenze seines Reiches, die er des hin- und herschweifenden Feindes wegen mit einem sehr starken und langen Zaun von allen Seiten umschlossen hatte. Er sprang von dem Pferde zur Erde. Während ich mit den Genossen vorausging, jener mit seinen Großen folgte, zogen wir zum Tor hinaus. Er stand auf dem einen, wir standen auf dem anderen Hügel. Ich trug das Kreuz Christi, das ich mit den Händen umfaßte, und sang das edle Lied: ‚Petrus, hast du mich lieb? Weide meine Schafe!‘ Nach Beendigung des Responsoriums sandte der Fürst zu uns seine Großen mit folgenden Worten: ‚Ich habe dich dorthin geführt, wo mein Land aufhört, das der Feinde anfängt. Um Gottes willen bitte ich, daß du nicht zu meiner Schande dein jugendliches Leben vernichtest. Ich weiß, morgen vor der dritten Stunde mußt du ohne Nutzen, ohne Grund den bittern Tod kosten.‘ Ich schickte zurück: ‚Es öffne dir Gott das Paradies, wie du uns den Weg zu den Heiden geöffnet hast.‘“

Zwei Tage lang wanderten die Missionäre dann durch das fremde Land, ohne daß ihnen jemand Schaden zufügte, am dritten Tage jedoch, einem Freitage, gerieten sie dreimal in die Gefahr, hingerichtet zu werden, „kamen aber ebenso oft — so befahl es Gott und unser Führer Petrus — aus der Hand der Feinde.“ Am Sonntage trafen sie die erste größere Volksmenge, die sie sofort umringte und zu töten drohte, ihnen aber Frist gewährte, bis durch eilende Boten das ganze Volk zum Rat versammelt wäre. Diese Beratung fand acht Tage darauf statt und führte zu dem Resultate, daß die Missionäre zunächst gegeißelt und gefoltert wurden. „Das zahllose Volk läuft mit blutgierigen Augen uns entgegen und erhebt ein schreckliches Geschrei. Mit tausend Beilen, tausend über unserem Nacken entblößten Schwertern drohen sie uns in Stücke zu hauen. Bis zur Nacht wurden wir gequält, hin und her gezerrt, bis die Großen des Landes, die uns im Kampf aus ihren Händen rissen, nachdem unsere Meinung gehört war, nach dem Maße ihres Verständnisses erkannten, daß wir um des Guten willen ihr Land betreten hatten. So blieben wir, wie der wunderbare Gott und der sehr teuere Petrus verfügten, fünf Monate bei diesem Volke . . .“ Während dieser Zeit durchzogen die Missionäre, die nun keine Gefahr mehr zu fürchten hatten, drei Teile des Petschenegenlandes und bekehrten ungefähr dreißig der wilden Heiden zum Christentume; aus einem vierten Gebiet, das sie nicht berührt hatten, kamen Boten zu ihnen, vermutlich, um ebenfalls die neue Lehre zu hören, von der die Kunde sich wohl schon im ganzen Lande verbreitet hatte. Schließlich beauftragten die Häuptlinge der Petschenegen Brun, zwischen ihnen und dem russischen Großfürsten Frieden zu stiften. „Dieser Friede“, sagten sie ihm, „ist durch dich gemacht. Wenn er fest ist, werden wir, wie du lehrst, alle Christen werden. Wenn jener Fürst der Russen in der Treue wanken wird, müssen wir nur dem Kriege nachsinnen, nicht dem Christentum.“ Brun kehrte daher mit seinen Begleitern nach Kiew zurück und brachte wirklich einen Friedensabschluß zwischen Wladimir und

*) Nach Voigts Übersetzung des Briefes an Heinrich II. (a. a. O. S. 437 f.)

den Petschenegen zustande. Um zu beweisen, daß es ihm mit der Versöhnung ernst sei, sandte Wladimir einen seiner Söhne als Geisel in das Land der Feinde, Brun aber weihte einen seiner Gefährten zum Bischof und hieß ihn den jungen Fürsten begleiten. „So ist zum größeren Ruhme und Preis Gottes des Heilandes ein christliches Gesetz in dem schlechtesten und grausamsten Volk aller Heiden, die auf Erden sind, hergestellt," schrieb Brun voller Freuden, ohne zu ahnen, daß weder Christentum noch Frieden bei den Petschenegen Bestand haben sollten: schon nach wenigen Jahren fielen die meisten der Bekehrten vom christlichen Glauben ab und die Kämpfe gegen die Russen wiederholten sich mit alter Heftigkeit. Doch das sollte Brun nicht mehr erleben.

Von Kiew aus war Brun endlich — im Sommer 1008 — nach Polen gegangen, um Boleslaws Unterstützung für sein Missionsunternehmen bei den heidnischen Preußen zu gewinnen. Polen selbst war seit der Mitte des X. Jahrhunderts ein christliches Land und besaß bereits eine nicht unbedeutende Anzahl von Kirchen und Klöstern. — Herzog Boleslaw, der jedenfalls durch seinen Sohn, den Schüler Romualds, sowie durch Benedikt und Johannes schon viel Gutes von Brun gehört hatte und von dessen Plänen wußte, nahm ihn freundlich auf und scheint seine Vermittlung gewünscht zu haben, um den eben sich anbahnenden Frieden mit Heinrich II. zu einem für Polen recht günstigen Abschluß zu bringen. Wenigstens enthält Bruns Brief an Heinrich II. eindringliche Mahnungen, mit Boleslaw Frieden zu schließen und lieber mit ihm vereint gegen die Heiden zu kämpfen. „Erweise Barmherzigkeit!" heißt es da, „laß fahren die Grausamkeit! Wenn Du einen Getreuen haben willst, höre auf zu verfolgen! Wenn Du einen Ritter haben willst, halte es mit dem Guten, daß es (ihn) erfreue! Sei auf der Hut, o König, wenn Du alles mit Gewalt, niemals mit Barmherzigkeit, die er selbst, da er gut ist, lieb hat, machen willst, daß nicht etwa Jesus, der Dich jetzt unterstützt, Ärgernis nehme . . . Wenn Du den Christen Frieden gegeben haben wirst, um wegen des Christentums mit den Heiden zu kämpfen, wirst Du Gefallen finden am jüngsten Tage, da Du nach Zurücklassung aller Dinge vor dem Antlitz des Herrn mit um so geringerem Schmerz und um so größerer Freude stehen wirst, je größere gute Werke getan zu haben Du Dich erinnern wirst. Es ist kein Grund vorhanden, daß der König fürchte, daß ein Mann von Religion, eingedenk der Übel, sich mit den Heiden verbände. Nur verlanget nicht unmögliche Dinge! Andernfalls gibt dieser Boleslaw . . . Euch dafür Sicherheit, daß er Euch ewig nicht verlassen wird, daß er Euch bei Unterwerfung der Heiden immer aufs eifrigste zu unterstützen und in allem gern zu dienen verpflichtet ist. O wie große Güter und Vorteile würden dann zum Schutz des Christentums und zur Bekehrung der Heiden zusammenkommen!"

Zum Schluß erzählt Brun dem Könige, daß ein von ihm nach Schweden gesandter Bischof gute Missionserfolge gemeldet habe, daß er selbst aber nun mit unermüdlichem Eifer an die Bekehrung der Lutizen und Preußen gehen wolle. Mit dem Gruß: „Lebe wohl, o König, lebe auf wahre Weise Gott, eingedenk guter Werke, stirb als Greis reich an Tugenden und Tagen!" verabschiedet er sich von Heinrich II.



Außer diesem Briefe verfaßte Brun während seines Aufenthaltes in Polen die zweite Bearbeitung der Biographie Adalberts und die bereits mehrfach erwähnte „Leidensgeschichte des hl. Benedikt ꝛc.“, in die er so manches aus seinem eigenen Leben hineinverwoben hat, die aber an Reichtum des Gefühles und Schönheit der Sprache seinem ersten Werke nachsteht. Er weilte während dieser schriftstellerischen Arbeiten aller Wahrscheinlichkeit nach teils in dem Kloster, das neben der einstigen Einsiedlerklause Benedikts und seiner Genossen errichtet war, teils in jenem, das Adalbert kurz vor seinem Aufbruch zu den Heiden begründet hatte.

Zu Anfang des Jahres 1009 — nach manchen Angaben bereits 1008 — ist Brun nach Preußen gegangen, um nicht mehr von dort zurückzukehren. Über seine letzten Lebenstage läßt sich nur wenig Sicheres berichten. Weder der Ort seines letzten Wirkens noch der Tag seines Märtyrertodes lassen sich ganz genau feststellen. Wir wissen nur, daß er sich von Polen aus in ein heidnisches Gebiet begab, welches sich an der Grenze zwischen Preußen und Rußland oder Rußland und Litauen befand. Voigt nimmt an, es sei das Gebiet der Sudauer (Jadwinger, Jatwägen) gewesen, das sowohl zwischen Litauen und Rußland als zwischen Rußland und Preußen lag und zugleich an Polen grenzte, so daß Brun in der kurzen Zeit, über die seine Missionstätigkeit sich erstreckte, dies Land wohl erreicht haben kann. Damiani läßt Brun beim „König der Russen“ ums Leben kommen, Thietmar im Grenzgebiete zwischen Preußen und Rußland. Am ausführlichsten berichtet über den Tod Bruns die Schrift eines gewissen Wibert *), der sich für einen der Begleiter des Bischofs ausgibt und Augenzeuge seines Todes gewesen sein will, doch wird die Echtheit dieses Schriftstückes angezweifelt, da es mancherlei unhaltbare Behauptungen enthält; zum wenigsten ist es durch spätere Zusätze verändert worden.

Dieser Wibert erzählt, er sei mit vier anderen Kaplänen Brun in „die Provinz der Heiden, welche Preußen genannt wird,“ gefolgt. Dort seien sie sofort vor den König geführt worden, vor welchem der Bischof mit seinen Kaplänen die Messe zelebriert habe, indem er evangelische und Apostelworte verkündete. Als dies alles der König, Namens Nethimer, gehört habe, habe er gesagt: „Auch wir haben Götter, die wir anbeten und denen wir vertrauen, daher wollen wir auf deine Worte nicht hören.“ Brun habe sich darauf die Götzenbilder des heidnischen Herrschers bringen lassen und sie vor aller Augen ins Feuer geworfen, wo sie sofort verkohlt seien. Bestürzt und empört habe da der König Nethimer seinen Dienern befohlen: „Nehmet eiligst den Bischof und werfet ihn vor mir in das Feuer! Wenn ihn das Feuer verbrennt und verschlingt, so erkennt, daß seine Predigt die nichtigste ist. Wenn es aber anders ist, so laßt uns schnell an jenen Gott glauben.“ Dann sei ein starkes Feuer angezündet und Brun hineingeworfen worden. „Der Bischof aber, angetan mit seinem Bischofsgewande, ließ seinen Stuhl in das Feuer tragen und saß auf demselben so lange in dem Feuer,

*) „Hystoria de predicacione Episcopi Brunonis cum suis capellanis in prussia et martyrio eorum“, handschriftlich in dem Cod. Reg. Monac. 18. 897, olim Tegernseen.



bis von den Kapellanen sieben Psalmen abgesungen waren. Der König nun, als er dies wunderbare Ereignis sah, glaubte sofort mit dreihundert Mann an Gott und empfing die Taufe der Buße." Aber ein Herzog jenes Landes sei mit diesen Ereignissen nicht zufrieden gewesen, sei voll teuflischen Antriebes zu dem Bischof geritten gekommen und habe ihn köpfen, seine Begleiter aber hängen lassen; nur er selbst, Wibert, sei mit dem Leben davongekommen, nachdem er geblendet worden sei, und habe seit jener Zeit viele Länder durchzogen.

Ähnlich beschreibt auch Damiani das Ende Bruns, nur daß er — wie gesagt — den heidnischen Herrscher den „König der Russen" sein läßt. Auch er spricht von der Feuerprobe, die er als ein Durchschreiten zwischen zwei dicht beieinander brennenden Scheiterhaufen schildert, und von der Bekehrung des Königs und seines Gefolges; ja, der König habe sogar beschlossen, das Reich seinem Sohne zu übergeben und sich dem Bischof anzuschließen, und habe seinen eigenen Bruder umgebracht, weil dieser im Unglauben beharrte. Ein anderer Bruder des Königs aber habe Brun, sobald dieser bei ihm erschienen sei, ergreifen und enthaupten lassen. Dafür seien er und alle übrigen anwesenden Heiden sofort mit Blindheit und Lähmung bestraft worden, aber durch das Gebet des Königs wieder genesen, worauf sie sich ebenfalls zum Christentum bekehrt und über dem Leibe des Märtyrers eine Kirche erbaut hätten.

Nach Thietmar, der nur kurz erwähnt, Brun sei wegen seiner Liebe zu Christo von den Heiden „am 14. Februar wie ein sanftes Lamm mit seinen achtzehn Genossen enthauptet" worden, hätten die Leichen unbestattet gelegen, „bis Boleslaw, als er davon hörte, sie kaufte und seinem Hause zukünftigen Trost erwarb". Bruns Vater aber sei einige Zeit nach dem Tode des Sohnes Mönch geworden, da Brun ihm das befohlen habe, — wie es scheint, während einer Krankheit durch ein Traumgesicht. — Mehrere andere zeitgenössische Angaben nennen den 9. März 1009 als Bruns Todestag. Wo seine Gebeine ruhen, läßt sich nicht ermitteln. Unerschütterlich fest steht jedoch, daß er das Ziel, dem er fast seit seinen Knabentagen zustrebte, erreicht hat: er ist als treuer Glaubenskämpfer des Märtyrertodes gestorben, des Todes, den er sein Leben lang als den schönsten und am meisten ersehnenswerten, weil entsühnenden und heiligenden, von Gott erfleht hatte.

Die Literatur über Brun ist äußerst umfangreich. Die Kirchenhistoriker des Mittelalters wie der Neuzeit haben sich immer wieder gern mit ihm beschäftigt und aufzuklären versucht, was aufzuklären war. Eine völlige Lichtung des Dunkels, das noch über manchen Perioden seines Lebens schwebt, wäre jedoch nur möglich, wenn sich „das Buch seiner Geschichte" noch finden würde, das in der „Geschichte der Magdeburger Erzbischöfe" aus dem Jahre 1142 erwähnt wird, über dessen Verbleib aber nichts bekannt ist.





Haydn-Testamente.

Mitgeteilt von **Ferd. Menčík.**

In dem kleinen Marktorte Rohrau, dem Geburtsorte des Tondichters Josef Haydn, befand sich bereits seit dem Jahre 1570 eine Schule. Der damalige Besitzer der Herrschaft, Leonhard Freiherr von Harrach, bestimmte in seinem Testamente, daß dort ein Lehrer angestellt werde, der begabte Knaben sowohl in literarischen Kenntnissen wie auch in der Musik unterrichte, und die herrschaftlichen Renten sollten jährlich zu diesem Zwecke eine Summe abführen. Aus dieser Schule, welche im Laufe der Zeit viel von ihrem Ruhme an Hainburg abgetreten haben mochte, ging der Vater des Schöpfers unserer Kaiserhymne hervor. Mathias Haydn war am 31. Jänner 1699 in Rohrau geboren. Er war ein Wagnermeister. Von der Herrschaft wurde er bereits im Jahre 1742 zum Marktrichter eingesetzt, welche Würde er bis an sein Lebensende bekleidete. Am 24. November vermählte er sich mit Marie Koller, welche in Diensten bei der Herrschaft war. Sie schenkte ihm zehn Kinder, sechs Knaben und vier Töchter, von welchen jedoch fünf in jungen Jahren vor der Mutter, welche am 25. Februar 1754 das Zeitliche segnete, starben. Mathias Haydn ging schon am 19. Juli 1755 eine zweite Ehe mit seiner aus Rohrau gebürtigen 22jährigen Magd Maria Anna Seeder ein. Mit dieser hatte er fünf Kinder, welche er alle überlebte. Vor seinem Tode verfaßte er ein Testament, dessen Original sich in dem gräflich Harrachschen Archive befindet.

Von seinen Töchtern waren zur Zeit seines Todes drei bereits verheiratet. Im väterlichen Hause lebte noch die letzte Tochter Katharina, welche damals ledig war. Mathias Haydn bedachte in dem Testamente seine Gattin, welcher er ihr Heiratsgut testierte; dabei glaubte er, sie werde bei der Stieftochter Katharina leben können, verschaffte ihr aber ein Ausgedinge aus dem Hause für den Fall, daß sie sich aus irgend welchem Grunde anderwärts ansiedeln wollte. Es scheint, daß schon bei seinen Lebzeiten Zwistigkeiten zwischen seiner Frau und der Stieftochter bestanden. Das Haus samt dem Wagnerhandwerk überließ er der Tochter Katharina, welche noch im selben Jahre kurz nach dem Tode des Vaters heiratete. Dem Sohne Johann, der ledig war und eine Stelle bei der Kapelle in Eisenstadt in Ungarn hatte, vermachte er 100 Gulden. Außerdem bestimmte er 30 Gulden zur Erhaltung der Statue vor der Rohrauer Kirche. Es ist eine lebensgroße Figur des göttlichen Heilands an der Stelle, wo die Ruhestätte der ersten Frau Haydns sich befand und wo auch seine Überreste begraben werden

sollten, was eine Inschrift bestätigt.*) Noch jetzt besteht bei der Pfarre Rohrau eine Stiftung zur Erhaltung dieses Denkmals, worüber am 10. Dezember 1804 eine Urkunde errichtet wurde. Der Stifter ist der Komponist Josef Haydn.

Die übrigen Söhne und Töchter werden in dem Testamente nicht erwähnt; die Töchter hatten wahrscheinlich ihr Erbteil bereits früher bekommen, die Söhne dagegen waren versorgt und brauchten keine Ansprüche mehr zu erheben. Der Wortlaut des Dokumentes ist folgender:

Im Nahmen der allerheiligsten Dreyfaltigkeit, Gott des Vatters, Sohns und h. Geistes, Amen.

Soll mein, Mathias Hayden, Wagnermeisters in Markt Rohrau, letzter Willen sein, und vermacht noch bey guttem Verstandt und wohlbedacht, erstlich meine Seel Gott, meinem Erschaffer, der Leib soll ehrlich nach christcatholischem Gebrauch zu Erden bestättigt werden.

Dann verschaffe zu Erhaltung der Seiten-Wunden-Statuen . . . . . . 30 fl.
allhier auf 10 h. Messen . . . . 5 fl.
zur Bruderschafft des h. Joannes von Nepomuk . . . . 5 fl.
Verschaffe vor meine Ehewürthin M. Anna sambt dem Heyrathsgutt in paarem Geld . . . . 100 fl.
Item das Ehebeth oder Himmelbeth.
Den Kasten in der Kammer sambt ihren Gewandt.
Eine Kueh sambt disjährlichen Futterey.

Sye solle auch nicht verstossen werden, es sey dann, so sie sich nicht vertragen könnte, solle ihr von Haus 3 Metzen Korn gereichet werden, dann 2 Schaaff, 1 Gaissl, die alte.

Das Haus sambt dem Gewerb soll meiner Tochter Catharina verbleiben sambt Weingarten und Keller; soll beim Haus verbleiben.

Meinem Sohn Johannes sollen zum voraus gegeben werden 100 fl.

Caspar Gobatsch, Schneidermeister alhie als Zeug.
Mathias Pimpl, Mitburger als Zeug.
Liebolt Schnabl, Schuemachermayster als Zeug.
Mathias Heyten.

Das Schriftstück trägt kein Datum. Es wurde am 12. September 1763 in der Rohrauer gräflichen Kanzlei deponiert. Zwei Tage darauf, am 14. September, starb Mathias Haydn und das Testament wurde am 10. Dezember publiziert. — Seine Witwe heiratete im Jahre 1764 Franz Bonack aus Wildungsmauer bei Petronell.

Von Josef Haydn besitzen wir zwei Testamente, welche bereits seinem Biographen, dem im Jahre 1887 verstorbenen Karl Ferdinand Pohl, Archivar der Gesellschaft der Musikfreunde, bekannt waren und aus denen dieser auch einiges mitteilt. Das ältere, welches Haydn nach dem Tode seiner Frau († 1800) am 5. Mai 1801 errichtet hat und das in der

*) Die Inschrift lautet: Bei den Fiesen Jesu im Lepen ich lag pis ich d. 12. September A. 1763 alhier geleget ins Grab Mathias Haiden, Markt Richter alhier. Betet vir mich, dessen Bildnis mier und eich zur Antacht verschaft ich, mein Alter war 65 Jahr.

Alhier ruhet auch meine liebe Ehewierthin Anna Maria Haidin, ist gestorben den 23. Februari 1754, ihres Alters 45 Jahr.

Hofbibliothek zu Wien aufbewahrt wird, enthält im Ganzen 62 Absätze, in denen einzelne Legate angeführt werden. Es ist von Haydn selbst geschrieben und später — noch vor dem 6. Dezember desselben Jahres — in einigen Einzelheiten eigenhändig abgeändert worden. Obwohl auf der letzten Seite dieses Schriftstückes die bei Testamenten übliche Formel angebracht ist, hat Haydn doch eingesehen, daß es vielleicht angefochten werden könnte. Aus diesem Grunde setzte er die Worte hinzu: „Zur Bestättigung dieses hab ich diesen meinen letzten Willen durchaus eigenhändig geschrieben, gefertigt und eine löbliche Abhandlungs-Instanz ersuchen wollen, denselben, wo nicht als ein zimliches Testament, wenigstens als ein Codizill oder auf alle andere in Rechten thunliche Weise zu unterstützen und geltend zu erhalten. Sollte mich Gott unversehens zu sich berufen, so soll gegenwärtiges Testament, obwohlen es nicht auf Stempel geschrieben, bey allen Gerichten gültig seyn und Meinem Monarchen der Stempelbogen zehnfach bezahlt werden."

Sein zweites Testament hat er am 7. Februar 1809 in Wien aufgesetzt und von den „erbetenen" Zeugen Kilian Ast, Fabrikant in der Kleinen Steingasse, und Anton Meilinger unterfertigen lassen. Das Original desselben wird in dem Archive des Wiener Landesgerichtes aufbewahrt. Eine beglaubigte Abschrift davon ist unlängst in unsere Hände gekommen.

Es ist interessant, die beiden Dokumente miteinander zu vergleichen. Die Abweichungen, welche in dem Testamente vom Jahre 1809 vorkommen, sind teils durch den Tod der Legatare bedingt, teils lassen sie sich durch die inzwischen eingetretenen Umstände erklären. Manche Verfügungen hat Haydn aus seinem ersten Testamente fast wörtlich herübergenommen, manche Absätze vereinfacht oder zusammengezogen, so daß die Anzahl derselben nicht so groß ist wie in dem ersten. Bei der Zusammenstellung seines letzten Willens vom Jahre 1801 waren seine beiden Brüder, Michael, Domorganist und Konzertmeister in Salzburg, und Johann noch am Leben. Jedem von ihnen vermachte Haydn 4000 Gulden. Am 20. Mai 1805 starb Johann, am 10. August 1806 Michael; beide werden daher in dem späteren Testamente nicht erwähnt. Dagegen bedachte er seine Schwägerin in Salzburg, Magdalene Haede, mit 1000 Gulden.

Auch seine Schwester Maria Anna, verehelichte Fröhlich, später Rasler, lebte noch im Jahre 1801. Ihr wollte Haydn 2000 Gulden hinterlassen. Als sie aber im Jahre 1802 starb, ilgte er durch einen Strich diese Zeile und bemerkte darunter: „Den Kindern meiner verstorbenen Schwester," ohne jedoch die Summe einzusetzen. Wahrscheinlich lag der Grund darin, daß er ihren Töchtern bereits Legate gemacht hatte und über die obige Summe anders verfügen wollte. Es erhielten: die Schneiderin Anna Marie Moser in Esterhaz, die Schneiderin in Rohrau Elisabeth Böhm, die Schusterin in Gerhaus Theresia Hammer und der Schmied in Rohrau Mathias Fröhlich*) je 500 Gulden. So viel erhielt auch Anna Maria Wimmer, die Tochter seiner verstorbenen ältesten Schwester Franziska, welche in St. Niklo

*) Fröhlich besuchte in seinen jungen Jahren die Kurschmiedschule in Wien, wobei er nicht nur von seinem Onkel, sondern auch vom Grafen Harrach unterstützt wurde.



(Fertösz Miklós) in Ungarn lebte; ihre mit einem Chirurgen verheiratete Tochter Marie sowie drei andere Töchter erhielten je 100 Gulden. Diese letzte Zeile ist jedoch gestrichen, wahrscheinlich sind die Kinder bald nach 1801 gestorben.

Noch eine erwähnungswerte Post finden wir unter Nr. 12: „Item der zweiten Schneiderin allda 500 fl.“ Dieses ist später durchgestrichen und anstatt dessen steht am Rande geschrieben: „Meiner Mumb Anna gebohrne Fröhlich, dermaligen Schusterin in Wien 500 fl.“ Diese Summe wurde aber wieder getilgt und statt ihrer 200 eingesetzt. Daneben steht jedoch weiter: „Sollte sie etwan eine von mir schriftliche Forderung aufzuweisen sich erkühnen, so erkläre ich es für null und nichtig, da ich für sie und ihren vorigen liederlichen Mann Joseph Luegmayer mehr denn sechs Tausend Gulden Schulden bezahlet habe“, und die später durchstrichene Anmerkung: „Sollte sie aber bis nach meinem Todt mit ihrem Ehegatten in guter Verständnis gelebt haben, so hat sie 500 fl. zu fordern.“ — Ihr erster Mann hieß Luegmayer und war Kastner in Kreutz in Ungarn; nach seinem Tode heiratete sie Loder. Die Familienzwistigkeiten scheinen weiter gedauert zu haben und die Folge war, daß Haydn in dem zweiten Testamente dieser Nichte nur eine tägliche Rente ausgesetzt hat, von der sie leben konnte. Ihre Tochter Elisabeth nahm er in sein Haus und bedachte sie reichlich; auch die übrigen drei Kinder — eines war mittlerweile gestorben — hat er nicht vergessen, ebensowenig seine Stiefmutter. Dieser Absatz, den er in das spätere Testament nicht mehr aufnahm, lautet: „Vermache ich meiner Mumb Anna Luegmayerin, leibliche Tochter meiner lieben Schwester, nach sechs Wochen meines Absterbens 100 fl. und alle Jahre, solang sie und ihr Mann leben werden, 150 fl., nach ihrem beiderseitigen Todt aber sollen diese jährliche 150 ihren Kindern, solang bis sie alle majorenn sind, zu Nutzen kommen, nach verflossener Zeit soll von diesem angelegten Kapital den Kindern, in gleiche Theil, zusam 750 fl. hinausbezahlt werden, von den übrigen 750 sollen mein liebs Herrn Grafen von Harrach als Beschützer dieses meines letzten Willens 500 fl. und dem Herrn Verwalter für seine Mühe 100 fl. anheim fallen, der Rest aber meiner Stiefmutter, und soll sie nicht mehr am Leben sein, ihren vorhandenen Kindern zukommen.“

Wie schon oben erwähnt wurde, starb Haydns Frau Maria Anna, geborene Keller, Tochter eines Perückenmachers, am 20. März 1800. Haydn dachte auch an ihre Verwandten und vermachte ihnen:

Der verheurathen Düsseni, gebohrne Scheigerin	200 fl.
ihrem blödsinnigen Bruder, dem Josef	100 „
Ihrem Bruder dem Karl Scheiger, Silberarbeiter, und seiner Frau zusam	900 „
der Frau Keller	200 „
ihrem Sohn	100 „
Der Schwester meiner verstorbenen Frau	50 „

Die beiden Legate von 200 fl. hat er infolge des bald darnach eingetretenen Todes des blöden Josef und der Frau Keller in 300 fl. abgeändert. Von allen diesen Legaten findet sich in dem späteren Testamente keine Spur, wahrscheinlich sind die Erben vor dem Jahre 1809 gestorben,

doch wendete er vier Anverwandten seiner Frau einen kleinen Betrag zu. Dasselbe gilt von dem Legat, welches unter Nr. 57 angeführt wird: „Der Mademoisell Catherina Csech, Kammerjungfrau bey der Fürstin Graschalkowitz, ein Tausend Gulden." Später hat er die Summe mit schwarzer Tinte durchgestrichen und statt ihrer 500 fl. geschrieben, welche dann wieder getilgt wurden. Wahrscheinlich war auch diese Erbin unterdessen gestorben.

Mit derselben schwarzen Tinte fügte er noch die Absätze 58, 60, 61 und 62 bei. Von diesen ist die Nummer 58 recht interessant. Er testiert „der Jungfrau Anna Buchholzin 100 fl., weil mir ihr Großvater in meiner Jugend und äußerster Noth 150 fl. ohne Interesse geliehen, welche ich aber schon vor fünfzig Jahren bezahlt habe." Nr 60 ist gleichlautend mit der Nummer 49 des zweiten Testamentes, Nr. 62, welches die Franziskaner in Eisenstadt betraf, ist unter Nr. 10 eingereiht worden. Dagegen kommt das letzte Legat: „der Wittwe Wallnerin, wohnhaft im Schottenhof rückwärts im II. Hof neben dem Schneidermeister 100 fl.", später nicht mehr vor.

Bemerkenswert sind die Legate, welche der Tondichter seinen Dienstboten im Jahre 1801 gemacht hat. Der Bediente Johann Essler sollte 2500 fl., die Bedienerin Rosalia Weber 300 Gulden erhalten. Für Anna Kremnitzerin waren ursprünglich 1000 Gulden nebst Bettgewand bestimmt. Sie war noch im Jahre 1809 bei ihm und er vermachte ihr 6000 Gulden. Die Hausbesorgerin Theresia Mayer sollte 500 Gulden nebst der Jahresbesoldung von 20 Gulden erhalten, der Gärtner Michael 24 Gulden; weil dieser im Jahre 1809 nicht mehr lebte, bekam diese Summe seine Witwe mit ihren Kindern. Eine Eigentümlichkeit des ersten Testamentes ist auch das Fehlen eines Universalerben. Die weiteren Abänderungen lassen sich leicht aus dem Texte des Testamentes vom Jahre 1809 herauslesen, wobei wir noch anmerken, daß die Beträge der kleineren, besonders der frommen Stiftungen, aus dem ersten Testamente wörtlich herübergenommen sind, was durch die eingesetzten Verweise näher angegeben wird. Das Testament lautet:

Letzter Wille.

Im Namen der allerheiligsten Dreyfaltigkeit, Gott des Vaters, Sohnes und des hl. Geistes. Amen.

Da die Zeit und Stunde des Todes sehr ungewiß ist, und uns oft der Tod in einer Stunde überrascht, wo wir es gar nicht vermuthen, so habe ich bey noch ganz gesunder Vernunft folgende Anordnungen in Betref meines Vermögens festgesetzt, welche nach meinem Tode auf das genaueste vollzogen werden sollen.

Erstens empfehle ich meine Seele in die unendliche Güte und Barmherzigkeit Gottes.

Zweitens soll mein Leib nach christkatholischen Gebrauche in der ersten Klasse zur Erde bestattet werden.

Drittens sollen dem bei meinem Abschiede gegenwärtigen Seelsorger zehn Gulden gegeben werden (5).

Viertens vermache ich auf heilige Messen zwölf Gulden, welche in der Pfarrkirche, wo ich sterbe, zum Trost meiner Seele sollen gelesen werden (1).

Fünftens legiere ich zu eben diesem Endzwecke dem Stadtpfarrer der kön. ungar. Freystadt Eisenstadt fünf Gulden, den beiden Vikarien aldort jedem zwey Gulden, und dem dortigen Benificiaten auch zwey Gulden (32—34).

Sechstens zu gleichem Zwecke für heilige Messen vermache ich dem Pfarrer zu Möllendorf, als auch jenem zu St. Georg in Ungarn jedem zwey Gulden, wie auch (35, 36).

Siebentens dem Pfarrer meines Geburtsortes Rohrau zwölf Gulden.

Achtens zum Normalschulfonde alhier vermache ich fünf Gulden (2).

Neuntens vermache ich für die arme Bürger und Bürgerinnen zu St. Marx allhier ein Tausend Gulden, die ihnen meine Universalerben auf die Hand vertheilen sollen.

Zehentens den Barmherzigen Brüdern zu Eissenstad legiere ich fünfzig Gulden, und den Franziskanern aldort ebenfals fünfzig Gulden (62).

Eilftens vermache ich dem Herrn Mathias Stofinger k. k. Hofkriegsraths-Konzipisten ein Hundert Gulden.

Zwölftens vermache ich den vier Kindern meiner verstorbenen Schwester, verehelicht gewesenen Rafler, nemlich der verehelichten Anna Maria Moser, Schneidermeisterin zu Esterhazi in Ungarn, fünfhundert Gulden (10); der Elisabeth, verehelichten Böhmin, Schneidermeisterin in Rohrau, fünf Hundert Gulden (11); der Theresia, verehelichten Hammer, Schustermeisterin zu Gerhaus in Ungarn, fünf hundert Gulden (13) und der Anna, verehelichten Loder, Schustermeisterin in Wien, zum lebenslänglichen Unterhalt täglich dreyssig Kreutzer (12); einem jeden ihrer drey Kinder aber ein Kapital von fünfhundert Gulden, zusammen also ein Tausendfünfhundert Gulden; würde eines dieser drey Kinder vor ihrer Großjährigkeit sterben, so hat dieser Theil den Überlebenden zuzufallen. Nebstbey hat die von diesen Kindern bei mir befindliche Ernestina Loder die Bettstadt, worauf sie liegt samt vier Leintüchern, einem kleinen Auffazkasten, einem Spiegel, einem Kreuzpartikel und andere Kleinigkeiten zur Einrichtung eines Zimmers zu bekommen, wie auch nebst den ihr bereits vorher legirten 500 fl. noch insbesondere fünfhundert Gulden, zusammen also Tausend Gulden (52).

Uibrigens verordne ich, das jenes Legat per 3000 fl., welches ich der Anna Loder und ihrem vorigen Manne Joseph Lugmeyer einst schriftlich zusicherte, hiemit aufgehoben seyn soll, indeme ich ohnehin in diesem Testamente für ihren Unterhalt väterlich sorgte und auch vor ihren vorigen Mann Jos. Lugmeyer mehr als 5000 fl. Schulden bezahlet habe.

13tens vermache ich der Tochter meiner verstorbenen Schwester Franziska Anna verehelichten Wimmer, Wirthin zu Nicola in Ungarn, und ihrem Manne zusammen Tausend Gulden (15).

14. legiere ich der Kaposvar in Ungarn mit einem Chyrurgen verheiratheten Tochter der oben genannten Anna Wimmer Hundert Gulden.

15. vermache ich meiner Muhme gebornen Koller, Sattlermeisterin in Eisenstadt, und ihrer Stieftochter zusammen Dreyhundert Gulden.

16. legiere ich ihrem leiblichen Bruder Koller Dreyhundert Gulden.

17. vermache ich der bey mir in Diensten gestandenen Rosalia Weber die schriftlich versprochenen Dreyhundert Gulden (26).

18. vermache ich der hinterlassenen Wittwe des verstorbenen Gärtners Michael und ihren Kindern zusammen zwanzig vier Gulden (29).

19. Meiner Kuchenmagd Theresia Schallerin legiere ich eine Jahresbesoldung von Dreissigsechs Gulden.

20. vermache ich dem fürstlich Esterhazi Kelleradjunkten Roschnitz zum Angedenken Hundert Gulden.



21. der Antonia Wierländerin bestimme ich zum Legat eine Jahresbesoldung per Dreysig Gulden.

22. legiere ich der Kirchensängerin Babette von der fürstl. Esterhazischen Pfarre zu Eisenstadt Fünfzig Gulden (39).

23. vermache ich der Jungfrau Anna und ihrer Schwester Josepha Thill, Fleischhauerstochter in Eisenstadt jeder Fünfzig Gulden (41).

24. vermache ich den vier Schwestern Sommerfeld, Perrückenmacherstöchter und Anverwandten meiner seligen Gattin insgesamt Zweyhundert Gulden.

25. legiere ich zum Spittal der Armen der kön. Freystadt Eisenstadt fünfzig Gulden (55).

26. vermache ich dem blinden Armen sogenannten Adam in Eisenstadt zwanzig vier Gulden (63).

27. dem Schullehrer in Rohrau legiere ich sechs Gulden und für die Schulkinder alda 3 f. (47).

28. dem H. Wammer, vormaligen Kammerdiener beym H. Grafen von Harrach, vermache ich hundert Gulden (49).

29. dem H. Kastner des H. Grafen Harrach legiere ich fünfzig Gulden (50).

30. vermache ich dem Philipp Schimpel, Chormeister zu Hainburg, und seiner Gattin zusammen hundert Gulden, wie auch das in meinem Hause zu ebener Erde befindliche Portrait ihres Vaters Namens Frank, welcher mein erster Lehrmeister in der Musik war;

31. legiere ich der Theresia Eder, und ihrer Tochter Aloisia, Spitzmacherin auf der neuen Wieden, zusammen Hundert Gulden (53).

32. vermache ich der Jungfrau Anna Puchholz, wohnhaft auf der Wieden, hundert Gulden (58).

33. vermache ich der Madame Aloisia Pollzelli, vormaligen Sängerin bey Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Esterhazi, zum lebenslänglichen Unterhalt jährlich hundertfünfzig Gulden, weswegen von meinem Verlassenschaftsvermögen bey Gericht 3000 fl. in 5 % Staatsobligationen zu erlegen sind, um andurch der Mad. Polzelli den ihr vermachten lebenslänglichen Genuß zu sichern, nach ihrem Tode aber (51) will ich,

34. daß die Hälfte dieser 150 fl. nemlich siebenzigfünf Gulden immerwährend zwey ärmsten Waisen meines Geburtsortes Rohrau zu Theill und auf ihre Erziehung bis zur Großjährigkeit verwendet werden sollen, worauf dann mit diesem Betrag zwey andere der ärmsten Waisen von Rohrau zu beteilen sind, die andere Hälfte aber von siebenzigfünf Gulden soll

35. der Herrschaft Rohrau verbleiben, um das von ihr mir gesetzte Monument und das Bildnis, welches mein seel. Vater neben der Sakristey der dortigen Kirche errichten ließ, im guten Stande zu erhalten. Jedoch verordne ich noch in Betreff des § 33 dieses Testaments, daß in dem Falle als Madame Pollzelli das ihr von mir vor beyläufig 18 Jahren ausgestellte Instrument bey meiner Verlassenschaft solt geltend zu machen suchen, daß für sie im § 33 dieses Testaments angeordnete Legat null und nichtig seyn soll, und alsogleich die im § 34 und 35 dieses Testaments gemachte Anordnungen einzutreten haben.

36. der Antonia und Susanna Fischer, Oberlieutenants-Töchter, legiere ich zusammen Hundert Gulden.

37. der Jos. Haugwitzlin vermache ich fünfzig Gulden.

38 meiner Fr. Schwägerin Magd. Haede in Salzburg vermache ich Tausend Gulden.

39. der Ther. Föller, Exnonne von Eisenstadt und Organistin, legiere ich hundert Gulden.

40. dem Herrn Franz Kugler, Sollisten, vermache ich Hundert Gulden.

41. legiere ich meiner treuen und rechtschaffenen Köchin Anna Kremnitzer sechs Tausend Gulden, wie auch das in ihrem Zimmer befindliche Bettgewand, worauf sie liegt, dann zwey Leintücher, vier Sesseln, einen harten Tisch, dann harten Schubladkasten, die Repetir-Uhr, den Spiegel, das Muttergottesbild, einen Kreuzpartikel, das Begeleisen, das irdene Kuchelgeschirr samt allen Kleinigkeiten von Kupfergerätschaften, nebst dem vermache ich ihr jene zwey hundert Gulden, die sie mir in baarem Gelde dargeliehen hat (27).

42. vermache ich meinem treuen und rechtschafenen Bedienten Johann Effler sechs Tausend Gulden, dann ein glattes Kleid samt Weste und Beinkleid, einen Mantel, einen Huth, und verordne, daß von denen in dem 41. und 42. § angeordneten Legaten mein Universalerbe alle Abhandlungsgebühren, als Mortuar- die Erbsteuer ꝛc. bestreiten solle, ohne selbe diesen Legataren abziehen zu dürfen (25).

43. der Theresia Mayer, Hausmeisterin meines Hauses, legiere ich eine Jahresbesoldung von zwanzig Gulden (28).

44. bestimme ich für jeden der hier unterschriebenen und hiezu erbetenen Zeugen fünfzig Gulden.

45. vermache ich dem Demetris Lichtenthal, Sohn der dermal verehelichten Fr. Oberauer in Eisenstadt 100 fl.

46. legiere ich der Tochter des in Wien befindlichen Gastwirts Lugmayer Dreyhundert Gulden;

47. ernenne ich den H. Franz Klemp, geprüften Justiziär und Grundbuchshandler der Stiftsherrschaft Dornbach, und von der Befolgung dieses meines letzten Willens auf das Beste versichert zu seyn im Vertrauen auf dessen Rechtschaffenheit, zum Testaments-Exekutor und legiere ihme Tausend Gulden mit dem, daß er hiervon 500 fl. zu dem ihm besonders bekant gemachten Endzwecke nach seinem Gewissen, ohne sich hierüber ausweisen zu dörfen, verwende.

48. vermache ich die große goldene Denkmünze aus Paris sambt den darzu gehörigen Brief der dortigen Tonkünstler Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürsten von Esterhazy und bitte ihn, diesem Andenken einen Platz in seiner Schatzkammer zu Forchtenau zu gönnen (56).

49. vermache ich dem Herrn Grafen von Harrach, Herrn der Herrschaft Rohrau, die kleine goldene Medaille von Paris mit dem darzugehörigen Brief*) der Amateurs der Musik nebst der großen Büste en antike.

50. Da die Säule und Grundfeste eines jeden Testaments in der Einsetzung eines Universalerben bestehet, so benenne ich hiemit den Mathias Fröhlich, Sohn meiner verstorbenen Schwester Anna Maria Rafler, Hufschmid in Fischament, zum wahren und einzigen Universalerben alles dessen, was nach Abzug obiger Legate von meinem Vermögen noch übrig bleibt. Solte derselbe aber vor mir sterben, so benenne ich zu meinem weitern Universalerben die Anna Maria Moser, Tochter meiner verstorbenen Schwester Anna Maria Rafler, Schneidermeisterin zu Esterhazy in Ungarn.

---

*) Diesen Brief, den wir schon für verschollen hielten, fanden wir unter den Wirtschaftsakten im Rohrauer Archive und werden ihn gelegentlich veröffentlichen.



Schliesslich ersuche ich eine löbliche Abhandlungsinstanz diesen meinen letzten Willen auf alle mögliche Art handzuhaben und wo nicht als Testament, doch als Kodizill oder was immer für eine rechtliche Anordnung aufrecht zu erhalten.

Urkunt dessen meiner und der zwey eigens erbettenen Herrn Zeugen, jedoch beiden Letzern unachtheilige Namensunterschrift und Siegel.

Wien, den 7. Febr. 1809. Joseph Hayden.

Kilian Ast des A Raths, als erbetener Zeuge.

Anton Meilinger, als erbetener Zeug.

Für den Testamentsvollstrecker bestimmte Haydn im Jahre 1800 zuerst 100 fl., später 200 fl., außerdem „das kleinere Porträt vou Grassi".

Die große Büste von Graß erhielt Karl Leonhard Graf Harrach. Dieser ließ im Jahre 1794 zum Gedächtnis des großen Komponisten im Garten einer im Flusse Leitha künstlich erzeugten Insel ein steinernes Monument errichten, das die Inschrift trägt:

„Dem Andenken Joseph Haydns, des unsterblichen Meisters der Tonkunst, dem Ohr und Herz wetteifernd huldigen, gewidmet von Karl Leonhard Grafen von Harrach im Jahr 1794. Rohrau gab ihm das Leben im Jahr 1732 den 1. April, Europa ungeteilten Beyfall, der Tod im Jahr 1809 den 31. Mai den Zutritt zu den ewigen Harmonien.

„Ihr holden Philomelen belebet diesen Hayn und laßt durch tausend Kehlen das Lied verewigt sein

Gern singt es manche schöne am schmelzenden Clavier und fühlt durch Haydens Töne auch Zärtlichkeit mit ihr.*)"

Da nun Haydn dem Grafen gegenüber die Besorgnis geäußert hatte, daß dieses Denkmal in späteren Zeiten vernachlässigt und somit der wohlgemeinte Beweis der Hochschätzung, den ihm der Graf dadurch zu bezeugen glaubte, wohl gar vernichtet werden dürfte, so hinterließ der Graf den Betrag von 400 fl. mit dem Befehle, daß nach seinem Absterben das Verwaltungsamt auf immer verpflichtet bleiben solle, von den Zinsen das Monument zu erhalten und über die vorgenommenen Reparaturen geziemende Rechnung zu legen. Diese Verfügung wurde auf dem Fideikommisse von Rohrau versichert. Außer dieser Summe wurde lant dem Testamente Haydns die Hälfte des nach dem Ableben der Polzelli frei gewordenen Kapitals zur Erhaltung des Denkmals bestimmt, worüber am 1. Juni 1815 ein Stiftungsbrief ausgefertigt wurde. Noch heute werden die Zinsen davon an die Grafschaft Rohrau abgeführt.

Das Haydn-Denkmal wurde in der Folge vom Grafen Johann Harrach auf einen geeigneteren Platz übertragen und am 29. Mai 1895 unter großer Beteiligung enthüllt Auf diese Übertragung beziehen sich die auf dem Denkmal angebrachten Worte:

Dieses Monument des unvergeßlichen österreichischen Patrioten und Dichters der Volkshymne wurde renoviert und hieher übertragen von Johann Grafen Harrach zu Rohrau im Jahre 1887.

*) Die Marmorplatte mit diesen Versen wurde später in die Mauer der Schloßstiege eingesetzt.



Aus Dantes lyrischen Gedichten.

Proben einer demnächst erscheinenden neuen Übersetzung von **Richard Zoozmann.**

Kanzone 2. (Der Kampf.)

Die ihr den dritten Himmel lenkt im Geist,
Vernehmt die Sprache, die mein Herz durchdringt;
So neu scheint mir's, daß ich's nur euch gestehe!
Der Himmel, der um eure Achse schwingt,
Ihr Kreaturen, die ihr edel heißt,
Bringt in den Zustand mich, drin ich mich sehe.
Das Wort vom Leben, das ich fühle, gehe
Darum zu euch, weil ihr des würdig scheint.
So bitt' ich euch denn, mir Gehör zu geben,
Ich künd' euch meines Herzens neues Leben,
Wie die betrübte Seele darin weint
Und wie ein Geist beredt ihr widerstreitet,
Der her aus euers Sternes Strahlen schreitet.

2.

Sonst war des schmerzerfüllten Herzens Leben
Ein lieblicher Gedanke, der manchmal
Zu euers Meisters Füßen eilte fort,
Wo er ein Weib geseh'n im Glorienstrahl,
Von der er süße Kunde mir gegeben,
So daß die Seele rief: o wär' ich dort!
Und jetzt erscheint, der ihn verjagt vom Ort,
Um ihn mit solcher Kraft zu überwinden,
Daß sichtbar mir das Herz davon muß beben.
Der läßt mein Aug' zu einer Frau sich heben
Und ruft dann: „Wessen Blick das Heil will finden,
Soll in die Augen dieser Herrin sehen,
Zwingt ihn nicht Angst vor Seufzern abzustehen."

3.

So feindlich findet den, der es verzehrt,
Das holde Denken, das mir pflegt zu sprechen
Von einem Engel, den der Himmel krönte.
Die Seele weint, klagt noch zum Herzzerbrechen
Und spricht: „O weh' mir, daß von dannen kehrt
Der Mitleid'ge, der mich mit Trost versöhnte!"
Von meinen Augen sagt die Leidgewöhnte:
„Welch Tag, daß jene Frau sie mußte sehen!

Und warum glaubten sie von ihr mir nicht?"
Ich sagte gleich: „In ihrer Augen Licht
Muß er, der meinesgleichen tötet, stehen.
Doch half's mir nicht, daß ich so achtsam blickte,
Daß sie nicht den geseh'n, der Tod mir schickte!"

4.

„Du bist nicht tot, dein Sinn ist nur verirrt,
Daß du dich, Seele, so in Schmerzen windest, —"
So spricht ein edles Liebesgeisterlein.
„Weil durch die schöne Frau, die du empfindest,
Dein Leben solcherart verwandelt wird,
Daß drob du bangst, so ward dein Wollen klein.
Sieh, wie so sanft und freundlich kann sie sein,
Wie klug und liebevoll, wenn auch erhaben,
Und sollst von heut' sie deine Herrin nennen!
Denn gehst du selbst nicht irr, wirst du erkennen
Die Schönheit von so hohen Wundergaben,
Daß du noch ‚Amor, wahrer Herr', wirst sagen,
‚Sieh deine Magd hier, tu ihr nach Behagen.'"

Kanzon, ich glaub', daß du nur wenigen frommst,
Die deine Absicht recht verstehen können,
Weil du zu dunkel wirst und schwierig klingen!
Wenn dir's daher der Zufall sollte gönnen,
Daß solchen Leuten du vor Augen kommst,
Die, wie es scheint, dir auf den Grund nicht bringen,
Dann bitt' ich, laß dich um den Mut nicht bringen
Und sage, du mein neuer Lustgewinn:
„Betrachtet mindestens, wie schön ich bin!"

Kanzone 7. (Die Grausame.)

So rauh soll meine Sprache sein an Kanten
Wie nach dem Wesen dieser schöne Stein,
Der stündlich mehr es sein
An Härte will und trotziger Natur.
Sie hüllt sich in ein Kleid, das diamanten,
Und dadurch oder durch die Flucht allein
Trifft aus dem Köcher mein
Kein Pfeil bei ihr von Blöße eine Spur.
Sie aber mordet und kein Mensch erfuhr
Je Schutz noch Flucht vor ihren Todesstreichen,
Die schnellen Flügeln gleichen
Und jeden treffen, jede Wehr zerknicken,
Daß ich nicht Hilfe weiß noch kann erblicken!

2.

Da ist kein Schild, den sie mir nicht zertrümmre,
Kein Ort, der Schutz vor ihrem Blick bescher';
Doch — wie die Blüte hehr
Auf Blättern — hoch sie mir im Geiste thront!
So wenig scheint es, daß mein Leid sie kümmre,
Wie sich der Schiffer um ein glattes Meer;
Was mich bedrückt, ist schwer,
Daß mir kein Reim mit wahrer Schildrung lohnt.

O Feile, grausam, mitleidungewohnt,
Die du das Leben heimlich mir zernagest,
Was ist's, daß du nicht zagest,
Stückweise so das Herz mir zu zertrennen,
Wie ich den, der die Kraft dir gibt, zu nennen?

3.

Denk' ich an sie, wird stärkern Lebens inne
Mein Herz — wenn mich ein fremdes Auge sieht,
Aus Furcht, daß sich verriet
Mein Denken und nach außen hin sich zeigt —
Als vor dem Tode, der mir schon die Sinne
Mit Amors Zahn verzehrt ohn' Unterschied,
Daß meinem Denken flieht
Die Kraft, bis sie im Wirken matt sich zeigt.
Es schlug zu Boden mich und auf mich steigt
Mit jenem Schwert, das Dido einst vernichtet,
Amor, an den sich richtet
Mein Hilfruf, und zu dem ich brünstig flehe
Und den ich gnadenlos doch immer sehe.

4.

Der Frevler hebt von Zeit zu Zeit die Hände,
Daß er mein schwaches Leben drohend schreckt,
Und rücklings hingestreckt
Preßt er mich nieder: kraftlos bin ich gleich.
Dann schreit mein Geist, als ob er Angst empfände,
Und alles Blut, das mir im Leibe steckt,
Stürzt sich, zur Flucht erweckt,
Zum Herzen, das es rief; drob werd' ich bleich.
Doch in die Linke trifft mich so ein Streich,
Daß mir der Schmerz rückprallt ins Herz mit Beben.
Dann sag' ich: einmal heben
Braucht er die Hand nur, und mich hält umfangen
Der Tod, eh' nieder noch der Schlag gegangen.

5.

O, säh' ich ihn doch auch das Herz so spalten
Der Grausamen, wie er es mir durchsticht;
Nicht schwarz, mir schiene licht
Der Tod, zu dem ihr Reiz mich hinjagt schier.
Sie greift mich an, mag Licht, mag Schatten walten,
Die grause Räuberin, auf Blut erpicht;
Ach! warum schreit sie nicht
Nach mir, wie ich in heißer Kluft nach ihr?
Ich riefe gleich: „Zu Hilfe komm' ich dir!"
Und tät' es nur zu gern; denn mit der Rechten
Packt' ich die blonden Flechten,
Die Amor kraus und goldig — mich zu höhnen —
Gemacht, und wollte meiner Lust dann fröhnen.

6.

Hätt' ich dann so gepackt die blonden Strähnen,
Die Rute sind und Geißel für mein Herz,
Sie sollten von der Terz
Bis Vesper mir und Abendstunde taugen.
Nicht höflich sollt' sie oder sanft mich wähnen,
Nein, wie ein Bär, so wollt' ich — treibt er Scherz,
Und schlägt mich bis zum Schmerz
Auch Amor — tausendfält'ge Rache saugen.

Und wollte ihre schönen Funkelaugen,
Die mein gestorb'nes Herz entflammen
machten,
Recht nah und fest betrachten,
Zu rächen mich, weil sie mich stets
gemieden,
Und dann macht' ich mit ihr in Liebe
— Frieden!

Kanzon, geh gradenwegs zu meiner
Herrin,
Die mir ins Herz traf und mir vorenthält,
Was mir zumeist gefällt,
Und triff sie durch das Herz mit einem
Pfeile:
Durch Rache wird uns schöner Ruhm
zuteile.

Kanzone 13. (Lob der Galanterie.)

Weil Amor sich denn gänzlich mir
entrang,
(Mir nicht zu Dank,
Denn lang
Schon fühlt' ich mich so glücklich
nimmer,
Nein, weil sein Mitleid immer
Dem Herzen war ein Hort,
Daß er nicht höre mehr sein Klag-
gestöhn';)
Bekämpf' mein Lied nun, so von
Liebe frei,
Der Narretei
Geschrei,
Das bei uns herrscht und, falsch am Ort,
Durch Niedrige und Schlechte
Ein ehrenvolles Wort,
Galanterie, gebraucht, die doch so
schön
Und wert — wo man sie krön'
Als Herrscher —, ihr ein Kaiserkleid
zu reichen.
Sie ist das wahre Zeichen,
Das da beweisen kann, wo Tugend
wohnt.
Drum weiß ich auch, wenn ich sie gut
verfechte,
Wie ich's versteh' im Rechte,
Daß Amor mir mit seinem Danke lohnt.

2.

Es wähnen manche, die ihr Gut
verbracht,
Daß ihnen Macht
Nun lacht
Dort, wo sich Gute Platz erworben,
Die noch, wenn sie gestorben,
In aller derer Geist,
Die weise sind, ein Denkmal sich
begründen.
Doch Einsicht ihnen Beifall nicht
erwies;
Zu halten dies,
Es hieß
Zu klug, weil sie's der Schmach entreißt,
Die ihre Torheit meist
Und die pflegt zu begleiten,
Die solcher falschen Meinung sich
verbünden.
Und wer wohl nennt's nicht Sünden,
Fröhnt man dem Bauch, sinnt man
auf Lustbarkeiten,
Auf Putz und Tand, als reise
Man zum Verkaufe hin zum Narren-
markt!
Nicht nach den Kleidern schätzt den Mann
der Weise,
Weil sie nur Nichtigkeiten;
Doch bei den Edeln er mit Lob nicht kargt.

3.

Noch andre gibt's, die, steten Lächelns,
gern
Für kluge Herrn
Von fern
Schon gelten wollen bei den Leuten,
Wo viel es mag bedeuten,
Wenn sie belächelt sehen,
Was ihr Verstand noch nicht begreift
und sieht.

Gezierter Ausdruck ist's, der solche reizt,
Man geht gespreizt
Und geizt
Danach, in Pöbels Gunst zu stehen.
Sind nie verliebt zu schauen
In liebenswerte Frauen,
Auf schalen Witz sich ihr Gespräch bezieht
Und rühren nicht ein Glied,
Zu huld'gen einer Frau galanterweise.
Nein, wie ein Dieb geht leise
Auf Raub, so wird gemeine Lust erschlichen.
Und doch sind nicht bei Frau'n so ungelitten
Die ritterlichen Sitten,
Daß sie Geschöpfen ohne Seele glichen.

4.

Obgleich den Himmeln Stellung so gedieh,
Daß Galanterie
Entflieh',
Und leider mehr noch, als ich's nenne,
Will ich, der ich sie kenne,
(Dank einer holden Frau,
Die sie gezeigt in ihrem ganzen Wesen)
Von ihr nicht schweigen, weil ich dann verstieß'
Und feige hieß',
Und dies
Mich kaum von ihren Feinden trenne.
Drum ihre Art genau,
In Reimen auserlesen,
Besing' ich nun, weiß ich auch noch nicht: wem?
So schwör' ich denn bei dem,
Der Amor heißt und reich ist heilsberaten,
Daß ohne gute Taten
Noch niemals jemand wahres Lob gefunden.
Wenn drum mein Stoff als gut ist anzusehen,
Wie alle zugestehen,
So ist's mit Tugend Tugend engverbunden.

5.

Nicht reine Tugend ist's, die ruhmesbar,
Geschmäht stets war
Und gar
Verbannt, wo höchste Tugend steh'n soll,
Das heißt: beim Ehrenstand
Derer, die geistlich leben,
Sowie beim Kleid, drin der Gelehrte geh'n soll.
Wenn man sie also lobt beim Rittersmann,
Bedingt nur kann
Sie dann
Durch andres sein; drum, wie bekannt,
Muß dem sie Zierde eben
Und jenem Unzier geben,
Doch reine Tugend kleidet jeden gut.
Ihr muß sich froher Mut,
Liebe und Tatkraft einen unbedingt;
Aus diesen drei'n entspringt
Galanterie und wahrt ihr eig'nes Wesen,
Als ob zum Sein der Sonne sich verflicht
Die Wärme und das Licht,
Samt ihrer Huldgestalt, so auserlesen.

6.

Dem großen Wandelstern gleicht sie darin,
Der vom Beginn
Bis hin
Zur Stätte, wo er sinkt hernieder,
Mit seinem Glanzgefieder
Leben und Kraft zugänglich
Dem Stoffe macht, wo er dafür empfänglich.
So auch — Verachtung zeigend offenbar
Für jene Schar,
Die zwar
Mensch heißt, doch ihrer Frucht nach nicht
Dem Blätterwerk entspricht,
Weil schlecht nur ist ihr Streben —
Weiß edle Herzen sie gleich hold zu segnen;

Denn rasch verleiht sie Leben
Mit frischem Mut zu schönen neuen Taten,
Die stündlich uns begegnen.
Wer sie wählt, ist mit Tugend wohlberaten!
O falsche Ritter, allem Arg ergeben,
Daß feindlich euer Sinn
Ihr, die da gleicht der Sternenkönigin.

7.

Es schenkt und nimmt der Mann, dem Gunst sie weiht,
Klagt keinerzeit:
So leiht
Ja auch den Sternen Licht die Sonne,
Und nimmt von ihnen wieder
Beistand zu ihren Werken,
Und allen beiden schafft es gleiche Wonne.
Nie bringt ihn böses Wort in Zorneswut;
Er nimmt in Hut,
Was gut
An Worten nur und schön und bieder
Klingt, was von ihm zu merken.
Um seinetwillen preisen
Als lieb ihn und willkommen alle Weisen,
Denn andre, roh und nieder,
Verachtet er im Lob sowie im Tadel.
Kein noch so hoher Adel
Flößt übermut ihm ein; doch gilt es eben,
Von seinem Mut zu geben den Beweis,
Da erntet er nur Preis. —
Wie so ganz anders sind, die heute leben!

Kanzone 16. (An Florenz.)

O Vaterstadt, des Siegesruhmes wert,
Mutter großherz'ger Taten,
Mehr als die Schwester hast du Grund zum Gram.
Wer deiner Söhne, der dich liebt und ehrt
Und sieht der Greuel Saaten,
Die du gestreut hast, fühlt nicht Schmerz und Scham?
Wie ist in dir das schlechte Volk nie lahm,
Sich rasch zu deinem Tode anzuschicken,
Mit schiefen, scheelen Blicken
Lügen statt Wahrheit deinem Volke weisend.
Heb auf der Schwachen Herz, ihr Blut erhitze,
Ob den Verrätern sitze
Streng zu Gericht, damit auf dir, dich preisend,
Die Gnade, die dir jetzt noch zürnet, ruht,
Drin alles sich erhebt und wohnt was gut!

2.

Du herrschtest glücklich in der schönen Zeit,
Als noch dein Volk vermeinet,
Man muß auf Tugenden als Pfeiler bauen.
Mutter des Ruhms, als Tugendsitz bereit,
In Treue fest geeinet,
Warst du beglückt im Kreis der sieben Frauen.
Nun muß ich solchen Schmucks beraubt dich schauen,
Gehüllt in Trauer und von Lastern schwer,
An treu'n Fabriziern leer,
Hochmütig, feig, dem Frieden abgeschworen,
O du Entehrte, Spiegel der Parteien!
Freundschaft dem Mars zu weihen,
Bestrafft den Edeln du in Antenoren*),

*) Der tiefste Ort der Hölle.

Folgt er dem Lilienspeer nicht, dem verwaisten,
Und wer zumeist dich liebt, drückst du am meisten.

3.

Die Wurzeln tilg' in dir, die unheilvollen,
(Dein Volk kein Mitleid freue!)
Die deine Blume knicken und dir schänden.
Gib, daß die Tugenden nur siegen sollen,
Daß die erstorb'ne Treue
Auflebe und das Recht, sein Schwert in Händen.
Daß Justinians Leitsterne dir nicht schwänden,
Laß an den ungerechten Brandgesetzen
Weisheit verbessernd wetzen,
Daß Welt und Himmelreich sie rühmen könne.
Dann soll dein Reichtum Lohn und Ehrung leisten
Dem, der dich schätzt am meisten,
Und nicht Unwürd'gen deine Wohltat gönne,
Daß Klugheit du und ihrer Schwestern jede
Dein nennst und nicht mit ihnen lebst in Fehde.

4.

Strahlend und hochgelobt im Himmelskreise
Von jedem seligen Wesen,
Herrschst du voll Ruhm, wenn du dir dies geschworen.
Dein edler Name glänzt, jetzt tief im Preise,
Dann „blühend" und erlesen,
Weil Bruderliebe du zum Schmuck erkoren.
Heil dann der Seele, die in dir geboren!
Dann dienst du, aller Macht und Ehren Zier,
Der Erde als Panier;
Doch wechselst du des Schiffes Steurer nicht,
Noch größeres todbringend Sturmgetose
Erwarte dann zum Lose,
Als wie dein letztes wehvoll Strafgericht.
Nun wähle, ob die Bruderliebe dir
Mehr gilt als einer Wölfin Raubesgier.

5.

Geh denn, Kanzon, das streng und mutig spricht,
Weil dich die Liebe leitet,
Zur Stadt, der all mein Weinen gilt und Beten.
Und du wirst Edle finden, deren Licht
Nicht hellen Schein verbreitet,
Sie steh'n gebeugt, ihr Ruhm in Staub getreten.
Ruf laut: Erhebt euch, — euch gilt mein Drometen!
Ergreift die Waffen und erhebt sie wieder,
Ihr Leben siecht danieder
Weil Kapaneus und Krassus schon dran fressen,
Aglauros, Simon Magus, Griechentrug,
Mahmud, den Blindheit schlug,
Jugurth und Pharao nicht zu vergessen.
Dann kehr' zu seiner edeln Bürger Reihe
Dich hin und bitte, daß es stets gedeihe!

Ballade 2. (Das Blumenkränzchen.)

Zuliebe einem Kränzchen,
Das ich geseh'n, weckt mir
Ein Seufzen jede Blume.

1.

Ich sah euch, Herrin, wie ihr trugt ein Kränzchen,
Selbst hold nach Blumenart,



Und drüber hab' ich in geschwindem Tänzchen
Ein Liebesenglein sittsamlich gewahrt,
Das sang ein Liedchen zart:
„Wer mich betrachtet hier,
Singt meinem Herrn zum Ruhme!“

2.

Wenn ich nun irgendwo ein Blümchen schau,
So muß ich seufzend bangen
Und sagen: Meiner schönen edeln Frau
Am Haupte meines Meisters Blümchen prangen!
Zu fördern mein Verlangen
Krönt meine Herrin hier
Des Amors Hand zum Ruhme.

3.

Aus Blumen haben meine neuen Zeilen
Ein Tanzlied nun gemacht;
Sie ließen draus sich anmutvoll erteilen
Ein Kleid, wie es für keinen noch erdacht.
Drum habt der Bitte acht:
Will's einer singen mir,
Gereich' es ihm zum Ruhme!

Ballade 6. (Rat- und hilflos.)

Ich weiß nicht, Frau'n, was soll ich fleh'n von Amor;
Er tötet mich, daß — wie der Tod auch dräue —
Ich minder ihn zu fühlen mehr noch scheue.

Des Geistes Mitte mir ein Licht erhellt
Aus schönem Auge, das bezaubernd lacht,
Und Ruh' der Seele wirbt,
Ob aus den Augen auch herniederschnellt
Manch Pfeil, der einen See mir trocken macht
Im Herzen, eh' er stirbt.
Das tut mir Amor stets, wenn ich gedacht
Der süßen Hand und jener reinen Treue,
Die mir das Leben sorgenlos erfreue.

Sonett 10. (Verwünschung.)

Ich fluch' dem Tag, wo ich zuerst ward inne
Des Lichts von euerm Aug', das mich verriet,
Und dem Moment, wo ihr erstiegt die Zinne
Des Herzens, draus ihr mir die Seele zieht.
Fluch auch der zarten Feile, die aus Minne
Geglättet und so buntgefärbt manch Lied,
Daß es für euch im Schmuck der Reime rinne,
Daß huldigend die Welt stets auf euch sieht.
Fluch dem Gedächtnis auch, das dessen sich,
Was mich getötet hat, nicht will entschlagen,
Des Bildes, dem nie Reiz und Unheil wich,
Drob Amor euch verschwor oft freventlich,
Daß alle sein und mein zu lachen wagen,
Weil ich das Glücksrad rauben wollt' für mich.

Sonett 11. (An meine Lieder.)

Ihr Worte mein, die ich der Welt geschenkt,
Und die entstanden, als ich angefangen,
Der Frau zu singen, dran ich mich vergangen:
„Die ihr im Geist den dritten Himmel lenkt“ —

Laßt mich, ihr kennt sie ja, euch zu ihr schicken,
Klagt bis das Leid sie hört, das uns verletzt,
Sagt ihr: „Wir sind die Euern; doch für jetzt
Sollt Ihr in größrer Zahl uns nicht erblicken."
Bleibt nicht bei ihr, weil Amor dort nicht weilt,
Nein, geht umher, in Trauerkleidung wieder,
Daß ihr das Los der ältren Schwestern teilt.
Und wenn ihr eine edle Frau ereilt,
Werft ihr zu Füßen demutvoll euch nieder
Und sprecht: „Von uns sei Ruhm euch zuerteilt!"

Sonett 12. (Schicksalsschluß.)

Wer blickte jemals, ohne zu verzagen,
Wohl in die Augen diesem hübschen Kinde,
Das mir so zusetzt, daß ich schier geschwinde
Den Tod erwarte, der so schwer zu tragen!
Ihr seht, wie stark das Schicksal mich geschlagen,
Das grade auf mein Leben lüstern war
Zur Warnung, daß sich niemand in Gefahr
Begeb', will er sie anzuschauen wagen.
Vorausbeschlossen war mir, so zu enden;
Nur einer wird dem Untergang geweiht,
Daß aus Gefahr es andern Rettung leiht.
Und darum ach! war ich so schnell bereit.
Des Lebens Gegenteil mir zuzuwenden,
Wie Sterne ihren Glanz der Perle spenden.

Sonett 13. (Die Grausame.)

Es ist solch knorrig Holz an keinem Stamme
Noch irgendwo ein Fels so hartgeschiefert,
Den sie, die grausem Tod mich überliefert
Mit schönen Augen liebend nicht entflamme.
Denn tritt sie einem, der sie sieht, entgegen,
Trifft sie ihn wohl durchs Herz, wenn er nicht flieht,
So daß er sterben muß; denn niemals sieht
Für seine treue Pflicht er Erntesegen.
Ach! wozu wurde solch gewalt'ge Macht
Den Augen einer schönen Frau gegeben,
Die ihrer Treuen keinem wahrt das Leben,
Und so dem Mitleid stolz muß widerstreben,
Daß sie nicht des, der für sie stirbt, hat acht,
Ja, ihm verbirgt noch ihrer Schönheit Pracht?

Sonett 16. (Aller Sterne Liebling.)

Von jenem Stern, — der seine Bahn durchkreist,
Wie ihn des Empyreums Taue ziehen,
Dem Macht zwischen Saturn und Mars verliehen,
Wie es der Astrologe uns beweist, —

Ward ihr, die mich durchhaucht mit ihrer Luft,
Die Kunst der Zepterführung eingeflößt;
Und die sich nie vom vierten Himmel löst,
Macht meiner Sehnsucht Wirkung mir bewußt.
Auch vom Merkur, dem strahlenden Planeten,
Wird ihrer Sprache Vollkraft aufgedrückt,
Auch will ihr nah der erste Himmel treten.
Sie, die dem dritten Himmel nahgerückt,
Hält rein ihr Herz mit Worten, holdberedten;
So ist mit allen sieben sie geschmückt.

Sonett 22. (Die künftige Herrlichkeit.)

Der Fürst, der seine Diener mit Geschenken
Erfreut, die maßlos sind und übervoll,
Läßt mich entsagen allem trotz'gen Groll
Und meinen Blick zum Himmelshochsitz lenken.
Und bin dann, — die Verklärten im Gedenken,
Die Bürger in der Stadt der Herrlichkeit, —
Zum Lob des Schöpfers als Geschöpf bereit,
Mich lieber in sein Lob noch zu versenken.
Erwäg' ich dann, wie groß der Lohn wird sein,
Zu dem einst Gott beruft die Christenscharen,
So brauch' ich andres nicht mehr zu gewahren.
Doch, lieber Freund, du läßt mich Leid erfahren,
Willst du der künft'gen Welt nicht Sorge leih'n,
Um sichres Gut zu opfern für den Schein.





Eine Tiroler Bauernkomödie.

Herausgegeben von phil. **Oswald Menghin.**

Vorbemerkungen.

Nachstehende Komödie befindet sich im Besitze des Herrn Karl Innerhofer, Schulleiter in Marling bei Meran, der mir dieselbe in gütigster Weise zur Herausgabe überließ.*) Die Handschrift dürfte wohl von einem Lehrer von St. Martin in Passeier dorthin gebracht worden sein. Die Form der Handschrift ist hochquart; sie zählt 97 numerierte Seiten, die den Text der Komödie enthalten, und 10 nicht numerierte, die teilweise unbeschrieben, teilweise durch die vielen chronogrammatischen Titel aufgebraucht sind.

Obgleich die Komödie, wie der Titel besagt, 1780 zu St. Martin aufgeführt wurde und das Manuskript aus diesem Jahre stammt, scheint mir das Jahr der Entstehung etwas früher anzusetzen zu sein. Einen Anhaltspunkt hierfür bietet die Jahreszahl 1709, mit der die beiden, in der Komödie vorkommenden Briefe datiert sind. Die Annahme, daß die Komödie aus dem Jahre 1709 stamme, wird noch durch einige inhaltliche Momente zwar nicht unwiderleglich bewiesen, aber doch sehr wahrscheinlich gemacht. Der welsche Krämer (I, 3) spricht in seiner Arie die Hoffnung aus, daß der unchristliche Franzos untergehe, was sich unschwer auf den spanischen Erbfolgekrieg ausdeuten läßt, der damals zwischen Österreich und Frankreich wütete. Zwar führte Frankreich auch 1780 im Bunde mit den nordamerikanischen Staaten gegen England Krieg. Es ist aber nicht leicht begreiflich, warum deswegen den Franzosen Übles gewünscht werden hätte sollen, da es doch nicht gegen Österreich ging, ja im Gegenteil die Sympathien Europas damals auf Seiten der Freiheitskämpfer und ihrer Verbündeten waren. Dazu scheinen mir die Verse II, 6:

„Das sicht man bei dem Franzoß;
Tag und Nacht mues spinißiern,
wie er khan den Krieg anfiehrn",

anzudeuten, daß Frankreich erstens einen selbständigen Krieg führte, zweitens sich in großer Notlage befand. All das stimmt schlecht auf 1780, sehr wohl aber auf 1709, die Zeit der Niederlagen von Oudenarde (1708) und Malplaquet (1709) und der Hungersnot und Mißernte infolge des grimmigen Winters 1708/09. So erschöpft war damals Frankreich, daß Ludwig XIV., entmutigt durch das viele Unglück, sich zu Friedensunterhandlungen entschloß.

*) Zu Dank bin ich ferner noch verpflichtet P. Hochwürden Ambros Thuille, Pfarrer in St. Martin, für seine gütigen Auskünfte, wie auch meinem Vater, dessen reiche Dialektkenntnisse mir mehrfach unentbehrlich waren.



Wenn wir so die Zeit der Abfassung mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit ins Jahr 1709 hinaufrücken können (und es möchte sich vielleicht für einzelne Teile wohl ein noch älteres Ursprungsdatum erweisen lassen), so bleiben wir in desto größerer Unklarheit über den Verfasser selbst. Anhaltspunkte zu Schlüssen geben uns folgende Momente: Der Verfasser hatte mythologische Kenntnisse, er erwähnt der Ikarussage (III, 5) und hält die Prologe mythologisch-allegorisch; von seiner Beherrschung des Lateinischen ist wohl nicht allzuviel zu halten, von der italienischen Sprache scheint er nur einige wenige Brocken aufgegabelt zu haben; die Volkssprache und die Volkssitten kennt er genau und schreckt vor Derbheiten nicht zurück, Zoten jedoch fehlen ganz. Der Bildungsgrad, der sich hieraus ergibt, deutet auf einen Priester oder — was wahrscheinlicher ist — einen Schulmeister. Mehr läßt sich über den Verfasser wohl kaum sagen.

Aufgeführt wurde das Stück von Schulkindern zu St. Martin, Fastnacht 1780. Es lassen sich noch andere Aufführungen in St. Martin nachweisen: ein geistliches Schauspiel 1755, das letzte Gericht 1763, Passion 1764, 1770, die hl. Genoveva 1791*), doch sind das alles geistliche Stoffe. In der Bevölkerung von St. Martin wissen selbst 90jährige Leute von diesen Aufführungen nichts mehr und behaupten, keine Kunde davon überkommen zu haben. Pfarrvikar (eigentlicher Pfarrer ist der Abt des Benediktinerklosters Marienberg) war damals P. Severin Landtner, früher Prior im Stifte, „ein ausgezeichneter Mann"**). Als Lehrer erscheint nach den kanonischen Büchern Johannes Saxl aus Stilfes, der sich 1763 in St. Martin verheiratete und 1798 ebendort starb: „27. November 1798 obiit Johannes Saxl Ludimagister allhier aetatis 61 ann." Jedenfalls hat er die Darstellung geleitet. Der Ort der Aufführung war das Schulhaus, das sich heute zwar im Privatbesitz befindet, aber noch immer „das alte Schulhaus" heißt.

Nun zur Komödie selbst. Der Bau derselben weist eine große Regelmäßigkeit auf.***) Jeder der drei Akte teilt sich in einen Prolog und sechs Szenen; von diesen sind die sechste des ersten und die fünfte des zweiten

*) Adalbert Sikora, Ferdinandeumszeitschrift, 1906: „Zur Geschichte der Volksschauspiele in Tirol".

**) Atz und Schatz, Diözesanbeschreibung des Bistums Trient.

***) Es liegt übrigens sehr nahe, die zur selben Zeit am Gymnasium von Meran, das ja auch von Benediktinern vom Stifte Marienberg geleitet ist, aufgeführten Schulkomödien mit der vorliegenden auf Verwandtschaft zu prüfen. Ich entnehme folgende Vergleichspunkte der vortrefflichen Abhandlung meines verehrten Professors, P. Dr. Thomas Wieser, Meraner Gymnasialprogramm 1904. Alle Meraner Komödien sind Dreiakter, wenn auch die Regelmäßigkeit des Baues nicht so peinlich gewahrt erscheint. Die Sprache ist lateinisch. Die Intermedien sind deutsch, von starkem Lokalkolorit und ebenso drastischkomisch wie in vorliegender Komödie. Es fehlen auch nicht moralische Prologe und Epiloge. Die Titel sind zu Chronogrammen verarbeitet. Das musikalische Moment tritt mehr hervor. Der Inhalt ist meist ernst, geistlich, moralisch, doch nähern sich zwei „Deklamationen" dem Genre nach sehr unserer Komödie. Diese Ähnlichkeiten lassen uns die Vermutung nicht ausschließen, daß der Dichter unserer „einfältigen" Bauernkomödie ein Marienberger Mönch, wenn nicht gar ein hochgelahrter, klassisch gebildeter Verfasser solcher lateinischer Schuldramen war.

Aktes Intermedien. Die beiden Intermedien zeichnen sich durch satte Zeit- und Lokalfärbung aus, wie auch noch besonders die Szene II, 2. Die häufigen Anspielungen auf Ortsverhältnisse im ganzen Stück und die charakteristische Zeichnung mancher Gestalten lassen uns bedünken, daß teilweise wirklich vorgefallene Ereignisse und lebende Personen als Vorbilder zu diesem Fastnachtsscherz dienen mußten. Den Schluß bildet ein Epilog, vorgetragen von einem Schulkinde, das um künftige Huld bittet.

Die Handlung des Stückes ist gering und mit wenigen Worten verfolgt. Der Rat von Blockhau erhält vom Kaiser, so in der Stadt Freßhausen residieret, ein Sekretum, durch das er seinen „insonders lieben getreyen" Bürgern von Blockhau für ihre vielen heroischen Taten und Verdienste um das Haus Österreich die Gnade gewährt, einen König für ihre Stadt zu wählen. Nach vielen Beratungen will man endlich zur Wahl schreiten; doch da zeigt sich keiner bereit, sich „mit diesem Gescher zu besch . . ." und den Narren zu machen. So macht denn der Burgermeister kurzen Prozeß: wer gewählt wird, muß König sein. Es trifft den Gori, der darauf „konfirmiert" und gekrönt wird, verschiedene Gnaden gewährt und die Hofämter austeilt. Eine allgemeine Gratulation bildet den Schluß. — Obwohl also die Handlung nicht reich ist, hat es der Verfasser durch Arien, Intermedien, Zwischenfälle 2c. 2c. verstanden, sie glücklich auf drei Akte mit den drei Prologen und 18 Szenen auszuzerren, ohne daß jedoch die Lektüre langweilig wirken würde.

Schauplatz der Komödie ist die besagte Stadt Blockhau (II, 4), ein fingierter Ort, der nahe an Meran liegt (II., 5); auch liegt er im Passeirertale; denn es wird vom „Hinaustragen" der Sachen nach Meran gesprochen, was man vermöge der geographischen Lage nur im Passeier sagen kann.

Die Sprache der Komödie ist derb, wie das Volk selbst, doch, wie schon gesagt, nicht zotenhaft, was ich mehr mit dem Umstande begründen möchte, daß Kinder die Darsteller waren, als daß sich der Geschmack des Publikums dagegen gesträubt hätte. Waren die Zeiten auch nicht mehr so roh wie die der „Sterzinger Spiele", so beweisen uns Volkslieder von anno heute noch zur Genüge, daß es mit der gerühmten Keuschheit des deutschen Volksgesanges nicht allzuweit her ist. In Bezug auf die Mundart können wir drei Schichten unterscheiden: die erste finden wir in den mythologischen Prologen, wo Pallas, Bacchus 2c. fast nur hochdeutsche Worte gebrauchen, freilich durch dialektische Aussprache verunstaltet; die zweite Schicht nimmt den Großteil der Komödie ein und ist ein bald mehr, bald weniger festgehaltenes Bauernhochdeutsch, das endlich in den Intermeden und an anderen Stellen in derbsten Dialekt umschlägt. Der welsche Krämer spricht außerdem eine charakteristische Mischsprache. Auf sprachlichem sowie kulturhistorischem Gebiete liegt denn auch der Hauptwert dieser Komödie. Die Form ist poetisch; die Verse sind Vierheber und gereimt. Die Anrede Bacchus' (I, Prolog), die Arie des Krämers (I, 3), die Arie Veläs und der Beschl (II, 1) und der Epilog sind strophisch gegliedert. Die beiden Arien, vielleicht auch die Rede Bacchus', wurden gesungen. Mehrmals wechselt der Vierheber auch mit Fünf-, Drei- und Zweihebern ab, besonders im dritten Akte machen sich Nachlässigkeiten in der Form breit. In Prosa sind die Briefe (I, 4 und II, 4), ferner einige andere Stellen.

Es erübrigt noch einiges über die Orthographie der Handschrift zu sagen. Minuskel und Majuskel sind konsequenzlos gebraucht. Ich hätte vielleicht besser getan, wenn ich diese Inkonsequenz durch Einführung der modernen Orthographie in der Anlautschreibung beseitigt hätte; allein der Druck des Textes war schon zu weit fortgeschritten, als daß ich noch Änderungen vornehmen hätte wollen. Einige kleinere Eingriffe in die Rechtschreibung, die ich mir erlaubte, brauche ich wohl nicht einzeln zu erwähnen. Im übrigen ist die Orthographie der Handschrift eingehalten.

Da der Handschrift kein Personenverzeichnis beigefügt ist, lasse ich zum Schlusse dieser gedrängten Erläuterungen ein solches folgen:

Bacchus,
Pallas,
Concordia, Honestas } Genien,
Jaggl, Bürgermeister,
Gori, Wastl, Fridl, Gall, Veit, Müller, Liendl, Schuster, } Ratsherren,

Ratsdiener,
Stadtschreiber,
Velä, ein Bauer,
Hansl, Goris Sohn,
Ein welscher Krämer,
Beschl, Veläs / Gretl, Goris / Durl, Fridls } Weib,
Maya, Kattl, Lißl, } Weiber.

Zeit 1709. — Ort: Stadt Blockhau. (Szenische Anmerkungen fehlen ganz. Nur zweimal findet sich „leitet".)

Prologus.

Bachus.

1.

Ich Bachus bin wol ein liebwirdiger Gott
thue ieden guet helfen wan er ist in d' Noth
wan Durst ihm thuet blagen so khom ich alßbald
mit ßießen Gewalt.

2.

Mein Gwalt sich Erstrëckht iber Himel vnd Erd
ein ieder mich suechet hochschezet vnd Ehrt
wan einer ist traurig schenck ich ihm gleich ein
so guetes Glaß Wein.

3.

Wan Jupiter etwan ein Mahlzeit außhalt,
ein Jeder Gott khomet zu Füeßen mir falt,
mit Ehrforcht mich bitet, das Ihm schenckh ein
auch ein guets Glas Wein.

4.

Ich khan mich groß machen, weil mechtig ich bin,
all Trauren vnd sorgen zu nemben gleich hin,
bin allen vnd ieden in Triebsahl vnd Noth
ein tröstlicher Gott.

5.

Wans lustig soll zuegehn mueß ich darbei sein
sonst traurig als sein thuet wan ich nit schenckh ein
gar Keißer vnd König die seint auch bereit
mich Ehren alzeit.

6.

Drumb khome o Jugend nach Lustbarkheit tracht,
Es ist ietzt die recht zeit es ist die Faßnacht,
leg ab das Studieren das Lehrnen Vermeid,
es bringet nur Leid.

7.

Daß Rädlein lass laufen[1]) nur lustig guet Ding
vnd lass dich nichts khrenckhen mach dir alles Ring[2])
iezt tanze vnd springe vnd lebe wohl auf
vnd trinckhe bräf drauf.

Veitl[3]) — ganz Recht fir vns o großer Gott,
o Bache wür Recht danckhen,
das vns wilst helfen auß der Noth
wür thuen anhëben wanckhen,
Streng gnueg man vns ietzt halten thuet
an allen End vnd orthen
zu Haus, in d'schuel ist nirgens guet
man schelt vns auch mit worten,
gar offt die Rueth ich khosten mueß,
ich khan die Hend aufzeigen
zu morgens schon der Erste Grues
so thuet man mir aufgeigen.

Bachus — Wie, was, was mueß ich hören an
thuet man so hart mich halten,
will zeigen was ich fir ein Man
wart lasst nur mich iezt walten,
will zeigen eich wer ich noch bin
eich Lustbarkheit Verschaffen.

Basil[4]) — So weren vnßre sorgen hin
so khunt man Rhueig schlaffen.

Bachus — Ich schwöre eich iezt hoch vnd their
schwör eich bei meinen Panzen[5]).

Bhasil — So wer es halt woll lustig heir
wür khunten vns gnueg tanzen.

Bachus — Verlasset eich nur khechh auf mich
Ihr solt die Zeit geniessen,
Aufdas also ein Jeder sich
Die Faßnacht khan Verßießen.

Pallas — O Jugend, Jugend was ist das
was hat diß zu bedeiten
hier ist eür Feind auf den Wein Faff
Ach fliehe nur bey Zeiten.

Veitl — wür haben eine bitt Vorbracht
er mëchte vns gestaten,

Bhasil — auf das vns khene die Faßnacht
zur Lustbarkheit geraten.

Pallas — zu Eüren schaden er eich lehrt
nur schödlichs eüch Vorsaget
damit ihr werden solt Verkhert
hieher eüch nit mehr waget.

---

[1]) Die Redensart „es ist ihm das Radl abg'lauf'n" für „er hat sich ausgelassener Lustbarkeit hingegeben" ist in Tirol heute noch allgemein üblich.

[2]) leicht (Schöpf 556; Schmeller II, 121).

[3]) Vitus.

[4]) Wastl, Sebastian.

[5]) Faß (ital. panza, Bauch. Schöpf 486, Schmeller I, 397).

Wie Bache vnterstehst du dich
Die Jugend zuuerfiehren
ich aber Stets bemiehe mich
mit Tugend sie zu zieren
Packh dich nur gschwind aniezt bejßeit
hieher dich nit mehr wage
hinweckh mit dir aniezt bey Zeit
nur gschwind, ich dir es sage.
Ich sage dir auch diß zu gleich
merckhs wol vnd gwiß bejneben
das du bald wirst mit sambt den Reich
den Scepter auch begeben
Bey Jupiter den großen Gott,
Ich dich gwiß heint Verkhlage
das du geratst in Spott vnd Noth
dir Vorhinein diß sage.

Bachus — Ich geh iezt zwahr fir dißmahl hin
mag mit ein weib nit Streiten
doch hab ich schon in meinen Sin
zu Clagen auch bey Zeiten
Bey Jupiter den großen Gott
mein Clag gschwind an will bringen
mein Clag soll sein dein gwisser Spott
vmb dein Reich will dich bringen.

Pallas — O Jugend du hast grob gefehlt
das dich zu Bacho hast gestellt
bey ihm darauf zu dringen,
ersuechen ihm vmb seine Macht
das du iezt kheneſt die Faßnacht
in Freid vnd Lust zuebringen.
Ich sage dir fir gwis anheint
der Bachus ist dein gschworner Feind
dein Vnschuld khuntst Verliehren
Er sagt dir nur Von Lastern Vill
so du solst thuen dieweil er will
dich genzlichen Verfiehren.

Veitl — O große Göttin zörne nit
das wür bey Bacho vnßer Bitt
Vorbracht vnd angegeben
aufdas er vns erlauben solt
damit ein Jeder wie er wolt
iezt khunte lustig leben,

Bhastl — Nichts anders wür dan haben wollen
alß das wür khenen vnd auch sollen
zu dißer Zeit iezt lustig ßein
das Er geb seinen willen drein.

Pallas — Waß dißes anbetrefen thuet
so sag ich eich auß gueten Mueth
das dißes eich erlaube ich
doch das es zuegeh Ehrbarlich
vnd fridlich all beysamen ßeit
vnd also zuebringt diße Zeit
aufdas nun deme also sey
so gib ich eich aniezto bey
nun diße zwey vnd Stëll eich Vor
so da seint aus der Götter Chor
die Erbarkeit vnd Frid darzue
das ales zuegeh in Frid vnd Rhue
wie es zuegeh wol observiert
vnd mir alß treylich referiert
Jetzt vnterdëssen lebet wohl

Veitl — wie du befilchst alls gschechen soll.

Aria.

Bhastl, Veitl.

1.

Nun aniezto wür Vorstëllen
eich zu dißer Faßnach Zeit
wie ein König zu erwëllen

Concordia — doch in aller Einigkheit
das ihr khent aniezto sechen
wie man ein zum König macht
dises iezt gleich soll geschechen
vnd wird werden Vorgebracht.

2.

Die Erlaubnus wür erhalten
haben Von der Pallas frey
Das wür dürfn Comedi halten

Bonestas — doch das alles Erbar ßey
Eich iezt dises Vorzustëllen

Ambo — doch in Frid vnd Erbarkheit
einen Kinig wür erwëllen
eich iezt zur Vergniegenheit.

3.

Nun dan iezt gleich wür anhëben
Bonellas — Alles gschech in Erbar-
kheit
vnd getrëster Hofnung leben
Concordia — das ihr alle Einig ßeit
wollen dises schon Volziechen
ganz genau so guet man khan
all vngstiembigkheit auch fliechen
fanget nun das Spihl iezt an.

Actus 1. Scena 1.

Persona.

Fridl [1]), Gall [2]), Raths diener.

Fridl — Koz wetter leit schon mehr [3])
in Rath.
Gall — Mei [4]) sag mir Fridl zwui [5])
so spath
Ist wärlä [6]) Inßer Raths Glogg
gwëfft
Ja ia mein ayd [7]) I gläb es fëst
Poz Taußend was wirdts do [8])
bedeiten
das man schon mehr in Rath thuet
leiten.
Fridl — I hun än frembden Poten
gsechen
der hat zu mir also Veriechen [9])
alß wan der Kayßer Von herzens
Grund
Gott geb das er lang leb geßund
Inß wolt mit Gnaden sein gewogen.
Gall — Mei ist das ding wol nit er-
logen,
was dät er ins den fir ein Gnad,
waiß er dan ä [10]) vmb Inßer Statt.
Fridl — Galt freylä brueder mit Gewalt,
das wür aniezto allsobald
Erwellen ain aus vns bei Zeit
der afft [11]) regiere Land vnd Leith.
Gall — Wan Ins der Kayßär thät die
Gnad
ein Kinig Zueließ Inßrer Statt
so khun i mir leicht bilden ein
das Vill vns wurden Neidig ßein.
Fridl — Wurd aber etwas Närres ßein
in Zeitungen khämbs orlä [12]) drein
Englender, Schweden vnd Franzoßen
wurdn d' äyrn [13]) spizen vnd loßen
Verschwigen thäts mein ayd nit
bleiben
man wurds In d' ganze weld
außschreiben
obs ëpper [14]) dißes hat bedeit
das man so spath in Rath hat
gleit. [15])
Gall — Raths diener du wirsts wol
ëper wissen
Rats diener — I wais mein aicherling [16])
khein Pissen. [17])
Friedl — Vhoz wurmb sy nur das wär
schien
wan I ä soder [18]) in Rath thät gien.
Gall — wahr ists Fridl wie thuestsagen
Raths khnecht geh hol Ins den
Kragen. [19])
Fridl — Thue sein hurtig d' Füeß
aufhëben
Lass dir auch ein Roz tuech [20]) geben
khom erst her von den Holz fiehren
ich hab grad auch Strëb miesst
fiehren.

---

[1]) Gottfried oder Friedrich. [2]) Gallus. [3]) läutet es schon wieder (mehr = wieder, Schöpf 434, Schmeller I, 1638). [4]) mein! mein Gott! (Schöpf 431, Schmeller 1616). [5]) wozu Schmeller II, 826). [6]) wahrlich. [7]) Bei meinem Eide! (Schmeller I, 36). [8]) doch (dial.). [9]) verraten. [10]) auch. [11]) nachher (Schöpf 5, Schmeller I, 46). [12]) schnell (Schöpf 482). [13]) Ohren. [14]) etwa. [15]) geläutet. [16]) vermutlich ein verderbtes main aid! (Schmeller I, 23). [17]) bißchen. [18]) so (Fortbildung von so, durch Anhängung des adverbbildenden Suffixes er, Schmeller II, 228). [19]) das Ratsherrenmäntelchen. [20]) Taschentuch.

Gall — vnd I ä weil in Mist vmbriehrn
han no darzue khain Pissen gfressen.

Fridl — vnd I bin no nie nider gßessen
hat ainer wärlä nie khain frid.

Gall — Bei dißen Ambt gehts anderst nit.

Fridl — die Herrn haben halt zu thain
die Feyrtag werchtag ist als gmain
die Keyerey [1]) ist mir zu wider.

Gall — I lëg grad da die Gabl nider.

Fridl — I thue mein gaißl [2]) mit mir tragen.

Gall — ä narr [3]) was wurden d' andern sagen
in Rath thuets Kaißers sach anlangen
wür mießen heint wohl seibrer prangen
mi dunckht es thät nit sauber Stiehn
wan I ä soder in Rath thät giehn.

Raths diener — die weiber lassen eich freintlä griessen
vnd etwas guets sein solt es bschliessen.

Fridl — Jezt khemen wür schon all zußamben
so giehn wir ä in Gottes Namen.

Actus 1. Scena 2.

Bhurgermaister Jaggl[4]), Gory[5]), Bastl, Fridl, Gall, Liendl[6]), Veit, Raths diener.

Bhurgermaister Jaggl — Ehrnueste, wol weiße firnemb, Ehrsambe, großgunstige Herrn
Raths khnecht thue di weiter schern
Warumb wür heint zusamen khemen
Werd ihr in Kirze Gley Vernemen
ein bot Von Kayßer war gesandt
gab mir das schreiben in die Handt
mits Kayßers Vetschafft ist Petschiert
Der Brief ist no vnangeriert
wer ist aus Ins so schrifft gelehrt
der Ins das Schreiben recht Erclert.

Gory — Ists Kayßers Petschafft sicht man wol
beleßen ainer wohl sein soll.

Basti — Ist khainer da der lesen khan.

Fridl — I bin wol khain beleßner Man.

Gall — In d schuel bin I 8 winter gweßen
habs wider bei ain Preßl [7]) Vergessen.

Liendl — Man hat mi woll in d' schuel gien lassen
I hab das schelm Zuig nit khent fassen
Es hat mi wohl zu wenig gfreid.
I gläb den Brief leßt wol der Veit
geh Veit geh Brueder wag di dran.

Veith — Da khimbst du schain [8]) zum rechten Man
I hab schon Vil zu blede Augen
alß wen ä blinter drin thät schaugen
Ihr Herrn es ist ä so ä sach
Losst [9]) nur auf mich vnd thiets sein gmach
es falt mir ëpes ortles [10]) ein
I main es soll nit narret [11]) sein
wen wür den Kayßer entpieten ließen

Jaggl — Jedoch Vorher ganz freintlä grießen

Veit — das dingt sy freilä selber aus
schweigt Still vnd bringt mi nit darauß
wan der Rath den Kayßer secret
sein freintlä wider schickhen thet
vnd darbei entbieten lassen
das würs all nit khenen fassen
er soll vns die explication schreiben.

Gory — das lassen wür wol bleiben
wur [12]) ains so schwär sein als das ander

[1]) Beläſtigung, Verdruß (Schmeller I. 1025). [2]) Geißel. [3]) nachher. [4]) Jakob. [5]) Gregorius. [6]) Leonhart. [7]) Brösel. [8]) schon. [9]) hört (Schöpf 398, Schmeller I. 1515). [10]) etwas Ordentliches. [11]) närrisch. [12]) würde (Conjug.: wur, du wurasch, er wur, mier wurn, ös wuraz, sie wurn).

do lasst eich sagen meine Mänder
I hab ain bueben zwahr zu Haus
der ist ganz glienig[1]) überaus
der schelm khan Profect her leßen
sein Lebtag in der schuel ist gwessen
Er leßt än ieden sëtän[2]) fleckh
vnd fält khain wërtl fuder[3]) weckh
mei wen man ihn den holen ließ.
Seiten.
Jaggl — Raths diener gschwind heb auf die Füeß
vnd thue des Goris Bueben hohlen.
Rathsd. — wird thuen wie ihr mir habt befolchen.
Jaggl — daß mueß als gschechen in der Still.
Gory — Man lacht vns aus es braucht nit Vil.
Bastl — Wahr ists es ist vns khein Ehr
Das's Goris Bue soll khenen mehr.

Actus 1. Scena 3.

Wälscher Cramer, Jaggl, Gory, Bastl, Fridl, Veith, Gall, Liendl.

Wälscher Cramer. Hoschä ho, an si[4]) guete wahr, gaufft
ihr nix ein, gib si wol feil, guet medritat,[5]) suppen
Pulver, simet,[6]) Räß nägl,[7]) Tintän pulfer, spänisch
wax[8]) Fëder messer, khuni,[9]) Halaum,[10]) safran,
ßugger[11]) gib ßy wol feil.
Jaggl — Waß ist gschray, waß will der Man.
Gory — I sich ihn fir ein wälschen an.
Bastl — Eß ist ä wälscher fält si nit
han ihn gley[12]) khent den ersten Trit.
Fridl — Man khent si ia leicht an der Sprach
sie Rëden nit wie wir so gmach.
Cramer — Ihr Errn[13]) gauf sy Purgier,[14])
an er sy Vill medicinier[15])
Piller guglen[16]), Pulfer Gumi guet
Dia lapa[17]) gaßo[18]) Vil treiben thuet
ist sy nichts vnrechts dia lapa ein Wurz[19])
nimbt er sie ein macht er si gurz[20])
wan er si leid der Gall der schwarz[21])
Friß vmb 3 greiß[22]) mag si bräf farz.
Jaggl — Die wälschen haben sonst in brauch
das sie darzue eins singen auch.
Veith — Bis etwan s'Goris Bue thuet khemen
ist weiter iezt nicht firzunemen.
Gall — I han wol ä offt sagen hern
das auch die wälschen singen gern.
Liendl — Wälscher wilst du leßen Geld.
sing ein Liedl das ins gfelt.
Jaggl — fein teitsch dan wälsch Verstiehn wir nit.
Cramer — So abt ihr dan Gedult I bit.

---

[1]) glühend (Schöpf 197, Schmeller I. 969). [2]) sotanen, solchen (Schöpf 671, Schmeller II. 205). [3]) davon (Schöpf 158). [4]) (ich) habe. [5]) Nuthridat, eine Salbe, die von den Bauern sehr geschätzt ist und so ziemlich für alles hilft. Sie besteht aus Latwerge und wurde einst unter Aufsicht der Obrigkeit bereitet (Schmeller I. 1690). [6]) Zimmet. [7]) Gewürznelken, räß = scharf (Schöpf 535. Schmeller II. 137) u. Nagele = Nelke (Schöpf 437). [8]) Siegellack. [9]) Gummi. [10]) Alaun. [11]) Zucker. [12]) gleich. [13]) Herrn. [14]) Abführmittel. [15]) Medikamente. [16]) Pillenkugeln. [17]) Jalappawurzel. [18]) Obwohl die Vermutung, „Gase ab viel treiben tut" naheliegt, dürfte gaßo doch aus it. caso verderbt sein, obwohl ein Sinn (wie auch Akt 3, Szene 4) nicht einzusehen ist. Der Verfasser wollte wohl nur ein paar italienische Worte als Zierat anbringen. [19]) Wurzel. [20]) kurz. [21]) an der schwarzen Galle. [22]) Kreuzer.

Aria.

1.

Allegro friss[1]) ihr Erren mein
lasst eich das Bacho schenckhen ein
auß einer frißen fass
ein guetes wein in Glaß.
dan Bachus das barmherzig Gott
der deitscher nit lasst leiden Noth
Zu dieser Faßnach Zeit
allegro friss auf ßeyt.

2.

Franzoß will Grist das Gristlichst sein
es schlag bei ihm der Deixel[2]) drein
in seiner eiligkheit[3])
Verderbt sie Land vnd Leith
J bin si weiter gein[4]) Prophet
Doch wan Franzoß nit vntergeht
so will er sein ä Dieb
Franzoß ist mir nit lieb.

3.

Franzoß vergiesst Vil Gristen Bluet
Das in das Jmel schreyen thuet
vnd Ruefft vmb Gottes Rackh[5])
o Err Reckh[6]) dißе schmackh,[7])
es fält er[8]) nit Gott mueß Erhör
vnd entlä[9]) nemben ä[10]) sein Gwër
schlag lieber Gott Bräf drein,
Franzoß in Poden ein.
Come place Signori.

Jaggl — Er sagt mir sollen ihn außzahlen.
Gorg — Ja biter wol hats mir gefallen.
Bhastl — Hat gsungen das än furmb[11]) hat,
das ist no gschechen nie in Rath.
Jaggl — Nimb den Khreizer ein.
Gorg — Da hast ä ain der khert[12]) dein
Hast Von gsambten Rath iezt Zwien[13])
khanst iezt dein weg schon weiter gien[14]).
Cramer — O Mein Err bedanckh mich schien[15])
Gott bhiet[16]) mi Von eickh[17]) ieß[18]) will i gien.

Actus 1. Scena 4.

Jaggl, Raths diener, Liendl, Veit, Gorg, Gall, Bhastl, Fridl, Hänßl.

Jaggl — Rathsdiener du bist lang drumb gangen.
Ratsd. — Hier ist Mänder Eir Verlangen.
Liendl — Du Flëgl khanst nit Herrn sagen
sichst nit das wür sein in Kragen.
Veith — Mainst du wür sizn ans Narren Statt
wan wür beysamen in den Rath.
Jaggl — Du bist mir wol ein grober Knopf
ein Narr ein rechter Eßls Kopf.
Gorg — Daß ers Wort Herr nit merckhen khan
in dem Mans ihm hat gsaggt offt schan.
Gall — Secht nur er Rëdt mit vns so gmain
als wan der Narr wär Herr allain.
Bhastl — Eß ist nur wans ein Bhurger hert,
das er ins also schlecht Verehrt.
Fridl — Ja schlecht thuet er ins Despectiern

[1]) frisch. [2]) Teufel. [3]) Heiligkeit. [4]) kein. [5]) Rache. [6]) räche. [7]) Schmach. [8]) es wird nicht daran fehlen. [9]) endlich. [10]) auch. [11]) Form, Ansehen (Schöpf 163, Schmeller I. 756). [12]) gehört. [13]) Zwete. [14]) gehen. [15]) schön. [16]) behüte. [17] euch. [18]) jetzt.

Er wird ihm [1]) bald den Dreckh derriern [2])

Raths d. — Ihr Herrn machts souill nit drauß
die Rëd ist mir halt gerischt [3]) heraus
Ich thue hiemit mein schuld be-khenen
will eich hin fir schon Herrn nennen

Jaggl — Daß schergen Haus hëst wo. Verschuld
wan nit hëtst bit vmb Gnad vnd Huld.

Gorg — Nu wie du Hänßl Buckh [4]) di tief,
Geh rein in d' Mit vnd leß den Brief.

Jaggl — so leß fein munter thue nit eilen
Gebts acht ihr Herrn auf Jede Zeillen.

Hänsl — Dës ist wol wärlä gar nit schien
das I als ëß [5]) soll mehr Ver-stiehn
was werden die Leit darzue sagen
Do enckh [6]) zu lieb will ich es wagen.
Insonders liebe Gethreye.

Gorg — Daß hab I mir gebildet ein
Daß wür ihm miesen angenemb sein.

Veith — Hänßl leß du weiter fort.

Jaggl — Still vnd gebt fein acht auf d' wort.

Bhaltl — Hänßl leß nur wider dort.

Hänsl — Insonders liebe Gethreye.
Gleichwie die liebe Justiz vnd Gerechtigkheit erfordert, daß das bëße iederzeit nach Gebihr, vnd Exemplarisch abgestrafft werde. Also gezimbt es sich auch, das hingegen das Guete mit Gueten ingleichen ersezet vnd belohnet werde. Gestalten uns dan nit vnbewusst ist, daß ihr liebe Getreye, Eüre Voreltern Vill heroische Thaten Begangen, vnd dem Haus Össterreich darburch auch nützliche Dienst Erwisen habt, haben wür in Bedenckhung dessen, solches nit vnbelohnt lassen, sondern crafft dises Diplomatis eich gnädigiste Bewilligung thuen wollen, daß ihr hiemit, eich vnd eür Statt in hëchers ansechen zubringen, befuegt sein sollet, einen aus Eüren Rath, zu einen Kinig zu erwöllen, so hin firan nit allain yber Eür Statt, sonder ganz Narr- vnd Lappland herschen vnd Regieren solle. Actum in vnßrer Residenz Statt fresshaußen, in der secretischen schießhiten den 1 apprill, anno 1709.
Vatter hab I recht gelessen.

Gorg — Hänßl du bist haußla [7]) gwesen.

Fridl — Bue sy schau zum angedenckhen
will ich dir ein Kreizer schenckhen.

Gorg — Pue beileib [8]) thuedn nit Verschleckhrn
waisst wol I nämb sist [9]) den Steckhen
Gschwind geh gibn der Mueter z'haus.

Hänsl — Ist den iezt mein Freid schon aus.
Hab mir wöllen Kësten Käfen
iezt sol I zur Mueter läfen,
vnd den Kreizer geben her
dißes mir woll fallet schwer
I geh nit darmit nach Haus.

Rats d. — Ihr Herrn z' Kaisers Bot ist draus
hat gsagt er laß vmb d' antwort fragen
die er solt dem Kaißer sagen.

Jaggl — Poz wetter das sol wol zersten [10]) sein
schrifftlä antworten war halt fein

---

[1]) sich. [2]) „sich den Dreck derrühren", heute noch gebräuchliche Redensart für: sich alles verderben. [3]) gerutscht. [4]) bücke. [5]) ihr (Schöpf 483). [6]) euch. [7]) brav (zu häuslich). [8]) beileibe. [9]) sonst. [10]) zuerst.



wen inßer Stattschreiber iezt hier wär.

Gorg — sagß waß weltes ist halt schwär
das er nit ist bei der Stell
hart ists sey ihm wie ihm well.

Jaggl — Waß Raths wie Richten wür die sach

Gall — wans welt khembt meiner Mainung nach
J main wür solln den Kaißer bëstermaßßen
durch den Poten derweil grießen lassen,
vnd sobald Post geht laß vns Gott leben
wellen wür d' antwort schrifftlä geben.

Liendl — Ist wahr, das wird daß bëste sein.

Veith — Mir falt aber no was ein
An ain Ding hat no khainer dacht
Weil Jns der Bot den Brief hat bracht
Wür miesen ihm ia was Verehrn.

Basil — Ja freylä wol von Herzen gern.

Fridl — Wär wöllen ihm gern ein Drinckhgelt geben
in Wirths Haus halten frey darneben.

Jaggl — Waß maints aber was Ratets mir ein
7 Xr wurd schon Erlich sein.

Gall — Ist zwing [1]) du Narr der weg ist weit.

Fridl — wahr ists Gällä du rëdst gscheid
ain halben Gulden main J wär Recht.

Gall — ist ä mein Fridl vil zu schlecht.

Liendl — Von rechtswegen solls ä [2]) Thaler sein.

Veith — du gehst gar zu Keckh darein, ä
Gulden wär beim mittern schlag, [3])
ain Gulden Liendl ich dan sag,
vnd mehrer nit thiet ihme geben.

Jaggl — Vnd khanst sagen ihm darneben,
das Er khen bein gulden Stern,
ohne sein entgeltnus zehrn,
sobald die Erste Post wird gehn
wellen wür ihm selber schreiben.

Veith — Thues Maul fein recht vmbreiben.

Raths d. — Thue Veit ohne sorgen leben
wils ihm schon Recht aufgeben.

Jaggl — Ihr Herrn J mues g'schäfften halber nach Haus
es sey hiemit der Rath iezt aus
Jndëssen woll ein Jeder dichten
Zu Haus wie wir die sach recht richten.

Actus 1. Scena 5.

Rats diener, Gretl.

Raths dienerr — Hollä Mues das Maul iezt halten
sist die sach noch ibler mach
Auf ein andre Zeit mir kalten [4])
sist hätt J än ible sach
sosl [5]) stolz sein die Rathsherren
däs darbey J schier Verzag
khan si nie genueg Verehren
wärlä J woll billig clag,
Nu grad schmächen vnd außbudlen [6])
thien si mi alß wie ein Hund
guet fir mi wärs wan J sudlen [7])
Nur ä Bißl schreiben khunt
mit den Handl thien sy frëten
das gar J bekhimb an Graus
wen si mehr Verstand nur hëten
wurdens die sach machen aus
Jns Blockhhaus thätens mi spërren
wen J nit gley Stillä wär
wurd mi gwis gar nit Erwöhren
Ist darzue mein Magen lähr.

---

[1]) zu wenig. [2]) ein. [3]) Durchschnitt. [4]) gehalten. [5]) so viel. [6]) herumwälzen, rollen, hart halten (Schmeller I. 383). [7]) schmieren, schlecht schreiben (Schöpf 727, Schmeller II. 229)

Greell — Mey J mues di ëpes fragen
waisst du nit wo ist mein Man
Wen dus weisst so thue mirs sagen,
Mi nit genueg Verwundern khan
Wo mues er do sein hinkhomen
er ist mir zu lang schier aus
hast dauon du nichts Vernomen
das er nit thuet gehn nach Haus
oder thuet er sy Versaumben
ëper solang in den Rath
vnd lasst ihm von Kinig traumben
er sitzt nur ans Narren Statt.
Ehnder[1]) wären von uns weiber
dißẽ Sachen beygelëgt
sy sein do nur oxentreiber
lengst mier hätten diß Vermëgt.

Raths d. — Thue du nur da nit Vil
clagen
will dir gley mit Kurzen sagen
das der Rath ist gangen aus
Er wird khemben schon nach Haus.

Greell — Wen er nu bald khäm zum
Essen
Er ist schon lang gnueg außgweßen
Knödl sist Verßieden gar
wär alßdan ein schlechte wahr.

Actus 1. Scena 6.

Intermedium.

Vela — Bastl, Gori khombts herbey
sagt mir wo ich ëper ßey,
ist ia das der Himel nit
Bastl, Gori khembts J bit
sagt mir wo ich afften[2]) ßey,
ist das nit ein schens Gebey
khanß der Himel schwerlich sein
dan man khombt nit gley hinein
Er sey dan zuuor gestorben
vnd Vil Guetes hab erworben
wie khan das der Himel sein
das geht mir heint gar nit ein
J wais woll khein wërtl drum
das J so in Himel khum.

Khombts herbey ihr liebe Leith,
secht an mein Glickhßeligkheit.
— Bin ainmahl in Himel J laß
mirs nit nemben
Die wahrheit wird entlich schon
fircher no khemen
J khan es ia klar mit der warheit
bezeigen
der Himel da hanget ganz lustig
voll Geigen
da wil ich iezt leben da will ich
Verbleiben
khein Deixl soll mi aus den Himel
Vertreiben.

Aria.

1.

Ju hui sä sä es bleibt darbey
Das J ieztund in Himel sey,
Da gehts iezt woll anderst her
J namb khain Dugaten mehr
Da ich lebte in der weld
hat mir diß bald Jenes gfelt,
wan J schon wolt gehn zum wein
sing mein Weib man laß es sein.

2.

Ju hui ßäsä das Gott sey danckh
Da siz J iezt auf khainer Panckh
Da iß J ä Henen Haut
Z'Haus hab J nur saures Khraut
Z'Haus mein alte gäbe mir
wasser aus ein hilzen[3]) Gschirr
Da trinckh ich aus guldner schal
Pohren will wie schuester Nahl[4]).

3.

Ju hui ßäßä ein Freid ein Ding
Drumb wärlä recht von Herzen sing
das von bësen Weib bin frey
vnd einmahl Erledigt ßey
wen sie nur grad wissen thät
vnd solts sein heint no so spät
wies in Himel gieng so fein
wurd sie wëllen bei mir sein.

[1]) eher, früher (Schöpf 98). [2]) nachher (Schöpf 5, Schmeller I. 46). [3]) hölzern. [4]) Ahle (Schöpf 458. Schmeller I. 1736).

4.

Zu hui säsä Prißil Taback
Da sagt Niemand du sau du Fackh [1])
Da rëdt mir khein Mensch nit ein
khert der ganze Himel mein
Z 'Haus wolt mein Verfluechtes Weib
Die Guetthat mein armen Leib
nit zuelassen bis ich ihr,
bin zu füessen gfallen schier.

Vestl — Was thuest du da Velä warumb gar allein.

Vela — Wie fiert di der Deixl in Himel herein
A so ergehts mir alle mahl
Die Hex die findt ain yberall.

Vestl — I suechte dich in alle stët
khein Mensch mir aber sagen thet
wo I di do antreffen khunt
als eben iezt in dißer Stund,
die nachperin hat mir erzëlt,
das dir den Himmel hast erwëlt,
in wirthshaus da bein gulden Stern
dein Leben woltest du Verzëhrn
geh in di selber Man I bit
Verlass dein weib vnd Kinder nit
Du waist ia das ein weib ohn man
sich selbsten nit ernëhren khan
geh Velä geh mit mir nach Haus.

Vela — Nach dir vnd dein Kindern frag I nit ä Laus,
Wie khanst du so khecklh sein da herein zu Renen
den Himel gar ein wirthshaus zu nenen
ain seltig sein halt diße Leith
dergleichen es iezt gar Vill geit
weib thue du die bald außi schern
du hast an mir nichts zubegehrn
khain augenblickh solst da Verbleiben
du thätst mir allen Gspäßß Vertreiben
wie du mirs hast Pflegt zu machen
so will I di ietzt außlachen
du Tag vnd Nacht hast greint [2])
mit mier
alswie ein Rechtes Murfl Thier [3])
gelt da in der graißen schiffl
schmëckhst du guete schleckher Bissl
Lass di weiters nur nit glusten [4])
du hast iezt khain spern [5]) Huesten
waisst das mi Vor etlich stund
hast tractiert als wie ein Hund
iezt sey du der Hund allain
së [6]) mein Weib friss du die Pain
hab den Deixl nit getrofen
ist mir gar zu gschwind entlofen
iezt will I ein Rhue mir schaffen
nach den Essen thuet man schlaffen
den ich bin ieztund ein Herr
Engel Engel khomet her,
thiet mir doch zum schlafen ßingen
das mir thuet das Herz durchtringen

Aria.

1.

Vestl — Schlaf mein Velä schlaf nur zue
schlaf genieße deine Rhue
du bist lang schon gnueg da gsessen
Velä lass mich auch iezt essen,
ob ich hauße oder schmauße
sich schon es gilt alles gleich
werd mein Lebtag nit mehr Reich.

2.

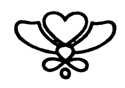
Also gehts vns arme weiber
wan Verkhäfft sein vnßre Leiber
wan der Man die Hoßen hat
khomen d'weiber Vil zu spath,
ach Jungfrauen thiet nit trauen
trett bei leib khein Heirat an
lehrnet khenen Vor den Man.
Wan I main Er sey dort Vnten,

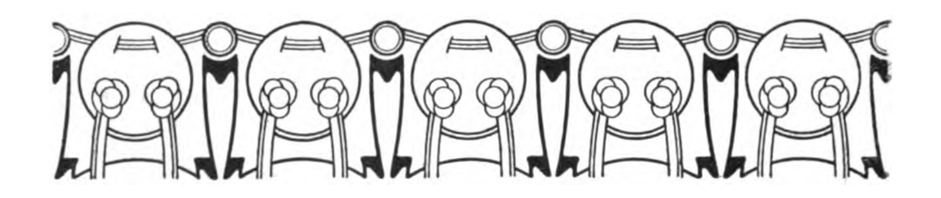
[1]) Schwein (Schöpf 115, Schmeller I, 680). [2]) gegreint, gescholten (Schöpf 211, Schmeller I. 999). [3]) Murmeltier. [4]) gelüsten. [5]) herben, trockenen (Schöpf 687, Schmeller II. 683). [6]) nimm! sieh! (Schöpf 663, Schmeller II. 201).

mit der Hau im Ackher grizt[1])
Ists als mit der wurst gebunden
lustig er in wirtshaus ßizt.
Hast nit Vrsach dich zu Proglen[2])
mit dein silber oder gold.
werd der wirth dein gelt schon Roglen[3])
wan er seine schuld abholt.
Velä du solang wirst saufen
bis dein sachl hast Verthan.
Thuest so offt zum wirth hin laufen
bis du wirst ein armer Man
wan er sich thuet späßig Stëllen
Voller wie ein Junger aff
dan hab I schon Zeit zustëllen
Vor sein Maul das Pluderschaff[4])
nacher geht gley an das Kreisten[5])
alß wans ihm Erwirgen wolt
hat ein gstiedt[6]) als wan ein Leisten
Von einander springen solt.
Wan ein Man zuuil thuet saufen
sich zu fast in Krueg Vertiefft
entlich khombt es ihn zu Haufen
das er gar den Velä riefft
wär wol wunder das sein Magen
tragen khunte souil wein
wan er nur zuuor sein Kragen
Zuche ab vnd spib[7]) nit drein,
sein wol dëchter[8]) Steife[9]) Mänder
kheyen[10]) sich khein Preeßl drum
Ja sie wären Tole[11]) Ständer[12])
wan sie voll sein fallens vmb
mein Gott Velä wie ein Lämppl[13])
wär I alzeit sein mit dir
wan du nur khein sëter[14]) schlämppl[15])
wärst vnd blibst zu Haus bey mir
wan du hëtst in Haus nit z' ëssen
wan I dir dein sach nit gäb
khunt I dirs dan nit zuemessen
wan du giengkhst aus den Stäb
was hilfft dir das medicinieren
was nuzt ein die Meyenkhur[16])
wan man gley will Ruinieren
mit Volsaufen die Nattur
Velä was hilfft aderlassen
wan du gschwind an dritten Tag
wilst mit fressen saufen Prassen
mehr als was der Brief Vermag,
das mein Man souil sey schuldig
habs in beichtstuel offt schon khlagt
das I drumb sey vngedultig
vnd in Leben ganz Verzagt.
Die beicht Vätter mueß man Blagen
man macht Jhnen Angst vnd Bang
wan man d' Mänder mues Verkhlagen
drumb wird halt die beicht solang
Mädler die ihr noch seit lëdig
dencḱht nur ley an meiner Predig
wie sich so gschwind Verprent
wan man d' Mänder Vor nit khent.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) mühselig arbeitet, zu Grutz, ein schwer zu bearbeitender, steiniger Acker (Schöpf 219). [2]) sich Protzen (Schöpf 60, Schmeller 36 I. 2). [3]) auflockern, leichter machen (Schöpf 562, Schmeller II. 74). [4]) Schaff für die Küchenabfälle (Schöpf 511). [5]) ächzen (Schöpf 343, Schmeller I. 1383). [6]) gstiedt (zu stehen), gstëll (zu stellen) haben, sich ungeschickt anstellen, unnotwendiger Weise Mühe und Not haben. [7]) spiee. [8]) dennoch (Schöpf 78, Schmeller 582). [9]) tüchtige (Schöpf 704, Schmeller II. 736). [10]) werfen, schlagen, kümmern (Schmeller I. 1025). [11]) tüchtig, groß, dick (Schöpf 746, Schmeller I. 601). [12]) große Fässer, die im Keller aufrecht stehen (Schöpf 699). [13]) Lämmlein. [14]) solcher (Schöpf 671, Schmeller II. 205). [15]) Schlemmer (Schöpf 615, Schmeller II. 522). [16]) Maienkur, Gebrauch eines abführendes Tees.





Umschau.

Musikalische Rundschau. — Unsere Zeit strebt die Entwicklung der Tonkunst zu einer Höhen-Kultur an. Die traurige Weise, die von Wahnfried her in alle Kunstlande tönte, verklingt allmählich und ein heimliches Wetterleuchten erhellt den Horizont der Musik. Freunde der Tonkunst, welche die Zeit im günstigen Lichte betrachten, glauben vielleicht, die musikalische Moderne gehe einer Verjüngung entgegen. Einsichtige wissen aber, daß man der mühsam aufblühenden neuen Kunst und ihren Erscheinungsformen gefühlsmäßig wenig nahe gekommen ist, daß vielmehr das Wiedererwachen des klassischen Kunstgeistes unser Denken mit einer Sehnsucht wie noch nie erfüllte. Der Neu-Idealismus spürt nicht mehr einzig dem Trugbilde „Zukunftsmusik" nach, er neigt vor allem zur Pflege der Gesamt-Kunstwerke der Tonmeister des 19. Jahrhunderts. Wie steht es nun um die Kunst, die die Modernen aus Freiheit neu schaffen wollten? Die musikalische Moderne hat noch nicht den entscheidenden Schritt zu ihrer Kunstvollendung getan, sie bewegt sich noch immer in Problemen. Der künstlerische Impressionismus der Gegenwart ist in einen Zwiespalt geraten: von ihm geht ein verlogenes Artistentum aus und zugleich eine edlere Kunstanschauung, welche in der Tonkunst eine Seelenkultur schaffen will.

Der gesunde Musiksinn der Wiener hat einer Versöhnung des Neuen mit dem Alten in der Tonkunst entgegengestrebt, andererseits hat man auch hier den Kastengeist der Philister in der Kunst bedrängt. Wie alljährlich verschönten namhafte Künstler durch ihr Auftreten das Wiener Musikleben; nebenher kam künstlerischer Nachwuchs. Im Vordergrunde erschienen die Pianisten. Ein Konzert des jungen Russen W. Drosdoff war wenig bedeutungsvoll. Man vermißte bei ihm reife Auffassung und Gestaltungsvermögen. — Einen weit schöneren Klavierabend gab P. Weingarten. Der junge Mann ist Theorien glücklich entwachsen, seine Kunst ist auf eine Ästhetik des Klavierspiels gegründet. Er entzückte durch einen edlen Ton und stilgemäße Reproduktion. Zu diesen Vorzügen kommt noch, daß er am Klavier immer breite Basis nimmt und eine weise Kraftökonomie führt. — Eine Selbstsuchende in der Musik ist T. Leischner. In ihrer Kunst gibt es keine Probleme. Bei aller Schärfe der Charakterisierung hält sie sich dennoch in den Grenzen künstlerischer Mäßigung — J. Merö zeigt Erhabenheit über alles Konventionelle in der Kunst und großen musikalischen Impuls. Dagegen läßt die überschüssige Kraft kein gänzliches Anpassungsvermögen zu. — L. v. Markus kam, spielte und siegte. Der Klavierton dieser genialen Spielerin hat schönen Glanz und explosive Kraft, ihr Anschlag ist von mannhafter Kühnheit. Was sie auch spielen mag, in allem herrscht universelles Musikgefühl, sie scheint berufen, ein weiblicher Eroberer im Klavierfache zu werden. — M. Günzburg dagegen machte sich mit seiner schattenhaften Klavierspielweise zum Vertreter einer musikalischen Dekadenz. Solche Kunstblüten sollen im Treibhaus des

Dilettantismus bleiben! — Vorbildlich konnte ein Beethoven-Abend des Ansorge-Vereins mit Ansorge am Klavier sein. Der Künstler ist ein lebendiger Kommentar zu Beethovens Sonatenmusik. Seine Kunstverklärung ist das Ergebnis des Allerfassens von Beethovens Genius. Ansorge stellt eine edle Kunstmoral über allen Selbstzweck der Klaviertechnik, sein Spiel ist die Betätigung einer Musikanschauung; seine Beethoven-Reproduktion eine fanatisch-gläubige Auslegung. — Ernst v. Dohnanyi trat in zwei Konzertabenden seine Kunstherrschaft in Wien an. Sein Spiel hat bereits seine Geschichte, er hat den Gipfel seiner Meisterschaft erreicht und befindet sich nun im Zustande einer Selbstbejahung. — Eine Ergänzung zu dem Pianisten Dohnanyi bildet der Komponist Dohnanyi. Die Humoreske in Suitenform hat höchst kunstvollen Bau, ihre melodische Schönheit ist von großem Reiz. Alles in allem ist Dohnanyi einer der hervorragendsten Künstler Wiens. — In der Gruppe der Geigenkünstler fiel Frl. v. Aranyi auf, eine Schülerin des Altmeisters Joachim. Sie verfügt über charakteristisch-instrumentelle Technik, ein Spiel von feinem Schliff. Da ist nichts in ihrem Spiel, das nicht Scharfsinn verriete. Es fehlt aber noch an künstlerischer Ausgleichung und letzter Vollendung. Kein Wunder bei dieser Jugend! Dem 12jährigen Mädchen Vivien Chartres kann die Kritik nichts anhaben. Talente haben ihr Schicksal. Möge dem Mädchen ein geistiges Wachstum beschieden sein! — Höhere Daseinsberechtigung hat das künstlerische Können O. Reinigers, deren Bogenstrich in entscheidenden Momenten von energischem Zug, in zarten Ruhepunkten von feiner Eleganz ist. — Zu W. Burmesters künstlerischem Charakter kam kein neuer Zug. Man sieht Künstler seines Rufes immer in der Glorie, welche sie selbst um sich geschaffen haben. Sein Spiel mag vorübergehenden Schwankungen ausgesetzt sein, seine musikalische Persönlichkeit bleibt unwandelbar. — Zwei ehemalige Wunderknaben, Franz v. Vecsey und Mischa Elman, haben ihre Kunst siegreich ins Treffen geführt. Vecsey ist ein Nobile unter den Geigern geworden. Er repräsentiert eine organisch emporgereifte Künstlerschaft. Ein ernstes Kunststudium hat ihn vor einer Verflachung seiner musikalischen Natur bewahrt. — Sein Kunstrivale Elman scheint mit der Geige wie aus einem Guß zu sein. Wo Vecsey volle künstlerische Würde bewahrt, da setzt Elman mit Exzentrizität ein. Vecsey hat die Segnungen der Musik erfahren, Elman scheint wie unter dem Banne einer unheilvollen Macht, daß er sich selbst nicht mehr genügt. Vecseys Kunst kann man mit Andacht genießen, während Elmans aufwühlende Spielart vergegenwärtigt, daß alle angewandte Kunst der Musik nur Menschenwerk ist und daß der Künstler, der im Wahnwitz göttliche Kraft erringen möchte, in Gefahr kommt, sich selbst zu verlieren. — Ein vornehmer Künstler begegnete uns in O. de Castro, diesem Romantiker unter den Violoncellisten. Er entlockt seinem Instrumente Töne vom Klang einer Menschenstimme. Er zaubert eine enorme Fülle des Tons und wieder eine poetische Klangweichheit aus dem Cello hervor. Der junge Mann ist jetzt schon ein Künstler. Den Reigen der Sänger eröffnete der Leipziger Professor O. Noë, der die welken Reize seiner Stimme darbot. Nur ein leiser Nachklang aus der Zeit, da Hugo Wolf ihm sein musikalisches Herz erschlossen, ist ihm geblieben. Er gibt Liedmusik in leichten Konturen, Stimmungskunst. Über die technischen Mängel kann aber kein Schönheitssinn hinweghelfen. — Das erste Auftreten der Sängerin H. Rentsch-Sauer war verfrüht. Die noch unentwickelte Stimme wäre für melodramatische Kunst zureichend, warum aber haben es ihr gerade die Liederfürsten Schubert, Schumann, Brahms angetan? Sie sollte zuerst in den Tiefen des Gemüts forschen, dann wird sie vielleicht

eine wirkliche Stimme zu Tage fördern. — Ein sympathischeres Stimmchen hat Frl. E. Berny, deren Sopran helle, wenn auch schneidende Töne hat. — Wie in jedem Konzertwinter, so brachte uns auch diesmal Lilly Lehmann frohe Botschaft von der echten Kunst. In jedem Hauch ihrer Stimme ist Leben, Liedbeseelung. Man kann diese klassische Gesangsgröße nur bewundern, ihre Stimme bleibt das größte Geheimnis der Musik. — Ein sonniger Kunsthimmel ging in dem Liederabend Professor E. Gärtners auf, dieses ehrlichen — es sei das Wortspiel gestattet — stillen, aber umso genialeren Gärtners der Kunst. — An Svärdströms Gesangskunst konnte man sich an mehreren Konzertabenden satt hören. Sie bot eine reiche Blätter- und Blütenlese von Liedern. Ihr Organ ist mächtig im Crescendo-Gesang und von hübscher Tragweite, von modulationsfähigem Timbre und vielem Charm. — Eine musikalische Vollnatur ist O. Metzger-Froitzheim, deren umfangreiche Stimme über den Raum der Liedform hinausdrängt mit ihrem kräftigen Metallklang. Die Stimme scheint sich in chromatischen Intervallen wohl zu fühlen, ist bald von dunkler, bald von heller Färbung mit einem Stich ins Pastose. — H. Staegemann begegneten wir auf blumigen Pfaden der Volkskunst. Ihre mit Wohlklang gesättigte Stimme gibt besonders in den zarten Tönen wunderbare Poesie. Zumal Lieder von quellender Melodik und leichtem Rhytmus charakterisiert sie in unübertrefflicher Weise. — Eine gewisse Kunstverwandte von dieser Sängerin ist L. Mysz-Gmeiner. Auch sie versteht es, volkstümliche Lieder musikalisch zu zeichnen, naiven Empfindungen innigen Ausdruck zu verleihen. Ihr Sopran dominiert auch in der tiefen Lage gut, feiert aber in der Höhe Triumphe. — Das Quartett Rosé hielt mit einem ersten Musikabend feierlichen Einzug im Konzertsaal. Die berühmte Vereinigung hat zum Mittelpunkte ihrer Vorträge zwei neue Kammermusikwerke erwählt. Als erstes eine Suite von M. Reger, eine anmutige Schöpfung von bescheidener Originalität mit feinsinniger Anlehnung an die strenge Kunstform, ein jugendfrisches Werk mit reichem Themenmaterial. K. Weigls erstaufgeführtes Streichsextett d-moll dagegen mutet wie der Torso einer symphonischen Dichtung an. Weigl verfolgt den Grundsatz, daß am Ende alles zur Musik werden muß. Er dünkt sich wohl einen musikalischen Messias, indes er abgewandt von aller Musikkultur Chaos vom Chaos gibt. Das Rosé-Quartett dokumentierte aufs neue seine herrliche Kunst des Zusammenspiels und hat alle Kraft aufgeboten, um die neue Komposition gut einzuführen. Umsonst! Nur das meisterhafte Spiel Rosés vermochte zu zünden. Vollen Genuß boten die „Brüssler", die wir schon zu den „Unseren" zählen. — Die Philharmoniker versammelten sich in einem ersten Abonnement-Konzert, das mit einem Triumph endigte. Gluck, Haydn, Beethoven standen auf dem Programm. Als Orchester-Leiter erschien der heimische Hofopernkapellmeister F. Schalk, der uns die klassischen Tonwerke in einer Weise vermittelt hat, die beweist, welch hohes musikalisches Ethos sich erzielen ließe mit einer so hervorragenden Kunstelite, wenn diese nicht gewaltmäßigen Eingriffen von fremden Dirigentengrößen ausgesetzt wäre. Die Aufführung der kolossalen Hohen Messe von Bach durch die Philharmoniker fiel wie ein göttlicher Strahl in unsere Zeit der Kunstwirrnis und war für die Wiener Bach-Gemeinde ein Gottesdienst. Der Kunstmeinung, Bachs Hohe Messe sei im protestantischen Geiste groß geworden, müssen die Worte des Bach-Forschers R. Batka entgegengestellt werden: „Wunder genug bei einer so leidenschaftlichen, starrsinnigen Natur, hatte er, der doch ganz in der protestantischen Empfindungswelt lebte, sich einen ungetrübten Blick für die

eigentümliche Größe und Erhabenheit des katholischen Vorstellungskreises bewahrt und fühlte sich mächtig angeregt, die reichen ästhetischen Momente, welche der katholische Klerus darbot, für seine Kunst zu verwerten." Die Hohe Messe ist nicht nur eine künstlerische Großtat, sie ist ein Riesenvermächtnis an die gläubige Menschheit, ihre Keime aber ruhen im Schoße der katholischen Kirche. Dafür ist ein tönender Zeuge das demütige Agnus Dei und das gewaltige Gloria, das zu seinem göttlichen Ursprung, dem Menschensohne und Christ, aufjubelt in gläubiger Begeisterung. — Ein schönes Ergebnis ist vom Wiener Konzert-Verein zu berichten, der in diesem Jahre eine bedeutende Überbietung der bisherigen Leistungsfähigkeit erkennen läßt. Die musikalische Volksbildung nimmt, von dem Konzert-Verein beeinflußt, einen ungeahnten Aufschwung. Die Abonnement-Konzerte brachten in der Mehrzahl Werke klassischer Richtung. Mehrere Abende erinnerten an die großen Toten des Jahres, an den norwegischen Musikheros Grieg, den Wiener Komponisten Brüll und den Geigerkönig Joachim. — Eine große Bereicherung hat das Wiener Musikleben durch die jüngste Vereinigung des Tonkünstlerorchesters erfahren. Erst vor einigen Jahren trat der Wiener Konzert-Verein unter vorbedeutenden Wahrzeichen in Erscheinung, aber der Ruf nach „mehr Musik" konnte nicht übertönt werden. Für die idealsten Zwecke der Verbreitung musikalischer Volksbildung wurde nun auch das Tonkünstlerorchester gegründet, das in der Tat dazu geeignet ist, eine neue, glücklichere Musikergeneration heranzubilden. Bei mäßigstem Eintrittsgelde wird musikalische Kunst im schönsten Sinne geboten. Einen großen Gewinn für das Orchester bedeutet der Dirigent Kahrbach, der bald im Konzertsaale eine Charakterfigur sein wird. Die Anziehungskraft der Konzerte des Tonkünstlerorchesters ist durch Zuziehung der Gastdirigenten Nedbal, Pfitzner und Stavenhagen erhöht worden. Gleich das große Eröffnungskonzert wurde zum musikalischen Ereignis. Die Monate Oktober, November und Anfang Dezember haben nicht weniger als fünf Abonnement-Konzerte gebracht, außerdem zahllose populäre Veranstaltungen. Die glückliche Musikstadt Wien kann sich nun rühmen, zwei Konzertvereine zu besitzen, die sich auf seligen Kunsthöhen treffen werden. — In der Hofoper gab es seit dem Sommer große Erregunge Man grub den Boden um und um und suchte nach einem Meister, der den musikalischen Schatz der Hofoper heben könnte. Mahlers revolutionäre Kunstpolitik wurde angefeindet. Der Dirigent stand dem Direktor im Wege, der Komponist dem Dirigenten und endlich scheiterte der Mensch Mahler an seinem exaltierten Regime. Das Repertoire der Hofoper hatte einen beträchtlichen Stillstand erlitten. Nur einem kleinen Schmetterling von Puccini wollte Mahler die Schwingen des Genius verleihen, er vermochte aber mit seiner Scheinkunst nicht zu zünden. Mahler ging in die Neue Welt, die Wiener begrüßten den neu ernannten Hofoperndirigenten, den musikalisch konservativen Felix v. Weingartner, der gewiß alle auf ihn gesetzten frohen Erwartungen erfüllen wird, und so mag denn der Dirigentenstab, der in Mahlers Händen verdorrte, in den Händen Weingartners neu ergrünen zum Heile der Kunst und der Wiener Hofoper. A. M. Pirchan.

* * *

Zur Geschichte des Nachdrucks im Mittelalter. — Daß unser heutiges Urheberrecht aus den Privilegien erwachsen ist, die nach Erfindung der Buchdruckerkunst einzelnen Verlegern für die von ihnen herausgegebenen Werke von Fall zu Fall erteilt wurden, ist dem Fachmann bekannt. Es dürfte von Interesse sein, Näheres über eines der ältesten dieser Privilegien zu hören, das einigen Ein-

blick in das Wesen des Buchdruckes und Buchhandels im Mittelalter gewährt. Es ist dies der Schutz gegen Nachdruck, der den Baseler Buchdruckern Oporinus, Platter und Lasius von Kaiser Karl V. auf ein Gesuch hin für einige von ihnen herausgegebene Bücher zugesichert wurde.

Während der eine der genannten Buchdrucker, Balthasar Lasius, ziemlich unbekannt geblieben ist, haben sich Oporinus und Platter durch Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit einen Namen gemacht, der bis auf unsere Tage herüberklingt. Besonders von Thomas Platter gilt dies, dessen Leben ein selbst für die damaligen unruhigen Zeiten bewegtes war und dessen Wirken auf verschiedenen Gebieten ihm die Anerkennung der Mit- und Nachwelt sicherte.

Am 17. Februar 1499 zu Grächen im Kanton Wallis geboren und früh vaterlos geworden, wurde Platter von Verwandten mehr schlecht als recht aufgezogen. Er selbst schildert in der Lebensbeschreibung, die er als 73jähriger Greis für seinen Sohn (den nachmals so berühmten Baseler Arzt Felix Platter) verfaßte, die Entbehrungen und Kümmernisse mancherlei Art, die er in seiner Jugend durchzumachen hatte: als Ziegenhirt in den Bergen umherkletternd und dabei mehr als einmal in Lebensgefahr geratend; als Begleiter eines fahrenden Schülers durch ganz Deutschland vagabundierend, um für ihn und seine Genossen zu betteln und gelegentlich auch zu stehlen; als Lehrling bei einem rohen Seilermeister dienend und dabei die Nächte zum Studium der griechischen und hebräischen Sprache benützend. Dann war er abwechselnd Lehrer, „Provisor" des Dr. Oporinus, Diener eines trunksüchtigen Arztes, Korrektor und Professor des Griechischen. Nirgends blieb er lange; die Zeitverhältnisse, Intrigen und Ränke der Mitarbeiter und wohl auch eigene Wanderlust trieben ihn bald hier-, bald dahin, — bis er endlich in Basel seßhaft und „Buchdruckerherr" wurde. Wie er dazu kam, erzählt er in der oben erwähnten Lebensbeschreibung wie folgt: „Da ich aber sah, wie Hervagius und andere Buchdruckerherren gute Geschäfte machten und mit wenig Arbeit groß Gut gewannen, wünschte ich auch einmal, eine Buchdruckerei zu besitzen. So dachte auch Dr. Oporinus, der auch viel in den Druckereien korrigiert hatte. Es war auch ein guter Setzer zum Sessel, Balthasar Lasius; der hatte ein hohes Gemüt, wäre auch gern vorwärts gekommen; der war des Oporinus und mein guter Gesell." Ein Schwager des Oporinus, Ruprecht Winter, vereinigte sich mit den dreien und gab das Geld zum Ankauf der Buchdruckerei des Andreas Cratander, der sein „Werkzeug" um 800 Gulden abtrat. Aber die neue Druckerei machte schlechte Geschäfte. Die Einnahmen, die auf der Frankfurter Messe erzielt wurden, mußten zum großen Teil für Weibertand ausgegeben werden, denn die Frauen der damaligen Buchdruckereibesitzer „machten gar großen Staat". Auch kam es zu Uneinigkeiten zwischen den vier Teilhabern, ja sogar zu einer blutigen Schlägerei zwischen Lasius und Platter, der mit der Geschäftsführung der andern nicht einverstanden war. Die Gesellschaft löste sich auf und Platter errichtete nun für sich allein eine kleine Druckerei für griechische und lateinische Bücher, die er in Frankfurt verkaufte. Zu gleicher Zeit leitete er eine Art Pension, in der er „mehr als zwanzig Tischgänger" beköstigte und die ihm einen hübschen Nebenverdienst abwarf. Durch Redlichkeit und unablässigen Fleiß brachte er's nun allmählich zu Vermögen und Ansehen. Im Jahre 1541 folgte er auf Zureden seiner Freunde, zu denen manch bedeutender Mann jener Zeit gehörte, einer Aufforderung der Baseler Universität und wurde wieder Professor Dieses Amt versah er bis kurz vor seinem Tode, der am 26. Januar 1582 erfolgte.

Aus jener Zeit nun, da die von den vier Teilhabern gemeinsam geleitete Druckerei noch bestand, datiert das eingangs erwähnte Gesuch an den Kaiser um gewisse Privilegien. Das Original dieses Gesuches befindet sich im k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien; es besteht aus einem ganzen Bogen ohne jedes Siegel und einer Beilage und trägt am Rubrum die Namen der Supplikanten:

Joannes Oporinus
Thomas Platterus
Balthasar Lasius

und auf der Rückseite die Notiz: „Der Truckern privilegium belangend.“ Der Wortlaut des Gesuches ist der folgende:

Aller durchleuchtigister, großmechtigister vnüberwintlichister künig, Aller gnedigister herr, demnach ewre kuche Mjt. vnderthenigiste Joannes Oporinus, Thomas Platterus, vnd Balthassar Lasius, die Buochtrucker vn̄d Burger zu Basel, Gemeinem Nutz vnd allen Studiosis zu wolfart, Allerley Lateinischer vnd Griechischer Bucher, wie die Inbeligenden Zedel durch sy vermeldet, zu trucken vorhabens, Da sy Exemplaria mit grosser Mug, Arbeit vnd Kosten zu wegen bringen, Aber darby nit kleyne fursorg tragen mussend, wann sy dise vnd andere herliche werck, mit schweren kosten in Truck gepracht, das Inen die von andern nachgetruckt, vn̄d sy damit zuverderben gewesen, Irer Trew engelten müßtend. Dem selbigen aller gnedigister könnig vor ze sin gelangt an Ew. kuche Maj. min aller gnedigisten herrn, min vnderthenigst bittlichs begern, Es wolle Ew. kunigliche Maj. gesagte Buch Trucker mit einem Gemeinen vn̄d kuniglichen priuilegio, das inen dise vn̄d Andere Autores, die sy in iren kosten vnd geschicklichkyt In Truck bringen werden, Niemands im heyligen Romischen Rych, In Sechs Jaren a prima edicione nachtrucken, Auch andersthwo getruckt, darin Veyl haben solle, By einer genanten Peen Gnedigist begaben vn̄d versehen. Das wöllend vmb Ew. kv. Maj. vnnsern Allergnedigisten Herrn, sy vn̄d ich vnderthenigst zu verdienen me dann gutwillig sin. Ew. kv. Maj. gnedigst Antwort bittend

Ew. kön maj.

Underthenigister
gehorsamer Heinrich Ryhiner,
Statschr. zu Basel.

Dabei liegt eine Liste der Bücher, für welche das Privilegium erbeten wurde, mit den von anderer Hand an den Rand gesetzten Entscheidungen des Kaisers:

Exemplaria pro quibus Imperiale Privilegium a Caesarea Maiestate nobis dari obsecramus:

zuezelassen {

Phauvrini Camertis, Episcopi Nucerini Graecū Lexicon.
Graecus Suidas { adiectis indicibus et aliis quibus hic nobis Autor iam denū ab eruditis aliquot illustratur.
Opera D. Athanasii Graeca, hactenus n̄o excusa.
Marii Nizolii in Ciceronianes locutiones Cōmentaria.
Galeni Commentaria in Aristotelem.
Oribasii Opera Graece et Latine.
Memorabiliū tam graecae quam latinae Linguae rerum ac verborum Cōmentaria, cuiusdam eruditi iam quidam coepta, ed latere tamen dum absoluantur volentis.

---

abzeschlagen { Nec in praedictos Autores solū speciale privilegium, sed in omnes Autores tam recentes quam veteres bona fide nobis per Germaniā, Galliam et Italiam a doctis quibusdam promissos, qui nostro et sumptu et industria restituti ac in lucem editi fuerint a Caes. M. Generale privilegiū supplicantes postulamus.

Auf der Rückseite des Aktes findet sich von anderer Hand als der des Gesuchschreibers:

Johannis Oporini
Thomae Platteri } Der Truckern zu Basel supplicatio
Balthasar Lasii

ad regem:

Mit dem Gutbedunken, den Supplicanten die begert freiheit auf 5 Jahr lang ze geben, doch ob sie in den buechern ain newe praefatio machen wollen, dieselb zuvor an hof zu ersehen schicken.

18. Februarii 1536.

Den Schluß des interessanten Aktenstückes bildet ein von einer dritten Hand daruntergesetztes: placet, kuche maj. 20. Februarii 1536.

* * *

Eine Taubblinde vor dem Doktorexamen. — Als vor etwa drei Jahren die ersten Nachrichten von der taubblinden Amerikanerin Helen Keller und dem, was sie auf geistigem Gebiet geleistet hat, nach Europa kamen, begegneten sie teils staunender Bewunderung, teils zweifelndem Kopfschütteln. Die einen nannten Miß Keller „das größte Wunder des 19. Jahrhunderts", die anderen meinten, es werde wohl „amerikanischer Schwindel" hinter der Geschichte stecken. Die Zweifler waren im Unrecht, denn Helen Keller steht nunmehr im Begriff, ihr Doktorexamen abzulegen. Wenn man den Lebenslauf dieses seltsamen Mädchens verfolgt, wie Helen selbst ihn in ihrer prächtigen „Geschichte meines Lebens",*) die seit ihrem ersten Erscheinen in deutscher Sprache bereits viele Auflagen erreicht hat, in schlichter, natürlicher Form schildert, so muß man zugeben, daß man es hier mit einem ganz außergewöhnlichen, gottbegnadeten Menschenkinde zu tun hat. Als völlig normales Kind am 27. Juni 1880 geboren, verlor Helen mit etwa zwei Jahren infolge einer Krankheit Gehör, Gesicht und Sprache und lebte nun in geradezu tierähnlichem Zustande dahin, bis die große Wendung in ihr Leben trat: als sie sieben Jahre zählte, kam Anna Sullivan als Erretterin des unglücklichen Kindes ins Haus. Wie diese bewundernswerte Lehrerin die kleine Wilde an Gehorsam gewöhnte, wie sie ihr die Fingersprache beibrachte und ihr jedes Wort in die Hand buchstabierte, ihr dann regelrechten Unterricht erteilte, sie Gott von Herzen lieben und die Welt, die sie nicht sah, schön finden lehrte, sie schließlich auf das Gymnasium und die Universität begleitete, um ihr die Vorträge der Professoren durch die Fingersprache zu verdolmetschen, kurz, wie Anna Sullivan aus Helen Keller das machte, was diese jetzt ist, das läßt sich in wenigen Worten nicht erzählen und nur begreifen, wenn man Helens rührende Schilderung von dem unermüdlichen Walten ihrer geliebten Lehrerin und deren eigene Berichte liest, die der „Lebensgeschichte" beigegeben sind. Trotz aller Energie und treuen Pflichterfüllung aber wäre Miß Sullivans Werk

*) Die Geschichte meines Lebens. Mit einem Vorwort von F. Holländer. Deutsch von P. Seliger. Stuttgart, Rob. Lutz, Mk. 5.50.

nicht gelungen, wenn Helen nicht auch selbst, von unersättlichem Wissensdrang getrieben, mutig gegen ihr Unglück angekämpft hätte; war sie es doch z. B., die es bereits als zwölfjähriges Kind durchsetzte, bei einer Taubstummenlehrerin das Sprechen zu erlernen, so daß sie sich jetzt auch in fremder Umgebung leicht verständlich machen kann. Etwas, was der Schülerin wie der Lehrerin von Anfang an den Kampf erleichtert haben mag, ist Helens unerschütterlicher Optimismus, zu dem sie sich in ihrem zweiten Werke*) freudig bekennt und der sie seit jeher an den endlichen Erfolg ihres Strebens glauben ließ. Und wie sollte sie nicht Optimistin sein, da ja ihre erste Lebenserfahrung nach ihren eigenen Worten ein Sprung vom Bösen zum Guten war! „Einst kannte ich nur Nacht und Todesstille. Jetzt kenne ich Hoffnung und Freude. Einst verzehrte ich mich, indem ich gegen die Mauern tobte, die mich umschlossen. Jetzt freue ich mich in dem Bewußtsein, daß ich denken, handeln und den Himmel gewinnen kann . . . Kann jemand, der einer solchen Gefangenschaft entronnen ist, den das Wonnegefühl der Freiheit durchschauert hat, ein Pessimist sein?" Nur der Optimismus, wie sie ihn versteht, könne zur Vollkommenheit führen, schreibt Helen, und sie schließt ihre geradezu herzerquickenden Ausführungen mit einem „Glaubensbekenntnis", das in seiner naiv-gläubigen Philosophie fast etwas Rührendes und doch Erhebendes hat: „Ich glaube an Gott, ich glaube an den Menschen, ich glaube an die Macht des Geistes. Ich glaube, daß es eine heilige Pflicht ist, uns selbst und andere zu ermutigen, kein unglückliches Wort über Gottes Welt über unsere Lippen zu bringen, weil kein Mensch ein Recht hat, sich über ein Weltall zu beklagen, das Gott gut geschaffen hat und das gut zu erhalten sich Tausende von Menschen bestrebt haben. Ich glaube, wir sollen so handeln, daß wir uns immer mehr dem Zeitalter nähern, wo kein Mensch in Wohlbehagen und Überfluß leben soll, während ein anderer leidet und darbt. Das sind die Artikel meines Glaubens und dann gibt es noch etwas: diesen Glauben aufrecht zu erhalten gegen jeden Sturm, der gegen ihn anbraust, und ihn zum Grundpfeiler zu machen in Unglück und Trübsal. Der Optimismus ist die Harmonie zwischen dem Geiste des Menschen und dem verheißenden Geiste Gottes. Seine Werke sind gut." — Wie mancher Pessimist mit gesunden Sinnen könnte bei dieser tauben und blinden Optimistin in die Lehre gehen!

* * *

Resolutionen der anläßlich des sechsten österreichischen Katholikentags berufenen außerordentlichen Generalversammlung der Leo-Gesellschaft, 18. November 1907.

1. Die Österreichische Leo-Gesellschaft zur Förderung von Wissenschaft und Kunst auf christlicher Grundlage begrüßt aufs herzlichste den gleichzeitig versammelten Katholikentag, beglückwünscht ihn zu seinem neuerlichen Aufschwung und wünscht die gedeihliche ständige Weiterentwicklung dieser Institution.

2. Die Österreichische Leo-Gesellschaft hält es für ihre Pflicht, sich bei dieser Gelegenheit des VI. allgemeinen österreichischen Katholikentages in die glänzende Reihe aller katholischen Organisationen zu stellen, welche die Hebung des religiösen, kulturellen und sozialen Lebens des Volkes zum Zwecke haben.

3. Die Leo-Gesellschaft geht dabei von der Überzeugung aus, daß eine volle Blüte des kirchlichen, sozialen und kulturellen Lebens unseres Volkes nur

*) Optimismus. Ein Glaubensbekenntnis. Deutsch von Dr. R. Lautenbach. Ebd. Mk. 1.–.

im Zusammenhang mit der intensiveren Pflege gesunder Wissenschaft und Kunst vonseiten der Katholiken erfolgen und gedeihen kann.

4. So wie das allgemeine Kulturleben der letzten Zeit dadurch gelitten hat, daß sich die Interessen der Wissenschaft und Kunst von den Interessen der Religion und des Volkes getrennt haben in vermeintlicher Voraussetzungslosigkeit, so ist eine Gesundung dieser Zustände nur denkbar, wenn Wissenschaft und Kunst wieder in engere Fühlung mit dem religiösen Leben und den Grundlagen des Christentums kommen.

5. Die Leo-Gesellschaft versteht unter christlicher Wissenschaft und Kunst durchaus nicht ein separatistisches Sonderbestreben unter willkürlichen und beschränkten Normen, sondern im Gegenteil die eine und unteilbare, dauernde und bleibende Wissenschaft und Kunst, die allezeit dem wahren Fortschritt der Zivilisation zu Grunde lag. Sie will die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit, die reine Schönheit und nichts als die volle Schönheit; aber so wie Wahrheit und Schönheit schon in ihrer Wurzel mit der Religion verbunden sind, historisch und philosophisch, so sind sie es auch in ihren höchsten ruhmvollsten Gipfeln.

6. Indem daher die Leo-Gesellschaft Wissenschaft und Kunst auf christlicher Grundlage pflegt, glaubt sie für das gesamte Kulturleben und für das ganze Volk zu wirken, um so die wesentlichen Zusammenhänge aller Kultur der Welt und des Geistes, der Natur und der Übernatur, zum vollen Bewußtsein zu bringen.

7. Da dies Bewußtsein der Einheit alles Lebens heute mehr als je verdunkelt ist, so hält die Leo-Gesellschaft ihre Tätigkeit heute mehr als je für notwendig. Sie legt daher die Pflege dieser ihrer Tätigkeit der Allgemeinheit in deren eigenem Interesse nahe, vor allem der christlichen Welt, zuvörderst den Katholiken, die ja bereits die volle Überzeugung dieses Sachverhalts besitzen.

8. Die Leo-Gesellschaft fordert daher zur allseitigen Mitarbeit an ihren wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen auf; sie bittet die Praktiker der katholischen Aktion, das katholische Volk darüber aufzuklären, daß auch die wissenschaftliche und künstlerische Arbeit ebenso praktisch bedeutsam ist wie die unmittelbar soziale und organisatorische, da ja diese praktischen Tätigkeiten nur dann gedeihen können, wenn die wissenschaftlichen, die theoretischen, die intellektuellen Prinzipien klargestellt und gegen Verdunkelungen verteidigt werden. Es ist darum vor allem eine Pflicht der katholischen Intelligenz, diese unumgänglichen Arbeiten der Leo-Gesellschaft zu fördern durch Beitritt, Beitrag, Teilnahme an ihren Versammlungen usw.

9. Dies ist um so dringender, als die Leo-Gesellschaft ihre Tätigkeit im gleichen Schritt mit dem Aufschwung des ganzen katholischen Lebens neuerlich auszubreiten gedenkt. Sie hat bereits die größte katholische Revue für Österreich, „Die Kultur“, geboten, das größte katholische Literaturblatt für Österreich und Deutschland, und so eine Lücke der katholischen Presse ausgefüllt; sie hat durch große apologetische, theologische, philosophische, sozialwissenschaftliche und künstlerische Publikationen schon bisher die praktische Entwicklung wesentlich gefördert und zweifelt nicht, daß ihr das allgemeine verständnisvolle Entgegenkommen des katholischen Publikums in nächster Zeit eine noch viel reichere und wirkungsvollere Betätigung ermöglichen wird.

10. Die Leo-Gesellschaft hält den Bau eines würdigen katholischen Vereinshauses in Wien für eine wichtige Aufgabe der nächsten Zeit und wird dieselbe im Vereine mit allen katholischen Organisationen zu lösen suchen.

* * *

Resolutionen, betreffend die kirchliche Kunst.

1. Die Versammlung von Künstlern und Kunstfreunden bei der außerordentlichen Generalversammlnng der Leo-Gesellschaft gelegentlich des 6. österreichischen Katholikentages anerkennt und betont die religiöse, kulturelle, volkspädagogische und wirtschaftliche Bedeutung der kirchlichen Kunst; sie dankt allen geistlichen und weltlichen kompetenten Faktoren, welche bisher diesem Gebiete Förderung erwiesen haben, und bittet dieselben aufs nachdrücklichste, dieses wichtigste Gebiet der Kunst seinem hohen Rang gemäß in Zukunft zu pflegen.

2. Als wichtigstes Gebiet der Kunst muß jenes angesehen werden, das dem Heiligtum dient, weil durch diesen ehrenden Dienst die Kunstarbeit aller Zeiten ihre höchste und vollendetste Form erhalten hat. Auch die moderne Kunst wird erst im Schatten des Heiligtums ihre wahre Größe finden.

3. Die Wurzel des Übels, das auf diesem Gebiete zu beklagen ist, geht auf die Blütezeit des Liberalismus zurück. Damals wurden die beiden sonst immer miteinander verbunden Gebiete, das der Kunst und das der Kirche, einander geistig entfremdet und diese innere Entfremdung sprach sich im Bruch der Traditionen und in der persönlichen Entfremdung zwischen Klerus und Künstler aus. Nur dann, wenn wieder Klerus und Künstler miteinander in lebendige Berührung kommen, wird diese Quelle des Übels versiegen.

4. Folgeerscheinungen dieses genannten unnatürlichen Verhältnisses sind: 1. die Blüte des ungesunden Zwischenhandels, der ein Interesse daran hat, die Namen und Adressen der Künstler geheimzuhalten; 2. das Eindringen künstlerisch minderwertiger, schablonenhafter, ja oft ganz unsäglich schlechter und Gottes unwürdiger „Kunstwerke", die um billiges Geld feil gehalten werden und nun als Fabrikskunst die Ehre unserer katholischen Altäre genießen. Das süßliche und schwächliche Wesen solcher heiligen Figuren steht in Widerspruch mit dem ernsten und erhabenen Gehalt der vor diesen Bildern und Statuen gehaltenen Andachten und diskreditiert den Kunstgeschmack des Klerus. Etwas davon wesentlich Verschiedenes war die naive Volkskunst der Vergangenheit, das gerade Gegenteil aller Fabrikskunst.

5. Eine andere, viel zu wenig beachtete Quelle des Unheils für die kirchliche Kunst ist die Vernachlässigung der neu zuwachsenden Stadtteile in der modernen städtischen Entwicklung. Hier wurde fast in allen Großstädten der Welt seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts übersehen, daß beizeiten Kirchenbauplätze reserviert und genügend Kirchenbauten errichtet wurden. Der Kampf mit dem religionsfeindlichen Liberalismus lenkte die Aufmerksamkeit auf andere, ebenfalls wichtige Probleme, das allgemeine Interesse für Seelsorge schwand zusehends und wir haben jetzt die ödesten Stadtbilder in allen Großstädten dort, wo die moralische Trostlosigkeit, das Elend und der Aufruhr wohnen. Unter diesem Mangel an Kirchenbauten litt aber nicht nur die Seelsorge und das Stadtbild, sondern naturgemäß ebensosehr auch die Kunst, der damit das Hauptbetätigungsfeld vorenthalten war. Mit dem Ausbau der Seel-

sorge wird uns die nächste Zeit eine prinzipielle Gegnerschaft gegen alle großstädtischen Riesenpfarreien und damit die kräftigste und natürlichste Anregung zur Kirchenbaubewegung bringen.

6. Diese besagte Entfremdung hat aber nach beiden Seiten auf die daran Beteiligten schädlich eingewirkt: Der allmählich entstandenen Kunstscheu des Klerus entsprach eine ebenso große Kirchenscheu der Künstler. Die Bekämpfung dieser beiden Übel kann bezüglich des ersteren nur erfolgen durch einen möglichst eingehenden, auf reiche Anschauung gegründeten Unterricht der Theologen in der Geschichte und in den ästhetischen und und technischen Grundzügen der kirchlichen Kunst, ferner durch Wandervorträge und Instruktionskurse (auch bezüglich der Erhaltung der Kunstdenkmäler) andererseits durch entsprechende Kontrolle der kirchlichen Neuanschaffungen.

7. Die andere Folgeerscheinung, die Kirchenscheu der Künstler, kann ebenso nur behoben werden durch Belehrung über den Geist und die Schönheit des Glaubens, über die Vorschriften und die berechtigten Traditionen der Kirche bezüglich der ihr dienenden Kunst. Mit aller Entschiedenheit muß aber der neuestens auftauchende Versuch zurückgewiesen werden, zwischen Religion und Kunst ebenso einen Widerspruch zu konstruieren, wie man ihn zwischen Wissenschaft und Glauben zu statuieren versuchte.

* * *

Resolutionen des bei Gelegenheit des sechsten österreichischen Katholikentages am 18. November 1907 zu Wien versammelten zweiten Kongresses katholischer Literaten und Literaturfreunde, bestehend aus der „Literarischen Sektion der Leo-Gesellschaft“, dem „Verbande katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs“, dem „Gralbund“ und den nichtorganisierten Teilnehmern.

1. Indem die katholische Literatur Religion und Kultur nicht als getrennte Gebiete betrachtet, stellt sie sich die grundsätzliche Aufgabe, einerseits die Konsequenzen unchristlicher und widerchristlicher Prinzipien abzuwehren, anderseits die positive Auswirkung und Ausgestaltung der christlichen, der katholischen Ideale zielbewußt durchzuführen.

2. Bei der großen praktischen Bedeutung dieser doppelten Aufgabe der katholischen Literatur für die ganze Kultur und Weltanschauung des Volkes ist dem katholischen Publikum die tätige Unterstützung der katholischen Literatur, katholischer Autoren, Verleger, Zeitschriften und Bücher dringend anzuempfehlen als höchst wichtiges soziales Werk von mehr als bloß ästhetischer Bedeutung, als ein Werk geistiger Charitas, das sich weit über gleichgiltige Unterhaltungsinteressen erhebt.

3. Es wird ebenso die Wichtigkeit der rein literarischen Zeitschriften anerkannt wie die der allgemeineren Revuen, welche auch die Literatur pflegen, der kritischen und pädagogischen Organe, ferner der Familienblätter und Vereinsorgane, die in ihrer Art viel zur Verbreitung und Wirksamkeit der Literatur beitragen können. Im besonderen wird das Eingehen der „Gottesminne“ bedauert und es wird der Wunsch ausgesprochen, diese Zeitschrift möge, nachdem der bisherige Redakteur krankheitshalber sich zurückzieht, womöglich durch ein anderes Mitglied der Beuroner Kongregation weitergeführt werden.

4. Es wird dankbar anerkannt, daß in diesen letzten zwei Jahren auch die politischen Zeitungen der katholischen Literatur eine immer steigende Beachtung und Würdigung angedeihen ließen. Nachdem aber voraussichtlich die sogenannten Weltanschauungsfragen in der nächsten Zeit ein noch viel größeres, allgemeineres und aktuelleres Interesse beschäftigen werden, so wird eine gesteigerte Berücksichtigung der Literatur und besonders der katholischen Literatur auch in Zukunft noch mehr im Interesse der politischen Organe selber liegen und zur Befestigung jener Weltanschauung beitragen, auf der das Wachstum des katholischen Lesepublikums auch der politischen Zeitungen beruht. Es wird darum die Pflege der Feuilletons, die Ausgestaltung von literarischen Beilagen, die systematische Buchkritik ebenso empfohlen wie die Beachtung der großen Wirkung literarischer und wissenschaftlicher Erscheinungen auf politische, soziale und kirchliche Verhältnisse. Insbesonders wird der Pius-Korrespondenz die steigende Berücksichtigung der literarischen Fragen empfohlen, um das Kulturniveau der weitesten katholischen Kreise zu heben.

5. Bei dem großen Aufschwung, den der katholische Verlag genommen hat, ist es zu wünschen, daß die katholischen Verleger ihre Kräfte nicht in minderwertigen Unternehmungen zersplittern, sondern sie durch wohlüberlegte Auswahl bedeutender Verlagswerke konsolidieren. Sie können dadurch auch eine wichtige Funktion zur Hebung des Niveaus katholischer Produktion ausüben, vielleicht mit kritischem Beirat von Literaten. Die großen katholischen Verlage werden ersucht, in diesem Sinne den Katalogen, besonders den Weihnachtskatalogen, die größte Sorgfalt im Interesse der katholischen Literatur zuzuwenden.

6. Der katholische Sortimentsbuchhandel hat ebenfalls, wie dankbar anerkannt wird, immer zielbewußter in der letzten Zeit zur Hebung der katholischen Literatur dadurch beigetragen, daß er sich über die katholischen Autoren und ihre Produktion immer mehr orientiert hat, die Werke katholischer Autoren regelmäßig auf Lager führt, in den Schaufenstern und auf dem Ladentisch dem Publikum leichter vermittelt. Die konsequente Ausgestaltung dieser Aktion wird im allseitigen Interesse von Publikum, Verlag, Sortiment und Autor empfohlen.

7. Auch die Fortschritte jener Vereine, die eine Massenverbreitnng von guten Schriften zum Zweck haben, werden anerkannt. Dazu gehören auch jene Sammelausgaben, die dem Volke die Kenntnis guter Literatur vermitteln. Die weitere Aktion wird auf Hebung der Qualität gerichtet sein, auf Hebung des Geschmacks des Publikums, das erziehbarer ist, als man vielleicht oft annimmt. Man biete ihm Gutes und Hohes, und es wird dafür dankbar sein.

8. Die katholischen Professoren, Lehrer und Lehrerinnen, Schuldirektoren, Instituts-Seelsorger, Pensionats-Vorstehungen usw. werden ersucht, die Jugend mit der katholischen Literatur möglichst bekannt zu machen, im Bewußtsein der großen erziehlichen Bedeutung der Literatur fürs ganze Leben. Die Mittel dazu sind Vorträge, Vorlesungen, literarische Veranstaltungen, Pflege der Schüler- und Lehrerbibliotheken.

9. Namentlich wird die katholische Studentenschaft aufgefordert, für die katholische Literatur in Studentenverbindungen und Vereinen durch regelmäßige Veranstaltungen, durch Zusammenhang mit den literarischen Zeitschriften und

Vereinigungen, aber auch persönlich in jeder Weise als Apostel der katholischen Weltanschauung zu wirken.

10. Den anerkennenswerten Schritten der öffentlichen Faktoren zur Hebung der christlichen Literatur mögen sich auch noch weitere wünschenswerte Aktionen anschließen. Wenn mit Recht viel auf Repräsentation, Ausschmückung, Feste u. dgl. verwendet wird, so mag dabei auch die Literatur durch Festgedichte, Festspiele, Prologe immer mehr herangezogen werden zur höheren Weihe der sonst sanglos vorüberrauschenden Gelegenheiten. Auch bei Wohltätigkeitsveranstaltungen werden die charitativen Zwecke durch Veranstaltungen, Theater usw. am wirksamsten unterstützt werden können. Höchst beklagenswert ist der allgemein zugestandene Tiefstand der heutigen Theater, die fast ausnahmslos mehr oder weniger auf die geistige Dekadenz und den sittlichen Verfall des Volkes gewissermaßen systematisch hinarbeiten. Demgegenüber wird die katholische Literatur immer die Grundsätze der Negation in moralischer, politischer, patriotischer und intellektueller Beziehung bekämpfen.

11. Da in absehbarer Zeit diese Übelstände kaum beseitigt werden dürften, ist die Gründung einer ständigen katholischen Vereinsbühne anzustreben, in der Art der Münchener Calderon-Gesellschaft. Dazu mögen die bereits bestehenden Organisationen zusammengefaßt und die reichen günstigen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte ausgenützt werden. Ebenso ist die bereits bewährte Einrichtung von Vortragsabenden auszubilden.

12. Endlich sind die bereits zweimal mit bestem Erfolg berufenen literarischen Kongresse zu einer ständigen Institution zu machen. Damit wird ein Ausschuß betraut werden. Der Kongreß spricht die Erwartung aus, daß ebenso, wie vor zwei Jahren aus seinen Resolutionen sich eine neue Literaturbewegung entwickelt hat, auch jetzt diese Anregungen eine fruchtbare Wirkung ausüben werden.



Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leogesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.



Museumskunst und Lebenskunst.

Von **Richard v. Kralik.**

Ich war diesen letzten Sonntag im Kunsthistorischen Museum, um einigen Bildern nachzusehen, über die ich vor kurzem sehr geistreiche ästhetische Sätze gelesen hatte. Nachdem mein Zweck erreicht war, schlenderte ich durch die niederländischen Säle wieder dem Ausgang zu und blieb zufällig für ein paar Augenblicke vor den beiden großen, ähnlichen Bildern von Joost van Winghe stehen, die beide sehr mittelmäßig darstellen, wie ein antiker Maler (Apelles) auf eine große Leinwand ein weibliches Modell malt. Wahrscheinlich, dachte ich mir, wollte der Besteller das Modell von verschiedenen Seiten haben. Da wurde ich in gebrochenem Deutsch von einer älteren Frau angesprochen: Ob sich auch die Bilder der kaiserlichen Familie hier befänden? Ich war in der ersten Sekunde etwas verlegen, weil ich mich genierte, von einer Frau beim Betrachten jener fraglichen Bilder überrascht worden zu sein. In der zweiten Sekunde war ich empört über die unkünstlerische Fragestellung, die nicht nach Malerschulen, sondern nach Stoffen ausginge. In der dritten Sekunde war ich geärgert darüber, daß ich der guten Frau keine befriedigende Antwort geben konnte und brach die Szene mit einem kurzen Nein ab. Indem ich verdrießlich fortging, sah ich nur mehr die Frau sich ihrem Mann und ihrer Familie zuwenden. Nun war ich erst recht verstimmt, denn ich versetzte mich in die Seelen jener Familie und konstruierte mir die Gedankengänge, auf welchen es bis zu jener Frage gekommen war. Mir war es plötzlich klar, daß ich einen tiefen Blick in die Ästhetik des Volkes hatte tun dürfen.

Diese Familie war vielleicht zum erstenmal aus Siebenbürgen oder aus der Bukowina oder aus Rußland, Griechenland oder noch weiter her in eine Großstadt westeuropäischer Kultur gekommen mit der Erwartung, hier die höchsten Ideen der Kultur verkörpert zu finden, Ideen, die aus der Tiefe des Bedürfnisses, nicht aus einer zufälligen literarischen Tradition geschöpft wären. Sie verbanden mit dem Begriff „Wien" eine kulturhistorische Vorstellung, beruhend auf dem, was von Türkenkriegen und Franzosenkriegen, von Prinz Eugen und Maria Theresia, allenfalls noch von Rudolf von Habsburg, von dauernden Handelsbeziehungen weithin lebendig ist und lebendig bleibt ohne große historische Gelehrsamkeit: also Schlachtenglück und Schlachtenunglück, Schicksale einer gewaltigen Herrscherfamilie, religiöse, politische Färbung charakteristischer Art. Sie haben erwartet, in Wien gleichsam die ästhetische Verkörperung aller dieser Ideen zu finden. Und in der Tat, als sie den Stefansdom, die Votivkirche, die Burg, die Schatzkammer, die Kapuzinergruft, Schönbrunn und Laxenburg besuchten, da fand gewiß ihre bereitwillig mitarbeitende Phantasie reichen Anhalt. Aber doch keine volle Befriedigung. Diese

erwarteten sie nun zuversichtlich in den kolossalen Museen zu beiden Seiten des Maria Theresien-Denkmals gegenüber der Kaiserburg zu finden, in dem einen vielleicht alle natürlichen Bezüge Österreichs zu seinem Grund und Boden und zu den Ländern der Welt, in dem andern die geistigen Bezüge.

Aber hier begann die Enttäuschung. Allerdings zum Teil durch ihre Schuld. Denn es war ja alles da, nur nicht so leicht zu finden. Darum haben sie sich ja eben an mich als an einen seinem Aussehen nach „Intellektuellen" gewandt. Ein peinliches Schamgefühl überkam mich, daß ich ihrer Erwartung so schlecht entsprochen hatte. Ich hatte eigentlich die tapfere Frau, die sich allein zur einleitenden Frage vorgewagt hatte, vor ihrer Familie blamiert und damit mich selber und mein Land, meine Stadt. Nun erst senkte sich der »esprit d' escalier« auf mich herab, ich wäre gerne umgekehrt, um ihnen etwa folgendes zu sagen: Diese Sammlung ist nicht eigentlich fürs Volk da, nicht fürs Reich und nicht für die Stadt, nicht für die Kultur, nicht um das darzustellen, was hier seinen Mittelpunkt hat, sondern sie ist hauptsächlich für die Kunsthistoriker da, damit diese daran Kunstgeschichte studieren können. Allerdings ist auch nebenbei manches mitaufgenommen, was ein stoffliches, ein lokales Interesse haben kann, wenn etwa zufällig einer der kunsthistorischen Vertreter einer alten oder neuen Schule die Phantasie gehabt hat, dergleichen zu malen. So ist, wie ich mich nun erst nachträglich erinnere, doch ein Bild des Kaisers, auch, wenn ich nicht irre, eins der Kaiserin da und manches, was Sie vielleicht als Besucherin von Wien ebenso interessieren mag.

Aber als mir all das einfiel, war ich schon längst die Treppe hinab und weit weg, es war nicht mehr daran zu denken, die „fragende Frau" wieder aufzufinden.

Ich nahm mir aber vor, als Buße für meinen Mangel an Geistesgegenwart die Sache gründlich zu überdenken, damit ich in künftigen Fällen besser gerüstet sei und solchen Fragen gegenüber die Berechtigung des modernen Museumswesens besser verteidigen könne.

Denn ich möchte es, um nicht allzu radikal zu werden, nicht allzusehr betonen, daß eigentlich das Museum, wie es heute ist, den Zusammenhang mit dem Leben und mit der Praxis ganz verloren hat. Ist aber die Kunst der Kunstgeschichte wegen da? Nein, gewiß nicht. Eher ist sie noch der Kunst wegen da, Selbstzweck; aber auch das nur in Hinsicht auf das Leben. Die befreiende, erhebende Wirkung der absoluten, reinen Kunst, wenn es eine solche gibt, ist nur dadurch möglich, daß ihr das Leben mit seinem ganzen Kontrast gegenübersteht. Darum muß selbst nach der L'art-pour-l'art-Ästhetik die scheinbar zwecklose Kunst ebenso auf das aktuelle Leben um uns abgestimmt sein, wie etwa ein Gebäude auf die Landschaft, ein Denkmal auf den Platz, eine Farbe auf ihre Umgebung. Aber damit ist schon der absolute L'art-pour-l'art-Standpunkt überwunden und widerlegt. Damit ist der Künstler aus der bequemen Festung der Gleichgültigkeit fürs Leben vertrieben. Gerade der L'art-pour-l'art-Künstler gefällt sich in beabsichtigtem Kontrast zur Auffassung des Philisters, und das ist schon ein höchst praktisches Programm jenseits der Kunst.

In der Tat ist es mir, soviel ich mich anstrenge, nicht möglich, ein Kunstwerk anders entstanden zu denken als aus dem Leben, als Ausdruck des Lebens, Impression desselben, sei es nun dem Leben hingegeben oder über das Leben hinausweisend.

Für das Atelier, für das Museum schafft die Kunst nicht. Oder doch nur eine ganz unlebendige „literarische“ Scheinkunst. Sowenig wie die Natur fürs Museum, fürs Herbarium schafft.

Und in der Tat ist der ganze Bestand eines modernen Staats- oder Hofmuseums durchaus anderen Kunstzwecken entnommen, den Kirchen, den Palästen, dem Privathaus. Es ist lauter entwurzelte, getrocknete, künstlich konservierte Kunst. Es ist gut und verdienstvoll, daß sie so konserviert wird, aber es ist nicht das einzige, das höchste Ziel des Kunstschaffens. Gewiß, ich genieße die Raffaelische Madonna bequemer an der gut beleuchteten Wand im Museum, aber sie kann doch ganz nur dann gewürdigt werden, wenn ich weiß, für welche Kirche, welchen Zweck, welche Veranlassung sie bestimmt war. Raffael hat nicht gemalt, um für die Kunstgeschichte ein Musterbeispiel seiner Schule zu liefern, sondern um für einen bestimmten Zweck des Kulturlebens den treffendsten ästhetischen Ausdruck zu geben.

Vielleicht löst sich in der Richtung dieser Gedanken auch die neuerlich wieder angeregte Frage nach dem Verhältnis der Kunst zur öffentlichen Moral. In unseren Museen hängen in reichlicher Zahl Bilder, die nicht leicht ein Familienvater in seinen Salon hängen wird. Nicht etwa nur wegen der Nuditäten. Auch die kirchliche Kunst kennt Nuditäten, Kreuzigungen, Martyrien, Verklärungen, Adam und Eva, St. Sebastian usw. Das ist alles in der Ordnung, das hat seine Existenzberechtigung im Stoff, in der Aufgabe. Das gehört also auch in die Öffentlichkeit, in die Kirche und, wenn man es schon einmal der Kirche genommen hat, ins Museum. Aber Studienakte, selbst des größten Künstlers, sind nicht von ihm für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen, sondern fürs Atelier, für das Selbststudium, für Schüler, für Mitstrebende. So hat Raffael dergleichen dem Dürer geschickt, ihm seine Hand zu weisen. Man findet in der Tat solches in den Mappen der Handzeichnungen ausgestellt für Studierende der Technik und der Geschichte.

Aber außerdem sind unsere Museen sehr reich an Darstellungen, die ursprünglich weder für das Atelier noch weniger für die Kirche, auch nicht gerade für die Empfangsräume der Schlösser, Häuser und Villen bestimmt waren, sondern gewiß nur für die Chambres particulières kunstsinniger Mäzene; dazu gehören die Danaen, Ledas, Jos und dergleichen, allenfalls auch die Darstellungen von ehrsamen Ehefrauen als Venus, wie sie brave Ehemänner zum Preise der Kunst und ihrer Eheliebsten bestellten oder wie Rubens und andere ihre eigenen Frauen verewigten. Ich halte diesen Vorgang für gut künstlerisch und nicht unbedingt für unmoralisch. Aber ich bezweifle es sehr, daß diese Künstler und ihre Besteller so geschmacklos waren, dergleichen Darstellungen der vollen Öffentlichkeit preisgeben zu wollen. Das, was allenfalls ins Boudoir, ins eheliche Zimmer gehört, verändert sowohl vom ästhetischen Standpunkt wie von dem des Anstands und Geschmacks ganz seinen Charakter, wenn es an einen anderen Ort kommt oder in hunderttausend Ansichtskarten verbreitet wird.

Aber lassen wir dies heikle Thema; es ist mir schon deshalb unsympathisch, weil es sich da um negative Maßregeln der Kulturpflege handelt. Wenn man glaubt, verbieten und konfiszieren zu müssen, dann ist das immer ein Zeichen, daß ein großer Fehler in der positiven Kulturpflege seit langem verwirrend gewirkt hat. Das Volk sucht das Unmoralische oder Zweifelhafte nur dann auf, wenn es auf dem eigentlichen, hohen Gebiete der großen Kunst ausgehungert wird.

Damit komme ich wieder auf mein Urphänomen der „fragenden Frau". Das Volk sagt sich, seiner ungeschriebenen Ästhetik gemäß: So gut es eine Kunst für die Kirche, eine für die Kaiserburg, eine für die Straße, fürs Haus usw. gibt, so gut muß es auch eine Kunst fürs Museum geben, wenn man schon wirklich in einer Hauptstadt der Kunst einen solchen Tempel errichtet. Dort bloß eine zufällig zusammengekommene Häufung verschiedenartigen kunsthistorischen Materials zu finden, das befriedigt nicht ganz. Aber was erwartet man denn? Ganz einfach die künstlerische Darstellung der Ideen, der treibenden Kräfte, der Personen, der Entscheidungen, die diesen Kulturmittelpunkt da zu dem machen, was er wirklich ist, nicht nur in der Phantasie des Volkes und der Völker, sondern auch wirklich in real wirkender Macht. Man erwartet den Daseinsgrund und die Daseinskräfte dieses Reichs sinnlich und sinnbildlich vor sich zu sehen, so daß man es glaubt und versteht, warum dies alles noch so besteht, warum es nicht zerfällt und zerfallen kann, wenn auch die vernünftelnde Kritik das Dasein nicht begreift und den Zerfall voraussagt und fordert. Man erwartet alle die großen Traditionen lebendig und anschaulich vor sich zu sehen, die noch immer fortwirken, man erwartet die sonst verborgene Maschine, die all das heute bewegt und morgen bewegen wird, gewissermaßen geöffnet und einleuchtend erklärt zu sehen. Denn das läßt sich die Ästhetik des Volkes nicht nehmen: Ideen müssen wirklich werden, müssen sich verkörpert zeigen. Es sind wirkliche, sinnlich erscheinende Menschen, die all das machen und vertreten, Menschen und ihre Handlungen, ihr Beharren und ihr Fortschreiten, ihr Leiden und ihr Tun. Man verlangt ein Museum, darin man allen neun Musen die Frage vorlegen kann: Wollt ihr uns das Wesentliche dieses Reiches zeigen? Das Unsichtbare sichtbar machen, das Unanschauliche anschaulich, überzeugend, hinreißend, werbend, so daß der Bürger wie der Fremdling, der die Hauptstadt besucht, sagen kann: Ja, ich habe durch die Mittel einer vollendeten Kunst den Inhalt alles dessen, was ich vom Wesen und der Bedeutung dieses Staates gefühlt und geahnt habe, leibhaftig verkörpert gesehen, nicht in einem faden Regentenverzeichnis, nicht in einem gemalten oder gemeißelten historischen Herbarium, sondern in unmittelbar packender, in wirklich künstlerischer Weise.

Ich verlange damit natürlich nicht eine Umgestaltung unserer bestehenden Museen. Die müssen bleiben. Unsere Epigonenzeit braucht solcher toten Scheunen klassifizierten toten Materials. Es ist das beste, was uns da zu tun bleibt. Aber wie gesagt, das ist noch lange keine lebendige Kunstpflege, das ist nicht im entferntesten die Lösung der Aufgabe, die unsere lebendige Kunst dem Leben gegenüber hat.

Da erinnere ich mich, daß ich schon vor einigen Jahren die Idee einer österreichischen Ruhmeshalle oder Walhalla oder Wartburg ausgesprochen habe und damit eben ein solches lebendiges Museum gemeint habe. Ich habe es damals für den Leopoldsberg vorgeschlagen. Seitdem ist mir's klarer geworden, daß der bessere Standpunkt die niedere, aber die Stadt noch mehr beherrschende Höhe des Nußbergs sei, ebendort, wo der Wald- und Wiesengürtel sich gegen Nußdorf zurückwenden wird.

Diese Idee ist einstweilen zurückgelegt worden. Es war noch nicht an der Zeit. Noch war der Skeptizismus zu groß, noch glaubte man nicht genügend an jene idealen Faktoren, die dem Staate Leben gaben und immer Leben geben werden. Es war ein ästhetischer Mangel unserer etwas barbarischen Zeit. Sie sieht nur tote Museumskunst, sie sieht und ahnt nicht die lebendige Lebenskunst. Der Vorwurf trifft die Künstler und Kunstfreunde ebenso wie die Staatsmänner und Volksmänner. Denn ebenso, wie man die Macht der Ideen unterschätzt, ebenso unterschätzt man die Macht der Kunst, die jene Ideen zu bilden, zu schöpfen, zu verlebendigen hat.

Und da komm' ich wieder zu meiner „fragenden Frau". Sie, als Vertreterin der Ästhetik des Volkes, hat jenen doppelten Mangel nicht gekannt. Sie war überzeugt von der Macht und der Bedeutung beider Faktoren, Leben und Kunst, wenn auch in naivster Weise. Sie hatte das Gefühl, daß Wien ein geistiger Mittelpunkt großer kulturhistorischer Wirkungen sei, sie hatte das Gefühl, daß die Epoche dieser Wirkungen nicht etwa schon längst vorbei sei, sondern gerade heute kulminiere, sie hatte endlich das Gefühl, daß all das hier irgendwie zur wirkungsvollen ästhetischen Erscheinung kommen müsse. Sie glaubte an den Staat, an das Leben, an die Kunst. Und sie mochte mir zumuten, daß ich nach meinem Aussehen denselben Glauben hegen mochte. Darin hatte sie auch recht, diese sinnige Wala; nur kam ihre Frage etwas zu früh.

Oder sollte es doch schon bald an der Zeit sein, mit der Ästhetik des Volkes Ernst zu machen? Für diesen Fall wiederhole ich einstweilen einige meiner damals in einer Broschüre vorgebrachten Argumente.

Der Staat zieht Generationen von Künstlern auf. Er muß ihnen darum auch zu tun geben. Die Staatsschule lehrt die Künstler alle formalen Fertigkeiten; man muß sie aber auch belehren, wie sie diese Fertigkeiten anzuwenden haben. Es ist die schlechteste Kunstpolitik, Jahr für Jahr aus den überflüssigen und sonst nicht verwendeten Werken der lebenden Künstler einige zufällige Werke für Museen und Galerien auszuwählen, sintemalen die Kunst nicht nur für Museen, für katalogisierende Sammlungen da ist, sondern für die Zwecke des Lebens. Also Hauskunst fürs Haus, Kirchenkunst für die Kirche, Staatskunst für den Staat. Die öffentlichen Denkmäler, Hallen, Burgen sind mit Kunstwerken auszustatten, die sich auf öffentliche, allgemeine Ideen beziehen. Nach solchen Grundsätzen ließ man etwa in der Renaissancezeit von einem Raffael Villen, Privatzimmer, Kirchen oder Staatszimmer (Stanzen) verschiedenartig dem jeweiligen Zwecke gemäß ausschmücken.

Eine große Kunstperiode ist eben zum Abschluß gekommen. Mit großen Mitteln, zum Teil vielleicht mit Verschwendung, wurde der letzten Generation von Künstlern durch die großartige Stadterweiterung mit ihren Monumental-

bauten eine würdige Betätigung verschafft. Es ist höchste Zeit, neue künstlerische Aufgaben zu stellen. Es ist Zeit, einen künstlerischen Generalplan für die nächste Generation zu entwerfen. Welche öffentlichen Gebäude, Denkmäler, Museen sind not? In welchem Sinn sind sie zur einheitlichen organischen ästhetischen Ausgestaltung der Stadt und ihrer Umgebung vorzubereiten?

Endlich, welches sind die für Staat und Stadt, für Land und Reich wichtigen Ideen, Vorstellungen, Traditionen, Männer und Taten, die noch nach künstlerischer Darstellung verlangen? Welche bedürfen mit Rücksicht auf die verschiedenen auszuschmückenden Plätze einer besonderen, intimeren Darstellung? Welche sollen im Zusammenhang mit öffentlichen Gebäuden, Gärten, Kirchen erscheinen? Welche Grundideen bedürfen einer zusammenfassenden Versinnbildlichung als Museum, als Walhalla, als Ruhmeshalle, zu gleicherzeit als Akropolis, als landschaftlicher Abschluß und Bekrönung des Stadtbildes? Das Programm müßte ausgearbeitet werden, wenn wir eine volle Erhebung des Lebens zur Kunst, eine volle Hingabe der Kunst an das Leben im klassischesten Sinne anstreben. Die Künstler sind daran nicht mehr interessiert als wir alle. Wir alle brauchen neben der Museumskunst diese Lebenskunst.



Ghasel.

Von Adolf Linhardt.

O hoher Herr in heil'gen Himmelshöh'n,
Du unser Hort, erhöre unser Fleh'n!
Wir rufen dich! Beleuchte unsern Schritt,
Daß ewig wir die rechten Wege geh'n.
Behüte uns in Gnade und in Huld,
Wenn wir bedrängt am Dornenpfade steh'n,
Begleite uns und reich uns deine Hand,
Wenn schutzlos wir zu deinen Sternen seh'n.
Gib Stärke uns, gib Kraft uns, gib uns Mut,
Daß fest wir sind in droh'ndem Sturmesweh'n,
Und laß die Zukunft, die uns unbekannt,
Laß friedlich sie aus deiner Hand entsteh'n.
O hoher Herr, du aller Frommen Hort,
Wir rufen dich! Erhöre unser Fleh'n!





Die Bedeutung des hl. Johannes Chrysostomus in der Literatur.

(Zur 15. Zentenarfeier seines Todes.)

Von Dr. **August Naegle.**

Chrysostomus, dessen 1500jähriger Todestag — er starb am 14. September 407 in der Verbannung zu Comana in Pontus — erst kürzlich gefeiert werden konnte, ist wohl eine der sympathischesten Erscheinungen der ganzen Kirchengeschichte, kann aber nicht zu jenen prononciert auftretenden Individualitäten gezählt werden, welche auf die Entwicklung der kirchlichen Wissenschaft den maßgebendsten Einfluß ausgeübt haben. Einem Tertullian, Origenes, Augustinus, Cyrillus von Alexandrien läßt er sich in letzterer Beziehung nicht an die Seite stellen. Als Bekennerbischof, als Martyrer seiner Überzeugung ist seine Persönlichkeit in hohem Maße geeignet, allen späteren Geschlechtern und auch unserer Zeit als leuchtendes Vorbild vor Augen geführt zu werden. Dies ist auch der Grundgedanke, von welchem Papst Pius X. in seinem am 22. Juli 1907 zu Händen des Kard. Vinzenz Vannutelli erlassenen Breve ausgeht. Der hl. Vater wünschte freudigen Herzens die feierliche Begehung des 1500jährigen Todestages dieses »insignis vir, sapientissimus antistes«, der, auf den Patriarchenstuhl von Konstantinopel erhoben, »officia episcopalis muneris nulla hominum verecundia, nullo periculorum metu diligentissime ac fortissime explevit« und so »aetati huic nostrae« ein glänzendes Beispiel »ad imitandum« ist. Immerhin ist auch die literarische Bedeutung des hl. Chrysostomus nicht zu unterschätzen, der, wie ebenfalls Papst Pius X. rühmend erwähnt, von der dankbaren Kirche zum »Doctor Ecclesiae« erhoben und durch Leo XIII. zum Patron der christlichen Beredsamkeit, »sacris oratoribus exemplum simul et patronus« erkoren wurde. Übertrifft doch Chrysostomus in Bezug auf literarische Produktivität alle Schriftsteller der griechischen Kirche.

Unter den zur 15. Zentenarfeier des Todes des großen Bischofs erschienenen Arbeiten verdient insbesondere die ausgezeichnete Festschrift des Benediktiners Chrysostomus Baur, »S. Jean Chrysostome et ses œuvres dans l' histoire littéraire« (Louvain et Paris 1907) die dankbarste Beachtung und die weiteste Verbreitung. Wir erhalten auf 311 Seiten in gedrängter, knapper Form einen trotzdem eingehenden und instruktiven Einblick, welch hervorragende, einflußreiche Rolle die Werke des Heiligen innerhalb der literarischen Welt der verflossenen 1500 Jahre gespielt haben. Gewiß die schönste und treffendste Ehrengabe, die für literarische und wissenschaftliche

Kreise dem Andenken des ehemaligen Redners und Schriftstellers auf dem Patriarchenstuhle zu Konstantinopel gewidmet werden konnte.

Was zunächst des Chrysostomus Schriften selbst betrifft, so sind vor allem zu nennen seine zahlreichen Erklärungen der verschiedensten Bücher der hl. Schrift in Form von Homilien. Zum alten Testamente sind erhalten 67 Homilien über die Genesis, die Kommentare von ungefähr 60 Psalmen; wahrscheinlich hat er jedoch den ganzen Psalter exegesiert. Über einzelne Kapitel der Königsbücher handeln 5 Homilien de Anna, 3 de Davide et Saule. Andere Kommentare zu einzelnen Teilen der poetischen und prophetischen Bücher bedürfen bezüglich der Authentizität noch genauerer Untersuchung. Von den Erklärungen zum neuen Testamente besitzen wir 90 Homilien zum Matthäus-, 88 zum Johannesevangelium, 55 zur Apostelgeschichte, Kommentare zu sämtlichen Briefen des hl. Paulus und schließlich noch eine beträchtliche Anzahl von Homilien, welche diverse Einzelverse der hl. Schrift exegetisch behandeln. Aus der langen Reihe sonstiger Predigten mannigfaltigsten Inhalts ragen hervor die 21 sogenannten Säulenreden (de statuis ad populum Antiochenum), 8 Homilien adversus Judaeos, 12 contra Anomoeos über die Unbegreiflichkeit Gottes und die Wesenseinheit des Sohnes mit dem Vater, 2 Katechesen an die Täuflinge, 9 Homilien de poenitentia, Festreden auf die wichtigsten Feste des Jahres, Lobreden auf verschiedene Heilige, namentlich 7 zu Ehren des Völkerapostels Paulus. Von eigentlichen Abhandlungen, die nicht spezifisch homiletischen Charakter tragen, führe ich an die „Auf den hl. Babylas und gegen Julian und gegen die Heiden" betitelte Schrift und die „Wider die Juden und Heiden", welch beide den Beweis der Gottheit Christi bezwecken, also apologetischer Tendenz sind. Die meisten der übrigen Traktate bewegen sich auf moralisch-asketischem Gebiete, so die 6 Bücher „Über das Priestertum", das Büchlein „Vom jungfräulichen Stande", zwei Mahnschreiben „An den gefallenen Theodor", drei Bücher „Gegen die Bekämpfer des Mönchslebens", die Trostschrift „An den in Verzweiflung geratenen Freund Stagirius", ein kleines Schreiben, gerichtet an eine junge Witwe usw. Dazu kommen etwa 238 Briefe, die fast ausnahmslos aus der Zeit des 2. Exils des Heiligen stammen. Unter ihnen verdienen besondere Erwähnung die 17 Briefe an die Witwe und Diakonissin Olympias.

Welch außerordentlicher Beliebtheit sich Chrysostomus in der Folgezeit erfreute, das bezeugt vor allem die ungemein zahlreiche Überlieferung seiner Werke sowohl in griechischen Manuskripten wie in verschiedenen Übersetzungen. Chr. Baur hat die Kataloge von 66—70 orientalischen und okzidentalischen Bibliotheken, die er ausdrücklich mit Namen anführt, genauestens geprüft und zählt 1917 griechische Handschriften, die vor dem 16. Jahrhundert entstanden sind und von denen jede mindestens eine Homilie unseres Heiligen enthält. Würde man dazu noch die neueren Manuskripte rechnen, die Katenen, Florilegien, Heiligenkalender usw., so wäre die Ziffer 2500 für die bekannten griechischen Chrysostomus-Manuskripte nicht zu hoch gegriffen. Dabei kommt noch in Betracht, daß wir selbstverständlich im Laufe der Jahrhunderte infolge der mannigfaltigsten Wechselfälle eine jetzt nicht mehr abzuschätzende Anzahl von Handschriften verloren haben und auch von vielen orientalischen Bibliotheken bis heute noch keine Kataloge existieren.

Der reichste Vorrat von Chrysostomus-Manuskripten befindet sich gegenwärtig in Paris; Baur zählte deren mehr als 475, in 17 Klöstern des Athos 285, in Oxford 203, in Wien 85 usw. Ihrem Alter nach gehören sie allen Epochen seit dem achten Jahrhundert an. Am häufigsten vorhanden sind unter den von Baur eingesehenen Manuskripten die Kommentare zur Genesis (180), zum Matthäusevangelium (174), zum Johannesevangelium (92), die 21 Säulenhomilien (64), die Schrift über das Priestertum (60). Noch mehr gewinnen diese Ziffern an Bedeutung, wenn man sie vergleicht mit der geringen Anzahl von Exemplaren, in denen andere berühmte griechische Kirchenväter sich vorfinden. So z. B. besitzt von dem bekannten Panarion des Epiphanius, d. i. von dessen am meisten zitiertem Werke, das Kloster Athos mit der größten Bibliothek des Orients kein einziges Manuskript, ebenso nicht die Bibliothek zu Wien; Paris weist hievon eine Handschrift und diese erst aus dem 16. Jahrhundert auf. Interessant ist auch die Konstatierung Baurs, daß in dem Pariser Handschriftenkatalog griechischer Manuskripte die Aufzählung der Chrysostomus-Handschriften 21 Kolumnen beansprucht, die von Gregor von Nazianz bloß 10, von Basilius 7, von Ephräm 5, von Athanasius 3, Cyrillus Alexandrinus 2½, Epiphanius 1. Fast das nämliche Verhältnis findet sich in allen derartigen Katalogen. Wenn irgendwo, ist hier die Statistik beweisend.

Ein Zeugnis für die weit ausgedehnte Verbreitung der Werke des heiligen Chrysostomus bieten auch die so zahlreichen Katenen und Anthologien, zu denen der Bischof gewöhnlich den Löwenanteil lieferte. Der Patriarch Photius hat z. B. 22 Predigten über den Tod, 22 auf Ostern, 17 auf Pfingsten gekannt, die vollständig zusammengesetzt sind aus Chrysostomus-Stellen. Dasselbe Moment spiegelt sich in der ungemein umfangreichen Apokryphenliteratur wieder, indem so manche Fälscher ihre eigenen Elaborate glaubten nicht besser schmücken und anpreisen zu können als mit dem hochangesehenen Namen eines Chrysostomus.

Es ist leicht begreiflich, daß bei der raschen allgemeinen Hochschätzung, deren sich des Chrysostomus Schriften in der griechischen Kirche erfreuten, sie bald auch die Aufmerksamkeit der übrigen christlichen Nationen auf sich lenkten. In der Tat finden sich schon frühzeitig Übersetzungen in verschiedene Sprachen. Armenische Übertragungen sind von den Mechitaristen auf S. Lazzaro bei Venedig in großer Anzahl veröffentlicht worden, so namentlich 1887 der Kommentar zu Isaias in nachträglicher lateinischer Übersetzung aus einem armenischen Manuskript des 12. Jahrhunderts, das aber seiner Sprache nach offenbar auf Abfassung im 5. Säkulum schließen läßt, ferner schon 1818 zwei armenische Bände mit „Reden" des heiligen Chrysostomus, 1826 drei Bände mit den „Homilien zu Matthäus", 1861 ein Band mit „Reden", 1862 zwei Bände unter dem Gesamttitel „Erklärung der Briefe des hl. Paulus" usw. — Von syrischen Übersetzungen datieren die ältesten bis jetzt aufgefundenen aus Manuskripten des 7. und 8. Jahrhunderts. Einer der syrischen Übersetzer ist Jakob von Edessa, † 708, welchem in einem florentinischen Manuskript die Übertragung des Kommentars zu Psalm 6 zugeschrieben wird. Erwähnenswert sind noch koptische Übersetzungen aus dem 8. und arabische aus dem 11. bis 13. Jahrhundert.

Im lateinischen Abendland hat sich der Name des Chrysostomus noch zu Lebzeiten seines Trägers einen hervorragenden Platz errungen. Der hl. Hieronymus reiht in seinem 392 verfaßten Büchlein »De viris illustribus« Chrysostomus, der damals noch einfacher Priester war, unter die illustren Männer ein. Der erste Übersetzer von Werken des Chrysostomus ins Lateinische war ein Pelagianer, der Diakon Anianus von Celeda. Er glaubte die Worte des berühmten, feurigen Kanzelredners, welcher nicht erlahmte, seine Zuhörer zu moralischer Energie und zu ausdauernder Initiative bei Betretung des Tugendweges zu ermahnen, sie ins Extrem ausbeutend, zu Gunsten der pelagianischen Irrlehre benützen zu können. Dies offenbar der Grund, weshalb er zwischen 415—419 die 7 Homilien über den heiligen Paulus, die Homilie an die Neophyten und eine Reihe anderer Homilien, gegen 419 die ersten 25 Homilien des Kommentars zu Matthäus übersetzte. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts ließ Cassiodor die 34 Homilien zum Hebräerbrief und 55 Homilien zur Apostelgeschichte übersetzen, erstere, wie er ausdrücklich hervorhebt, durch einen gewissen Mutianus, jedenfalls einen der Mönche, die sich mit Cassiodor in die Einsamkeit zurückgezogen hatten. Ein weiterer Übersetzer ist erst wieder bekannt aus dem 12. Jahrhundert, da Burgundio von Pisa des Chrysostomus Homilien zum Evangelium des heiligen Johannes und einen Teil seines Kommentars zur Genesis übertrug. In den Fortsetzungen zu des Hieronymus bereits genannter Schrift ist die Rede von weiteren Übersetzungen noch einiger anderer Schriften des Chrysostomus, die vielleicht ebenfalls auf Anianus zurückgeführt werden dürften, so bei Gennadius, bei Isidor von Sevilla und beim Anonymus von Melk. Eigentlich ist die Zahl der bekannten lateinischen Chrysostomus-Übersetzer bis zum Ende des Mittelalters nicht gerade groß zu nennen. Dem entspricht auch die im Verhältnis zu der oben angeführten stattlichen Reihe griechischer Manuskripte geringe Anzahl lateinischer mittelalterlicher Chrysostomus-Handschriften. Baur hat, um auch hierzu statistisches Material zu gewinnen, die Kataloge von ungefähr 64 Bibliotheken durchforscht und gegen 360 lateinische Handschriften aus dem 7. bis 15. Jahrhundert exklusive mit echten Werken des Heiligen gefunden. Er kommt zu dem Resultate, daß man im lateinischen Mittelalter kaum ein Viertel sämtlicher, heutzutage als authentisch geltender Schriften des Chrysostomus kannte. Wie bei den Griechen, so wurden auch im lateinischen Mittelalter Jahrhunderte lang minderwertige Apokrypha unter dem Namen des Chrysostomus weitergeschleppt und verbreitet. Das bekannteste Beispiel hierfür ist das sogenannte Opus imperfectum in Matthaeum, wahrscheinlich das Elaborat eines Arianers aus dem 5. Säkulum. Den ersten gelinden Zweifel an dessen Echtheit äußerte Vinzenz von Beauvais im 13. Jahrhundert. Wissenschaftliche Beweise für den tatsächlich apokryphen Charakter brachte zuerst Erasmus bei und fand allmählich allgemeine Zustimmung.

Ein beträchtlicher, tief einschneidender Umschwung in der Kenntnis und Verbreitung des Chrysostomus in der lateinischen Kirche trat ein, als in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die infolge Vernichtuug des griechischen Reiches in das Abendland zahlreich importierten griechischen Gelehrten dorthin auch die literarischen Schätze ihrer Heimat mitbrachten. Der aufstrebende sogenannte Humanismus weckte im Okzidente den ihm fast gänzlich abhanden

gekommenen Geschmack am Griechischen. Nicht bloß die Klassiker aus der griechisch-heidnischen Glanzperiode, auch die griechischen christlichen Schriftsteller wurden mit Vorliebe ins Lateinische übertragen. Die gefeiertsten Humanisten, wie z. B. ein Ambrosius Camaldulensis und Erasmus, waren unermüdlich tätig in der Übersetzung und Herausgabe der Werke speziell des Chrysostomus. Die Zahl der Gelehrten, welche mindestens eine oder die andere seiner Schriften übersetzten, ist gegen Ende des 15. Jahrhunderts ungemein groß. Vergessen darf auch nicht werden, daß von nun an zur rascheren Verbreitung aller Literaturerzeugnisse die gerade damals erfundene Buchdruckerkunst von höchstem Belang war.

Die aufstrebende historische Kritik wie die wesentliche Erleichterung der Vervielfältigung legten es nahe, allmählich an eine Ausgabe sämtlicher Werke des Chrysostomus zu denken. Bis zum heutigen Tage kommen vornehmlich drei Gesamtausgaben des griechischen Originaltextes in Betracht, nämlich die des anglikanischen Engländers H. Savile, des Jesuiten Fronton du Duc (Fronto Ducaeus) und des Mauriners B. de Montfaucon. Die beiden letzteren haben dem griechischen Text auch eine lateinische Übersetzung beigefügt. Wenn auch Fronton du Duc die ersten beiden Bände bereits 1609 veröffentlichte, aber ohne Varianten und Noten, so ist es doch berechtigt, Savile das Verdienst der Priorität zuzusprechen, da er 1612 mit einem Schlag sämtliche Chrysostomus-Schriften auf einmal herausgab. Fronto Ducäus hat dann seinen ersten beiden Bänden Noten im Anschluß an Savile beigefügt und hat letzteren überhaupt für die Ausgabe der folgenden Bände benützt. Savile, welcher der Sache einen großen Teil seines sehr beträchtlichen Vermögens opferte, war zu dem Unternehmen wegen seiner vorzüglichen philologischen Kenntnisse in besonderem Maße befähigt. Die gebrauchten Manuskripte, die er an fremden Bibliotheken zum Teil mit Hilfe der englischen Gesandten und Konsuln kopieren und kollationieren ließ, sind überall unter dem Texte angegeben. Seine Stärke liegt in der Kritik und, wenn nötig, in der kritischen Rekonstruierung des Textes, sodaß die Savile'sche Ausgabe textlich allgemein als die beste gilt, während sie bei Sichtung der Schriften mit Rücksicht auf deren Authentizität viel zu wünschen übrig läßt. Savile hat eine große Anzahl von Homilien als echt oder wenigstens als zweifelhaft aufgenommen, die den Stempel der Unechtheit offen an der Stirne tragen. Die Ausgabe erschien 1612 zu Eton in der Nähe von Windsor in acht Foliobänden und wurde seitdem nicht mehr gedruckt. Von der zweiten Gesamtedition ist nur die Hälfte auf den Jesuiten Fronton, dessen Namen sie trägt, zurückzuführen. Er veröffentlichte in den Jahren 1609—1624 sechs Bände. Die übrigen sechs besorgten erst 12 Jahre nach Frontons Tode 1636 Ch. Morel und S. Cramoisy zu Paris. Das ganze Werk wurde seitdem wiederholt aufgelegt. Gerade 100 Jahre nach den ersten beiden Editionen fühlten die Benediktiner von S. Maur, welche sich die Aufgabe gesetzt hatten, das patristische Quellenmaterial neu aufzulegen, das Bedürfnis auch nach einer neuen Chrysostomusausgabe. Das Unternehmen wurde dem besten Hellenisten der Kongregation, Bernhard von Montfaucon, anvertraut. Im J. 1718 erschienen die ersten beiden Bände; das ganze Werk wurde aber erst 1738 mit dem 13. Folioband vollendet. An Reichhaltigkeit der benutzten

Manuskripte übertrifft die Ausgabe wohl ihre Vorgängerinnen, weist aber sowohl in Textkritik wie bei Sonderung der einzelnen Schriften in Bezug auf ihre Echtheit noch viele Mängel auf, sodaß der Verdacht nicht unbegründet erscheint, Montfaucon habe die Hauptarbeit seinen jungen Mitarbeitern überlassen, ohne selbst eine strenge Kontrolle zu üben. Jedenfalls kann sie, was kritische Zuverlässigkeit anbelangt, der Mauriner Augustinus-Ausgabe nicht entfernt an die Seite gestellt werden. Trotzdem wurde sie als Gesamtedition bis zum heutigen Tage noch durch keine wesentlich bessere ersetzt, vielmehr allen folgenden Neudrucken zu Grunde gelegt. Auch die zur Zeit in allgemeinem Gebrauche befindliche Migne-Ausgabe, pars graeca t. XLVII—LXIV, Parisiis 1863, ist keine Neubearbeitung, sondern ein guter Nachdruck des Montfaucon. Nur die 90 Homilien zum Matthäusevangelium sind der 1839 zu Cambridge veröffentlichten Separatausgabe Fr. Fields entnommen.

Um einen Begriff zu geben von dem Interesse und der Hochschätzung, deren sich Chrysostomus ununterbrochen erfreute, gibt Baur einen Katalog von mehr als 950 Druckausgaben von dessen Gesamtwerken oder einzelnen Schriften. Er hat in die meisten persönlich Einsicht genommen und alle aufs genaueste bezeichnet durch Angabe des Druckortes, des Verlegers, des Herausgebers eventuell des Übersetzers, des Erscheinungsjahres, der Bändezahl usw. Auch ist mindestens eine Bibliothek beigefügt, in welcher ein Exemplar der betreffenden Edition zu finden ist. Griechische Druckausgaben einschließlich der oben genannten Gesamteditionen kennt Baur 367, von denen sehr viele mit nebenstehender lateinischer, einige mit französischer, englischer, italienischer, spanischer Übersetzung ausgestattet sind. Lateinische Ausgaben ohne den griechischen Originaltext werden 297 vorgeführt, darunter 28 Gesamteditionen. Außerdem existiert eine sehr beträchtliche Anzahl von Übersetzungen einzelner Schriften in moderne Sprachen. Was das Alter der einzelnen Ausgaben betrifft, so zählt Baur 46 Inkunabeln — während z. B. von Schriften des hl. Basilius bloß 17 Inkunabeln bekannt sind, von Athanasius 4, von Cyrillus von Jerusalem und Johannes von Damaskus ebenfalls je 4, von Gregor von Nazianz nur 1; — 384 Chrysostomus-Ausgaben gehören dem 16. Jahrhundert an, 135 dem 17., 99 dem 18., 272 dem 19. und 15 den wenigen Jahren des begonnenen 20 Säkulums. Dabei gesteht Baur zu, daß sicherlich mehr als 100 Ausgaben nicht zu seiner Kenntnis gelangt sind.

II.

Noch zu Lebzeiten des Bischofs haben seine Werke die weiteste Beachtung und Anerkennung gefunden, wie die oben bereits zitierte Bemerkung des hl. Hieronymus vom Jahre 392 bezeugt, welcher das Büchlein „Über das Priestertum" — sicherlich in griechischer Sprache — selbst gelesen hatte. Und ein Jahr nach des Chrysostomus Tode, 408, berichtet Palladius, der älteste Biograph des Heiligen, von einer Äußerung des römischen Diakons Theodor: „Ich kannte ihn — Chrysostomus — nicht bloß dem Namen nach, sondern auch aus seinen Abhandlungen, Homilien und Briefen, welche zu uns gelangt sind." Zwischen 440 und 450 erklärt z. B. der griechische Kirchengeschichtschreiber Sokrates in seiner Kirchengeschichte VI, 4: „Ich will nicht reden von seinen — des Chrysostomus — Schriften und ihrer Schönheit,

da jedermann, der will, sie lesen und davon profitieren kann." Um dieselbe Zeit hatte der hl. Isidor von Pelusium in Ägypten einem gewissen Heraklius gegenüber seine Verwunderung ausgesprochen, daß dieser noch nichts von den Werken des Chrysostomus gehört habe, dessen Ruhm bereits bis zu den Grenzen der Erde gedrungen sei. „Und in der Tat," fährt er fort, „wer wäre nicht entzückt über seine Schriften? Wer möchte nicht der göttlichen Vorsehung Dank sagen, nach ihm zur Welt gekommen zu sein, um die himmlischen Klänge dieser Lyra genießen zu können, durch welche er es verstanden hat, noch besser als Orpheus, nicht Tiere, sondern die Menschen zu bannen?" Theodoret von Cyrus, ein begeisterter Schüler des hl. Chrysostomus († 458), hat nicht weniger als fünf panegyrische Reden zu Ehren seines Lehrers verfaßt, in denen es z. B. heißt: „Johannes befruchtet bis zum heutigen Tage die ganze Erde durch die Ströme seiner Lehre." Und der hl. Nilus, der früher eine glanzvolle Stellung im Staatsdienste zu Konstantinopel bekleidet, sich aber später zu den Mönchen auf dem Berge Sinai zurückgezogen hatte, legt in seiner Begeisterung für den Patriarchen diesem, der eigentlich Johannes hieß, als erster ein Epitheton bei, das in der Folge mit einer kleinen Änderung zum stereotypen Namen für ihn geworden ist. Er nennt ihn „einen wahren Goldfluß".

Denn schneller als man bei den tief eingewurzelten Gegensätzen hoffen konnte, ließen selbst die ausgesprochensten Widersacher des Chrysostomus ihre Opposition gegen seine Anerkennung fallen. Bekanntlich war die eigentliche Ursache seines Sturzes, seiner Absetzung und Verbannung die unversöhnliche Feindschaft des Patriarchen Theophilus von Alexandrien. Diese wurzelte nicht bloß in dem prinzipiellen theologischen Antagonismus zwischen der alexandrinischen und antiochenischen Schule, zu deren berühmtesten und charakteristischsten Repräsentanten Chrysostomus zu zählen ist, sie hatte auch ihre kirchenpolitische und persönliche Seite. Einmal war von jeher in der Kirche von Konstantinopel das Bestreben vorhanden, allmählich und immer mehr die kirchliche und politische Präponderanz von Alexandrien zu verdrängen, sodann hatte Theophilus gleich seinen Vorgängern, wenn auch vergeblich, seinen Einfluß auszuüben gesucht bei Besetzung des Patriarchenstuhles von Konstantinopel, indem er an Stelle des Chrysostomus seinen eigenen Parteigänger Isidor vorgeschlagen hatte. Kein Wunder, daß Theophilus, nachdem 404 infolge des Sturzes des Chrysostomus der vorläufige und äußere Sieg auf seiner Seite war, es in seiner skrupellosen Konsequenz auch zu erreichen wußte, daß zunächst Männer seiner Parteirichtung die so wichtigen Bischofsstühle von Konstantinopel und Antiochien bestiegen. Kaum war aber Theophilus 412 gestorben, als auch die Patriarchen von Antiochien (Alexander) und von Konstantinopel (Attikus) den Namen des Chrysostomus in die Diptychen ihrer Kirchen aufnahmen. Selbst Cyrillus, Patriarch von Alexandrien, der Neffe und Nachfolger des Theophilus, mußte bald der öffentlichen Meinung nachgeben und ließ schon vor 417 dem Opfer seines Onkels durch Einzeichnung in die Diptychen Gerechtigkeit widerfahren. Ja, Cyrillus ging noch weiter, indem er in einer gegen Nestorius gerichteten und an die Schwestern und die Gemahlin des Kaisers adressierten Denkschrift „Über den rechten Glauben" (Περὶ τῆς ὀρθῆς πίστεως) 429/430 sich auf das Zeugnis verschiedener

Theologen berief und darunter auch zwei Stellen aus des Chrysostomus Weihnachtspredigt (Migne, P. G. 56, 385/386 und 389) zitierte. So war es dem Neffen des größten, unversöhnlichen Gegners des verbannten und von Alexandrien aus so schwer bekämpften konstantinopolitanischen Bischofs vorbehalten, diesen zum erstenmal speziell als theologische Autorität zum Erweise der orthodoxen Kirchenlehre anzuerkennen und öffentlich ins Feld zu führen, wodurch auch dessen Rehabilitation von Seiten der alexandrinischen Schule offen dokumentiert war. Ein weiteres ehrendes Zeugnis läßt Cyrillus den Fähigkeiten des Chrysostomus zuteil werden, wenn er in einem Briefe an den Klerus Alexandriens rhetorisch fragt, ob Nestorius sich etwa einbilde, beredter zu sein als Chrysostomus.

Wenn auch die Alexandriner nachträglich Chrysostomus wieder hintanzusetzen bestrebt waren, so wuchs doch seine theologische Autorität von Jahr zu Jahr, namentlich seitdem nach der feierlichen Übertragung der Gebeine des Heiligen in die Apostelkirche zu Konstantinopel i. J. 438 sein Kult offiziell in der griechischen Kirche gepflegt wurde.

Die theologischen Schriftsteller, die in den christologischen Streitigkeiten des fünften Jahrhunderts eine Rolle spielen, zeigen sich mehr oder minder von Chrysostomus literarisch beeinflußt. Besonders deutlich tritt dies hervor in den Reden des Basilius von Seleucia und in den Schriften Theodorets von Cyrus, welche die genaueste Kenntnis des literarischen Nachlasses des Chrysostomus bekunden. Des Theodoret Begeisterung für und Abhängigkeit von Chrysostomus ging so weit, daß es scheint, als habe er nie die Feder zum Schreiben ergriffen, ohne vorher über die Werke seines Lehrers und Meisters meditiert zu haben. Auch Papst Leo I. benützt in seiner 449/450 an den Patriarchen Flavian von Konstantiopel eingesandten Epistola dogmatica, respektive in deren Nachtrag oder Komplettierung, zum patristischen Erweis der orthodoxen Lehre außer drei lateinischen Vätern noch Gregor von Nazianz, Cyrillus von Alexandrien und drei Stellen, die der Homilie des Chrysostomus »in Ascensionem Domini« entnommen sind. Dem Papste folgte das Konzil von Chalcedon 451 nach in seiner »Allocutio sancti et universalis Chalcedonensis concilii ad Marcionem imperatorem« und berief sich zur Stütze der von ihm dogmatisierten und spezialisierten Zweinaturenlehre neben Ambrosius, Basilius, Athanasius, Proklus, Cyrillus von Alexandrien u. s. w. auch auf Johannes, Erzbischof von Konstantinopel, aus dessen 10. (11.) Homilie zum Johannesevangelium ein bedeutungsvoller Satz zitiert ist. So war Chrysostomus von der höchsten kirchlichen Autorität, Papst und Konzil, definitiv als orthodoxer Zeuge der allgemeinen Kirchenlehre aufgenommen und als autoritativer kirchlicher Lehrer anerkannt.

Kein Wunder, daß nun in den kommenden dogmatischen Streitigkeiten der folgenden Jahrhunderte, die allerdings an Bedeutung sich mit der dogmatischen Entwicklung des 5. Jahrhunderts nicht messen können, die Berufung auf Chrysostomus zur ständigen Gewohnheit wird. So erscheint bei Wiederaufleben des Origenismus in dem gegen diesen gerichteten Edikt des Kaisers Justinian I. vom Januar 543 Chrysostomus viermal als Kronzeuge zur Anathematisierung der Lehre von der Präexistenz der Seelen und der Apokatastasis. In dem sogenannten Dreikapitelstreit war es insbesondere der

Bischof Fakundus von Hermiane, welcher in einer umfangreichen, »Pro defensione trium Capitulorum« betitelten Schrift aufs energischeste wider die nachträgliche Zensurierung des Theodor von Mopsuestia, des Theodoret von Cyrus und Ibas von Edessa eintrat, weil er darin eine Beeinträchtigung der Autorität des Konzils von Chalcedon erblickte. Das Hauptargument, auf welches er immer wieder zurückkommt, ist kurz zusammengefaßt in dem Satze: Verurteilt den Theodor von Mopsuestia nicht, er vertritt die nämliche Lehre wie der hl. Chrysostomus, den niemand verurteilt hat. Wenn diese Schlußfolgerung schon wegen der Falschheit des Obersatzes mit Rücksicht auf die christologischen, nestorianisch angehauchten Irrtümer Theodors auch nicht als berechtigt anzuerkennen ist, so bezeugt sie doch, wie unbestritten damals in der griechischen Kirche gerade die Autorität des Chrysostomus feststand, welcher von demselben Fakundus sogar dem hl. Cyrillus von Alexandrien ausdrücklich vorgezogen wird. Von des Fakundus Feder ist auch zuerst authentisch nachweisbar jenes Epitheton, das seitdem dem Patriarchen Johannes von Konstantinopel als Nomen proprium zu eigen geblieben ist. »Illud os aureum Constantinopolitani Ioannis«, heißt es in der vorhin erwähnten Schrift »pro defensione trium Capitulorum«, lib. IV, 2. Unter den Lobrednern des Chrysostomus darf auch nicht der hervorragendste Theologe des 6. Jahrhunderts, Leontius von Byzanz, vergessen werden. Er stützt sich in seinen der Verteidigung der kirchlich-orthodoxen Christologie gewidmeten Werken wiederholt auf den hl. Chrysostomus. Doch gelten die eine oder die andere der Schriften, in denen dieser zitiert ist, nach den Untersuchungen Loofs' als spätere Überarbeitungen und es ist deshalb die Autorschaft des Leontius in den einzelnen Teilen zweifelhaft.

Bekanntlich suchte im 7. Jahrhunderte die byzantinische Kaiserpartei die Monophysiten für die Kirche zu gewinnen durch Prägung der Formel von dem Einen Willen in Christus. Aber der auf diese Weise inaugurierte und kaiserlicherseits mit allen Mitteln protegierte Monotheletismus war doch nichts anders als ein versteckter Monophysitismus. Als dessen schärfster Gegner trat namentlich auf Maximus Confessor, der zugleich als der bedeutendste Theologe des 7. Säkulums bezeichnet werden darf. Immer und immer wieder kommt er in seinen verschiedenen Schriften auf die Autorität des hl. Chrysostomus zurück. Ähnlich zitiert des Maximus Zeit- und Kampfgenosse, Anastasius Sinaita, in seinem »Hodegos« oder Wegweiser betitelten Werke den Bischof von Konstantinopel fünfmal. Und als schließlich auf dem 6. allgemeinen Konzil zu Konstantinopel 680/681 der Monotheletismus endgiltig verworfen wurde, spielte in der dort verlesenen dogmatischen Erklärung des Papstes Agatho unter den patristischen Autoritäten Chrysostomus eine große Rolle.

Die letzte bedeutendere theologische Streitigkeit, welche in der griechischen Kirche die Gemüter aufs tiefste erregte, war im 8. Jahrhundert der Bilderstreit. Als der feurigste Apologet der Bilderverehrung erscheint der hl. Johannes von Damaskus auf dem Plane. Auch er zeigt eine genaue Kenntnis der Werke des hl. Chrysostomus durch dessen fortwährende Zitierung fast in seinen sämtlichen so zahlreichen Schriften. Vor allem in seinen drei der Bilderverehrung gewidmeten Apologien figuriert der Name des Chrysostomus 17 mal. Und des Damaszeners Kommentar zu den Briefen des hl. Paulus ist fast aus-

schließlich auszugsweise aus den betreffenden paulinischen Erklärungen des Goldmunds zusammengesetzt. Auch die übrigen Vorkämpfer der Bilderverehrung, die noch nach Johannes von Damaskus zu deren Verteidigung wissenschaftlich in die Schranken traten, berufen sich auf Chrysostomus. Diese Hochachtung war auch auf der bilderfreundlichen Synode von Nicäa 787 ostentativ zum Ausdruck gekommen. Als nämlich in der 4. Sitzung der Diakon Demetrius eine Stelle aus Chrysostomus vorgelesen hatte, rief unwillkürlich der Bischof Petrus von Nikomedien mitten in die Versammlung hinein: „Wenn Johannes Chrysostomus so zu Gunsten der Bilder spricht, wer wollte es da noch wagen, gegen sie aufzutreten!"

Der erste, welcher es nicht wie bisher bei einer bloßen Zitierung und Benutzung der Werke des Chrysostomus bewenden ließ, sondern mit mehr kritischem Auge an sie herantrat, war Photius, der letzte bedeutende Theologe der griechischen Kirche, der zuerst die wirklich authentischen Werke des Chrysostomus von den Apokryphen zu sichten suchte, wobei er sich auf eine philologische Prüfung der Texte stützte, — der sie ferner in eine chronologische Ordnung zu bringen bemüht war nach der Zeit der jeweiligen Abfassung, — der die einzelnen Schriften betrachtete und wertete mit Rücksicht auf Form, Inhalt und Zweck. Aber leider ist Photius bei der praktischen Verwertung der Chrysostomus-Schriften den von ihm vertretenen Grundsätzen literarischer Kritik nicht immer getreu geblieben. Es finden sich bei ihm auch nicht weniger apokryphe Zitate als bei andern. — Übrigens scheint das Vorgehen des Photius schon bald einigermaßen Schule gemacht zu haben. In einem Kodex des 10. Jahrhunderts ist auf dem Rande die kritische Bemerkung zu lesen: „Diese Stelle beweist, daß Chrysostomus die Homilien zum Matthäusevangelium in Antiochien gehalten hat, als er dort noch Presbyter war." Ein Manuskript aus dem 11. Säkulum weist am Schluß einen Katalog der Homilien auf, welche dem hl. Johannes Chrysostomus jure ac merito zugeschrieben werden, 103 an der Zahl. Der Katalog enthält zwar nicht alle authentischen Homilien, aber auch keine apokryphen.

Es ist bezeichnend für die Bedeutung des Chrysostomus, daß sein Name auch bei der offenkundig immer mehr zunehmenden Dekadenz der griechischen Kirche im nachphotianischen Zeitalter, die naturgemäß ihre verderbliche Rückwirkung auch auf dem Gebiete der theologischen Literatur äußern mußte, selbst innerhalb der verhältnismäßig wenigen griechischen Literaturerzeugnisse des ausgehenden Mittelalters seine Zugkraft nicht verloren hatte. So z. B. zitiert Euthymius Zigabenus den Chrysostomus nicht weniger als 38 mal. Auf dem Konzil zu Konstantinopel während der Regierung des Kaisers Manuel I. Komnenus (1143—1180) berief man sich fast ausschließlich auf Gregor von Nazianz, Basilius und Chrysostomus bei Beratung einer christologischen Kontroverse. Als später die Frage nach der Union mit der lateinischen Kirche alle Geister beschäftigte, da lieferten wiederum die Werke des Chrysostomus den Unionsfreunden reichliche Ausbeute. Insbesondere in den damaligen vielgestaltigen Kontroversen bezüglich des Ausganges des hl. Geistes, des Ungesäuerten und des päpstlichen Primates wurde gerne das Zeugnis des ehemaligen Patriarchen von Konstantinopel ins Feld geführt. Selbst in die in der griechischen Kirche geltenden kanonischen Rechtsbestim-

mungen und Sammlungen wurden gar manche Sätze aus des Chrysostomus Schriften gewissermaßen als feststehende Axiome aufgenommen.

Nach der feierlichen Transferierung der Gebeine des Heiligen in die Apostelkirche zu Konstantinopel wuchs auch der äußere liturgische Glanz, mit dem die dankbare Nachwelt Chrysostomus umgab. Kaiser Leo VI. der Weise (886—912) dehnte durch Verordnung die Feier der hl. Kirchenväter Athanasius, Basilius, der beiden Gregorius, Cyrillus von Alexandrien, Epiphanius und Chrysostomus offiziell auf das ganze griechische Reich aus. Im 10. oder 11. Jahrhundert wurde dieser Kreis noch enger gezogen, indem man einen besonderen Festtag unter dem Namen „Fest der drei Hierarchen" den drei Lehrern weihte, die man als die hervorragendsten betrachtete: Gregor von Nazianz, Basilius und Chrysostomus. Der Kaiser Manuel Komnenus (1143—1180) ging noch einen Schritt weiter, indem er unter die Festtage erster Klasse, an denen jede Gerichtssitzung untersagt war, auch den 13. November einreihte, „an welchem das Gedächnis des heiligen Chrysostomus gefeiert wurde, ὅτι ἐν αὐτῇ ἡ μνήμη τοῦ Χρυσοστόμου τελεῖται."

Es ist begreiflich, daß bei der hervorragenden theologischen Bedeutung, deren Chysostomus sich in allen Stadien der griechischen Lehrentwicklung erfreute, sich unausgesetzt auch die Historiographen mit seiner Person befaßten. Wir müssen dabei unterscheiden zwischen Quellenwerken, die von Augenzeugen stammen, und späteren Arbeiten unter teilweiser Benützung dieser Quellen.

In erster Linie ist zu nennen der sogenannte Dialog des Palladius, hervorgegangen aus einem Gespräche, welches der Verfasser zu Rom mit einem römischen Diakon Theodor hatte. Die Schrift gibt uns quellenmäßige, glaubwürdige Aufschlüsse vor allem über die späteren Lebensjahre des heiligen Chrysostomus seit seiner Erhebung auf den Patriarchenstuhl zu Konstantinopel. Palladius, selbst Bischof, im hohen Alter stehend, intimer Freund und Begleiter des Patriarchen auf der Flucht, ist Augenzeuge der meisten Ereignisse gewesen, von denen er erzählt. Der Dialog erweist sich als eine ruhige, feste Apologie des ganzen Vorgehens des Chrysostomus und als eine scharfe Anklage wider die schändlichen Intrigen der Gegner, namentlich des Alerandriners Theophilus. Da letzterer noch als lebend eingeführt wird, muß der Dialog vor 412, dem Todesjahr des Theophilus, verfaßt sein. Für eine frühzeitige Datierung, vielleicht schon 408, spricht auch die den Charakter einer aktuellen Aufmunterung tragende Rechtfertigung kirchlicher Absonderung, wie sie von Seiten der Parteigänger des hl. Chrysostomus, den sogenannten Johanniten, dessen Nachfolgern auf dem Patriarchenstuhle gegenüber, Arsacius und Attikus, damals statt hatte. Gewöhnlich wird der Verfasser mit dem Bischofe Palladius von Helenopolis in Bithynien identifiziert, was jedoch nicht zutreffen dürfte. Eher ist er der Herausgeber einer Sammlung von Mönchsbiographien, der Historia Lausiaca, einer zuverlässigen und wertvollen Quelle für die Geschichte des ältesten Mönchtums.

Ähnliche Tendenz wie der Dialog des Palladius verfolgt ein Fragment, das Kardinal Mai im Jahre 1848 aus einem vatikanischen Kodex edierte. Es ist ein leidenschaftlicher Appell an die Johanniten, ihrem rechtmäßigen Bischofe treu zu bleiben und sich nicht von Attikus gewinnen zu lassen, der sich eifrigst bemühte, sie in die Gemeinschaft mit sich selbst zurückzuführen,

indem er sich auf den Tod des hl. Chrysostomus berief. Von des letzteren Hinscheiden waren gerade die ersten Gerüchte nach Konstantinopel gedrungen, aber noch nicht so, daß jeder Zweifel an ihrer Richtigkeit schon verstummt gewesen wäre. Dieses Moment läßt einen Rückschluß zu auf den Zeitpunkt der Abfassung der Schrift, die wohl in das Ende des Jahres 407 oder zu Beginn von 408 zu verlegen ist, und auf den Verfasser, den wir jedenfalls in Konstantinopel selbst suchen müssen. Es kann deshalb auch nicht im Ernste davon die Rede sein, den in dem vatikanischen Manuskript genannten „Martyrius, Bischof von Antiochien", der erst 471 starb, als den tatsächlichen Autor erkennen zu wollen. Das Fragment wirft auf die Zustände, wie sie zur Zeit des Hinscheidens des hl. Chrysostomus, unmittelbar vor und nach seiner Verbannung in Konstantinopel herrschten, interessante, authentische Schlaglichter.

Die letzten Regierungsjahre des Heiligen, die kritischeste Epoche seines Episkopats, erfahren eine ansprechende Beleuchtung in der Biographie des Bischofs Porphyrius von Gaza, verfaßt von dessen Diakon Markus im Jahre 420. Beide hatten zusammen 401/402 eine Reise nach Konstantinopel unternommen, um die Schließung eines heidnischen Tempels in Gaza durch den Kaiser zu erlangen. Es werden bei der Schilderung dieser ganzen Reise so manche Details aus dem Aufenthalte in der Hauptstadt und über den Verkehr mit Chrysostomus geliefert, die eine wertvolle Ergänzung des Lebens- und Charakterbildes des großen Bischofs vonseiten eines unparteiischen Augenzeugen bieten.

Es wäre von vornherein zu erwarten, daß insbesondere die eigentlichen Historiographen jener ganzen Zeit, die rühmlichst bekannten drei Fortsetzer der Kirchengeschichte des Eusebius, nämlich Sokrates, Sozomenus und Theodoret, einem Chrysostomus in aller Sorgfalt die größte Beachtung zuteil werden lassen. Dies umsomehr, als die beiden ersteren in Konstantinopel selbst lebten und schrieben, wo ihnen sicherlich persönlich Augen- und Ohrenzeugen der ganzen Chrysostomustragödie genug zur Verfügung standen und Theodoret sogar ein direkter Schüler des berühmtesten Lehrers der antiochenischen Schule war. In der Tat widmet Sokrates fast das ganze VI. Buch seiner die Jahre 305—439 umfassenden Kirchengeschichte der Biographie des Chrysostomus, zeigt sich aber nicht so eingehend und gründlich unterrichtet, wie bei den gegebenen Voraussetzungen zu erwarten gewesen wäre. Die betreffenden Partien sind sicherlich nach 438 geschrieben, da der Übertragung der Gebeine des Chrysostomus nach Konstantinopel Erwähnung geschieht. Des Sozomenus Kirchengeschichte erstreckt sich auf die Jahre 324—425. Mit des Chrysostomus Leben beschäftigt sich beinahe das ganze VIII. Buch. Wie im allgemeinen überhaupt, so ist Sozomenus auch hier zum Teil von Sokrates abhängig, erweist sich aber in manchen Punkten bezüglich der Chrysostomusaffaire hinwiederum auch unterrichteter und verlässiger als letzterer. Am meisten unter den drei genannten Kirchenhistorikern enttäuscht Theodoret, Bischof von Cyrus, der zwar ebenfalls in seiner Kirchengeschichte, die von 323—428 reicht, eine kleine Biographie des Chrysostomus eingeflochten hat (lib. V. cap. 27—36), aber keine neuen, präzisen Details liefert. Und doch wäre dies gerade ihm als ehemaligem Schüler des Heiligen so leicht möglich gewesen. Man merkt es der ganzen Darstellung an, daß Theodoret die Gegner des Chrysostomus als „Glaubensgenossen", wie er selbst ausdrücklich versichert, schonen will, ein

Standpunkt, der nicht gerade Leitmotiv eines objektiven Geschichtschreibers sein darf.

Wenn auch weiter zurückliegend, gehört als historische Quelle für das Leben des hl. Chrysostomus hieher die Bibliotheca des Photius († 891), weil sie in Kap. 59 die Akten der berüchtigten Eichensynode vom Jahre 403 enthält, auf welcher von Theophilus und seinem Anhang über den Patriarchen von Konstantinopel widerrechtlich die Absetzung ausgesprochen wurde. Hauptsächlich durch diese Akten sind wir im einzelnen genauer über die Anklagepunkte unterrichtet, die dort wider Chrysostomus erhoben wurden. Bezüglich ihrer Authentizität sehen wir uns fast ausschließlich auf des Photius Bibliotheca angewiesen, wodurch deren Bedeutung und Wichtigkeit für eine quellenmäßige Chrysostomusbiographie nur noch gesteigert erscheint. Kurz sollen noch erwähnt sein ein von Kardinal Mai ediertes Fragment, datiert aus dem fünften Jahrhundert, das nichts Neues enthält als den Namen des Vaters der von Chrysostomus mit vielen Briefen bedachten Olympias, der „Seleukus" hieß, und einige Bemerkungen des heidnischen Geschichtschreibers Zosimus, die jedoch auf den ersten Blick eine christenfeindliche Färbung verraten und deshalb bedeutungslos sind. Dies gilt auch von den späteren Biographien des Patriarchen, die so sehr von Entstellungen und förmlichen Fiktionen wimmeln, daß sie den Charakter des Romanhaften oder Legendären schon von weitem an der Stirne tragen. Der bereits öfters erwähnte, um die Chrysostomusforschung hochverdiente Kardinal Mai fand in einem Vatikanischen Kodex eine Chrysostomusvita, die dem Bischofe Theodor von Trimithus auf Cypern (um 680) zugeeignet ist. Sie ist voller historischer Unrichtigkeiten und frappanter Widersprüche. Stilting verschmähte es, sie in die Acta Sanctorum aufzunehmen, er geht über sie einfach mit den Worten hinweg: »tot tamque opertis figmentis vitam illam foedavit, ut eam sine taedio non potuerim perlegere nec edendam censeam.« In der Biographie Georgs von Alexandrien tritt das Legendäre ganz und gar in den Vordergrund. Mit ihr angefangen hat sich im Gegensatze zur bisherigen Historiographie die Hagiographie des Lebens des Bischofs bemächtigt. Die Vita Georgs ist eine konfuse Anhäufung von allerlei Legenden, Anekdoten und Wundern, aber doch ist ein historischer Kern vorhanden, zusammengesetzt aus einer Reihe von Zitaten, die fast wörtlich entnommen sind den Darstellungen des Palladius und Sokrates. Und einzig in diesen textlichen Anleihen liegt der nicht gerade gering zu schätzende Wert der Arbeit, weil sie für die Kritik und definitive Feststellung des gar oft strittigen Palladiustextes die besten Dienste leistet. Ferner zeigt sich Georgios auch inspiriert von Theodoret von Cyrus und Theodor von Trimithus und es geht deshalb nicht an, wie es gewöhnlich geschieht (vgl. z. B. Bardenhewer, Patrologie, S. 495), den Verfasser mit dem Patriarchen Georgios II. von Alexandrien zu identifizieren, der bereits 631 starb, während die von ihm benutzte Schrift des Theodor von Trimithus ungefähr um das Jahr 680 zu datieren ist. (Vgl. Ehrhard in Krumbachers Geschichte der byzantinischen Literatur, S. 191.) Während Photius in seiner Bibliotheca (Kap. 96) die Biographie des Georgios tadelte und sein Urteil dahin zusammenfaßte, es sei in ihr Geschichte und Legende wohl zu unterscheiden, hielt sie sein Schüler und späterer Gegner Kaiser Leo der Weise für würdig,

an ihr eine Umarbeitung vorzunehmen, d. h. sie in einen besseren Stil zu transskribieren. Die Frucht war die »Laudatio S. Joannis Chrysostomi«, die sich ihrem Modell Kapitel für Kapitel, ja beinahe Satz für Satz anschließt. Sie ist deshalb absolut ohne irgend welchen Wert. Ähnlich stellt sich die Vita eines Anonymus aus dem 10. Jahrhundert als eine sklavische Umarbeitung der Biographie des Georgios, häufig sogar unter Benutzung der nämlichen Ausdrucksweise, dar. Die Zahl der von Chrysostomus gewirkten Wunder ist bei ihm noch gewachsen. Doch hat er in mancher Beziehung die Erzählung des Georgios auch verbessert. An diesen Anonymus schließt sich wieder unmittelbar die Chrysostomusbiographie des Symeon Metaphrastes aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts an.

Die letzte größere Lebensbeschreibung des Chrysostomus lieferte in der griechischen Kirche Nicephorus Callisti. Er unterscheidet sich als ernst zu nehmender Historiker wesentlich von einem Georgios und Metaphrastes, indem er deren spätere Wundererzählungen geflissentlich bei Seite läßt. Dabei macht er erfreulicher Weise fleißigen Gebrauch von den Werken des Heiligen selbst, besonders von seinen Briefen. Doch ist ihm der Gedanke an eine kritische Sichtung der Quellen, wie ihn Photius und andere bereits ausgesprochen hatten, völlig fremd geblieben. — Neben diesen ausführlichen Biographen sind noch eine große Anzahl von Chronikschreibern zu erwähnen, die in ihre Chroniken flüchtig den einen oder andern Zug aus dem Leben des hl. Chrysostomus aufgenommen haben, ohne irgend etwas Neues zu bringen. Es kommen hier in Betracht die Chroniken eines Georg Syncellus, Theophanes, Georg Hamartolus, die Annalen von Eutychius von Alexandrien, Zomaras, Michael Glykas u. a.

Wie nicht anders zu erwarten, hat bald auch die byzantinische Rhetorik und Poesie sich des Lebens und der Taten des Chrysostomus bemächtigt, wie die zahlreichen, noch heute erhaltenen Lobreden einer beträchtlichen Reihe von griechischen Panegyrikern bezeugen. Baur zählt deren 32 auf, poetischer griechischer Ergüsse zu Ehren des Heiligen führt er ausdrücklich 14 an. — Es ist wohl übertrieben, charakterisiert aber kurz die weit- und tiefgehende Bedeutung, welche Chrysostomus in der griechischen Kirche zukam, wenn sie der erste Herausgeber seiner Gesamtwerke, H. Savile, in die Worte zusammenfaßt: »quasi Graecorum Deus habetur«.

III.

Nicht minder interessant ist die Frage, inwieweit von einer Einflußnahme des immerhin griechisch denkenden und schreibenden Patriarchen auf die Entwicklung der Theologie in der lateinischen Kirche gesprochen werden kann.

Der erste Lateiner, der des Chrysostomus Erwähnung tut, war, wie erwähnt, Hieronymus in seinem Werke »de viris illustribus« Kap. 129. Er war auch der erste Okzidentale, der sich in einer Kontroverse mit dem hl. Augustinus bezüglich der Auslegung von Gal. 2, 11 auf Chrysostomus als theologische Autorität berief, und zwar noch zu dessen Lebzeiten gegen Ende des Jahres 404 in Epistola 75 al. 112 ad Augustinum. Aus der Antwort des letzteren geht hervor, daß ihm die Werke des griechischen Patriarchen damals noch fremd waren, während Hieronymus offenbar schon eine genauere Kenntnis derselben

besaß. Die erste lateinische wörtliche Zitation einer Stelle aus des Chrysostomus Schriften geschah um 415 auffallender Weise von häretischer Seite durch Pelagius, welcher glaubte, in dem damals schon hochberühmten griechischen Lehrer eine Stütze für seine eigenen Ansichten gefunden zu haben. Das betreffende pelagianische Buch »De natura« ist verloren gegangen; auch aus des Augustinus kurzer Erwiderung in »De natura et gratia«, Kapitel 64, kann nicht entnommen werden, um welchen Chrysostomus-Text es sich handelte. Der Bischof von Hippo erklärt nur, daß die von Pelagius angeführte Stelle nichts gegen die katholische Doktrin beweise. Unter Benützung der aus ihren eigenen Kreisen hervorgegangenen ersten lateinischen Übersetzung einiger Werke des Chrysostomus durch Anianus ließen die Pelagianer auch in der Folge nicht davon ab, sich wiederholt auf ihn als Gesinnungsgenossen zu berufen. So figuriert in dem gegen Ende des Jahres 418 vonseiten mehrerer pelagianischer Bischöfe entweder an Papst Zosimus oder an den Metropoliten Augustinus von Aquileja gerichteten »Libellus fidei« auch Chrysostomus als Kronzeuge der pelagianischen Irrtümer. Hier wie in des Julianus von Eklanum, des eigentlichen Systematikers des Pelagianismus, Schrift »Ad Turbantium« ist Bezug genommen auf des Chrysostomus Homilie »Ad Neophytos«, deren Authentizität erst 1904 durch Haidacher mit Evidenz wieder festgestellt wurde. Es ist daraus der Satz zitiert: „Deshalb taufen wir auch die unmündigen Kinder, obwohl dieselben keine Sünden haben.“ Julianus glaubte, hierin eine Leugnung der Erbsünde im pelagianischen Sinne erblicken zu dürfen. Da erhob der hl. Augustinus gegen eine solche Verketzerung des gefeierten griechischen Patriarchen aufs energischste seine Stimme und zeigte im Gegensatze zu den Jahren 405 und 415 nunmehr in seinem 421 geschriebenen Werke »Contra Julianum«, daß er sich genauer in des Chrysostomus Schriften umgesehen habe. Nicht nur machte er Julianus den Vorwurf, an der inkriminierten Stelle eine Fälschung des Wortlautes vorgenommen zu haben, indem er anstatt des Plurals ἁμαρτήματα den Singular ἁμάρτημα gesetzt habe, sodaß allerdings dann scheinbar von der Erbsünde und nicht von den persönlichen Sünden, deren die unmündigen Kinder entbehren sollen, die Rede sei. Sodann führte Augustinus noch eine ganze Reihe anderer Äußerungen des Chrysostomus an, dessen hochangesehene Stellung innerhalb der Kirche es von vornherein unmöglich erscheinen lasse, daß er in einer solch wichtigen Frage mit den illustresten Namen des Episkopats in Opposition getreten sei.

Auf Chrysostomus als theologische Autorität beruft sich unter den abendländischen Theologen vor allem Johannes Cassianus, Abt in Massilia. In seinem 430 oder 431 auf Veranlassung des nachmaligen Papstes Leo I. verfaßten großen dogmatischen Werke »De incarnatione Domini contra Nestorium« apostrophiert er direkt den Häresiarchen und weist ihn auf seinen Vorgänger auf dem Patriarchenstuhle hin, dessen Lehre er hätte folgen sollen. Cassian selbst rühmt sich mit Stolz, ein Schüler des hl. Chrysostomus zu sein, und fordert seine Leser auf, seine Doktrin nicht als seine eigene zu betrachten, sondern dem geschätzten Lehrer zuerkennen zu wollen. „Denn der Strom stammt aus der Quelle und die Ehren, die man dem Schüler erweist, sie sollen gänzlich gelten dem Meister.“ In ähnlicher Weise ermahnt kurze

Zeit nachher (432) Papst Cölestin auch den Nachfolger des Nestorius, den Patriarchen Maximian, in die Fußstapfen des seligen Johannes zu treten.

Von nun an erscheint Chrysostomus in der theologischen Literatur des Abendlandes Jahrhunderte lang nur sehr sporadisch, aber der in das Abendland verpflanzte Bilderstreit brachte seine Autorität auch in der lateinischen Kirche wieder zu Ehren. Papst Hadrian I. allegiert ihn wiederholt in verschiedenen zu Gunsten des Bilderkultes erlassenen Sendschreiben. Noch mehr stützen sich auf ihn die Theologen der karolingischen Renaissanceepoche wie Alkuin, Rhabanus Maurus u. a. Hinkmar von Reims zeigt eine genaue Kenntnis der Chrysostomus-Schriften. In seinem Buche »De praedestinatione« zitiert er zum Erweise der menschlichen Willensfreiheit den Kommentar des Heiligen zum Hebräerbrief 15mal und belegt ihn mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Die großen Scholastiker schätzten Chrysostomus sehr hoch. Von Thomas wird verbürgterweise erzählt, er habe geäußert, der Chrysostomuskommentar zu Matthäus sei allen Reichtümern von ganz Paris vorzuziehen. In sämtlichen Werken des Aquinaten begegnet man zahlreichen Zitaten des Patriarchen. Der hl. Bonaventura führt ihn 326mal an, darunter 129mal den Johanneskommentar. Diese Zahlen fallen umsomehr ins Gewicht, als man während des ganzen lateinischen Mittelalters verhältnismäßig nur wenige Schriften des Chrysostomus besaß. Er figuriert mehr als dogmatische Autorität denn als Muster und Vorbild der wissenschaftlichen Exegese oder kirchlichen Beredsamkeit.

Unter den lateinischen Historiographen erwähnen weder Rufinus noch Orosius den hl. Chrysostomus, dagegen hat ihm Cassiodor im 10. Buch seiner Historia ecclesiastica tripartita eine Biographie gewidmet, die sich als eine Kompilation aus den drei griechischen Historiographen Sokrates, Sozomenus und Theodoret erweist. Wenn ihr infolgedessen an sich auch kein spezieller wissenschaftlicher Wert zukommt, so hat sie doch ihre besondere Bedeutung, weil die Cassiodorische Historia tripartita das hauptsächlichste kirchengeschichtliche Handbuch in den Schulen des Mittelalters gewesen ist und weil gar manche lateinische Chronisten ihre Kenntnis über Chrysostomus daraus geschöpft haben.

Es wäre zu verwundern, wenn sich nicht auch in der lateinischen Kirche die professionelle Hagiographie des Heiligen bemächtigt hätte. Es kommt hiefür in Betracht die Biographie eines gewissen Leo Klerikus, die vielleicht in das 10. oder 11. Jahrhundert zu verlegen ist. Der Verfasser gesteht selbst naiv zu, daß er bloß jene Tatsachen aufgenommen, die geeignet waren, Chrysostomus in ein durchaus günstiges Licht zu setzen. Da besonders die asketischen Tugenden des Heiligen hervorgehoben werden, so ist in dem fraglichen Leo Klerikus wohl ein Ordensgeistlicher zu suchen, vielleicht ein Mönch des Klosters Monte Cassino.

Während in der griechischen Kirche der Kult des Patriarchen schon früh öffentlich gepflegt wurde, ist im Okzident begreiflicherweise hiefür ein viel späterer Termin festzusetzen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde erst während der karolingischen Epoche der Name des Chrysostomus zum erstenmal in die kirchlichen Martyrologien aufgenommen. Was die tatsächliche Feier des Chrysostomus-Festes im Okzident anbelangt, so haben sicherlich der Weltklerus und die Benediktiner hiermit den Anfang gemacht.

Andere Orden, wie die Franziskaner, die Serviten und die Camaldulenser, folgten erst im 14. Jahrhundert nach. Das älteste Missale, aus der Diözese Limoges stammend, das den Namen des Chrysostomus enthält, gehört dem 10. Jahrhundert an, die nächstfolgenden erst dem 13. Die ältesten Breviere, in deren Proprium Sanctorum Chrysostomus ein Platz angewiesen ist, und zwar, ebenso wie in den oben genannten Martyrologien am 27. Januar, sind datiert aus dem 12. Säkulum. Im 13. Jahrhuudert werden diese Breviere schon viel zahlreicher. Doch ist es sehr wahrscheinlich, daß erst Ende des 15. Jahrhunderts die Feier des Festes des Heiligen in der ganzen Kirche allgemein wurde, jedenfalls begünstigt durch die infolge der Einnahme Konstantinopels geschehene Einwanderung zahlreicher Griechen in Italien. Darauf ist es offenbar auch zurückzuführen, daß ein römisches und ein Franziskaner-Missale aus dem 15. Jahrhundert das Fest des Chrysostomus auf den 13. November verlegt haben, wie dies in der griechischen Kirche der Fall ist.

IV.

Die nämlichen Ursachen, welche seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die oben berührte beträchtliche Steigerung in der Edierung der Werke unseres Heiligen zeitigten, hatten auch zur Folge, daß man sich seitdem immer mehr und intensiver vom kritischen Standpunkte aus mit ihm beschäftigte, u. zw. sowohl mit seiner Biographie und der kritischen Sichtung seiner Schriften als auch mit deren Lehrgehalt und seiner speziellen Bedeutung als Kanzelredner.

Die erste neuere, in Wahrheit wissenschaftliche Chrysostomus-Biographie wurde 1664 anonym veröffentlicht und ist dem Kanonikus und Rektor der Pariser Universität Godefroid Hermant zuzueignen. Sie bedeutet nach Anlage und Auffassung selbst gegenüber den Beiträgen, welche Baronius in seinen Annales Ecclesiastici geliefert hatte, einen großen Fortschritt. Alles Legendäre, was spätere Hagiographen dem Leben des Patriarchen beigefügt hatten und was auch Baronius noch getreu berichtet, ist mit Fleiß eliminiert. Auch von apologetischem Interesse, wie es die Darstellung des Baronius noch beherrscht, findet sich bei Hermant keine Spur. So wird das Bild, welches er von Chrysostomus und seiner Epoche entwirft, in seinen wesentlichen Zügen für alle Zukunft wahr und echt bleiben. Auch in der Folge verdanken wir Frankreich die meisten Chrysostomus-Biographien, darunter allerdings auch sehr minderwertige. Als eine der besten verdient neben dem Commentarius historicus von Stilting (1753) die groß angelegte Biographie von Martin genannt zu werden: S. Jean Chrysostome, ses œuvres et son siècle, 1860 Voll Bewunderung und Begeisterung für seinen Helden hat der Verfasser das ergreifendste und lebhafteste Gemälde gezeichnet, ohne den Boden der historischen Tatsachen zu verlassen, indem er den Wundererzählungen der späteren Hagiographen gegenüber noch mehr als Stilting die berechtigte kritische Reserve an den Tag legt. Thierry hat 1867—1879 in der Revue des deux Mondes eine Anzahl von Artikeln über »S. J. Chrysostome et l'impératrice Eudoxie« erscheinen lassen. Seine Darstellung läßt bei genauer Quellen- und Literaturkenntnis, bei glänzender Sprache so sehr eine kritische Sichtung des ganzen Stoffes vermissen, daß die Monographie mit Recht eher ein Roman oder eine Karikatur als Geschichte genannt zu werden verdient.

Unter den in Deutschland während des 18. Jahrhunderts erschienenen biographischen Abhandlungen haben die von Balth. Köpken (1702) und von Barthius, respektive Rollwagen (1716), keine Bedeutung. Dagegen ist der Publikation von Capsius (1711), der sich hauptsächlich auf den Franzosen Hermant stützt, wissenschaftlicher Wert nicht abzusprechen. Von den neueren deutschen Monographien verdient besondere Beachtung und muß in erster Linie erwähnt werden die großzügige, zweibändige Untersuchung Neanders „Der hl. Johannes Chrysostomus und die Kirche, besonders des Orients, in dessen Zeitalter", 1821/1822, die 1858 in 4. Auflage erschien und auch ins Englische und Holländische übersetzt wurde. Das Werk ist mit wissenschaftlichem Ernst geschrieben und kann auch heutzutage nur empfohlen werden. Allerdings urteilt der Verfasser manchmal von seinem protestantischen Standpunkt aus. Der Sammlung Böhringers, „Kirchengeschichte in Biographien", verdanken wir zwei getrennte Monographien: „Johannes Chrysostomus", und „Olympias", die Diakonissin, an welche ersterer bekanntlich eine Anzahl von Briefen gerichtet hatte. Böhringer verfolgt mehr populäre Ziele, weiß aber seine Ausführungen in ein wissenschaftliches Gewand zu kleiden, sodaß seine Arbeit eine der besten ist, die wir über Chrysostomus besitzen. Ausschließlich erbaulichen Zwecken sollen dienen die Lebensbeschreibungen zweier weiterer protestantischer Autoren, Perthes (1853) und Tauscher (1858). Von katholischer Seite ist, was das biographische Gebiet betrifft, in Deutschland während des verflossenen Jahrhunderts nichts von Belang erschienen außer der Schrift Ludwigs „Der hl. Johannes Chrysostomus in seinem Verhältnis zum byzantinischen Hof", (Braunsberg, 1883). Ludwig hat nachgewiesen, daß die eigentliche treibende Kraft für das Chrysostomusdrama nicht die Kaiserin Endoxia war, sondern die dem Patriarchen feindlich gesinnten Bischöfe, an ihrer Spitze Theophilus von Alexandrien. Die nämliche Frage behandelte auch F. X. Funk in der Theologischen Quartalschrift (1875) und in seinen „Kirchengeschichtlichen Abhandlungen und Untersuchungen" (Band II, 1899).

Von den übrigen Ländern Europas hat man insbesondere noch in England dem Leben dieses Kirchenvaters großes Interesse entgegengebracht und ihm eine Anzahl von Monographien gewidmet. Ferner verzeichnet Baur einige wenige Biographien aus Italien, aus Rußland und Böhmen und schließlich eine ganze Reihe von kleineren Untersuchungen über Detailfragen aus dem Leben des Heiligen, von panegyrischen Reden, Konferenzen u. dgl.

Es ist leicht zu erwarten, daß man im modernen Zeitalter der Kritik sich eingehender mit der kritischen Behandlung der einzelnen Chrysostomuswerke in Bezug auf Form und Inhalt beschäftigte. Namentlich hat sich Haidacher, Professor der Theologie zu Salzburg, um die kritische Sichtung derselben das größte Verdienst erworben. Die meisten seiner zahlreichen und ungemein gründlichen Untersuchungen sind seit 1894 in der Zeitschrift für katholische Theologie veröffentlicht. Es gelang ihm, manche Homilien, deren Authentizität bisher angezweifelt oder unbeachtet war, als unbedingt echt zu erweisen, umgekehrt andere als apokryph oder interpoliert hinzustellen, bei anderen wieder ihre wahre Herkunft zu konstatieren. Haidacher war auch so glücklich, unedierte Chrysostomustexte in einem Basler Manuskripte zu entdecken und eine ganze Reihe bisher unbekannter Chrysostomus-

Fragmente in den Werken anderer Schriftsteller oder in mittelalterlichen Florilegien auf ihren eigentlichen Ursprung zurückzuführen. Weitere kleine Bausteine zur Identifizierung der Chrysostomus-Schriften haben geliefert Morin, Batiffol, Ubaldi, Vogt usw., nicht zu reden von den mancherlei Entdeckungen und Ergänzungen aus verschiedenen Katenen. Der Feststellung der Chronologie, in welcher die einzelnen Chrysostomus-Schriften aufeinander gefolgt sind, hat vor allem Stilting in der erwähnten, 1753 in den Acta Sanctorum veröffentlichten Biographie seine Aufmerksamkeit zugewendet.

Bollandus hat 1711 die einzelnen Gesamtausgaben der Chrysostomuswerke auf ihren Wert geprüft und kam mit Recht zu dem Resultate, jenem von Savile die Palme zuzuerkennen. Looshorn untersuchte 1880 in einer Studie der Zeitschrift für katholische Theologie die verschiedenen lateinischen Übersetzungen, wobei ihm die Manuskripte der Münchener Staatsbibliothek als Material dienten. Seine Ergebnisse sind jedoch zum Teil unrichtig. Andere Forscher wandten ihre Aufmerksamkeit dem Bibeltexte zu, wie er den Kommentaren unseres großen Exegeten zu Grunde lag, so Conybearn (1896), Gifford (1902), Kaufmann (1898). Letzterer stellte fest, daß die altgotische Übersetzung des neuen Testamentes unter Benutzung des Textes angefertigt worden, der auch einem Lucian und Chrysostomus als Vorlage diente. Einigen Chrysostomus-Schriften ist bereits eine vollständig neue textkritische Bearbeitung und Drucklegung zuteil geworden; so z. B. den sechs Büchern »de sacerdotio«, von Bengel (1725), wiederholt aufgelegt, zuletzt 1900 bei Tauchnitz in Leipzig. Auch einzelne Homilien wurden in neuerer Zeit in mehr oder weniger berichtigter Textesgestalt herausgegeben. Besondere Erwähnung verdient die auf umfassendsten handschriftlichen Studien beruhende, gut handliche Sammlung Dübners. J. v. Voorst untersuchte (1827—1830) die Werke des Heiligen daraufhin, welche klassische Autoren er gelesen und benutzt habe. Auch nach der Abhängigkeit von älteren Kirchenvätern wurde geforscht und namentlich wiederholt eine innige reale Beziehung zwischen den sechs Büchern des Chrysostomus »De sacerdotio« und der Verteidigungsrede Gregors von Nazianz »De fuga« konstatiert durch Jacoby (1890), Volk (1895), denen wir zugleich neben Hasselbach, Lommler, Cognet usw. eine eingehende Besprechung dieser Chrysostomusschrift zu verdanken haben.

Die hauptsächlichste Größe des Patriarchen liegt, wie schon der ihm für alle Zeiten beigelegte Name „Chrysostomus" besagt, in seiner glänzenden Beredsamkeit. Dazu kommt der beinahe klassische Attizismus in Sprache und Stil, sodaß einer der bekanntesten Kenner der griechischen Literatur unserer Zeit, Wilamowitz-Möllendorff, es für berechtigt hält, Chrysostomus einem Demosthenes an die Seite zu stellen, und diese seine Bedeutung als Kanzelredner auch zu monographischer Behandlung nach den verschiedensten Beziehungen hin gereizt hat. Derartige zum Teil sehr interessante Arbeiten zu nennen, fehlt hier der Raum. Den Fehlern und Mängeln, welche der Beredsamkeit des Chrysostomus anhaften, spürt als erste unter den deutschen Abhandlungen die Kritik von Cramer (1772) nach, die deren verschiedene anführt, wie Mangel an Disposition, allzu blumenreiche Sprache u. s. w. Die gründlichste und allseitigste Untersuchung bietet die Schrift von L. Ackermann „Die Beredsamkeit des hl. Johannes Chrysostomos" (1889). Von nichtdeutschen Arbeiten sind

noch ein russischer Aufsatz zu verzeichnen von Pérnitzky in den Travaux de l'Académie théologique de Kiev (1892) und einige englische von Ripley und Sperbeck in der Bibliotheca sacra (1847 und 1906), von Krauth in dem Evangelical Review (1849) und von einem Anonymus in der North American Review (1846) und in der Eclectic Review (1865), die alle nichts wesentlich Neues bieten. Ferner veröffentlichte der Italiener L. da Volturino in dem Giornale Arcadico di Scienze, Lettre ed Arti (1864) zwei Abhandlungen über Chrysostomus als das Ideal eines katholischen Bischofs und eines glänzenden Kanzelredners und findet die hervorragende Beredsamkeit des Heiligen begründet in seiner vollständigen Anpassung an sein Vorbild, den Apostel Paulus. Die 20 Jahre später (1884) von demselben Verfasser herausgegebenen Studii oratorii sopra S. Giovan Crisostomo sind der Hauptsache nach nur eine weitschweifige Wiederholung dieser Ausführungen. Die holländische Schrift von A. des Amorie Van der Hoeven, Joannes Chrysostomus voornamelijk beschouwd als een voorbeeld van ware Kanselwelsprekenheid (1825), behandelt die ganze Frage methodisch-systematisch ähnlich wie das größere deutsche Werk von L. Ackermann.

Es erübrigt endlich noch, jener Spezialuntersuchungen zu gedenken, die sich mit der Feststellung und Bearbeitung des Lehrgehaltes, so wie er sich aus den zahlreichen Werken des Heiligen ergibt, befassen.

Was zunächst Chrysostomus' Verhältnis zur Philosophie anbelangt, so hat man erst in allerneuester Zeit versucht, dessen Erforschung etwas Aufmerksamkeit zu schenken, allerdings ohne gerade besondere Resultate zu Tage fördern zu können. War der Bischof doch eine durch und durch praktisch veranlagte Natur, in deren Augen bei allen zur Behandlung stehenden Fragen die ethischen Zwecke das dialektische und spekulative Interesse bei weitem überwogen. Zu nennen ist die gründliche Untersuchung von A. Nägele „Johannes Chrysostomus und sein Verhältnis zum Hellenismus" in der Byzantinischen Zeitschrift (1904) sowie eine Studie des nämlichen Verfassers „Über Arbeitslieder bei Chrysostomus" (1905). Es sind hier die Anspielungen des Heiligen auf die altvolkstümlichen Lieder gesammelt, mit denen die alten Griechen die verschiedensten Arbeiten zu begleiten und auch die Mütter ihre Kinder einzuwiegen pflegten.

Auffallenderweise ist die Zahl der Arbeiten, soweit die Behandlung moraltheologischer und asketischer Stoffe vonseiten des Patriarchen in Frage kommt, sehr gering, obwohl gerade auf diesem Gebiete des Chrysostomus Stärke lag und gereifteste Wirksamkeit sich entfaltete. Dazu sind diese Elaborate durchschnittlich noch recht minderwertig und beschränken sich fast ausschließlich auf bloße Florilegien, auf eine Auslese und Sammlung der einschlägigen Zitate, ohne auf eine wissenschaftliche Vertiefung und Verarbeitung Bedacht zu nehmen. Derartige Florilegien weist schon das 16. Jahrhundert auf, so eines von einem französischen Anonymus (1549) und ein zweites von Champagne (1579 und 1588) zum Gebrauche für Katecheten. Im Jahre 1776 gab der Benediktinerpater Högl von Ettal ein Betrachtungsbuch heraus für alle Tage des Jahres, das 1781 ins Deutsche übersetzt wurde. Die einzelnen Meditationen sind genommen aus den Werken des Chrysostomus. Den nämlichen Zweck der Erbauung verfolgt

Bischof Hefeles Chrysostomus-Postille (1845, in dritter Auflage 1857), „eine Auswahl des Schönsten aus den Predigten des Heiligen“. Auch Auszüge über einzelne besondere moraltheologische und asketische Partien sind zu verzeichnen, so über das Gebet und das Almosen von einem italienischen Anonymus (1544), über Fasten und das Gebet von R. München (1829) ꝛc. Namentlich erregte bei dem großen Aufschwung, den die Pädagogik in neuerer Zeit genommen, die Stellung des Chrysostomus wie der Kirchenväter überhaupt zu prinzipiellen pädagogischen Fragen das weitestgehende Interesse, wie die Untersuchungen von Papov in der Byzantinischen Zeitschrift (1898) und von Hülster in der Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften (1906) bekunden. Übrigens hat Chrysostomus selbst eine anziehende Monographie speziell über die Kindererziehung verfaßt, deren Authentizität früher bestritten, jüngst aber (1907) von Haidacher (in „Des heil. Joh. Chr. Büchlein über Hoffart und Kindererziehung“) als zweifellos sicher nachgewiesen wurde. Eine kleine, aber verdienstvolle Studie gibt Kopps über „Die Stellung des hl. Joh. Chrysostomus zum weltlichen Leben“ (Münster, 1905), die einen Einblick in die Ideen des Heiligen über das Natürliche überhaupt im Gegensatz zur Übernatur, über Ehe, Familie, irdische Vergnügungen, Eigentum, Arbeit, Künste, Wissenschaften, soziales und öffentliches Leben u. s. w. bietet. Die Darbietung Kopps repräsentiert leider eigentlich doch mehr eine bloße Stoffsammlung; eine tiefer greifende monographische Verarbeitung und Untersuchung über die Stellung des Patriarchen zu den verschiedensten soziologischen Fragen, über seinen Standpunkt gegenüber dem Welt- und asketischen Leben, über den Inbegriff des ihm vorschwebenden christlichen Lebensideals in ihrer Beurteilung dürfte nicht ausgehen von unserem heutigen modernen Standpunkt, sondern müßte vor allem Rücksicht nehmen auf die damaligen kulturellen und sozialen Zustände und Verhältnisse.

Weiter fortgeschritten, wenigstens zum Teil, ist die Untersuchung und Verarbeitung des *dogmatischen Lehrgehaltes*, wie er sich in den Schriften des Kirchenvaters wiederspiegelt. Überall geht Chrysostomus in seinen Ausführungen vom Dogma aus und kommt wieder zum Dogma zurück. Wir haben oben gesehen, wie er in den einzelnen dogmatischen Kämpfen der Vergangenheit immer wieder als theologische Autorität ins Feld geführt wird. Und als es in den der sogenannten Reformation folgenden Streitigkeiten galt, andere, neue Fragen zu vertreten und durch historische Argumente zu rechtfertigen, da griff man sowohl von katholischer wie von protestantischer Seite mit Gier wieder zur Patristik. Wie bei den zahlreich entstandenen Übersetzungen der Werke des Kirchenvaters nicht anders zu erwarten, diskutierte man ungemein lebhaft, ob gerade er dem katholischen oder protestantischen Glaubenssystem günstig lehre. Das beweist z. B. das sehr reichhaltige Florilegium des Lutheraners A. Corvinus vom Jahre 1539, »Augustini et Chrysostomi Theologia«, das Belegstellen für fast sämtliche theologische Lehrpunkte ausschließlich aus Augustinus und Chrysostomus entnahm. Umgekehrt will Velosillus, Bischof von Lucca, in seinem Sammelwerk (1614) Chrysostomus sogar zu einem rein scholastischen Theologen stempeln und läßt ihn auf jedmögliche Frage scholastischer Spitzfindigkeiten Antwort geben. Im Jahre 1680 veröffentlichte Joh. Friedr. Mayer eine Schrift mit dem

ominösen Titel: »Chrysostomus Lutheranus«, worin Chrysostomus bezüglich verschiedener Lehrpunkte in direkten Gegensatz zu tridentinischen Lehrsätzen gestellt wurde. Schon 1683 erschien eine Antwort aus der Feder des Jesuiten Hacki, dem es gelang, die von Mayer geltend gemachten Argumente siegreich zurückzuweisen. Dieser erwiderte von neuem mit seinem »Apologeticum pro Lutheranismo Chrysostomi« 1686, ohne jedoch, wie es scheint, einer weiteren Entgegnung gewürdigt zu werden. Übrigens urteilt schon 1711 ein anderer Protestant, Vollandus, in seiner Publikation »De scriptis Chrysostomi« nicht mehr so sicher und siegesgewiß betreffs des Protestantismus des Kirchenvaters. Einen modernen, dankenswerten methodischen Versuch, die Lehre des Heiligen systematisch dazustellen, repräsentiert die Schrift von Th. Förster „Chrysostomus in seinem Verhältnis zur antiochenischen Schule" (Gotha, 1869). Der theologische Standpunkt, den der Verfasser Chrysostomus zuerteilt, ist eine Art von Mittelstellung zwischen den beiden Extremen Origenes und Theodor von Mopsuestia. Wenn zwar auch der mächtige Einfluß des großen Alexandriners in allen Schulen der damaligen Zeit sicherlich nicht zu verkennen ist, so ist doch anderseits gewiß, daß die antiochenische Schule gerade infolge ihres bewußten Antagonismus gegen Alexandrien erstarkte und daß Chrysostomus zugleich mit Theodor, seinem Studiengenossen, seine theologische Ausbildung und Richtung Diodor von Tarsus, einer der Hauptleuchten der antiochenischen Schule, zu verdanken hatte. Wenn Förster ferner die Anthropologie als den Ausgangspunkt und das Zentrum der ganzen antiochenischen Theologie bezeichnet, so dürfte dies doch eher von der Christologie zutreffend sein. Auch sonst enthalten die Ausführungen Försters manche schiefe Auffassungen. Er imputiert Chrysostomus eine Erbsündenlehre im Sinne des späteren Luthertums und qualifiziert ihn bei Behandlung verschiedener Fragen, wie bezüglich Glaubens und guter Werke oder in seiner Ethik, als halben Protestanten und halben Katholiken. Derselbe Förster veröffentlichte in den Jahrbüchern für deutsche Theologie (1870) noch einen Aufsatz „Chrysostomus als Apologet" und bespricht darin die Argumente des Heiligen für die Gottheit Christi sowie die Art und Weise, wie dieser die Lehre der Kirche verteidigt gegen die Arianer, Juden und Heiden. Ein sehr reichhaltiges Florilegium von Belegstellen aus Chrysostomus über fast sämtliche dogmatische und moraltheologische Lehrpunkte hat neuerdings (1902) der Franzose Doublet in zwei dicken Bänden geboten als Hilfsmittel für Prediger.

Eine eingehende, anerkennenswerte Darlegung der hermeneutischen Grundsätze des großen Exegeten verdanken wir G. Meyer, der von 1806—1816 vier gründliche Aufsätze herausgab: »De Chrysostomo literarum sacrarum interprete«, die ein förmliches Kompendium der Hermeneutik repräsentieren. Der schon öfters rühmlichst genannte Chrysostomusforscher Haidacher veröffentlichte 1897 eine zeitgemäße Studie über „Die Lehre des hl. Johannes Chrysostomus über die Schriftinspiration". Er führt aus, wie der Heilige den göttlichen Ursprung und die göttlichn Autorität der Bibel demonstriere; der Mensch spiele nur die Rolle eines untergeordneten Instrumentes; die Inspiration erstrecke sich jedoch nicht auf den Wortlaut, es sei also bei Chrysostomus von keiner inspiratio verbalis die Rede. Während es im allgemeinen einen vielfachen Sinn in der heiligen Schrift

gebe, könne eine und dieselbe Bibelstelle stets nur einen einzigen Literalsinn haben; die heilige Schrift könne weder Irrtümer noch Widersprüche enthalten.

Erst in den allerletzten Jahren wurde die Stellung des Chrysostomus zu Kirchentum und Hierarchie einer speziellen Untersuchung und Würdigung unterzogen. Während der Benediktiner Chapmann in einem in der Dublin Review 1903 erschienenen Aufsatze »St. Chrysostom on St. Peter« dem Kirchenvater die ausdrückliche Anerkennung des Primats zusprechen will, stellt im nämlichen Jahre Michaud in einem »Ecclésiologie de S. Jean Chrysostome« betitelten Artikel (Revue internationale de Théologie) 1903 hauptsächlich folgende Sätze als Auffassung unseres Heiligen auf: Die Kirche ist eine bloß geistige Gemeinschaft, deren Haupt Christus und nicht der Papst ist. Petrus besaß keine höhere Autorität als die übrigen Apostel und darum kommt dem Papst auch nicht die Prärogative der Unfehlbarkeit zu. Bezeichnend für den eigentümlichen wissenschaftlichen Charakter der Ausführungen Michauds ist die Tatsache, daß er wiederholt apokryphe Schriften benutzt, die er selbst als „Spuria" bezeichnet. Baur hat Recht, wenn er daraus den Schluß zieht: entweder wußte Michaud nicht, was unter Spuria zu verstehen ist, und dann qualifizierte er sich als Ignorant, oder er wußte es, und dann ist er wissenschaftlich nicht ernst zu nehmen. — Das weltbekannte Büchlein des Heiligen „Über das Priestertum" hat Veranlassung gegeben, sich speziell mit der Gewalt und den Rechten der Bischöfe und Priester zu befassen, die z. B. Hoff (1851) und Monchatre (1859) als von Chrysostomus übermäßig übertrieben hinstellten. Demselben Büchlein wurde auch wiederholt eine Sammlung passender Pastoralregeln entnommen, wie sie der ungemein praktisch veranlagte Seelenhirt dort ausgesprochen und empfohlen hatte, so die anonym zusammengestellten Règles de conduite pour les curés, tirées de S. J. Chrysostome (1864). In neuerer Zeit veröffentlichte Dieckhoff „Über den Beruf und die Vorbereitung zum geistlichen Stande. Vorlesungen mit besonderer Rücksicht auf des hl. Chrysostomus Schrift de sacerdotio," (1859) und Menn zwei Aufsätze „Zur Lehre des hl. Chrysostomus über das geistliche Amt" in der Revue internationale de théologie (1905). Eine in russischer Sprache geschriebene Abhandlung von Gladkij (1898) führt den nämlichen Titel.

Sehr zu begrüßen wäre eine monographische eingehende Untersuchung der Christologie des Heiligen, die umsomehr Interesse erregen muß, als des Chrysostomus Freund und ehemaliger Mitschüler Theodor von Mopsuestia bekanntermaßen in den Irrtum des Nestorianismus verfiel. Darf letzteres von unserem Patriarchen zwar nicht behauptet werden, so besteht doch für den Kenner seiner Schriften kein Zweifel, daß auch er dem Zuge der antiochenischen Schule, die menschliche Natur in Christus zu verselbständigen, seinen Tribut zahlte, indem die Lehre von dessen Einpersönlichkeit bei Chrysostomus nicht ganz klar zu Tage tritt. Doch fehlt es, wie gesagt, hiefür leider bis jetzt an einer allseitigen monographischen Behandlung; nur ein kleinerer Aufsatz des Jesuiten Tentscher vom Jahre 1758 legt dar, daß Chrysostomus nicht von zwei Personen in Christus spreche. Feuerlin hat 1749 die Frage geprüft, inwiefern Chrysostomus den Gottmenschen „Sünder" nenne, und findet, daß dabei nur von den »peccata imputata« die Rede sei. Weickhmann hat 1771 alle Stellen gesammelt, welche das Festhalten des

Heiligen an der Gottheit Christi darzutun geeignet sind. Abgesehen von der Schrift Van Heck's (1852), der, allerdings mehr zu asketischen Zwecken, alles auf das Leiden Christi Bezügliche aus Chrysostomus zusammengestellt hat, hat man sich in neuester Zeit mit der Behandlung der christologischen Frage seitens dieses Kirchenlehrers, obwohl dieselbe zu seinen Tagen im Mittelpunkte des Interesses und der Diskussion stand, nicht weiter beschäftigt.

Um so eifriger ist man bis in die Gegenwart herein der Lehre des Heiligen über die Eucharistie nachgegangen, die bekanntlich eines seiner Lieblingsthemata war. Er spricht sich hierüber an ungezählten Stellen mit solcher Klarheit und entschiedener Unzweideutigkeit aus, daß ihm gerne in der theologischen Literatur der Titel »Doctor Eucharistiae« beigelegt wird. Schon bald nach der sogenannten Reformation entstanden eucharistische Anthologien, die zum großen Teil aus Chrysostomus zusammengesetzt sind, so von Blimmer (1561), von Cl. de Sainctes (1775), von Brancx (1590). Das groß angelegte Sammelwerk »La Pérpétuité de la foi de l'Eglise catholique touchant l' Eucharistie« von Arnauld und Nicole, fortgesetzt von Renaudot (5 Bände), die im 17. Jahrhundert es unternommen hatten, die katholische Abendmahlslehre den Kalvinisten gegenüber historisch so gründlich als möglich zu verteidigen, zitiert mit Vorliebe ganze Seiten aus Chrysostomus. Die »Exercitatio theologica sistens Chrysostomi et Theodoreti de sacramento coenae sententiam« von Deutsch (1700) spricht ausdrücklich unserem Heiligen die Transsubstantiationslehre ab und will ihn, sich stützend auf den apokryphen Brief an Cäsarius, für die lutherische Impanationsauffassung in Anspruch nehmen. Von neueren Spezialuntersuchungen räumt der Protestant Steitz in den Jahrbüchern für deutsche Theologie (1865) die durchaus realistische Abendmahlslehre des Chrysostomus ein, will jedoch mit ihm auch eine wesentliche Änderung in der kirchlichen Doktrin eintreten lassen. Desgleichen behandeln ganz korrekt einzelne Punkte aus Chrysostomus' Eucharistielehre Lauchert in der Revue internationale de Théologie (1894) und Sorg in zwei Abhandlungen „Die Lehre des hl. Chrysostomus über die reale Gegenwart Christi in der Eucharistie und die Transsubstantiation" (Theol. Quartalschrift 1897) und „Die hl. Eucharistie als Sakrament und ihr Einfluß auf das sittliche Leben nach der Lehre des hl. Joh. Chrysostomus" (Der Katholik 1898). Eine eingehende systematische Untersuchung und Darstellung der ganzen eucharistischen Frage, wie sie in allen Einzelheiten sowohl nach ihrer sakramentalen wie sakrifiziellen Seite hin aus den in zahlreichen Werken zerstreuten Äußerungen des Heiligen uns entgegentritt, bietet die Monographie von A. Naegle: „Die Eucharistielehre des heiligen Johannes Chrysostomus, des Doctor Eucharistiae", 1900. Seitdem prüften noch gesondert die Erklärung und Stellung des Kirchenvaters zu Joh. VI. und kamen zu teilweise anderem Resultat Val. Schmitt, „Die Verheißung der Eucharistie (Joh. VI.) bei den Antiochenern Cyrill von Jerusalem und Johannes Chrysostomus" 1903 und P. de Punich, »La promesse de l' Eucharistie, interpretée par S. Jean Chrysostome«, in der Revue Thomiste 1907. Abweichend von allen anderen Forschern, die sich näher mit der Abendmahlsdoktrin des Chrysostomus befaßt haben, will Michaud, ein weißer Rabe, weder die Transsubstantiation, ja nicht einmal die reale Gegenwart bei ihm ausge-

sprochen finden, sondern möchte ihn als Vertreter einer rein spirituellen Auffassung hinstellen. Michaud zeigte in diesem Aufsatze »St. Jean Chrysostome et l'Eucharistie« in der Revue internationale de Théologie (1903) genau die nämliche Skrupellosigkeit bei Benützung offenkundig apokrypher Schriften, wie bei der früher erwähnten Gelegenheit. Von ausländischen hieher gehörigen Elaboraten seien noch kurz genannt zwei Artikel über die Eucharistielehre des Chrysostomus von Ponomarev in Pravoslavnji sobesiednik (1904), von Kirillov in Christianskoje Ctenije (1906) und Bramley, »How did S. Chrysostom understand τοῦτο ποιεῖτε κc.?« (1879).

Von der unter dem Namen des Chrysostomus überlieferten Liturgie kann höchstens soviel behauptet werden, daß der Patriarch sie nach dem Zeugnis eines seiner Nachfolger, Proklus, abgekürzt hat. Es knüpft sich an diese Frage eine ausgedehnte Literatur, die, weil nur in losem Zusammenhange mit unserem Kirchenvater stehend, hier übergangen werden kann. Hinweisen möchte ich bloß auf zwei Untersuchungen, auf das »Epitome antiquae Liturgiae ex genuinis scriptis Chrysostomi« (1727) von Bingham, der sämtliche auf die Liturgie sich beziehenden Bemerkungen des Heiligen gesammelt hat, und auf „Die Antiochenische Messe nach den Schriften des hl. Joh. Chrysostomus“ in der Zeitschrift für katholische Theologie (1883) von Probst. Diesem rühmlichst bekannten liturgischen Forscher, der hiefür nur die aus Chrysostomus' antiochenischer Periode stammenden Werke benutzte, ist es gelungen, aus den zusammengestellten Äußerungen ein ziemlich getreues Abbild der zur Zeit des Chrysostomus in Antiochien gebräuchlichen Liturgie zu rekonstruieren. Er kommt hier zu dem Resultate, daß unser Bischof nicht die Liturgie in Antiochien, sondern in Konstantinopel abgekürzt hat, während er in einem späteren Werke „Die Liturgie des 4. Jahrhunderts und deren Reform“ (1893) eine Abkürzung überhaupt für „sehr unwahrscheinlich“ hält (S. 204).

Eine systematische Darstellung der Anschauungen unseres Kirchenlehrers über die Buße und deren Wirkungen hat Veiel (1701) versucht. Der Jesuit F. Frantz wollte in seiner 1759 erschienenen »Apologia S. Joannis Chrysostomi de usu ad necessitatem confessionis sacramentalis« den Heiligen insbesondere als Zeugen für Gebrauch und Notwendigkeit der Ohrenbeichte in Anspruch nehmen mit allerdings sehr nichtssagenden Argumenten. In allerneuester Zeit wurde gerade diese Frage wieder angeschnitten, als Bischof Egger von St. Gallen in einem Pastoralschreiben sich zum historischen Erweis der sakramentalen Ohrenbeichte auch auf Chrysostomus berief. Der Altkatholik Herzog trat ihm entgegen in der Revue internationale de Théologie (1902): »S. Jean Chrysostome et la Confession« und suchte darzutun, daß Chrysostomus bloß von einer generellen und öffentlichen Beichte rede. Zu dem gleichen Resultate kam Turmel in einem Artikel der Revue du clergé français (1907): »S. Jean Chrysostome et la Confession.« Er stellt im wesentlichen die Sätze auf, daß Chrysostomus niemals der Ohrenbeichte Erwähnung tue und daß er bemüht sei, die öffentliche Bußdisziplin, die der Patriarch Nektarius, der Vorgänger des Chrysostomus, abgeschafft hatte, aufrecht zu erhalten. Die ganze Frage bereitet ohne Zweifel große Schwierigkeiten und bedarf noch genauerer Untersuchung und Klärung.



Marraccio wollte 1664 in seiner »Vindicatio Chrysostomica« dem Vater die direkte Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariens zueignen. Aber wie Baur ausführt, sind von den vorgebrachten 40 Zitationen 39 apokryphen Schriften entnommen und die 40. beweist nichts in der speziellen Sache, um die es sich handelt. Zu erwähnen wäre schließlich noch die Prüfung einer Reihe von kleineren Detailfragen. So hat z. B. Kern in einem Aufsatz der Zeitschrift für katholische Theologie (1905) dargetan, daß eine öfters zitierte Stelle aus der 32. Homilie zu Matthäus nicht so zu verstehen sei, daß ein in der Kirche aufbewahrtes Lampenöl die Kraft habe, Krankheiten zu heilen, sondern nur, daß das für die Kranken bestimmte sakramentale Öl in einer Lampe konserviert wurde, die in der Kirche hing. Manoury hebt in »Examen d'un texte de Saint Chrysostome« in den Annales du Monde Religieux (1879) hervor, daß in der 40. Homilie zum 1. Korintherbrief Chrysostomus nicht die kirchliche Erbsündenlehre vertrete. Auch diese Frage, die bekanntlich bereits der Gegenstang einer Kontroverse zwischen Augustinus und Julianus von Eklanum gewesen, dürfte ein empfehlenswertes Thema einer monographischen eingehenden Untersuchung abgeben, wie überhaupt die Anthropologie des Chrysostomus, um derentwillen er pelagianischer Gedanken und Anschauungen beschuldigt ward, noch sehr der Erforschung und Klärung bedarf.

Die hiermit gegebenen Ausführungen werden, wie ich hoffe, einen genügend orientierenden Ein- und Überblick geboten haben bezüglich der hervorragenden Bedeutung, welche dem in diesen Tagen hochgeehrten griechischen Kirchenlehrer innerhalb der literarischen Welt des Morgen- und Abendlandes zukommt. Es sind auch einige der Aufgaben angedeutet worden, deren Lösung zur völligen Erforschung und Klärung der Theologie des hl. Chrysostomus noch aussteht und angelegentlichst empfohlen werden kann. Papst und Kirche wetteifern zur Zeit, dem großen Patriarchen von Konstantinopel den Tribut der Huldigung darzubringen. Die erst jüngst geprägte päpstliche Jahresmedaille trägt zur Erinnerung an das Zentenarium auf der einen Seite das Bild des Heiligen; im Vatikan wurde am 12. Februar in Gegenwart des Papstes, der Kardinäle und des ganzen offiziellen kirchlichen Rom ein festlicher Gottesdienst nach der sogenannten Chrysostomus-Liturgie vom griechischen Patriarchen Cyrillus VIII. gefeiert. Und so mögen auch diese Zeilen einige lose Ruhmesblätter darstellen, gestreut auf das 1500 Jahre alte Grab des unsterblichen „Goldmund".





Die juridische Studienordnung.

Von Dr. Karl Hugelmann.

Im Jahre 1893 hat die juridische Studienordnung ihre letzte gesetzliche Festlegung erfahren.*) Wesentlich Neues wurde durch die Gesetzgebung damals nicht geschaffen; die Gesetzgebung hat bei dieser Aktion — und wir rechnen ihr dies zum Ruhme an — in den Grundzügen an dem Gedanken der Studienorganisation Leo Thuns festgehalten und namentlich an den Aufbau der juridischen Studien auf die rechtshistorischen Disziplinen nicht gerührt. Nur in einer Richtung offenbarte sich im Jahre 1893 ein deutliches Reformbestreben: man suchte für das Studium des österreichischen öffentlichen Rechtes einen größeren Spielraum zu gewinnen und zu diesem Zwecke griff man zu verschiedenen, teilweise sehr anfechtbaren Mitteln.

Die Bifurkation des juridischen Quadrienniums durch die rechtshistorische Staatsprüfung blieb bestehen, aber man trachtete wenigstens indirekt, den ersten, den rechtshistorischen Studien gewidmeten Abschnitt zu Gunsten des zweiten zu verkürzen; die Gestattung, die rechtshistorische Staatsprüfung nach vier oder schon nach drei Semestern abzulegen, diente diesem Zwecke. Die Einführung der österreichischen Reichsgeschichte neben der Geschichte des deutschen Rechts sollte sodann schon im ersten Studienabschnitt dem Studium des österreichischen öffentlichen Rechtes Bahn brechen. In dem zweiten Studienabschnitt endlich wurde das österreichische Verfassungs- und Verwaltungsrecht, welches bisher im Hintergrund gestanden hatte, mit Nachdruck in die Reihen der Obligatgegenstände gestellt und der Finanzwissenschaft wurde eine besondere Beziehung zum österreichischen Finanzrechte gegeben. Die österreichische Statistik wurde dafür aus der Reihe der Prüfungsfächer gestrichen, sichtlich, um dem österreichischen Staatsrechte Platz zu machen, und ebenso fiel der neuen Prüfungsdisziplin der österreichischen Reichsgeschichte das frühere Obligatkollegium (ohne Prüfungszwang) über österreichische Geschichte zum Opfer. Daß das Obligatkollegium über allgemeine Geschichte einem Kollegium an der philosophischen Fakultät über einen beliebigen Gegenstand weichen mußte, hing allerdings mit der bezeichneten Reformrichtung nicht zusammen.

Zieht man aus all den Einzelheiten die Summe, so kommt man zu folgendem Resultat: das Streben, entgegengesetzte Strömungen zu vereinigen, hat die Gesetzgebung im Jahre 1893 beherrscht, wie das Schwanken bei der Anberaumung des Termins für die rechtshistorische Staatsprüfung deutlich zeigte. Die Überwindung der Gegensätze konnte daher dieser Studienreform nicht gelingen; keine der sich befehdenden Richtungen war besiegt und jede mußte sich durch den Teilerfolg angeeifert sehen, noch weiter nach dem Siege

*) Vgl. Ges. vom 20. April 1893, R.-G.-Bl. Nr. 68; Vdg. d. Min. f. Kultus u. Unterr. vom 24. Dez. 1893, R.-G.-Bl. Nr. 204.

zu ringen. Wenn es in den seither verflossenen anderthalb Dezennien zu einer weiteren gesetzgeberischen Aktion auf diesem Gebiete nicht gekommen ist, so liegt der Grund hiefür unseres Erachtens nicht in einem Waffenstillstand zwischen den entgegengesetzten wissenschaftlichen Richtungen, sondern in äußeren Gründen; die allgemeine Lahmlegung der österreichischen Gesetzgebung hat eine Aktion auf diesem Gebiete gewiß noch mehr als auf anderen unmöglich gemacht. Und auch heute, da das Zusammenwirken der Gesetzgebungsfaktoren endlich wieder in Fluß gekommen, ist die Lage eine wenig andere; die Gesetzgebung steht vor so schwierigen, von den Interessen der Massen getragenen Aufgaben, daß sie jene geistige Sammlung, welche die dem Verständnis weiterer Kreise ganz entrückte Frage der juridischen Studienreform erheischt, wohl kaum erübrigen könnte.

Unter diesen Umständen ist es ebenso begreiflich als anerkennenswert, daß das juridische Professorenkollegium Wiens sich zu dem Versuche entschlossen hat, seine Reformwünsche im Rahmen der geltenden Studienordnung in der Form eines Ratschlags für die Studierenden zu verwirklichen; durch ein mit Beginn des Wintersemesters herausgegebenes Vademekum soll auf die Wahl der durch das Gesetz gebotenen Möglichkeiten seitens der Studenten eingewirkt und die herkömmliche Übung auf diese Weise im Sinne des Professorenkollegiums reformiert werden. Dieses Vademekum („Belehrung für die Studierenden der Rechte an der k. k. Universität in Wien, welche die Qualifikation für den öffentlichen Dienst erwerben wollen") soll im Nachstehenden erörtert werden.

Der bedeutungsvollste der von der Fakultät erteilten Ratschläge ist der erste. „Die Fakultät", so heißt es im Punkte 1, „erwartet, daß bei normalem Studiengange jeder Studierende die erste Staatsprüfung nach drei Semestern ablegt," und dieser Rat wird damit motiviert, daß „eine erschöpfende Durcharbeitung der beiden in dem zweiten Studienabschnitt zusammengedrängten judiziellen und politischen Fächer angesichts ihres großen Umfangs sonst schwierig wäre und die nachteiligen Folgen einer solchen Häufung der Studien sich bei den Prüfungen und in der Praxis fühlbar machen würden". Die Fakultät will also die Ablegung der rechtshistorischen Staatsprüfung nach drei Semestern, welche bisher, wenn auch von einer fortwährend wachsenden Minorität geübt, noch immer die weniger gewöhnliche war, zu der regelmäßigen Übung machen; sie will an die Stelle der Bifurkation des juridischen Quadrienniums in zwei gleiche Hälften eine solche in die Abschnitte von drei und fünf Semestern als die normale setzen. Hiezu müssen wir vor allem Stellung nehmen.

Im Jahre 1893 haben wir den Versuch der Gesetzgebung, den ersten Studienabschnitt und damit die rechtshistorischen Studien zu verkürzen, tief bedauert, vor allem im Interesse der staatsrechtlichen Disziplinen, das ist jener, welche man zu fördern meinte, weil wir für diese Disziplinen ein breites Fundament rechtshistorischer und gemeinrechtlicher Bildung für unerläßlich halten. Allein noch schlimmer als die Verkürzung der ersten Studienhälfte erscheint uns die Unbestimmtheit der Zäsur zwischen dem ersten und zweiten Studienabschnitt.



Die Gesetzgebung darf, wenn sie eine Zäsur des juridischen Quadrienniums durch die rechtshistorische Staatsprüfung will, nicht mit dem Gedanken operieren: Prüfung nach drei oder vier Semestern, sondern sie muß den Entschluß fassen: entweder drei oder vier Semester. Wir begrüßen daher den Entschluß des Professoren-Kollegiums, sich für einen Termin zu entscheiden und nicht beide als normale zu behandeln; wir begrüßen diesen Entschluß, obwohl die Entscheidung nicht, wie wir es wünschten, für vier, sondern für drei Semester fiel. Nur knüpfen wir dieses Zugeständnis an zwei Voraussetzungen, welche uns zum Gelingen der Sache unerläßlich scheinen, und ob das Professoren-Kollegium diese Voraussetzungen in seinen Ratschlag mitaufgenommen hat, dies haben wir noch zu prüfen.

Die erste Voraussetzung betrifft den Studienabschnitt vor der rechtshistorischen Staatsprüfung.

Wenn der Stoff der rechtshistorischen Staatsprüfung nicht, wie bisher, nur von einer rührigen Minorität, sondern von dem Durchschnitt der Studierenden in drei Semestern bewältigt werden soll, ohne daß man eine wesentliche Beeinträchtigung in der wissenschaftlichen Beherrschung des Rechtsstoffs mit in den Kauf nehmen will, so muß die Tätigkeit der Studierenden unseres Erachtens mit aller Energie auf das nächste Ziel konzentriert, müssen alle jene Kollegien, welche nicht notwendig in den ersten Studienabschnitt fallen, von diesem möglichst ferngehalten werden.

Die Fakultät hat diesen Standpunkt nicht eingenommen, im Gegenteil, sie hat in ihrem Programm sogar den Wurf gewagt, das Vorlesungsgebiet des ersten Studienabschnittes zu erweitern und neben den rechtshistorischen Disziplinen auch den politischen Wissenschaften Raum zu geben. Ja, die Fakultät gibt mit besonderem Nachdruck den Rat, daß die Studierenden sich schon im ersten Studienabschnitt mit den Anfangsgründen der Nationalökonomie und Staatslehre vertraut machen sollen. Einführungskollegien dieser Art werden geschaffen und den Hörern des ersten Studienabschnittes wird empfohlen, aus jedem dieser beiden Gebiete eine solche einführende Vorlesung zu hören. Wir halten dies für einen schweren didaktischen Fehler und für das Gegenteil dessen, was für uns als die erste Voraussetzung der geplanten Reform gilt.

Gewiß sollte der Eintritt in das juridische Studium bei allen Studierenden durch eine enzyklopädische Orientierung eingeleitet werden und wenn es überhaupt Obligatkollegien gibt, so sollte sich unter diesen in erster Linie ein hodegetisches finden. Wir beklagen es lebhaft, daß die gegenwärtige Studienordnung Kollegien über Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaften wohl anordnet, das Belegen derselben aber nicht zur Pflicht macht, und wir begrüßen es mit Freuden, daß die Fakultät diesen Mangel in dem Vademekum durch den Rat zu sanieren trachtet, das schon bestehende Kollegium über Rechtsenzyklopädie im ersten Semester zu hören. Allein hiebei muß es sein Bewenden haben. Neben das Kolleg über Rechtsenzyklopädie gleichzeitig noch ein einleitendes Kolleg über Staatslehre und sogar ein drittes über Volkswirtschaftslehre zu setzen, wäre auch dann viel zu viel, wenn nicht schon wegen der reduzierten Semesterzahl des ersten Studienabschnittes die größte Zurückhaltung geboten wäre. In jedem Falle muß durch solche konkurrierende Einführungskollegien die Zersplitterung des wissenschaftlichen Interesses ge-

fördert werden und diese Wirkung muß um so bedenklicher sein, wenn in dem verkürzten ersten Studienabschnitt die nicht zu umgehenden, in ihrem Umfang unveränderten rechtshistorischen Disziplinen gleichzeitig die größte Konzentration erheischen. Die neuen Einleitungskollegien dürfen im ersten Studienabschnitt keinen Platz finden; das, was das Kolleg über Staatslehre bieten soll, kann in hinreichendem Ausmaße durch das Kolleg über Rechtsenzyklopädie geleistet werden und das Kolleg über Volkswirtschaftslehre ist im ersten Studienabschnitt nur ein verwirrender Ballast.

Die gedeihliche Wirkung einer Beschleunigung der rechtshistorischen Staatsprüfung hat aber noch eine zweite Voraussetzung: es muß nämlich von dieser Prüfung zu dem zweiten Studienabschnitt ein entsprechender Übergang hinüberleiten. Nach der gegenwärtigen Studienordnung kann die rechtshistorische Staatsprüfung wohl nach Ablauf von drei Semestern abgelegt werden, aber frühestens in den ersten vier Wochen des vierten Semesters; der zweite Studienabschnitt folgt also, und dies ist ein schwerer Übelstand, ohne Zwischenferien unmittelbar auf die Prüfung. Dieser Übelstand mochte bisher weniger empfindlich sein, da nur eine Minorität von rührigeren Studenten sich der Prüfung schon nach drei Semestern unterzog; er wird aber im höchsten Maße störend wirken, wenn der Durchschnitt der Studierenden in diese Lage kommt, und schließlich zweifellos zu einer neuen Norm führen müssen, welche die Ablegung der Prüfung schon in den Schlußwochen des dritten Semesters gestattet. Solange es aber an einer solchen Norm fehlt, muß das auf die Prüfung unmittelbar folgende vierte Semester so gestaltet werden, daß es quantitativ und qualitativ das mindest anstrengende des ganzen Quadrienniums ist. Quantitativ muß also vor allem gerade für dieses Semester das Zugeständnis der Studienordnung wirksam erhalten bleiben, daß ein Kollegienausmaß von 12 Wochenstunden genügt, und qualitativ darf das Semesterpensum nur in Kollegien bestehen, welche anregen, ohne zu ermüden. Es können also hier nur Kollegien in Frage kommen, welche, ohne sich notwendig mit den Gegenständen der abgelegten Prüfung zu decken, eine Vorbereitung für die Gegenstände der judiziellen und staatswissenschaftlichen Studiengruppe bilden und doch einen Prüfungsstoff nicht unmittelbar in sich schließen.

Der Vorschlag der Fakultät trägt diesen Rücksichten nur teilweise Rechnung, denn er belegt das vierte Semester mit 20 Stunden, und zwar außer mit den Nebenkollegien der Geschichte der Rechtsphilosophie, der Statistik und des Freigegenstandes an der philosophischen Fakultät mit einem Kollegium von größter Wichtigkeit, nämlich dem ersten Teile des österreichischen Zivilrechts.

Daß dies lebhaften Widerspruch erfordert, ist nach dem eben Gesagten klar; wir billigen das Stundenausmaß nicht und wir lehnen noch entschiedener die Einreihung des österreichischen Zivilrechts ab. Der Vorschlag, das österreichische Zivilrecht unmittelbar auf die rechtshistorische Prüfung folgen zu lassen, läuft geradezu auf den Rat hinaus, dieses hochwichtige Kolleg im strengsten Wortsinn nur zu belegen. Nein, die Fächer der zweiten und dritten Staatsprüfung müssen dem vierten Semester unbedingt ferngehalten werden, sie haben das zweite Biennium zu füllen und das vierte Semester kann lediglich für Übergangskollegien bestimmt sein. Die Fakultät hat hier mit richtigem Griffe jene Kollegien eingereiht, welche nach der Studienordnung

jeder Jurist zwar obligatorisch, aber ohne Prüfungszwang zu hören hat, nämlich, wie schon angedeutet, über Geschichte der Rechtsphilosophie, über allgemeine vergleichende und österreichische Statistik und über einen beliebigen Gegenstand an der philosophischen Fakultät (nach dem ausgezeichneten Rate des Programms über neueste Geschichte).

Es ist unbegreiflich, weshalb die Fakultät nicht einen Schritt weiter gegangen ist und nicht gerade hier die neu geschaffenen politischen und nationalökonomischen Einführungskollegien angeschlossen hat; hier wären dieselben an ihrem richtigen Platze und an diesem könnten sie ebenso günstig wirken, wie sie sich in dem ersten Studienabschnitte störend erweisen müssen. Für den Durchschnitt der Studenten wäre dann im vierten Semester reichlich gesorgt; dem Bildungsbedürfnis der strebsameren Minorität aber könnten Spezialvorlesungen aus dem Kreise der rechtshistorischen Disziplinen entgegenkommen, welche hier, ohne den Alp des Prüfungszwangs, ebenfalls wirksamer wären als in dem zweiten und dritten Semester.

Entlastung des vierten Semesters ist es also, was entschieden verlangt werden muß. Ist dies durch Hinaufschiebung des österreichischen Zivilrechts in das zweite Biennium geschehen, so ergibt sich alles Weitere von selbst. Dann ist an dem von der Fakultät empfohlenen Stufengang der Kollegien über österreichisches Recht und politische Wissenschaften nichts auszusetzen und wir billigen natürlich auch vollkommen den Rat, ein Kollegium über Völkerrecht zu hören, das bekanntlich Prüfungsgegenstand bei den Rigorosen ist.

Diese Zustimmung ist aber keine vorbehaltlose. Wir erklären uns mit der besprochenen Reihung der Gegenstände für das zweite Biennium nur deshalb einverstanden, weil einer Reform hier gerade in dem Punkte, welchen wir für den reformbedürftigsten halten, durch die geltende Studienordnung unüberschreitbare Schranken gezogen sind. Dieser Punkt ist das Nebeneinander der rechtswissenschaftlichen und staatswissenschaftlichen Disziplinen im zweiten Studienabschnitt, ein Nebeneinander, welches namentlich deshalb ein unglückliches ist, weil der zweite Studienabschnitt mit zwei Staatsprüfungen abschließt und wenigstens im letzten Jahre unter dem einseitigen Drucke einer der zwei noch ausständigen Staatsprüfungen steht. Wer den beherrschenden Einfluß des Prüfungswesens auf das Studienwesen kennt, kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß der zweite Studienabschnitt mit seiner zweifachen Prüfungsaufgabe den Durchschnitt der Studenten vor ein beklagenswertes Dilemma stellt, nämlich Vernachlässigung der judiziellen oder der staatswissenschaftlichen Gegenstände.

Bis zum Jahre 1893 war die Lage dadurch vereinfacht, daß nach Absolvierung des juridischen Quadrienniums zunächst die judizielle Staatsprüfung und dann erst die staatswissenschaftliche abzulegen war; die judizielle Staatsprüfung hieß kurzweg die zweite, die staatswissenschaftliche die dritte. Damals stand das zweite juridische Biennium unter der unbestreitbaren Herrschaft der judiziellen Staatsprüfung und die staatswissenschaftlichen Disziplinen traten notwendig weit in den Hintergrund. Dem Kandidaten der judiziellen Staatsprüfung gleichzeitig ein ernstes staatswissenschaftliches Studium zuzumuten, war ein Ding der Unmöglichkeit. Dieser Druck ward aber dadurch, und zwar wesentlich, gemildert, daß man sich dem Zwang der

zweiten und dritten Staatsprüfung durch die Ablegung der Rigorosen überhaupt entziehen konnte.

Diese Verhältnisse haben sich seit 1893 in zweifacher Richtung verändert; die Rigorosen ersetzen die zweite und dritte Staatsprüfung für den praktischen Juristenberuf nicht mehr und die Reihenfolge der judiziellen und staatswissenschaftlichen Staatsprüfung ist der Wahl der Kandidaten freigegeben. Der Druck, welcher auf den staatswissenschaftlichen Disziplinen lastete, ist also etwas gemildert; die in der Regel der Fälle ganz einseitige Verwendung des zweiten Studienabschnitts ist aber damit nicht beseitigt worden. Nach wie vor benützen auch die fleißigen Studenten den zweiten Studienabschnitt ausschließlich oder wenigstens nahezu nur nach einer Richtung, nach der judiziellen oder nach der staatswissenschaftlichen, je nach der Staatsprüfung, auf welche sie zunächst lossteuern, und fürwahr, dieser Mißbrauch, daß für den Durchschnitt der Juristen in den höheren Semestern stets eine Hälfte des Universitätsunterrichts ausgeschaltet bleibt, ist den Studenten selbst nicht zu verdenken.

Dieser Übelstand kann nur beseitigt werden, wenn entweder die Staatsprüfungen fallen oder wenn in das juridische Quadriennium noch eine zweite Zäsur nach Art der ersten, durch die rechtshistorische Staatsprüfung geschaffenen Zäsur eingefügt wird. Zumal dann, wenn der zweite Studienabschnitt auf fünf Semester ausgedehnt wird, liegt eine solche zweite Zäsur sehr nahe und wir würden sie begrüßen, mag sie nun durch die judizielle oder staatswissenschaftliche Staatsprüfung erfolgen. In der einen oder anderen Form wäre damit an die Stelle des Nebeneinander der judiziellen und staatswissenschaftlichen Fächer ein Nacheinander gesetzt und jede Studiengruppe wäre vor der Rolle des Aschenbrödels bewahrt.

Wir wollen dieses Thema nicht näher ausführen, denn das Gesetz von 1893 schließt in dieser Richtung ein Durchgreifen im Wege der Verordnung aus. Allein ein anderes auf verwandtem Gebiete, das zwar nicht zu gleichem Ziele führt, aber doch in gleicher Richtung wirkt, wäre im Wege der Verordnung zu erreichen und da staunen wir allerdings, daß das Professorenkollegium sich nicht schon längst zu einer energischen Initiative entschlossen hat. Wir meinen eine Regelung des Verhältnisses der Staatsprüfungen zu den Rigorosen; denn in dem hier geltenden Mißstand ist unseres Erachtens der Krebsschaden des gegenwärtigen juridischen Studienwesens zu finden.

Für die Kandidaten des Doktorates, welche sich dem öffentlichen Dienste widmen wollen, — und diese bilden die weit überwiegende Mehrzahl, — besteht gegenwärtig die Notwendigkeit, die Staatsprüfungen und Rigorosen zu verknüpfen; dies hat nun nicht nur zu einer erdrückenden Häufung der Prüfungen geführt, welche den wissenschaftlichen Aufschwung der Rechtsfakultäten unterbindet, sondern auch eine Prüfungsspekulation ärgster Art bei den Kandidaten gezüchtet. Die Reihenfolge der Rigorosen ist bekanntlich der Wahl der Kandidaten anheimgegeben. Infolgedessen wird das judizielle und staatswissenschaftliche Rigorosum fast immer mit der Ablegung der analogen Staatsprüfung verkoppelt, so daß man mit einer Vorbereitung zwei Prüfungen zu genügen trachtet. Heute Staatsprüfung, morgen Rigorosum oder umgekehrt, das ist das vielerprobte Rezept, und man will dabei nicht nur, wie

gesagt, an der Prüfungsvorbereitung lukrieren, sondern insbesondere noch, mit den Zufälligkeiten der Prüfungen rechnend, sich wenigstens einen Prüfungserfolg sichern. Wenn Reprobation bei dem Rigorosum, so doch Approbation bei der Staatsprüfung, oder vielleicht sogar umgekehrt, das ist die wohlbedachte Spekulation. Daß dies den Ernst und die Würde der ganzen Prüfungsinstitution untergräbt, liegt auf der Hand; wer die Bedeutung des Instituts nicht tiefer und tiefer sinken lassen will, muß daher an dieser Stelle energisch einsetzen. Wenn nun die Nötigung zur Türmung der Rigorosen auf die Staatsprüfungen vermöge der gesetzlichen Schranke nicht von Grund aus beseitigt werden kann, so muß man rasch entschlossen sein, wenigstens ein Nacheinander der zwei Prüfungskategorien zu schaffen, um damit die überlieferte Prüfungsspekulation auszurotten. Und in diesem Punkte wäre die Durchführung der Sache sehr leicht, denn die geltende Rigorosenordnung beruht lediglich auf der Ministerialverordnung vom 15. April 1872, sie läßt sich durch eine Ministerialverordnung wieder ändern; es bedarf nur zweier Paragraphen und die gegenwärtige unwürdige Rigorosenpraxis ist beseitigt. Der erste Paragraph hätte zu lauten: Die Zulassung zu den juridischen Rigorosen ist durch die Ablegung sämtlicher juridischer Staatsprüfungen bedingt; der zweite: die Ablegung der Rigorosen muß mit dem rechtshistorischen Rigorosum begonnen werden. Diese einfache Regelung des Prüfungswesens müßte einen Umschwung bewirken, welchen man durch eine isolierte, noch so tief gehende Reform der Studienordnung zu erreichen nicht vermöchte.

Die erste Wirkung wäre die Beschleunigung der Ablegung der judiziellen, beziehungsweise staatswissenschaftlichen Staatsprüfung und damit ein gesteigertes Kompelle zur Ausnützung des zweiten Studienbienniums. Während jetzt das Streben vorwaltend dahin geht, die judizielle und staatswissenschaftliche Staatsprüfung in engsten Konnex mit den Rigorosen zu bringen, und man sonach vielfach, wenn nicht zumeist erst nach den Abschlußferien des Quadrienniums zu diesen Staatsprüfungen kommt, wäre dann das Streben gewiß ein allgemeines, eine der zwei fraglichen Staatsprüfungen, der gesetzlichen Gestattung entsprechend, noch im Schlußsemester vor Beginn der Ferien und die zweite möglichst bald darauf abzulegen. Daß dies auf die Ausnützung des zweiten Studienbienniums in wohltätiger Weise einwirken müßte, liegt nahe.

Die zweite Wirkung träfe die Rigorosen selbst, denn die unmittelbarste Folge wäre die Hinausschiebung des Termins der Rigorosen; die Prüfungskommissionen hätten es sonach bei diesen schon dem Alter nach mit reiferen Kandidaten zu tun. Die weitere Folge hiervon wäre die Fernhaltung jener minderwertigen Elemente, welche die Staatsprüfungen nicht zu überwinden im stande sind, und jener Zufallsspekulanten, von denen wir oben gesprochen haben; das Urteil der Rigorosumsprüfer fußte von vorneherein auf sicherer Grundlage.

Die dritte und wesentlichste Wirkung wäre, daß die Ablegung der Rigorosen auf Grund einer neuen, selbständigen Vorbereitung zu erfolgen hätte. Es wäre sichergestellt, daß die Rigorosanten nach Ablegung der Staatsprüfungen den ganzen Stoff des juridischen Quadrienniums in der Reihenfolge des normalen Studienganges noch einmal durchzuarbeiten hätten, und zwar mit einer größeren Altersreife als zur Zeit der Staatsprüfungen, mit

einem in der Mehrzahl der Fälle schon durch die Erfahrungen der juristischen Praxis gereiften Urteil. Es wäre dabei zugleich für viele Kandidaten der Ansporn gegeben, jene Bildungslücken, welche der oben geschilderte einseitige Studiengang im zweiten Biennium gelassen, nach Möglichkeit auszufüllen.

Fassen wir alle diese Wirkungen zusammen, so ergibt sich folgendes Resultat: das Ziel des Doktorats wäre zeitlich hinausgerückt und die Erreichung desselben auch sonst, nämlich durch den Zwang zu einer intensiveren Vorbereitung, wesentlich erschwert. Diese Erschwerung der Erlangung des Doktorats hätte dann sofort eine weitere Folge: die Zahl der Rigorosanten würde rapid fallen. Wir stehen nicht an zu behaupten, daß durch dieses unscheinbare Mittel die gegenwärtige Zahl der Promotionen und Rigorosen mit einem Schlage auf die Hälfte herabgedrückt würde. Und hiemit wäre eine Bedingung geschaffen, welche zur Hebung der Rigorosen unerläßlich ist. Es ist ja eine notorische Tatsache, daß die gegenwärtige Handhabung der Rigorosen den gesetzlichen Vorschriften geradezu Hohn spricht. Die Prüfungsnorm verlangt die Anwesenheit der gesamten Prüfungskommission während des ganzen Prüfungsaktes; die Masse der Rigorosen hat aber dazu geführt, eine Vielzahl der Rigorosen gleichzeitig abzuhalten, so daß die einzelnen Professoren abwechselnd von einem Rigorosum zu dem anderen eilen und von einer Einhaltung der Prüfungszeit, von einer Kollegialberatung bei der Abstimmung keine Rede sein kann. Es kann also nicht wunder nehmen, wenn man vielfach jenes Urteil vernimmt, welches schon im Jahre 1893 ein Redner des Herrenhauses (Graf Belcredi) abgegeben hat, die strengen Prüfungen seien im Laufe der Zeit die leichten geworden, und zweifellos ist es sehr bedenklich, wenn durch die gesetzwidrige Handhabung der Prüfungsordnung den Rechtskandidaten bei der feierlichen Beglaubigung für ihren Beruf die Anleitung zur Gesetzesverachtung mit auf den Weg gegeben wird. Hier einen entschiedenen Wandel zu schaffen, hier zur Ordnung und Gesetzlichkeit zurückzukehren, dazu schafft unser Vorschlag die unentbehrliche Voraussetzung; ist dieser Wandel erfolgt, so hebt sich das Niveau der Prüfungen von selbst.

Das Wiener Professorenkollegium hat sich, wie wir gesehen, mit der juridischen Studienordnung in dankenswerter Weise befaßt. Wohlan, es muß dann noch weiter gehen; es darf bei dem beherrschenden Einfluß, welchen das Prüfungswesen auf das Studienwesen übt, vor der Prüfungsordnung nicht stillestehen. Niemand kann den Druck der Rigorosen schwerer empfinden als die Professoren selbst. Man denke, 1200 Rigorosen in einem Jahre an der Wiener Fakultät allein! Wie sollen diese in ernster Weise bewältigt werden, ohne die Lehraufgabe der Professoren zu behindern, ohne ihre wissenschaftliche Tätigkeit zu unterbinden? Hier ist ein energischer Entschluß von nöten. Wollen die Professoren eine Hebung der Studien, so müssen sie vor allem trachten, dem Prüfungsunwesen ein Ende zu machen.





Über Bildung und Kultur.

Von **Wilhelm Arbeller v. Raitburg.**

„Zurück zur reinen Natur!" war der Ruf, den um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts Rousseau ertönen ließ gegenüber der äußerlichen Überkultur, die in Frankreich und von da aus in ganz Europa seit den Zeiten Ludwigs XIV. mehr und mehr platzgegriffen hatte. Naturgemäß, da ja die Sehnsucht nach würdigeren Lebenszielen allgemein war, fand Rousseau damals in weiten Kreisen Anhang. Nirgends zeigte sich jedoch die Richtigkeit der Rousseauschen Ideen so augenscheinlich als in der Kunst, wo dieselben praktisch zur Anwendung gelangten; es begann die Zeit der Vergötterung des frei aus sich selbst heraus ohne Regel schaffenden Originalgenies, welche in der Literatur bereits Herder, vorzüglich aber den Dichtern der sogenannten Sturm- und Drangperiode ihren Stempel aufgeprägt hat und sich selbst in ihrer Verkehrtheit kennzeichnet.

Wir haben es hier eben mit zwei Extremen zu tun, welche beide in solcher Form nicht von bleibendem Werte sein konnten: einerseits nämlich mußte die blendende Überkultur Frankreichs infolge ihrer völligen Trennung von einer natürlichen Grundlage, infolge der fortschreitenden Veräußerlichung allmählich in sittliche Korruption und Verkehrtheit ausarten, während andererseits die Rousseauschen Grundsätze, welche Natur und Kultur in eins zusammenfaßten und völlige Rückkehr zum Naturzustand als höchstes Ideal hinstellten, dadurch, daß sie einen objektiven Fortschritt als Wahngebilde und alle fortschrittlichen Bestrebungen dementsprechend als Wahnwitz bezeichneten, zur Aufhebung aller Ordnung führen mußten.

Es zeigt sich also, daß keines dieser beiden Extreme, weder das rein äußerliche, unbeschränkt progressive Kultursystem eines Ludwig XIV. noch das rein innerliche, unbeschränkt regressive eines Rousseau in den wahren Begriff der Kultur Klarheit zu bringen vermögen. Denn es ist sicher, daß Kultur zwar einer natürlichen Grundlage auf keinen Fall entbehren könne, daß sie aber doch nicht mit der Natur völlig zusammenfallen dürfe. Und es lohnt sich, die sich naturgemäß aufwerfende Frage: Ist Kultur im Sinne eines objektiven Fortschritts von der Natur zu einem höheren Ideale überhaupt möglich oder fällt vielmehr Kultur mit der Natur in eins zusammen, weil letztere das höchste Ideal ist? — einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen.

Die Parallele zwischen dem einzelnen Menschen und dem Universum, zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos*), ist ein alter Gedanke; und wenn

*) Besonders wurde diese Idee in der mystisch-kabbalistischen Lehre ausgebildet.

auch ein Vergleich niemals als stringenter Beweis angesehen werden kann, so kann er doch zu fruchtbaren Gedanken führen, die sich dann anderweitig beweisen lassen. Zunächst führt vorliegender Vergleich auf den Gedanken, daß dieselbe organische Harmonie der Kräfte, wie sie im Makrokosmos statt hat, auch im Mikrokosmos bestehen müsse; ferner aber schließt sich daran auch die Folgerung, daß, da ja der Mikrokosmos zugleich ein Teil des Makrokosmos ist, ersterer sich organisch in den letztern eingliedern müsse; endlich leitet jener Vergleich auf den Gedanken hin, daß, wie der Mikrokosmos seinen Zweck im Makrokosmos hat, so auch dieser zur Verwirklichung eines Zweckes, des Weltzweckes, diene. Diese Idee, daß der Mensch als Mikrokosmos, selbst ein Organismus, sich in den großen Organismus des Universums eingliedern solle und in diesem einen Weltzweck verwirkliche, zeigt sich uns bei eingehender Überlegung nicht bloß als Phantasiegebilde, sondern vielmehr als volle Wahrheit. Denn wir müssen zugestehen, daß die vollendete Harmonie aller Kräfte im Universum das höchste zu verwirklichende Ideal ist.

Ich sage das höchste „zu verwirklichende" Ideal! Denn wie wir sehen, läßt es sich gar wohl in Wirklichkeit umsetzen. Der Mensch besitzt Sinne, um sein Verhältnis zur Außenwelt festzustellen, er besitzt Verstand, welcher ihn befähigt, über das Wesen der außer und in ihm wirksamen Kräfte richtig zu urteilen, er besitzt Gefühl und freien Willen, wodurch er imstande ist, sich frei zu einer Handlung zu bestimmen. In sich selbst trägt also der Mensch einen Maßstab, nach dem er seinen Wirkungskreis ausmessen kann; nur über eines gibt ihm sein Inneres nicht völligen Aufschluß: über den Weltzweck, den Zweck des Makrokosmos und somit auch seinen eigenen. Uns Christen muß es fast so erscheinen, als ob gerade hierin hauptsächlich jene Verdunkelung der menschlichen Erkenntnis, von der bei den ersten Menschen im Paradiese die Rede ist, bestanden habe, daß sie nämlich die scharfe, vom eigenen Innern stammende Erkenntnis des höchsten Weltzweckes verloren habe und daß von da ab der Mensch aus sich selbst heraus nicht mehr mit klarem Bewußtsein den Weltzweck erfasse, woher dann jener unbefriedigte Vollendungsdrang, jener Drang nach Erkenntnis mit all seinen Verirrungen entspringe, den Goethe im Faust poetisch verherrlicht hat. Wir sehen also, daß der Mensch, nur seinen eigenen Kräften folgend, unmöglich jene Harmonie in sich selbst und um sich selbst, die wir früher als das höchste zu verwirklichende Ideal hinstellten, erringen könne, daß er aber sehr wohl dazu befähigt sei, wenn er über den Weltzweck im klaren ist, mit andern Worten, wenn er Religion hat.

Wir sind in der Betrachtung schon um ein gut Stück vorwärts gekommen, indem wir nunmehr bereits sehen, daß Kultur im Sinne eines Fortschrittes der Menschheit von der Natur zu einem höheren Ideal, d. i. zu völlig harmonischer Entfaltung aller Kräfte möglich sei, wenn Religion die Grundlage bildet. „Und was ist das für eine Religion?" wird man fragen. Nun, diese Frage ist leicht beantwortet: es wird offenbar die wahre Religion, d. i. die christliche sein. Eine Apologie des Christentums halte ich an dieser Stelle für eine zu große Abschweifung. Wohl aber glaube ich einen Gedanken Wolfgang Menzels anführen zu sollen, welcher zu unserm Zwecke

sehr fruchtbar ist. „Die Religion", sagt Menzel („Die deutsche Literatur". I.) „ist wie das Sonnenlicht etwas durchaus Einfaches, aber es werden mannigfache Religionen daraus, indem die Menschen sie sehr eigentümlich und sehr verschieden auffassen, so wie das einfache Licht, von irdischen Gegenständen aufgesogen, sich in viele Farben bricht." Menzel ist also der Ansicht, daß die verschiedenen Religionen nur aus der verschiedenartigen Auffassungsweise der einen wahren, geoffenbarten Religion sich herschreiben. Dementsprechend wird auch stets jede Religion als Grundlage einer gewissen Kultur dienen können, nur daß, wie jene selbst, auch diese sich einseitig zeigen muß.

Es kann demnach als erwiesen betrachtet werden, daß ein Fortschritt möglich sei; daß derselbe auch anstrebenswert sei, zeigt uns unser eigenes Bewußtsein, das uns zu seiner Verwirklichung drängt. Was ist also Kultur? Was ist Bildung?

Kultur ist, wie Lexis („Das Wesen der Kultur") sagt, die Erhebung des Menschen über den Naturzustand durch die Ausbildung und Betätigung seiner geistigen und sittlichen Kräfte.

In unserem Sinne aufgefaßt, zeigt sich diese Begriffsbestimmung als vollkommen stichhältig; denn wir wissen, daß alle Kultur darin bestehen müsse, daß die Menschheit durch die vollendete, nach einem religiösen Ideal vor sich gehende Entfaltung ihrer vernünftigen Kräfte ihre Stelle im Weltall völlig ausfüllt und dadurch den Weltzweck verwirklicht. Und was Bildung sei, darüber gibt Feuchtersleben („Diätetik der Seele") sehr präzis Aufschluß: „Bildung ist harmonische Entwicklung unserer Kräfte." Was also Kultur bei der Gesamtheit, das ist die Bildung beim einzelnen, nämlich organische Entfaltung der Kräfte. Dieser Entwicklungsgang zur Vollkommenheit, der bei der Gesamtheit als Kultur, beim einzelnen als Bildung bezeichnet wird, weist gewisse Stufen auf; die jeweilig erreichte Stufe pflegt man dann beim einzelnen dessen Weltanschauung, bei der Gesamtheit den Zeitgeist zu nennen. Diese Bestimmung der wichtigsten Begriffe befähigt uns weiter zu schreiten und die Lösung der Probleme zu versuchen, die sich uns naturgemäß aufdrängen. Vor allem ist es *eine* Frage, die sich in den Weg legt: Wie ist es möglich, daß bei einer Gesamtheit von Menschen ein Entwicklungsgang stattfinden kann, da dies doch nur beim einzelnen Menschen, der ja ein Organismus ist, möglich erscheint?

Man verzeihe mir, wenn ich da mit einer Unterscheidung komme, die man oft hören kann: es ist die von Talent und Genie. Das Talent ist bekanntlich seinem Wesen nach Rezeptivität, Fähigkeit, ein Gegebenes in sich aufzunehmen, während das Genie in der Produktivität, der Fähigkeit, sich schöpferisch zu betätigen, sich offenbart. In Wirklichkeit ist vom kleinsten Talent bis zum größten Genie gleichsam eine Stufenleiter. Wir haben also auf der Welt teils Talente, teils Genies. Aber es können auch Entartungen eintreten: das Talent entartet zum Philister*), das Genie zum Originalgenie. Das Talent entartet dadurch, daß es entweder, wie bei den kleineren, nicht imstande oder aber, wie bei den größeren Talenten, nicht willens ist, Fremdes in sich aufzunehmen; es entartet zum Philister, weil es sich nun nicht mehr

*) Vgl. Riehls Ansichten über dieses Gebiet.



rezeptiv, sondern völlig passiv verhält und so den Mitmenschen zu allem Möglichen ein gefügiges Werkzeug ist, ja sich sogar bei dem Mangel eigener innerer Kraft naturgemäß an andere anschließt. Das Genie hingegen entartet dadurch, daß es, wie bei den kleineren Genies, nicht imstande oder aber, wie bei den größeren, nicht willens ist, wahrhaft schöpferisch zu wirken; das große Genie ist gar sehr in Gefahr zu vergessen, daß jedes Genie schließlich im Grunde genommen ein Talent ist, dem noch ein Mehr dazu verliehen ist, daß also jedes Genie in gewisser Hinsicht, wenn es wirklich schöpferisch sich betätigen soll, auf einem Gegebenen als auf einer Grundlage aufbauen müsse und sich niemals ganz von allem bereits Bestehenden, von aller Regel losmachen dürfe. Sonst wird es eben zum Originalgenie, welches statt produktiv, spontan d. i. willkürlich wirkt und seine Individualität frei walten läßt.

„Doch wozu diese ganze Einteilung? Über die Möglichkeit will ich aufgeklärt sein," fällt mir einer ins Wort, „wie denn ein kultureller Fort- oder Rückschritt zustande kommen könne. Nun, gerade jene Einteilung führt uns darauf, daß die Gesellschaft ein Organismus sei und sich demnach entwickeln könne; denn dadurch, daß wir jene Einteilung mit einer zweiten, nämlich nicht nach dem inneren Werte, sondern nach dem äußeren Einfluß der Individuen vorgenommenen Einteilung kombinieren, erhalten wir den ganzen Aufbau des sozialen Organismus, insofern er für die Entwicklung von Kultur und Zeitgeist maßgebend wird, klar vor Augen gestellt. Die rezeptiven Talente nämlich wenden sich naturgemäß an die produktiven Genies, die passiven Talente, das sind die Philister, die sich größtenteils an die Auktoritäten anschließen, während die wenigen übrigen rezeptiven und passiven Talente den Originalgenies huldigen werden. Hieraus ergibt sich aber, daß, je nachdem die Führung dieser drei Menschenklassen in einer Hand vereinigt werde, sich naturnotwendig dieser oder jener Zeitgeist, damit auch diese oder jene Kultur entwickeln müsse. Auch in die mannigfachen Rätsel des kulturellen Fort- und Rückschrittes, der verschiedenen wirksamen Strömungen wird durch diese Unterscheidung Klarheit gebracht, weshalb die Kulturgeschichte füglich von diesem Gesichtspunkte aus ihre Perspektiven eröffnet.

Das zweite Problem, das sich uns aufdrängt, ist dieses:

Wie muß alle Kultur und alle Bildung vor sich gehen, wenn sie wahrhaft fortschrittlich sein will?

Auch diese Frage löst sich, wenn wir einen Blick zurückwerfen auf das, was als Endzweck aller Bildung und aller Kultur hingestellt wurde. „Die Welt — ein Organismus!" Das ist das Schlagwort, welches uns alles in Erinnerung bringt und damit gleichzeitig auch uns den Weg zur Lösung der vorliegenden Frage weist. „Die wahre Religion soll das apriorische Ideal aller Kultur sein, sie soll der große Magnet sein, der alle vernünftigen Kräfte des Menschen, Verstand, Gefühl und Willen, zu sich emporzieht und sie mit den Naturkräften zu einem Organismus vereinigt," das ist bereits oben gesagt worden. Und darin liegt eigentlich schon alles. Aber ich höre schon wieder einen, der mir einwendet: „Warum soll denn der Mensch nur seine vernünftigen Kräfte ausbilden und nicht auch seine natürlichen, physischen Kräfte?" Nur einer, der mich mißverstanden hat, kann so fragen, denn von einer Vernachlässigung der physischen Kräfte kann bei wahrer Kultur und

Bildung keine Rede sein. Benötigt ja doch der Mensch seine physischen Kräfte, um die Kräfte seiner Intelligenz in Wechselwirkung zu setzen mit den Kräften des Makrokosmos. Wahre Kultur und Bildung muß also stets auch die physischen Kräfte des Menschen voll zu entfalten suchen, aber stets wird sie dieselben nur als Mittel zum Zweck betrachten, da ja physische Kräfte des Menschen, ohne das leitende Prinzip der Vernunft, den Organismus des Weltganzen nur stören, nicht aber fördern würden. Was daher die wahre Kultur stets umfassen muß, ist wesentlich ein Vierfaches: sie muß sich als Fortschritt zeigen in Wissenschaft, Kunst und Recht wie auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Fortschritt in Wissenschaft, Kunst und Recht bedeutet eine Eroberung auf dem Gebiete der moralischen Kräfte der Gesellschaft: Wissenschaft ist eine Annäherung ihrer denkenden Kräfte an das Ideal der Wahrheit, Kunst eine Annäherung der fühlenden Kräfte an das Ideal der Schönheit, Recht eine Annäherung der Willenskräfte an das Ideal des Guten. Die wahre Religion wird sowohl der Wissenschaft als auch der Kunst und dem Recht als höchstes Ideal in gleicher Weise vorschweben. Das vierte Glied, welches die Kultur vervollständigt, ist die wirtschaftliche Hebung: es ist dies die Entfaltung der physischen Kräfte der Gesellschaft gegen das Ideal des Zweckmäßigen hin.

Welche Stellung nimmt nun die großartige kulturelle Erscheinung des Staatswesens ein? Sollen wir uns für den Rechts- oder für den Wohlfahrtsstaat entscheiden? Die Stellung, die der Staat im kulturellen Fortschritt einnimmt, ist leicht gekennzeichnet; der Staat hat ja vor allem die Aufgabe, die Gesellschaft zu organisieren, zu einem aus sich selbst kräftigen Ganzen zu machen, das sich wie ein Glied einer Kette in den Makrokosmos eingliedert und in demselben den Weltzweck verwirklicht. Daher der innige Zusammenhang des Staates mit der Religion. Wie entsteht der Staat? Ich will keine historische Studie beginnen, ich will nur darauf hinweisen, daß man von keinem Gesellschaftsvertrag oder was immer zu reden braucht, da ja der Staat selbst das Ergebnis des Kulturfortschrittes ist. Im Staate verwirklicht sich die Organisation der Menschheit immer mehr. Weil daher der Staat selbst das Produkt des Kulturfortschrittes ist, aber auch zur Vollendung desselben beitragen soll, so können wir weder einen starren Rechtsstaat, noch einen allzu veränderlichen Wohlfahrtsstaat als Staatsideal hinstellen, sondern nur den „kulturellen Staat", der in steter Wechselwirkung mit den kulturellen Kräften der Gesellschaft steht und durch Förderung von Wissenschaft und Kunst, Durchführung des Rechts und Unterstützung der öffentlichen Wohlfahrt die Gesellschaft zu einem geschlossenen Organismus heranbildet. Vielleicht mag schon Aristoteles der Idee eines „kulturellen Staates" nicht fern gestanden sein:

Γενομένη μὲν τοῦ ζῆν ἕνεκα, οὖσα δὲ τοῦ εὖ ζῆν.

Bildung ist, wie wir oben gesehen haben, für den Einzelnen das, was Kultur für die Gesamtheit. Kultur — organische Entfaltung der Kräfte der Gesellschaft, Bildung — organische Entfaltung der Kräfte des einzelnen. Ein Zweifaches ist also der Endzweck aller Bildung: einerseits Entfaltung der im Individuum potentiellen Energie zur vollen Aktualität, andrerseits organische Eingliederung in den Organismus der menschlichen

Gesellschaft. Der erstere Zweck umfaßt für das Individuum seine allgemeine Menschenpflicht, der letztere begründet seine Berufspflicht.

Es braucht wohl nicht darauf hingewiesen zu werden, daß zwischen Bildung und Kultur auch insofern eine durchgehende Analogie besteht, als auch die erstere, gleichwie letztere einen Aufschwung in Wissenschaft, Kunst, Recht und Wohlstand in sich begreift, sich auf die Ausbildung des Individuums sowohl in psychischer, d. i. in intellektueller, ästhetischer und ethischer, als auch in physischer Hinsicht erstrecken muß. Die falsche Analogie freilich, welche Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ durchführt, wobei er die Religion, als Offenbarung Gottes an die Menschheit, mit jener des Erziehers an den Zögling vergleicht und durch diese Parallele einen religiösen Relativismus begründet, muß schon aus dem Grunde zurückgewiesen werden, weil die Religion ihrem Begriffe nach das alle geistigen Kräfte des Menschen umfassende, in aller möglichen Erfahrung niemals erreichbare Ideal ist und sie daher mit dem Momente, in dem sie von den Geisteskräften des Menschen eingeholt oder gar überflügelt wird, sich als falsche, nichtige Religion bezeugt. Vielmehr muß man die Religion als apriorisches Ideal bei jeder Parallele aus dem Spiele lassen und man kann jedenfalls mit mehr Recht die Genies, in dem Sinne wie wir sie früher kennen lernten, als die Erzieher des Menschengeschlechts hinstellen. Das Genie bringt vor, erobert; die Talente nehmen davon Besitz und bewahren die Eroberungen, der „kulturelle Staat“ organisiert die Gesellschaft und vereint durch Eintritt seiner Auktorität das Philistertum mit den Talenten zu gemeinsamen Zwecken. Stets sich selbst und die Gesellschaft reorganisierend, führt der Staat so die Menschheit ihrer vollendeten Entelechie zu, welche die Religion, als das oberste Ideal, vorstellt. Wenn wir hiezu bei der Bildung des einzelnen die Parallele ziehen wollen, so müssen wir etwa so vorgehen: dem Genie entspricht der Erzieher, der Staat als das ordnende exekutive Prinzip liegt in der Vernunft des Individuums selbst. Der Zögling hat sich demnach keineswegs bloß passiv zu verhalten, auch die Rezeptivität genügt nicht, vielmehr muß er selbst in Aktivität treten; denn er hat ja die Aufgabe, nicht bloß das Gegebene zu bewahren, sondern es auch zu verarbeiten und es in Verbindung mit seinen eigenen Kräften zu einem Organismus auszubilden. So verstehen wir erst den vollen Sinn des Goetheschen*) Wortes: „Mitgeteiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung“. Dies hinsichtlich des Verhältnisses der Erziehung zur Bildung.

Wenn man nun auch noch darauf Rücksicht nehmen wollte, was denn die äußere Erziehung und im gereiften Alter die Selbsterziehung für ein Ziel vor Augen haben müsse, so können wir an das anknüpfen, was vom Endzweck der Bildung überhaupt bereits gesagt wurde. Das Regulativ muß immer die Religion bleiben; in ihrem Sinne muß sowohl die organische Entfaltung der Kräfte des Individuums wie auch ihre organische Eingliederung in den sozialen Organismus von statten gehen. Keineswegs aber darf nur eine einseitige Ausbildung der individuellen Kräfte oder aber eine einseitige Hingabe des Individuums in allen seinen Kräften an die Gesell-

*) Aus Ottiliens Tagebuch in den „Wahlverwandtschaften“.



schaft (vgl. das „Humanitätsideal“) statthaben; vielmehr muß beides in der wahren Bildung harmonisch vereinigt werden, so daß sich die Individualität des einzelnen zur Persönlichkeit heranbilde.

„Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit.“ *)

Denn dadurch, daß das Individuum seine potenziellen Kräfte aktualisiert und organisiert, entwickelt es sich zur Individualität; erst dadurch, daß sich diese Individualität dann in den großen Organismus der Gesellschaft eingliedert und mit demselben in rege Wechselwirkung tritt, wird sie zur Persönlichkeit. Der Weg, den alle Bildung, wenn sie echt ist, demnach gehen muß, ist dieser: zuerst wird die Individualität entwickeltet; als Regulativ hiezu dient die „Menschenpflicht“; dann beginnt die Entfaltung der Individualität zur Persönlichkeit; als Regulativ hiezu dient wieder das religiöse Motiv der „Berufspflicht“.

Das Wesen von Kultur und Bildung hat sich uns erschlossen: es ist der Fortschritt zur vollendeten Harmonie aller menschlichen Kräfte. Der Kampf freilich, den es braucht, um sich diesem höchsten Ziel zu nähern, ist groß. Auch heute wieder stehen wir im Zeichen des Kulturkampfes: das Christentum steht im Kampf mit dem Modernismus. Der Zeitgeist ist gespalten, die Weltanschauung des einzelnen verworren, — Vernichtungskampf auf allen Linien! Aber der christliche Geist soll und wird aus diesem Kampf siegreich hervorgehen!

*) Goethe, Buch Suleika.



Strophen.

Von **Josef Stibitz.**

Im Kasten fand ich es an stillem Orte,
Dein Bildnis aus vergang'nen Jugendtagen,
Und d'runter standen nur die wehen Worte:
„Wenn einst die Nachtigallen nicht mehr schlagen.“
Tief sank mein Haupt, — ich murmelte die Worte . .
In meiner Brust, da blieb ein müdes Fragen:
„Sag, mußten unsre Tage so verloren enden?
Und hielten doch das Glück in vollen, vollen Händen.“





Erzherzog Karls Lebensweisheit.*)

Von Dr. **Karl Fuchs.**

Erzherzog Karl, der große Schlachtenlenker Österreichs in der Zeit der Revolutions- und Napoleonischen Kriege, hat uns eine imponierende Anzahl von Schriften, meist militärwissenschaftlichen und politischen Inhalts, hinterlassen, die in gediegener Auswahl von Malcher in 6 starken Bänden (Wien, W. Braumüller 1894) im Auftrage der Erzherzoge Albrecht und Wilhelm herausgegeben wurden. Er, in dessen Hand der Kommandostab in schwerer Zeit zum Heile und Ruhme des Vaterlandes geruht hatte, verfügte über einen reichen Schatz unmittelbarer Erfahrungen, die er zum Teil rückschauend mit der Objektivität seines Lieblingsschriftstellers Tacitus**) wiedergab, zum Teil zur Ableitung heilsamer Grundsätze für die Reform des österreichischen Heerwesens verwendete. Von Kindheit auf eine kontemplative Natur, von Haus aus mit strenger Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe, vor allem in Hinsicht auf seine eigene Person, begabt, ist er gewohnt, allenthalben den Gründen der Erscheinungen nachzuspüren, deren Folgen zu enthüllen und ihren pragmatischen Zusammenhang mit dem großen Gang der Ereignisse festzustellen. Und nicht nur mit dem grübelnden Verstande, sondern auch mit offenem Herzen tritt er seinen Stoffen nahe. Nicht zum wenigsten ist gerade dieser Umstand der Grund der intimen Anziehungskraft, den seine Schriften für alle Zeit auf den Leser, den Fachmann wie den Laien, ausüben werden. Immer wieder erkennt man bei jeder Gelegenheit, daß hier ein starker Geist nicht nur zu einem einzelnen Zwecke, dem der jeweiligen Abhandlung, spricht, sondern daß sich derselbe jedesmal zu abgeklärten Höhen philosophischen Denkens erhebt, zu Grundsätzen, die in den ausgeführten Einzelerscheinungen ihre Bestätigung finden.

Über sich selbst hat der Generalissimus, ein Mann der Tat, sehr wenig geschrieben, ganz zum Unterschied von seinem schreibseligen Zeitalter, dessen Memoirenflut kaum übersehbar ist. Sogar seine zahlreichen Kriegsgeschichten, in denen er selbst als Teilnehmer oder Führer erscheint, gewinnen nur dort einen persönlichen Zug, wo er wider die Vorwürfe Unberufener sich

*) Zum Teile auf Grund von Dr. Karl Fuchs: „Erzherzog Karl" (Graz, Styria, 1907) und „Österreichs Befreiungskampf im Jahre 1809" (Regensburg, vorm. G. J. Manz, 1908).

**) Er sagt selbst in seinen „Aphorismen": „Tacitus ist mein Lieblingsschriftsteller, weil seine Werke vor allen anderen die meiste Wahrheit und tiefe Gedanken enthalten." (Ausgew. Schriften, IV, S. 565.)

oder andere verteidigt; die „Kurze Autobiographie," die er „in den ersten Tagen des September 1814" zu Wien niederschrieb (Ausgew. Schriften, VI, S. 595—599), ist so kurz, daß sie nur als eine Folie seines reichen Lebenslaufes betrachtet werden kann. Aber es ist eine klassisch stilisierte Folie, ein Schlüssel zur Erkenntnis seines Seelenlebens von Kindheit auf. Strenge Gewissenhaftigkeit und ein Pflichtgefühl, das nach möglichster Erreichung des Ideals strebt, als Sache nicht nur des Verstandes, sondern auch des Herzens, bilden den Grundakkord seines Charakters. Er bekennt: „Ich wurde mit einem empfindlichen Herzen geboren . . . Mit einer lebhaften Phantasie begabt, bildete ich mir einen abstrakten Begriff von Grundsätzen und Pflichten und richtete mein ganzes Streben dahin, diese auf das genaueste nach einem Ideal von Vollkommenheit zu erfüllen, welches für den Menschen unerreichbar ist. Ich unterwarf einer solchen Berechnung alle Gefühle eines unverdorbenen Herzens, welche daher weder geübt, noch in meiner ferneren Laufbahn weiter entwickelt wurden." Als echter Idealist kam er während seines Lebensweges nicht auf seine Rechnung und Unzufriedenheit und stoizistische Verachtung dessen, was seinen Idealen widersprach, stellten sich gar oft ein. Nichtsdestoweniger gewinnt seine Gefühlswelt immer wieder ihre Macht, stellt den Ausgleich mit der kalten Welt des Verstandes her und führt ihn zu jenem sonnigen Optimismus empor, der seinen Horizont in der Zeit erhellt, da ihm nach hartem Ringen in selbstgewählter Zurückgezogenheit die Freuden eines beschaulichen Lebens und reinen Familienglücks zuteil werden. Er stellt folgende genaue Analyse dieses Vorgangs an: „Von Kindheit an bisnun durch meine Erziehung und meine ferneren Verhältnisse veranlaßt, strebte ich nach einem nicht zu erreichenden Ideal von Vollkommenheit in Erfüllung meiner Pflicht, welches den Verstand, nicht aber das Herz in Anspruch nahm, doch wandelte dieses dabei unverdrossen seinen Gang fort; aber es wagte selten, sein Innerstes zu entfalten, weil ein kalter, alles verengender Verstand seine Herrschaft zu weit ausdehnte. Meine guten Gefühle wurden nicht geübt, daher unterlag ich viel öfter denen des Unwillens, der Verachtung, des Mißtrauens und der Geringschätzung alles dessen, was nicht in mein Ideal paßte. Dadurch verlor ich das Zutrauen zu mir selbst und erkannte in mir sowie in ihnen bloß die schwachen und unvollkommenen Seiten. Dies flößte mir eine stoische Gleichgiltigkeit ein, die ich gegen mich am ersten ausübte und die überall zum Vorschein kam, wo ich bloß dachte und urteilte. Daher die Kälte, mit der ich von herzzerreißenden und unabwendbaren Ereignissen sprach; daher die geringe Rücksicht auf jene angenehmen Kleinigkeiten, die eigentlich der Menschen Glück und Zufriedenheit ausmachen und mehr Liebe zuwege bringen als große Wohltaten; daher endlich die Außenseite eines rauhen Stoikers, welche viele zurückschreckte, indem sie mich für einen harten Mann ansahen, indes ich doch jede Gelegenheit benützte, Gutes zu tun. Doch sprach mein Herz fortwährend zu mir; es kämpfte oft mit dem Verstand. Wenn mein Gefühl so stark oder so hart angesprochen wurde, daß es den Verstand davonriß, dann änderte sich meine Weise. Wenn das Gute den Charakter der Größe annahm, wenn Pflicht und Wohlwollen sich vereinigten oder wenn meine unverdorbene Natur im Stillen rege werden konnte, da trat sie in ihrer edlen moralischen Wesenheit hervor. Daher die

Liebe der Armen und der Wenigen, die mich genau kannten oder in zurückgezogenem Leben bloß als Menschen sahen, und der Rat, den mir diese gaben, stets meinen Gefühlen zu folgen, ohne sie erst einer kalten Berechnung zu unterziehen." Auch in seinem Verhältnis zu den Mitmenschen hält der Erzherzog vor allem die Sprache des Herzens für ein wirksames Mittel der Einwirkung. In Anlehnung an eine Sentenz des Quintilianus (Pectus est, quod disertos facit) bemerkte er (a. a. O. S. 557): „Nur die Beredsamkeit, welche aus dem Herzen ausgeht, vermag wieder das Herz zu gewinnen. Reden, in welchen bloß der Verstand spricht, können zwar überzeugen oder augenblicklich täuschen und verführen, doch verfliegt ein solcher Eindruck ebenso schnell. Weil sie das Gefühl nicht ansprechen, sind sie kein Mittel, die Menschen dauerhaft an uns und an unsere Sache zu knüpfen. Zwei herzliche Worte waren jederzeit von größerer Wirkung als die regelmäßigen Erzeugnisse der bloßen Redekunst." Allerdings hält er es für nötig, daß Verstand und Gemüt in harmonischer Wechselwirkung gebildet werde (a. a. O. S. 549): „Einseitigkeit ist der größte Fehler unserer Erziehung. Einer will bloß den Verstand bilden und achtet das Herz nicht. Aus dieser Schule gehen die Egoisten hervor. Ein anderer pflegt eifrig das Gemüt und erzieht einen süßlichen Empfinder oder einen rohen Kraftmann. Beide stehen mit der Menschheit in ewigem Widerspruch. Nur die vereinte Entwicklung der vielfältigen, stets auf einander wirkenden Anlagen gibt uns Menschen von Geist und Würde." Diese goldenen Worte können als Axiom für jedes Werk der Erziehung und des Unterrichts betrachtet werden.

Das durch den Trieb des Gefühls beschwingte Streben nach Wahrheit verbindet sich im Geiste des Heerführers innig mit tiefer Religiosität, die ihm in allen Lagen des Lebens den Ausblick und die feste Zuversicht auf die durch den frommen Glauben gewährleisteten höchsten Güter der Menschheit eröffnete. Alles betrachtet und beurteilt er sowohl in seinen „Aphorismen"*) (a. a. O. S. 531—593) als auch überall dort, wo er auf metaphysische Fragen gelegentlich zu sprechen kommt, unter dem Gesichtswinkel einer lichtvollen sittlich-religiösen Weltanschauung. Er gewinnt aus den alten Philosophen so manches Korn seiner Lebensweisheit, aber das Christentum stellt ihm die Krone aller Gelehrsamkeit dar: „Die Lehren von Sokrates und Confucius nähern sich am meisten den christlichen; doch wir stehen über ihnen, da wir eine von Gott kommende Gewißheit für das haben, was bei ihnen nur menschliche Vermutung war, und bestimmt wissen, was sie bloß ahnten." (A. a. O. S. 547.) Aus solchen Überzeugungen entspringen ihm unumstößliche moralische Grundsätze. Er schreibt (a. a. O. S. 542): „Der aus Grundsatz Tugendhafte erwartet seinen Lohn im künftigen Leben und findet ihn in diesem im Selbstbewußtsein. Er betrachtet den Dank der Menschen als eine bloße Zugabe, als eine Verzierung — daher ihn ihr Undank weder niederdrückt noch von dem vorgesetzten Pfad abwendet."

Seine „Religiösen Betrachtungen", zuerst gesammelt in den Ausgewählten Schriften (VI, S. 389—529**), lassen vorzugsweise als Grundzug seines

*) Auch als Einzelbändchen erschienen (Wien, W. Braumüller, 1893).

**) In der Folge auch als Einzelbändchen (Ebd., 1895).



Charakters edle Nächstenliebe erkennen. Sie umfassen in Predigtform „Betrachtungen über das Evangelium Matthäi am siebzehnten Sonntag nach Pfingsten“ und „Betrachtungen über das Evangelium am Ostermontag, 23. März 1818,“ ferner „Betrachtungen an den Sonn- und Festtagen des Kirchenjahres“ und „Betrachtungen über den Tod“ und bilden ein erhebendes Erbauungsbuch von rührender Gemütstiefe, ein Bekenntnis reiner, echt philosophischer Weltauffassung, die nur in der werktätigen Übung des Guten ihre Genugtuung findet. In der erstgenannten Predigt fesselt insbesondere seine Auslegung der einzelnen Absätze des Vaterunser und seine Auseinandersetzung über die Liebe zu Gott und die daraus entspringende sozial so wichtige Liebe zu den Mitmenschen. „Was trägt wesentlich mehr zur Knüpfung und Erhaltung der Bande der Gesellschaft bei,“ schreibt er, „als wechselseitiges Zuvorkommen, Wohltun, Duldung? Was entfernt mehr alle Keime der Zwietracht, als Vermeidung dessen, was dem Bruder schaden oder ihn schmerzen kann — und Verzeihung der Beleidigungen? Was vermag folglich mehr das Glück des Menschen im ganzen sowohl als im einzelnen zu gründen und zu befestigen als die wechselseitige Liebe? Diese Betrachtung erweitert unbegrenzt das Gefühl unserer Bewunderung und Verehrung der Gebote des Allmächtigen. Wie kräftig bewähren sie nicht ihre Göttlichkeit und die Liebe des Gesetzgebers für uns dadurch, daß sie in jeder Hinsicht ohne Ausnahme das Glück der Menschen zum Zwecke haben. Und wie sehr vermehrt sich also nicht die Pflicht der Liebe und des Dankes gegen den, der sie uns gab. Die größten Weisen des Altertums fühlten, daß es unmöglich sei, die Gesellschaft ohne wechselseitige Liebe der Menschen zu erhalten und zu beglücken. Sie, und unter ihnen vorzüglich Confucius, lehrten, dem Nebenmenschen so zu begegnen, wie man behandelt zu werden begehrt. Aber ungewiß über die Zukunft, vermochten sie nicht, ihren Sätzen kräftige Triebfedern zu deren Befolgung beizugesellen. . . . In welch herrlichem Glanze steht gegen sie die Lehre der christlichen Religion! Sie spricht bestimmt das Gesetz, die Mittel, es zu erfüllen, die Belohnung und die Strafe aus. Christus zerriß durch seinen Tod den Schleier, der das Innerste des Tempels den Augen der Menschen entzog. Über nichts herrscht mehr ein Zweifel oder eine Unsicherheit. Die Gewißheit, diese Mutter der Kraft, stärkt und leitet unsere Schritte. Christus, unser himmlischer Anführer, zieht vor uns her, durchbricht die Bahn, an ihm zertrümmert sich die Macht der Feinde, die uns aufzuhalten versuchen. Er pflanzt das Panier des Kreuzes auf den Punkt, den wir ersteigen sollen. Wir brauchen ihm, der nach seinem eigenen Ausspruch der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, nur entschlossen zu folgen, uns nicht von ihm zu trennen — und der Sieg ist unser . . . Liebe ist das erste, das wesentlichste Gebot — das Gebot, welches alle andern in sich enthält: denn wer Gott liebt, der glaubt, der hofft in ihm, der befolgt seine Gesetze und ist der Wohltäter seines Nebenmenschen. Nur diejenigen unserer Handlungen, die im Geiste der Liebe und aus ihr entstehen, werden geheiligt und führen uns zum ewigen Leben; alle übrigen haben keinen Wert vor Gott. In den Augen des Gerechtesten überwiegt der unbedeutendste Beweis von Liebe des Nächsten alle Taten und Unternehmungen, welche die Menschen groß nennen . . .“

„Mensch sein“ in diesem hohen Sinne galt dem erlauchten Heerführer als die Krone aller Erreichbarkeit und umgibt ihn mit einem Glorienscheine, der so vielen anderen Kriegshelden der Geschichte gefehlt hat. Bei aller neidlosen, vorurteilsfreien Bewunderung, die er für Napoleon als Feldherrn stets bewahrte, kann er nicht umhin, dessen Mangel an Menschlichkeit und moralischen Grundsätzen zu tadeln, indem er betont: „Bonaparte war seinen Zeitgenossen, was unseren Vorfahren der Teufel und allen Völkern das böse Grundwesen: das Außerordentliche an Kraft, Geist und Verruchtheit“; „Als Bonaparte in Wien die Grüfte besah, in welchen sich die Grabmäler des österreichischen Hauses befinden, rief er aus: Vanitas vanitatum, hors la force! Er hat an sich selbst die Erfahrung gemacht, daß die Ausnahme nicht Stich hält. Was er von der physischen Kraft meinte, paßt wohl mehr auf die moralische, die Kraft der Seele. Außer ihr ist alles Eitelkeit und ihre Resultate allein unvergänglich, denn nur sie führen zum dauerhaften, zum ewigen Glück auch jenseits des Grabes.“ (A. a. O. S. 534—539).

Der ideale Zug, von dem sich Erzherzog Karl in all und jedem leiten ließ, erhellt aus nichts so sehr als aus der edelsinnigen Auffassung des Pflichtenkreises der Regenten; hier wird er, der hochgeborene Prinz des Kaiserhauses, zum Anwalt der Menschenrechte. Er sagt: „Die Großen der Erde gewinnen die Menschen, wenn sie sich mit ihnen gleichstellen. Sie können es dadurch, daß sie von ihrer erhabenen Stufe herabsteigen oder daß sie die tiefer Stehenden zu sich hinaufziehen.“ (A. a. O. S. 542.) Als Grund schlechter Regierungen sieht er die Schwäche der Fürsten und das Übergewicht unbegabter oder kriecherischer Minister und Diener an. Hier gebraucht er als strenger Beurteiler in einer wichtigen Sache nicht selten herbe Worte, so: „Der Minister eines großen Staates, der die Politik zur Intrigue herabwürdigt, gleicht einem Fürsten, der vom Thron herabsteigt, um in dem Vorzimmer zu sollizitieren. Wir haben in unseren Tagen beides erlebt und werden es noch erleben; weil es leichter ist, die Rolle des Kammerdieners zu spielen als die des Herrn.“ Und: „Die Geschichte liefert uns eine Folgereihe von Beispielen, daß bloß Minister von mittelmäßigen Geistesgaben durch längere Zeit ihre Monarchen beherrschten.“ (A. a. O. S. 534.) Witzig und sarkastisch klingt sein Vorschlag: „Man sollte die Hofnarren wieder einführen, mit der Bestimmung, den Fürsten unbefangen bei jeder Gelegenheit die Wahrheit zu sagen; aber diese Stellen müßten durch redliche, geistige (d. h. geistreiche) Männer besetzt werden.“ (A. a. O. S. 541.)

Nichts war in der Tat dem Erherzog so verhaßt wie Heuchelei und Lüge, sowohl in der Politik als auch im gesellschaftlichen Leben. Eitelkeit und Pedanterie der Männer und Koketterie der Weiber sind ihm als Verleugnung des Wahren gleich zuwider. Seine Sentenzen über oberflächliche Frauen beschließt er durch folgenden durchsichtigen Vergleich (a. a. O. S. 561): „Wenn die Koketterie der Weiber ebenso wie der Pedantismus der Männer mehr durch äußere Formen als durch inneren Gehalt zu gefallen sucht, so unterscheiden sie sich darin, daß die Kokette die Betrügerin, der Pedant der Betrogene, der Selbstbetrüger ist. Die Kokette weiß, daß ihre Schwänke keinen inneren Wert haben, aber sie will Effekt machen; der Pedant glaubt wirklich, die Wahrheit zu umarmen, wenn er nach einem Schatten greift.“

Zu einem solchen Pedanten stellt er den Mann als Gegenbild auf, der es zur Erkenntnis klarer Begriffe gebracht hat. Er sagt: „Der Mann allein verdient den Namen eines Weisen, der über ein Objekt nur eine, und gerade die wahre Ansicht hat" (a. a. O. S. 532). In den „Grundsätzen der Strategie" (1813), dem epochalen Werke, das bald nach seinem Erscheinen ins Französische, Italienische und Türkische übersetzt wurde, fordert er von den Entschlüssen eines Feldherrn, daß ihnen stets „die Erkenntnis des Wahren" vorangehe; er hat jedesmal seine Ratschläge diesem obersten Leitmotiv untergeordnet und wiederholt, wenngleich vergeblich, in schwerwiegenden Fragen verhängnisvollen Selbsttäuschungen entgegengearbeitet. Im Jahre 1805 bekämpfte er die durch den unfähigen General Mack geschürte Kriegslust und ebenso leistete er anfangs 1809 der Kriegspartei unter Metternich und Stadion lebhaften Widerstand. In beiden Fällen traf seine Voraussicht, daß Österreich seine Rüstungen und Armeereformen noch nicht vollendet habe und über keine genügende Wehrkraft verfüge, vollständig zu. Er verschloß sich als Kriegsminister und Generalissimus, wiewohl Leiter der Reorganisation des Heerwesens in den Friedensjahren, nicht der vernünftigen Einsicht, daß patriotische Begeisterung allein nicht zur Führung eines Entscheidungskampfes mit einem übermächtigen Gegner genüge. Er verhehlte sich nicht, daß sein großes Werk der Erziehung des Soldaten zum Patriotismus und zum militärischen Geist und die völlige Umgestaltung des Heereswesens zu einer völkischen Einrichtung sich nur langsam einbürgern könne. General Mack verdächtigte 1805 seine Reformen, die im Gegensatze zur früheren „lebenslänglichen Dienstzeit" den bisher wenig geachteten Soldatenstand auf die breite Basis des Volkes durch die Heeresergänzung nach Altersklassen und die dadurch herbeigeführte Näherung der militärischen und zivilen Berufe zu stellen bemüht war, als eine Art Nachahmung französisch-revolutionärer Einrichtungen. Indes tat der große Reformator nur das, was nach dem Geiste der Zeit tatsächlich nötig war, wollte man den Massenaufgeboten Frankreichs auch wirklich mit Aussicht auf Erfolg begegnen. Er sah eben klar ein, daß auch für die Art der Kriegsführung eine neue Zeit angebrochen sei, gerade so wie für die andern Bereiche des menschlichen Denkens und Handelns, und selbstverständlich richtete er seine Reformen nach dem Stande des Heeres der Feinde ein; das aus der Republik hervorgegangene Volksheer der Franzosen war durch das Genie Napoleons von Sieg zu Sieg geführt worden; wollte man ihm nachdrücklich begegnen, so mußte aus einer „Armee von Veteranen" durch das Aufgebot junger Kraft, durch Hebung des militärischen Geistes, des Patriotismus und aller Soldatentugenden, durch Schaffung der Landwehren und ähnlicher volkstümlicher Einrichtungen eine gleichwertige Armee geschaffen werden. War er auch umstürzenden Neuerungen von Grund aus abgeneigt, so ergriff er mit Feuereifer die Möglichkeit, das Vorhandene zeitgemäß umzugestalten und auf die Höhe der Gegenwart zu bringen. Er hatte da in Österreich einen schweren Kampf zu bestehen, denn unter der Regierung seines kaiserlichen Bruders Franz II. ging man, abgestoßen durch die gewaltsamen Umwälzungen in Frankreich, beherrscht von patriarchalischen Gesinnungen, allen Veränderungen des Althergebrachten sorgfältig aus dem Wege. Erzherzog Karl aber erkannte, seinen Zeitgenossen vorauseilend, daß auch der neue Zeitgeist fruchtbringend auf die

alte Tradition angewendet werden könne; er schrieb hierüber die lapidaren Worte: „Der Geist der Zeit gleicht einem mächtigen Strome; man darf ihm weder voraneilen noch hinter ihm zurückbleiben. Die Menschen vermögen weder seinen Lauf umzuwenden noch aufzuhalten. Aber durch Dämme, welche an seinen Ufern angebracht werden, können sie ihm nützliche Wendungen geben oder ihn unschädlich machen.“ (A. a. O. S. 546.) Die Geschichte, und zwar gerade die der Franzosen, ist ihm die beste Lehrmeisterin der Wahrheit. Er bekennt: „Von allen neueren Geschichten studiere ich die französische am liebsten, weil ich in selber von den reinsten bis zu den verdorbensten Sitten, von der wildesten Barbarei bis zu der größten Ausbildung, von der rohesten Untat und den feinsten Hofintriguen bis zur reinsten und entschlossenen Aufopferung, bis zur edelmütigsten Offenheit Alles finde, was die verschiedenen Stufen bezeichnet, auf denen die Menschheit stand.“ (A. a. O. S. 536.) Er treibt also Philosophie der Geschichte und da erhellt sich ihm die klare Erkenntnis: „Die letzten Jahre des 18. und die ersten des 19. Jahrhunderts führen wieder eine jener merkwürdigen Epochen in der Geschichte herbei, welche eine gänzliche Veränderung in allen Verhältnissen der Menschheit hervorbringen.“

Die Armeereformen des Erzherzogs atmen ebenso den Geist seiner sittlich-religiösen, von echter Humanität getragenen Weltanschauung, als sie dem Zeitgeiste gerecht werden; sie gestalteten sich so zur Grundlage der ganzen ferneren Heeresverfassung Österreichs und wurden für andere Staaten vorbildlich. Zum erstenmale stellte er die Forderung auf, daß der Soldat seine Pflicht auch als Herzenssache erfassen und dazu erzogen werden müsse: in der Denkschrift für den Monarchen, „Über die Kriegsverwaltung in Bezug auf den militärischen Geist“, äußert er sich (a. a. O. S. 133 ff.): „Wenn die Armee gekleidet, genährt und auch gut exerziert ist, so läßt sich deshalb noch kein Sieg versprechen, man muß vor allem auch unausgesetzt auf den militärischen Geist hinarbeiten, wenn sie mit Gewißheit siegen soll.“ Und an anderer Stelle (a. a. O. S. 572): „Viele betrachten den Soldaten als eine bloße Maschine, folglich als vollkommen brauchbar, wenn er versteht, sich nach dem Kommandowort zu bewegen und zu feuern. Doch sind die Bestandteile der Kraft, welche den Sieg entscheidet, sowohl moralisch als physisch und vor allem der Geist der Tapferkeit und des Gehorsams unentbehrlich, damit der Feldherr in jedem Momente auf die unfehlbare Mitwirkung seines ganzen Heeres zählen könne.“ Vor allem sollte auch die Disziplin im Offiziersstande gehoben werden und derselbe, entlastet von Ökonomiegeschäften, nur seinem militärischen Zwecke leben. Sein Korpsgeist und der gegenseitige Verkehr außerhalb des Dienstes sollte gefördert werden, weil man da Stärke und Schwäche jedes einzelnen am besten kennen lerne und darnach eine individuelle Behandlung und Verwendung einrichten könne. Beim Exerzieren wurde humane Behandlung eingeschärft; man solle sich des Schlagens enthalten, überhaupt diese erniedrigende Strafe nur gegen den „Inkorrigiblen und Dieb“ zur Anwendung bringen. Tatsächlich ließ die Intelligenz der Offiziere und hohen Führer, insonderheit solcher, die aus dem Zivilstande ohne die reguläre militärische Schulbildung mit Rücksicht auf ihre Geburt direkt ins Offizierskorps eingetreten waren, viel zu wünschen übrig. Er eiferte daher die Offiziere zur Fortbildung durch Selbststudium an und

verfaßte zu diesem Zwecke die Werke: „Grundsätze der höheren Kriegskunst für die Generäle der österreichischen Armee“ (1803—1805, abgedruckt in Ausgew. Schr., I., S. 1 ff.) und „Beiträge zum praktischen Unterrichte für die Offiziere der österreichischen Armee“ (1806, abgedruckt ebd., S. 87 ff.), wobei er sich auf die in den vorangegangenen Kriegen gemachten Erfahrungen stützte. Der Offizier sollte ein leuchtendes Vorbild für den Soldaten in Hinsicht der Pflichterfüllung sein, denn nur so könnte dieser jenem mit reiner Empfindung und Liebe nacheifern. Er sagt hierüber: „Der Soldat liebt den Vorgesetzten, der ihn streng zu seiner Pflicht anhält, mehr als den nachlässigen, weil er in jenem den entschlossenen Mann erkennt, auf welchen er vertrauen darf, und sein inneres Gefühl die Notwendigkeit von dessen Forderungen ausspricht.“ (Ausgew. Schr. VI., S. 575.) In dem gleichen Sinne führt er einige Seiten später aus: der Höhere setzt sich herunter und in die Linie jedes seiner Untergeordneten, wenn er durch jene Eigenschaften zu glänzen sucht, welche sie alle besitzen müssen und die bloß der erste Schritt zu der hohen Stufe sind, auf der er steht.“ Die persönliche Tapferkeit des Erzherzogs, der sich wiederholt, so insbesondere bei Aspern und Wagram, Gefahren aussetzte, findet so ihre sittliche Berechtigung. Auch der gewöhnliche Soldat soll auf diese Weise jederzeit zur Nacheiferung angeregt werden und klar die Gründe seiner Verwendung einsehen. Der Erzherzog wendet sich wiederholt scharf gegen die bravouröse, nutzlose Aufopferung der Kavallerie im Kampf gegen die Infanterie. Der militärische Geist in seiner veredelten Form gilt ihm als ein Gipfelpunkt der Charakterbildung, der mit Roheit nichts gemein hat. „Es gibt Menschen,“ so führt er aus (a. a. O. S. 569), „welche Roheit für echten militärischen Sinn halten, weil man beide manchmal gepaart findet. Jene ist nur die Ausartung dieses; aber der Geist des Soldatenstandes erscheint nie in einem größeren und erhabeneren Lichte, als unter edlen Formen.“ So zeigt sich in allen auf die Heeresreorganisation sich beziehenden Maßnahmen des Erzherzogs, daß er nicht die rohe Kraft, sondern eine sichere Einsicht und Gemütsbildung, die in der Armeee von oben bis unten platzgreifen sollte, als das entscheidende Moment soldatischer Tüchtigkeit betrachtete.

Vom allgemein menschlichen Standpunkte und schon infolge seiner religiösen Überzeugungen war der Erzherzog ein ausgesprochener Gegner des Zweikampfes. In einem Antwortschreiben an den Prinzen Friedrich von Sachsen im Februar 1829 (a. a. O. S. 590 ff.) äußert er sich hierüber folgendermaßen freimütig: „Ich betrachte das Duell als ein Überbleibsel jener rohen Zeit, in der man es für erlaubt hielt, sich selbst mit Gewalt Recht zu verschaffen. Die Duelle stehen in Widerspruch mit jeder Ordnung und es ist daher Pflicht der Staatsverwaltung, sie zu verhindern. Sie vermehren sich bei den Armeen in dem Maße, als die Manneszucht abnimmt, und sind am häufigsten bei den schlecht disziplinierten Truppen. Sie liefern keinen Beweis von ausgezeichneter Tapferkeit, da mancher vor dem Feind den Mut nicht beweist, welchen er durch Zweikämpfe darzutun wähnt, bei denen ihm die Wahl seiner Gegner freisteht und oft auf Schwächere fällt.“

Mit der Liebe zur Wahrheit und Menschlichkeit hängt auch des Erzherzogs Gerechtigkeitsgefühl unmittelbar zusammen und in weiterer Folge seine grundsätzliche Abneigung gegen den Krieg, wiewohl er dessen berufenster

Lenker war, insonderheit des Krieges, der sich in den Dienst einer selbstsüchtigen Eroberungspolitik stellte, wie dies bei Napoleon der Fall war. Er tadelt Ludwig XIV. und Friedrich den Großen wegen der Durchführung der Teilung Polens: „Ludwig XIV. nahm das Recht des Stärkeren zur Grundlage seiner Politik, Friedrich der Große befolgte dessen System, und die unmoralische Teilung von Polen wurde in eben diesem Sinne ausgesprochen.“ (A. a. O. S. 544.) Wie er selbst in bestimmten Fällen, so 1805 und 1809, gegen den Ausbruch des Krieges stimmte und nach der Schlacht von Znaim den Abschluß des Waffenstillstandes und damit den Friedensschluß befürwortete, faßt er seine prinzipielle Abneigung gegen leichtsinnig unternommene Kriege und den Unwert derselben hochsinnig in die Sätze zusammen: „Wenn Schwache oder Unfähige die Macht haben und noch dazu träg und leichtsinnig sind, so entscheiden sie sich leicht zum Kriege. Sie greifen nach dem Schwert, um den gordischen Knoten zu durchhauen, welchen aufzulösen sie nicht genug Kraft und Beharrlichkeit haben.“ Und weiters: „Vergleicht man das Resultat des glücklichsten Krieges mit den dazu aufgebotenen Mitteln, so zeigt sich, daß man meistens ein viel größeres mit geringerem Aufwand von Kraft auf gelinderen Wegen erreichen konnte.“ (A. a. O. S. 539.) Er, der selbst in der Drangsal der Zeiten an der Vermehrung der österreichischen Wehrmacht mit allen Kräften arbeitete, fällt in hoher Einsicht folgendes Urteil: „Die übermäßig zahlreichen Armeen sind eine Plage der Menschheit und veranlassen den Untergang der Staaten.“ (A. a. O. S. 543.)

Erzherzog Karl erkennt als notwendige Folge einer maßlosen Eroberungspolitik den eigenen Untergang. Der physische Wert ohne den moralischen genügt nicht zu dem endlichen Erfolge. Er bringt dies im allgemeinen und im besonderen mit Bezug auf Napoleon zum Ausdruck: „Der Geist, welcher den Wert einer Regierung nach ihrer physischen Kraft bemißt, hat zur Folge, daß die Staatenbeherrscher ausschließlich nach Erweiterung ihres Gebietes streben. Dieser opfern sie das Glück ihrer alten Besitzungen sowie jenes der neuen auf, die sie an sich reißen. Sie bereiten sich dadurch den eigenen Untergang, indem sie ihre Länder in der Art vergrößern, daß es außer ihrer Macht steht, sie glücklich zu machen, und den Untertanen ein Beispiel geben, welches diese gelegentlich auf ihre Verhältnisse gegen ihre Regierungen übertragen können.“ (A. a. O. S. 545.) Tatsächlich war von einer Volksbeglückung in den Ländern, die unter Napoleonischem Szepter standen, keine Rede. Handel und Wandel lagen in Frankreich und anderwärts infolge der Kontinentalsperre darnieder, die fortgesetzten Kriege erschöpften die Steuerkraft Frankreichs und führten eine Verarmung der breiten Massen herbei und es ist bekannt, daß der Franzosenkaiser innere Feinde oft genug zu fürchten hatte. In seiner Kriegführung scheiterte er schließlich an der moralischen, speziell nationalen Kraft der Unterdrückten, die er in voller Verblendung für nichts achtete. Treffend kennzeichnet Erherzog Karl diesen Verlauf des Prozesses: „Bonaparte siegte über seine Feinde, weil er im dahinreißenden Gefühle seines Glücks bei der Anwendung der eigenen Kräfte alle Schonung und Rücksicht bei Seite setzte, sich durch eigene Mißgriffe nicht in Verlegenheit setzen ließ und durch eine grenzenlose Zuversicht die Kräfte seiner leicht beweglichen Völker auf das Äußerste spannte. Aber der ungezähmte Geist

der Zuversicht ging in frevelnden Übermut über. Er achtete das Moralische seiner Feinde für gar nichts, vergaß, daß in der Verzweiflung der geduldigste Mensch ein Held wird und daß auch er die Ausbeutung der Hilfsquellen nicht ins Unendliche steigern könne." (A. a. O. S. 569.) Dabei würdigt er in edler Objektivität und Neidlosigkeit die Feldherrngröße seines gewaltigen Gegners und weist dessen Verkleinerer scharf zurück: „Schwachköpfe wollen Bonapartes Ruhm durch die Bemerkung schmälern, daß er die meisten Erfolge seiner überlegenen Kraft verdanke. Gibt es wohl ein größeres Lob für den Staatsmann, als daß er keinen Krieg oder Feldzug begann, ohne solch einer Überlegenheit sicher zu sein? Selbst dort, wo seine Streitkräfte im Ganzen mit den feindlichen gleich stark, ja sogar oft schwächer waren, wie z. B. in den Feldzügen 1796 und 1814, wußte er sich die Überlegenheit auf den entscheidenden Punkten in verhängnisvollen Momenten zu verschaffen. Auch der Wert seiner Anordnungen wurde bestritten, weil sie einfach waren, — als läge nicht in der Einfachheit die größte Bürgschaft für Wahrheit und Erfolg, und als wäre es nicht die höchste Kunst, das Einfache unter so vielen Nebenumständen aufzufinden, zu ergreifen und ins Leben zu rufen." (A. a. O. S. 570.)

Als oberste Richtschnur des Handelns stellt er strenge Pflichterfüllung auf, die man ebenso selbst zu leisten als von den Mitmenschen zu fordern habe: „Fordere von dir und von anderen die Erfüllung der Pflichten mit Ernst, aber sei milde im Urteil über die Fehler des Nächsten! Würdige streng und wahrhaft deine eigenen Handlungen, aber werde nicht mutlos! Dies ist die wahre Lebensregel im Geiste des Christentums. Wer nur seine Schwächen ergründet und sich nicht mehr vertraut, wird ein nutzloser Träumer oder ein heilloser Taugenichts." (A. a. O. S. 560.) Er selbst gab ja das beste Beispiel nach dieser Richtung sowohl im Felde als in seiner Friedensarbeit. Was er einmal als Pflicht erkannt hatte, selbst dann, wenn er vorher von der Sache abgeraten hatte, wie 1809 vor dem Kriege, erfaßte er mit voller Seele und wendete alle seine Kräfte daran. Mit welcher Hingabe er vom Jahre 1801 an dem Werke der militärischen Reformen oblag, kennzeichnet er folgendermaßen: „Nun opferte ich mich ganz der Erreichung des Ideals. Ich dachte, handelte, arbeitete bloß für mein Geschäft, welchem ich mich ganz widmete, entzog mich allem Umgange, welcher nicht darauf Bezug nahm, bekümmerte mich sonst um nichts, am wenigsten um mich selbst; kurz ich lebte wie ein Mönch im strengsten Orden, mit der größten Resignation." (A. a. O. S. 597.) In heiterem Optimismus wendet er sich gegen die Verächter der Aufgaben der Menschheit: „Der Cyniker (Diogenes), welcher mit der Laterne den einen Menschen suchte, war nichts als ein stolzer Geck, der von den Menschen gesucht werden wollte. Sokrates war der weisere, der in dem Menschen das Menschliche überall suchte und fand." (A. a. O. S. 555.) Freilich verhehlte er sich nicht, daß der Mensch von Verstandes- und Herzensbildung sich erst zu entschlossenem Handeln, zur Umwertung in die Tat in jedem Falle nach den so gefestigten Grundsätzen aufschwingen müsse und daß dieses Ziel, die Charakterbildung nämlich, nicht immer erreicht werde Er sagt (a. a. O. S. 552 ff.): „Charakter ist seltener als Verstand. Daher findet man mehr Menschen, welche das Wahre zwar richtig auffassen, weniger jedoch, welche nach einer solchen Einsicht handeln, und noch weniger, welche auf dem

begonnenen Wege bis zu Ende oder bis zur Erreichung bedeutender Resultate fortfahren und dadurch den Namen großer Männer verdienen. Wie wenige Menschen wollen im ganzen Umfange des Wortes. Die meisten gleichen den Scheintapferen, welche nur so lange Mut haben, bis es gilt."

Aus solchen durch reiche Erfahrung geläuterten ethischen Begriffen erwächst der oberste derselben, die Tugend; sie muß mit reinem Herzen um ihrer selbst allezeit geübt werden, wenn auch ihre Anerkennung vonseite der Mitwelt ausbleibt. Diese gilt frommer, gläubiger Gesinnung, die fest auf die Unsterblichkeit der Seele und eine Vergeltung im Jenseits vertraut, als unwesentlich.

In unerschütterlichem Vertrauen auf eine göttliche Weltordnung schreibt er in den „Betrachtungen über den Tod", die er „ein Vermächtnis" für seine Kinder nennt: „Nach der Trennung von dem, was außer ihr liegt, bleibt der auf ihre Wesenheit beschränkten Seele bloß das mehr übrig, was ausschließlich aus ihr kam, ihr Wille. Mit selbem erscheint sie vor Gottes Thron; — er ist der Maßstab seines Gerichtes. Was der Mensch wollte, wird er erhalten, was er suchte, finden. Wessen Streben nach der Tugend rein bewährt ist und jedes andere überwog, wer bis zum Ende mit der Sinnlichkeit und Schwäche seiner Natur kämpfte, gelangt zu dem Guten, das sein Ziel war, und zwar in unendlichem Maße, — zu Gott selbst. Wer hingegen fortwährend dem Eitlen, dem Bösen nachstrebte, den Unbußfertigen erwartet ewiges Unglück. Das zeitliche Ziel seiner Wünsche, auf welches sich ausschließlich seine Ansprüche gründen, zerfällt mit dem Ende der Zeit in Nichts. Er hat das Gute nicht gewollt, hat ihm das Böse vorgezogen, dies soll ihm auch zuteil werden. So lautet der Ausspruch dessen, welcher selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, über das Ziel unserer Bahn und den Weg zur selben." (A. a. O. S. 525 ff.) Die Höhe metaphysischer und ethischer Überlegung, zu welcher der große Schlachtenlenker durch Abstraktion aus reicher Erfahrung gelangt und von der aus er die ihn umgebende Welt beurteilt und die Schlüsse für seine wahrhaft erhebende Pflichtenlehre zieht, lassen seine Größe nicht nur als Staatsmann und Feldherr, sondern auch als Mensch zur Genüge erkennen.





Die kaiserliche Privatbibliothek im Jahre 1809.

Von **Joh. Jureczek.**

Nach den unglücklichen Gefechten bei Regensburg vom 19. bis 23. April 1809 hatte das siegreiche Vordringen der österreichischen Armee sein Ende gefunden und diese mußte sich vor den durch Napoleon selbst herangeführten beträchtlichen Truppenmassen, welche ihre Rückzugslinie bedrohten, zurückziehen. An einer abermaligen feindlichen Invasion Österreichs war unter diesen Umständen nicht mehr zu zweifeln. Das Volk wurde zwar nach Möglichkeit beruhigt; Plakate verkündeten, daß „das Schicksal des Krieges von einer möglichen feindlichen Demonstration gegen die Hauptstadt durchaus nicht abhänge". Die „Wiener Zeitung" vom 3. Mai 1809 veröffentlichte eine Kundmachung des die Staatsgeschäfte leitenden Erzherzogs Rainer, in welcher es heißt: „Damit also, wenn der Feind auf eine solche Demonstrazion (gegen Wien) zu irgend einer Zeit sein bestimmtes Augenmerk richten sollte seine Absicht auf allen Wegen vereitelt werde, haben Se. kaiserl. Majestät auch für diesen Fall alle nothwendigen Vorkehrungen, schon jetzt aber die Verfügung getroffen, daß alle die Gegenstände, die zu einem Unternehmen dieser Art vorzüglich einladen könnten, bey Zeiten entfernt und in Sicherheit gebracht werden. Daß diese Maßregel nichts anders zum Zwecke hat, als das Wohl und die Sicherheit der Hauptstadt, wird Niemand verkennen."

Infolge Allerhöchster Anordnung wurde am 29. April auch bei Hofe zu packen begonnen; die vorzüglichsten Schätze wurden auf mehrere Schiffe für den Transport nach Ungarn übertragen. Am selben Tag reiste ein Teil der kaiserlichen Familie nach Ungarn ab; auch viele angesehene und reiche Familien entfernten sich mit ihrer besten Habe aus Wien.

General Jellachich hatte sich von München nach Böhmen zurückziehen müssen, Tirol war den Feinden überlassen worden, Galizien den Polen unter Fürst Poniatowski preisgegeben; der linke Flügel der Hauptarmee unter General Hiller wurde abgedrängt und die Franzosen schlugen den geraden Weg nach Wien ein. Wien wurde in Verteidigungszustand gesetzt und die Bewohner der Vorstädte flüchteten in die Stadt. Am 7. Mai reiste der Erzherzog Rainer ab und am selben Tage wurden das kaiserliche Haus-, Hof- und Staatsarchiv, das hofkriegsrätliche Archiv, das Wichtigste aus dem kaiserlichen Münz- und Medaillenkabinett sowie aus der Schatzkammer, endlich auch die Staatskassen und die Kassen des magistratischen Depositenamtes nach Ungarn abgeführt.

Auch der Vorstand der kaiserlichen Privatbibliothek Regierungsrat Thomas Peter Young hatte vom Kaiser schon Ende April den Befehl erhalten, für die Sicherung der wertvollsten Schätze dieser Bibliothek sowie der Privatsachen und -Schriften des Kaisers Sorge zu tragen. Da es unmöglich erschien, in so kurzer Zeit die ganze Bibliothek mit 30.000 Bänden einzupacken, so veran-

laßte Young nur die Verpackung der kostbarsten und seltensten Bücherwerke, welche in fünfzig Verschlägen auf ein von der kaiserlichen Familiengüter-Oberdirektion hiezu bestelltes Schiff verladen wurden. Das andere wurde insgeheim an verläßliche Privatleute, die nicht leicht in Verdacht kommen konnten, verteilt; der geringste Teil nur, aus wertlosen Romanen und Komödien und „anderer derlei Schmiraille“ bestehend, in der Bibliothek belassen. Nach Sicherstellung der Schätze hatte Young den Auftrag, der kaiserlichen Familie nach Ungarn zu folgen.

Die größte Schwierigkeit bereitete die Bergung der Porträtsammlung, deren Studium die Lieblingsbeschäftigung des Kaisers in freien Stunden war und die mit Aufwand großer Mühen und Kosten in der Zeit von kaum zehn Jahren die Zahl von 60.000 Porträts erreicht hatte. Ihr bedeutendes Volumen (552 Großfolio-Portefeuilles — dazu kamen noch 126 ebensolche mit Kunstblättern) sowie die Gefahr einer Beschädigung der kostbaren Blätter ließen einen weiten Transport nicht ratsam erscheinen; aber auch die Bergung in Wien erforderte große Vorsicht, nicht nur bezüglich der Wahl der Vertrauenspersonen, sondern auch bezüglich der Überführung zu denselben. Ergebenheit, Treue, Rechtlichkeit und Verschwiegenheit, Klugheit und Mut mußten von dem Manne verlangt werden, dem diese Mission zufallen sollte. Nach reiflicher Überlegung schlug der Bibliotheksvorstand dem Kaiser vor, den Kunsthändler Ignaz Sauer mit dieser Aufgabe zu betrauen.

Ignaz Sauer war durch sein vielseitiges reges Schaffen, seine Verbindungen und seine Persönlichkeit, welche er mit aller Energie zur Geltung brachte, in Wien allbekannt; er war Geschäftsmann durch und durch, als solcher tatkräftig alles ins Auge fassend, womit ein Geschäft zu machen war, wenn es nur mit der Redlichkeit nicht im Konflikte stand. Wurzbach, der emsige Sammler biographischer Daten, kennt nur seinen Zunamen und die kurze unten folgende Notiz aus Gräffers „Memoiren“, die 1842 zuerst in Frankls „Sonntagsblättern“ erschien. Hier, wo der bedeutendsten Tat Sauers, der Rettung der kaiserlichen Porträtsammlung gedacht wird, ist eine kurze Darstellung seiner vielseitigen Wirksamkeit umsomehr am Platze, da sie ein interessantes Zeitbild bietet.

Im Jahre 1799 befinden sich auf dem Kohlmarkt in Wien vier Kunsthändler: Artaria u. Ko. Nr. 1219, Hieronymus Löschenkohl Nr. 1217, Lukas Hohenleithner Nr. 1218 und Franz Anton Hofmeister Nr. 264. 1800 eröffnet Ignaz Sauer eine Kunsthandlung am Kohlmarkt Nr. 262 (Dreilaufer-Haus); dort bleibt er jedoch nicht lange und übersiedelt mehrfach; 1801 an die Ecke der Kraut- und Sailergasse Nr. 1159, 1803 Am Peter 612 (hinter der heutigen Österreichischen Sparkasse), 1805 auf den Stephansplatz Nr. 923, neben das Deutsche Haus (Domherrnhof), wo 1809 ein Teil der kaiserlichen Porträtsammlung versteckt gehalten wurde; 1815 befindet sich das Geschäft in der Naglergasse Nr. 317 (unweit des Haarhofes) und wir finden die Charakteristik desselben in Gräffers Wiener „Memoiren“: „Wir sind in der Naglergasse, eines der Urgäßchen der City, wie das Rothgäßchen und die Goldschmiedgasse von pestilenzschwangerer Exhalation. Hier gewahren wir den Ladenschild ‚Zu den sieben Schwestern‘*). Der Vater, ein Coloß

*) Sauer hatte sieben Töchter.



mit einer Rohrdrommelstimme, wenig und langsam sprechend, aber viel und geschwind schnupfend, ist ein Mann von vielerley Kenntnissen. Er hat das Frohnleichnams-Waisenkinderlied componirt; er hat eine Baumschule angelegt; er hat eine Schrift verfasst: ‚Monographie des Perlhuhns‘."

Seit 1802 war Sauer auch beeidеter Inventurs- und Schätzungskommissär in Kunstsachen „bei den adeligen kaufmannschafftlichen und bürgerlichen Justizbehörden"; von 1822 an auch bei dem kaiserlichen Obersthofmarschallamte.

Bezüglich Sauers anderweitiger Wirksamkeit geben die Akten des k. k. Waisenhauses in der Währingerstraße, welche mir in der bereitwilligsten Weise zur Einsicht gegeben wurden, mehrfachen Aufschluß. Ignaz Sauer wurde am 3. März 1795 auf Vorschlag des damaligen Direktors des Waisenhauses, des k. k. Obersten Gallus Edlen von Andree,*) als Chorregent und Singmeister (er nennt sich „Musikdirektor") mit einem Jahresgehalte von 200 fl., einer Pensionszulage von 200 fl. und freier Wohnung im Waisenhause, welche er bis zu seinem Tode benützte, angestellt; vorher hatte er 15 Jahre, also von 1784 an, beim Normalschulfache gedient. Seine Besoldung als Chorregent bezieht er aus der Stiftungskasse. Diese Stellung veranlaßte ihn, das oberwähnte „Fronleichnams-Waisenkinderlied" zu komponieren, das gewiß nicht seine einzige Komposition gewesen ist; der gerühmte Kenner von Alt-Wien, M. Bermann, bemerkt in dem launigen Zeitbildchen: „Eine Kupferstich-Auktion vor 30 Jahren" (in der Zeitschrift „Faust", 1855) über Sauer: „Er ist nebstbei Musikdirektor und Regenschori des k. k. Waisenhauses, komponiert nicht üble Sächelchen und ist zugleich Virtuose im Ausrufen." Leider sind alle diese „Sächelchen" verloren gegangen. Der Umstand, daß die seiner Obsorge übergebene alte Orgel in der Kirche des Waisenhauses durch eine neue ersetzt werden mußte, veranlaßte Sauer im Jahre 1822, eine Orgel nach seiner Erfindung und nach dem Modell vorzuschlagen, welches er im Vorjahre dem Kaiser überreicht hatte; diese Erfindung sollte ein Ersparnis an Pfeifen, Raum und Geld erzielen. Durch sechs Jahre führte Sauer in ungerechtfertigtem Mißtrauen gegen die Waisenhausdirektion einen leidenschaftlich-heftigen Federkrieg, während diese, Sauers Erfindung alle Anerkennung widmend, in ruhiger, würdiger Weise die sachlichen Gründe der Landesregierung unterbreitete und die Entscheidung einer zu berufenden Kommission anheimstellte. Auf deren Beschluß entschied sich 1827 die niederösterreichische Landesregierung für den Bau einer Orgel nach alter Bauart, da die Vorteile der Erfindung Sauers durch die notwendige, überdies auch der Symmetrie nicht entsprechende Vergrößerung des Chores illusorisch wurden. Übrigens wurde auch von der Kommission der Wert der Erfindung anerkannt und dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß dieselbe baldigst in einer anderen geräumigeren Kirche Verwendung finde.

*) Sauer erwies diesem Gönner seine Dankbarkeit noch nach dessen 1824 erfolgtem Tode dadurch, daß er ein von dem ehemaligen Zöglinge des Waisenhauses Schönemark 1797 gezeichnetes Porträt des Obersten lithographisch vervielfältigen ließ; es trägt die Widmung: „An seinem Begräbnißtage zum dankbaren Andenken von Sauer", und gehört zu den Raritäten.



Ein weiterer Beweis von Sauers Unternehmungslust ist die Fruktifizierung seines Besitzes in Weidling bei Klosterneuburg (mit der „Waldhütte“, Nr. 62) durch Anlage von Baumschulen, Obst- und Krautgärten; zu deren Schutze gegen Ungeziefer versucht er die Zucht von Perlhühnern und der Erfolg übertrifft seine Erwartungen.

In seinem Schriftchen: „Ornithologie des Perlhuhns. Für die k. k. Landwirtschaftsgesellschaften in Wien und Prag. Aus eigenen Erfahrungen. Von Sauer — in Sauers k. k. priv. Kunsthandlung, 1812“ gibt er eine Berechnung der Kosten und des Gewinnes nach fünfeinhalbjähriger Zucht, die sehr günstige Resultate aufweist. Am Schlusse dieser Schrift annonciert er „Bruteier und junge Perlhühner zur Anzucht — gegen portofreie Bestellung und Vorauszahlung“ in seiner k. k. priv. Kunsthandlung in Wien. Der Broschüre ist eine von Sauer gezeichnete und kolorierte, von Aliner gestochene Darstellung des Perlhuhns beigegeben, — im Hintergrunde die Waldhütte, die Sauer 1809 als Zufluchtsort gedient hat.

In Weidling erwarb er sich die Freundschaft zweier Männer, deren kräftiger Unterstützung er es zu verdanken hatte, daß er sicher vor Entdeckung das Ende der bösen Zeit abwarten konnte: des Pfarrherrn von Weidling und regulierten Chorherrn von Klosterneuburg Norbert Steiner, der seiner Pfarre erst 1847 als 73jähriger Greis entrissen wurde, und des k. k. Försters für den Klosterneuburger Forst Franz Grabner, dessen gleichnamiger Sohn als kaiserlicher Waldübergeher in Dornbach wohnte.

Als am 1. Mai 1809 von Seite des Vorstandes der kaiserlichen Privat-Bibliothek Regierungsrates Young die Aufforderung an Sauer erging, die Sorge für die Bewahrung der kaiserlichen Porträtsammlung während der Zeit der französischen Invasion zu übernehmen, machte dieser den Vorschlag, den Hauptteil der Sammlung im k. k. Waisenhause unterzubringen, da in seinem Handlungsgewölbe auf dem Stephansplatze nur für einen kleinen Teil Raum geschafft werden konnte. Der Direktor des Waisenhauses Regierungsrat Franz Michael Vierthaler, der bekannte Pädagog und Humanist und ein Patriot aus voller Seele, erklärte sich zu jeder werktätigen Hilfe bereit und so konnte die Übertragung am 3. Mai beginnen. Der folgende Bericht, von Sauer nach Abzug der Franzosen an Young abgegeben, schildert das Weitere:

„Hochwohlgeborner Herr Kabinets-Secretair von Young!

Seine Majestät der Kaiser hatten im heurigen Frühjahre zu Anfang May die allerhöchste Gnade, mir Allerhöchstderoselben Portraitsammlung während der Kriegszeit zur Verwahrung anzuvertrauen. Wie meine hierüber an Eure Hochwohlgeboren abgegebene Urkunde saget, übernahm ich diese Sammlung von 678 Portefeuilles am 3ten May, wo sich der Feind mit schnellen Schritten bereits Wien genähert hatte.

Die Kürze der Zeit erlaubte keine verdeckte Transferirung mehr und ich mußte dieselbe auf 9 Fuhren während einer dreytägigen Frist bei hellem Tage und auf geradem Wege fortschaffen, welches Aufsehen machte. Die Hilfe meiner größeren dreyen Töchter reichte bei einer so großen Menge Sachen und einer so kurzen Zeitfrist nicht hin; ich war genöthiget zwar vertraute jedoch fremde Gehilfen auf-

zunehmen. Dies machte mir viel Kummer, die Sache gehörig verschwiegen zu erhalten.

Am 8ten May war der Feind bereits in die Vorstädte Wiens eingedrungen und machte Miene, die Stadt bombardiren zu wollen. Stellen sich Hochdieselben meine Verlegenheit vor: einen Theil der Sammlung hatte ich in meinem Handlungsgewölbe bei St. Stephan, und dieser mußte abermal in ein Kellerbehältnis wandern, weil die Stadtthore nicht mehr zu passiren waren. Ein von mir aufbewahrtes, beiläufig fünfpfündiges Stück einer Haubitze, die bei der am 11. May wirklich erfolgten Beschießung der Stadt von drey gefallenen Kugeln obig meinem Gewölbe in des Domherrn Spendou *) Wohnung zerplatzte und alle im Zimmer befindlichen Meubeln, Thüren und Fensterstöcke zerstörte, zeiget von noch gutem Glücke meines Handlungsgewölbes und rechtfertiget meine Vorsicht.

Auf der anderen Seite war mir in der Vorstadt nicht weniger bange. Das Waisenhaus, worinn der größte Theil der Sammlung sich in dem Kirchenoratorio befand, lieget frey und hoch, und wir standen nicht sicher, ob sich nicht der Angriff und die Vertheidigung der Stadt auch auf diese Seite lenken könnte, die der Brigittenau so nahe lieget und in welche zu dringen des Feindes Anstalt war. Die Portefeuilles mußten also auch hier in Keller getragen werden. Hier gieng es mit Unterstützung des Herrn Rathes Vierthaler bei verschlossenen Thüren und mehreren Gehilfen jedoch besser und auch war unsere Furcht überflüßig, ohngeachtet die Vertheidigungskanonen kreuz und quer neben unserer Vorstadt auf die nußdorfer Straße spielten, wo der Feind über den Donauarm in die Brigittenau übersetzen wollte. — Mit noch anderen Parthien, die ich bei mir selbst und bei einigen guten Freunden verwahrte, war mir weniger bange, da sie klein und leichter weiterzuschaffen waren.

So stand und blieb die Sache beiläufig 6 Wochen lang, wo man immer die Entsetzung Wiens hoffte, aber auch dabei ein neues Bombardement besorgte. Ich hielt mich indessen aus guten Gründen Zuhause verborgen. Bald darauf wurde auf Befehl des Gouverneurs Andreossy ein gedrucktes Publikandum angeschlagen, worin Jedermann bei Todesstrafe auferleget wurde, sogleich anzuzeigen, was er an Armandur und sonstigem Staatseigenthum verborgen habe. Hier geschahen Denunziationen über Denunziationen: ein hiesiger Bürger, der Sattlermeister auf der Wieden, und andere wurden des Ungehorsams überführet, auch wirklich zum Tode verurtheilt und erschossen.**) Andreossy hielt Hausuntersuchungen, drang selbst in die k. k. Burg und in die Handbibliothek Sr. Majestät des Kaisers, wo er in eigener Person mit noch anderen Gehilfen aus selber bei 100 Bände zurückgelassene Bücher wegnahm und den Bibliotheksdiener um den Aufbewahrungsort der übrigen Sachen fragte. Dieser wilde Gast schickte auch in meine Handlung, daß ich sogleich bei ihm erscheinen sollte. Zum guten Glück war die Meinige vorbereitet zu sagen, ich sey nicht hier, sondern bereits seit längerer Zeit in Ofen.

---

*) Anton Spendou, Domherr und Domkustos bei St. Stephan in Wien starb 1813 im Alter von 74 Jahren.

**) Mit Urteil vom 24. Juni 1809 wurde der Sattlermeister Jakob Eschenbach wegen Verbergens dreier Kanonen zum Tode verurteilt und am 26. Juni um $9^1/_4$ Uhr beim Jesuiterhof neben der Getreidemarktkaserne erschossen; seine Helfer, die Sattler Johann Burkhard und Lukas Kopp, dann der Schlosser Johann Holzapfel, mußten bei der Vollstreckung gegenwärtig sein und wurden durch Gendarmerie aus dem von der französischen Armee besetzten Bezirke geführt.



Ich bin unserem guten Monarchen mit Leib und Seele anhängig und überzeugt, daß Allerhöchstdieselben selbst die Portraitsammlung in jene schöne Ordnung gebracht haben, in der sich dieselbe befindet, folglich sie Allerhöchstdessen Lieblingssache bei Erholungsstunden ist; auch weiß ich, daß diese beträchtliche Sammlung einen großen Kostenaufwand voraussetzet. Eurer Hochwohlgeboren zuvorkommende Güte hat mich bei dem Monarchen als einen treuen Anhänger aufs beßte empfohlen: ich wollte dieser Empfehlung keine Schande machen, vielmehr das in mich gesetzte Zutrauen erst verdienen. Auf der anderen Seite habe ich bei einem eingeschränkten Vermögen eine Familie von 6 unversorgten Kindern zu erhalten, und sah für sie ebenfalls auch mein Leben als äußerst nothwendig an. Um nun weder Wahrheit, noch Unwahrheit auf eine gleich schädliche Art sagen zu müssen, sondern überall Genüge zu leisten, war kein anderes Mittel übrig, als die anvertraute Sammlung in noch mehrere treue Hände zu vertheilen, damit bei einem wirklichen Verrathe höchstens nur ein kleiner Theil hätte verloren gehen können, — dann den in die größte Verlegenheit gesetzten Herrn Rath Vierthaler mit einem schriftlichen Äußerungsbelag dahin zu beruhigen, daß diese Sammlung als meiniges Eigenthum nur wegen der Belagerungsgefahr im Waisenhause liege, — mich aber selbst, um aller ferneren Zudringlichkeit auszuweichen, sogleich zu entfernen.

Die feindliche Armee hatte dort die Gegend Wiens ganz umzogen und die Ortschaften vor Nußdorf in ein Lager verwandelt; nur bei dem letzteren Orte hielten unsere am linken Donauufer stehenden Kanonen die Straße frey. Ich machte mich also auf selbe bei Nacht und Nebel mitten durch das feindliche Lager, und langte am 28ten Juny in dem Gebirgsdorfe Weidling an, wo ich durch die getroffenen guten Anstalten des dortigen Pfarrherrn Steiner gegen alle weiteren Nachstellungen etwas sicherer seyn konnte, mit der benöthigten Kost aber durch den k. k. Förster und Jäger Grabner versehen wurde. Mich bedauert dieser gute, alte, getreue Patriot um so mehr, da er aus bloßem Diensteifer seinen Forst nicht verließ und zu einer Zeit schützte, wo ihm fast alle seine Habseligkeiten geplündert wurden.

Während 114 Tagen hatte ich mein Nachtlager meißtens in einem abgelegenen Hause nahe am Walde auf einem Heuboden, und kam die ganze Zeit hindurch nicht aus den Kleidern, um bei sich ereignender Gefahr sogleich fertig zu seyn. Erst am 21. October nach erfolgten Frieden begab ich mich wieder nach Wien, wegen Abgang des nöthigen Schlafes, auch abgekümmert, so ziemlich entkräftet, und fand zu meinem größten Vergnügen in der Sammlung bis itzt noch kein einziges Stück verletzt oder abgängig. Meiner Familie war ich um so erwünschter, da ich so lange Zeit nichts hatte verdienen, und sie aus meinem meißt in Musikalien bestehenden Kunstlager fast nichts hatte verkaufen können, ich auch ihr den Verkauf von Planen und Landkarten ganz untersagt hatte*), und mein Gehalt, den ich wegen meiner Anstellung beim Waisenhaus aus der Stiftungscasse beziehe, nicht ausgiebt.

Soll ich unmaßgebig rathen, so wäre es der Vorsicht gemäß, die dermalen wieder größtentheils in den oberen Zimmern des k. k. Waisenhauses befindliche und

*) Von den Buch- und Kunsthändlern wurde mit Karten wohl „negozirt", doch geschah dies nur mit Karten von Ländern, welche die Franzosen schon besetzt hielten, so mit der großen Schmidtschen von Oberösterreich, welche von allen Kunsthandlungen verkauft und glänzend bezahlt wurde; dagegen wurden die anderen Karten zurückgehalten und auf das ängstlichste verborgen. Der Vizekönig von Italien ließ für ein Exemplar von Lipskys Karte von Ungarn tausend Gulden öffentlich ausbeiten. Es fand sich kein Kunsthändler, der dies Geschäft hätte machen wollen.

zum Theile bei mir und andern guten Freunden verwahrte Sammlung noch immer einige Wochen, das heißt, so lang liegen zu laßen, bis die französische Armee ganz außer unsern Gränzen seyn wird, dann aber mit der Transferirung an ihr rechtes Ort nicht mehr länger zu warten, weil dieselbe wegen Menge so hoch aufeinanderliegend, und eine gute Zeit in Gewölbern versteckt gewesen, bei der gegenwärtig feuchten Winterwitterung gar leicht graue Dumpfflecke anziehen könnte.

Sehnsuchtsvoll wünsche ich bald jenen glücklichen Augenblick zu erleben, wo diese Kupferstichsammlung in der k. k. Handbibliothek aufgestellet, wieder anfangen soll, eine kleine Zerstreuung jener Vatersorgen zu seyn, die Se. Majestät den gütigsten Monarchen schon so lange Jahre und so vielfältig drücken; und so habe auch ich einen kleinen Theil jener großen Schuld abgetragen, mit der ich lebenslängig verpflichtet bin

Eurer Hochwohlgeboren

dankbarer Diener

Wien, 7. Dez. 1809." Ignaz Sauer.

So hatte die kaiserliche Privatbibliothek im Kriegsjahre 1809 nur unbedeutende Verluste erlitten (etliche hundert Bücher von nicht besonderem Werte); die anderen Sammlungen Wiens waren nicht so glimpflich durchgekommen. Am 13. Juli begannen die Franzosen die wertvollsten Gemälde der kaiserlichen Bildergalerie im Belvedere zur Absendung nach Paris einzupacken und setzten diese Arbeit bis Ende August fort. Die Auswahl traf Baron Denon. Auch aus der Hofbibliothek wurden die kostbarsten Werke — 900 Bände, darunter 639 Bände Manuskripte — zu demselben Zwecke ausgewählt; die meisten dieser Schätze wurden 1815 wieder zurückgestellt. Die wertvolle Präparatensammlung des Josefinischen Institutes entging der Überführung nach Paris nur, weil sie aller Voraussicht nach auf dem Transporte zugrunde gegangen wäre.

Es ist selbstverständlich, daß die Personen, welche sich bei Bergung der einzelnen Teile der kaiserlichen Privatbibliothek beteiligt hatten, entsprechende Belohnungen und Gratifikationen erhielten. Sauer allein erhielt vom Kaiser 3000 fl.

Um die Lebensskizze Sauers zu vervollständigen, ist noch zu berichten, daß die „Wiener Zeitung" seinen am 2. Dezember 1833 erfolgten Tod meldet; er starb im Alter von 74 Jahren an wiederholtem Schlagfluß.

Erwähnt sei auch, daß Young am 24. Januar 1814 ein leider nicht mehr erhaltenes Verzeichnis der von den Franzosen bei der Invasion 1809 aus der Bibliothek „gestohlenen" Bücher nach Paris schickte, damit dieselben von den zwei zu solchen Zwecken dahin delegierten Beamten wieder zurückgenommen würden. Die Bücher scheinen sich nicht gefunden zu haben, da Kaiser Franz bald darauf den schriftlichen Befehl erteilte, diese Bücher gelegentlich wieder anzuschaffen.





Kaiser Franz im Jahre 1809.

Nach den handschriftlichen Aufzeichnungen des Hofkontrollors **Joh. Bapt. Skall.**

Die k. u. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek — der Bestand eben jener Sammlungen der Privatbibliothek des Kaisers Franz, deren Schicksale im Jahre 1809 der vorhergehende Aufsatz berichtet und welche dieser Monarch im Jahre 1835 zu einem Primogenitur-Fideikommisse erhob, vermehrt durch die ehemaligen Privatbibliotheken Kaiser Ferdinands, Kaiser Franz Josefs, des Kronprinzen Rudolf und einige kleinere Sammlungen — bewahrt in ihrer Handschriftenabteilung eine Anzahl gleichmäßig gebundener Quartbände, welche Geschichtsauszüge und memoirenartige Aufzeichnungen eines gewissen Joh. Bapt. Skall enthalten: die Geschichte der k. ungarischen Leibgarde, des Sternkreuzordens, der k. k. Hofbibliothek, der k. k. Hofkapelle, „Historische Nachrichten vom Orden des Goldenen Vließes", „Memorabilien vom Königs-Kongresse zu Wien in den Jahren 1814 und 1815" und endlich drei Bände „Historische Memoires denkwürdiger Begebenheiten am kaiserlich-österreichischen Hof in den Jahren 1808, 1809 und 1810. Von einem Augenzeugen". Aus diesem letztgenannten Werke, und zwar aus dem zweiten, das Jahr 1809 umfassenden Bande werden im Nachfolgenden einige Proben geboten, die auf mancherlei Begebnisse nicht uninteressante Streiflichter werfen.

Über die Person des Verfassers waren nähere Lebensdaten nicht zu eruieren. Wurzbach nennt (in seinem 60bändigen Biographischen Lexikon des Kaisertums Österreichs) den Namen Skall nicht.

Aus der Vorrede zu einer der obgenannten Schriften (Geschichte der ungarischen Leibgarde) geht hervor, daß J. B. Skall in Ungarn (ca. 1773) geboren ward und „durch die Gnade des höchstseligen Kaiser Josef II. ein kgl. Studien-Stipendium von jährlich 260 Gulden" erhielt „zur Belohnung der Verdienste seines Vaters um Handel und Manufaktur in Ungarn, welcher u. a. vorzüglich durch Einführung der Baumwollspinnereien in der Preßburger, Trentschiner und Borscher Gespanschaft sich verdient gemacht hat". Im Hofschematismus von 1797 erscheint J. B. Skall als „Ingrossist bei der Buchhalterey des k. k. geh. Kammer-Zahl-Amtes", 1801 und 1802 als „Hofkanzellist in der k. k. Obersthofmeister-Amts-Kanzley" (1801 außerdem auch als „Hof- und Kabinets-Kourier", welches Amt im Jahre 1801 aber gänzlich aufgelassen wurde), 1803 hat er den Titel „Offizial", 1808 „Hofkonzipist", 1811 „Hofkontrolor", 1812 „Supernumerär-Hofkontrolor" des Obersthofmeister-Amtes und wird im Dezember des letztgenannten Jahres 1812 über Vorschlag des damaligen Oberststallmeisters zum Kanzleidirektor und k. k. Rat, 1815 zum niederösterreichischen Regierungsrat ernannt. In dieser Stellung

blieb er bis 1820; Unregelmäßigkeiten, die er sich im Amt soll haben zu Schulden kommen lassen, führten im Jahre 1820 zu seiner Verabschiedung. Bei Kaiser Franz scheint er lange Zeit sehr in Gunst gestanden zu haben, — vielleicht weil er für dessen Porträtsammlung Unmassen von Porträts zusammenbrachte, die er dem Kaiser — allerdings sehr teuer (das Stück zu 9 fl.) — verkaufte. Aus einem noch vorhandenen Aktenstück ergibt sich, daß er auf diese Weise aus der kais. Privatkasse im Laufe der Zeit mehr als 75.000 Gulden bezogen hat. Später verlor er, vermutlich infolge seiner amtlichen Maßregelung, die Gnade des Kaisers und ein Gesuch um gnadenweise Abnahme von bei ihm noch erliegenden 450 Stück Porträts wurde vom Kaiser (1821) kurzer Hand abgewiesen. Er starb am 1. März 1832 in Wien.

Von dem hier in Rede stehendem Werke hat Hauptmann Sommeregger in den „Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs," 3. Folge, Band V, S. 185 ff. einen für militärwissenschaftliche Zwecke berechneten und stilistisch überarbeiteten Abdruck besorgt. Die nachfolgenden Auszüge — die mancherlei kulturhistorisch bemerkenswertes Detail bringen, das Sommeregger als für seine Absichten minder belangreich überschlagen hat, — dürften aus eben diesem Grunde willkommen geheißen werden.

* * *

„Seine Majestät der Kaiser," so berichtet Skall, „von dem festen Entschlusse beseelt, sich in der Nähe der k. k. Hauptarmee aufzuhalten, schritten nun auch zu den Dispositionen über, welche diesfalls für Allerhöchst ihren Hof nötig waren." Vor allem wurde die streng vertrauliche Bestimmung getroffen, daß die kaiserliche Familie sowie alle wertvollen Hofeffekten im Falle der Gefahr nach Ungarn in Sicherheit zu bringen seien. Alles hiezu Nötige mußte so vorsichtig und geheim als möglich vorbereitet werden. Gleichzeitig wurde die Suite des Kaisers für die Feldzugsreise festgesetzt: zu ihr gehörte außer verschiedenen Beamten des Geheimen Kabinetts, der Geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei, des Staatsrats für inländische Angelegenheiten, des Oberstkämmerer-, Obersthofmeister- und Oberststallmeisteramtes und den Offizieren der Leibgarde ein zahlreiches Hofwirtschaftspersonal, an dessen Spitze eben der Verfasser der in Rede stehenden Memoiren als „Hofkontrollor" gestellt war. Ihm unterstanden ein Hofwirtschaftskassier, ein Hofkücheninspektor, ein Mundkoch, ein Hofkoch, 6 Gehilfsköche, ein Küchenträger, ein Hofzuckerbäcker mit seinem Gehilfen, einige Tafeldecker und zwei Silberdiener. Die Zahl der zur Reise notwendigen Reit-, Wagen- und Festzugspferde belief sich auf 300. — Zum „Reise-Oberleiter" wurde der k. k. Oberstkämmerer Graf v. Wrbna bestimmt, der — nach einer Reise-Instruktion vom 12. März 1808 — die Ausgaben zu kontrollieren hatte, „bei Anschaffung der nötigen Viktualien entscheiden mußte, ob sie durch täglichen Handeinkauf oder durch Lieferungen, je nachdem eines oder das andere vorteilhafter befunden wird, zu geschehen haben," und beim Hofpostreisedirektor die nötigen Postpferde bestellte. Dieser wiederum hatte vorauszufahren, „auf jeder Poststation eine schriftliche Disposition, belangend die Zahl der Wagen, der Pferde, des vorgeschriebenen Trinkgeldes und auf jeder zweiten Station des Schmiergeldes, und wo nicht geschmiert wird, des Spritzgeldes zu hinterlassen."

Am 25. März 1809 war das kaiserliche Kriegsmanifest erschienen, welches den seit 1802 in österreichischen Diensten stehenden Schriftsteller Friedrich Gentz, Hofrat der kaiserlichen Hof- und Staatskanzlei, zum Redakteur hatte. Gentz wurde nicht der kaiserlichen Suite zugeteilt, sondern mit Friedrich Schlegel in die Ministerialkanzlei des Erzherzogs Karl, des Generalissimus der österreichischen Armee, beordert. Bei Erwähnung dieses Umstandes gibt Skall einen Witz wieder, den „die jovialen, sich immer gleichen, immer gutmütigen Wiener" anläßlich der Abreise der beiden Schriftsteller zur Armee gemacht hätten: nun könnten die Truppen im Felde es sich gut gehen lassen, denn sie bekämen jetzt ja „Gäns' und Schlegel". — Doch nicht allein in Witzen äußerte sich die frohe, zuversichtliche Stimmung, in die das Kriegsmanifest die Bewohner der Hauptstadt versetzt hatte, „in den Theatern, bei musikalischen Akademien und überall, wo Beziehungen auf die Lage der Umstände vorkamen, sprach sich dieses Gefühl auf's lauteste aus." — Das erste Ereignis, das an den Ernst der Zeit gemahnte, war die Abreise des Kaisers zum Kriegsschauplatz, die am Samstag, den 8. April um 6 Uhr morgens stattfand und von Skall wie folgt geschildert wird: „Ihre Majestät die Kaiserin, Ihre kaiserliche Hoheit die Durchlauchtigste Frau Erzherzogin Marie Luise, Prinzessin Tochter Seiner Majestät, und die Durchlauchtigsten Erzherzoge Rainer und Rudolph begleiteten den allergnädigsten Herrn bis über die Stiege hinab zum Wagen, der im Schweizerhofe der k. k. Burg in Bereitschaft stand, wo eine große Menge Volks versammelt war. Rührend war der Abschied Seiner Majestät von den kaiserlichen Kindern oben in den Zimmern, ebenso rührend von der erhabenen Gattin, der Durchlauchtigsten, geliebten Tochter und den Erzherzogen Brüdern, welche der Kaiser noch am Wagen alle umarmte. Lautes Schluchzen war vernehmbar und Ihre Majestät die Kaiserin sowie die Frau Erzherzogin Luise zerflossen in Tränen. Männlich standhaft, wenn schon sehr gerührt, saß der Kaiser in den Wagen ein und dahin flogen die sechs davorgespannten Schimmel. Ebenso rasch folgten die zwei anderen Wagen der Begleitung, denn der übrige Teil der Suite war bis Kemmelbach vorausgesendet worden. Es war ein rauher, unfreundlicher, mit Schneegestöber abwechselnder Morgen. — Bei der Kirche Maria-Hilf (Vorstadt Laimgrube) ließ der fromme Monarch halten, stieg aus und sendete vor dem Altare des Herrn bei einem stillen Meßopfer, welchem er andächtig beiwohnte, seine inbrünstigen Gebete zu dem König der Könige."

Bald nach des Kaisers Abreise wurde das vom selben Tage datierte, von ihm allein unterzeichnete Abschieds-Patent bekannt gegeben, in dem er die Gründe für den Krieg auseinandersetzte und sein festes Vertrauen auf Gottes Beistand und die Treue des Volkes aussprach: „Ich habe alle Maßregeln ergriffen," heißt es da, „um die Selbständigkeit der Monarchie zu behaupten. Ihr seid Meinem Zurufe gefolgt, Eure Vaterlandsliebe ist ihm zuvorgekommen. Empfangt Meinen Dank, den einst Meine und Eure Enkel wiederholen werden . . . Was Ihr bisher getan habt, ist mir Bürge für die tätigste Mitwirkung, die Ihr leisten werdet. Auch jener, der nicht die Waffen trägt, wird teilnehmen an der Beschützung des Vaterlandes . . . Ich baue auf Eure Liebe, auf Eure erprobte Treue gegen Fürst und Vaterland. Baut auch Ihr auf die väterliche Fürsorge Eures Monarchen, der seine

Glückseligkeit nur in der Eurigen findet." — Diese ernsten und gütigen Worte trugen nicht wenig dazu bei, den Enthusiasmus der Bevölkerung und ihre Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Krieges zu steigern; in ganz Wien herrschte freudig bewegte, gehobene Stimmung.

Der Kaiser war inzwischen um $^1/_2$2 Uhr Nachmittags in Kemmelbach angekommen, hatte dort gespeist und war nach kurzer Rast weitergefahren. Auf dem ganzen Wege begleiteten ihn die Huldigungen der Bevölkerung „und lange besprach man sich auf Gassen und Straßen von der Herablassung und Leutseligkeit des guten Kaisers. Auf den nahen Bergen Ober-Österreichs war bei seiner Vorüberfahrt, ungeachtet Arbeitstag gewesen, alles im Sonntagsstaate, dabei machten die Weiber mit ihren großen, runden, weißen Filzhüten, schwarzen Leibchen und himmelblauen Vortüchern einen recht malerischen Effekt." Als der Kaiser um $^1/_2$9 Uhr abends in Enns einfuhr, fand er das ganze Städtchen hell erleuchtet, das Wirtshaus, in dem er die Nacht zubringen wollte, festlich geschmückt und von der ganzen Einwohnerschaft des Ortes förmlich belagert. Gleicher Jubel herrschte in Haag, wo er — von Klein-München kommend — am nächsten Abend Halt machte; den höchsten Grad erreichte der Enthusiasmus aber in Altheim, das eben erst von Erzherzog Karl und dessen Suite verlassen worden war. In freudiger Erregung erzählten die Altheimer, „mehr als 100.000 Mann der schönen kaiserlichen Armee wären in diesen Tagen hier durch nach Braunau marschiert. Erzherzog Karl habe sie mit Wonne vorbeidefilieren lassen, was von 2 Uhr des Nachmittags bis 8 Uhr des Abends gedauert habe."

Nach Altheim wurden am 11. April die ersten französischen Gefangenen gebracht: ein Ingenieur-Hauptmann, ein Sergeant und acht Gemeine, die am Tage vorher beim Einrücken des k. k. Feldmarschall-Leutnants Dedovich in Passau gefangen genommen waren. „Sie versicherten, der ‚Prince Charles' habe Passau überrumpelt und fast ohne Blutvergießen genommen: ein französischer General (General-Leutnant Montigny nannten sie ihn) habe sich kaum ins Oberhaus, die Zitadelle von Passau, flüchten können. Die Österreicher — behaupteten sie ferner — würden auch das Oberhaus haben nehmen können, wenn sie eine Viertelstunde früher gekommen wären. Dem Hauptmann wurde ein schöner topographischer Plan der Gegend abgenommen, er selbst aber auf Befehl Seiner Majestät an der Kontrollorstafel*) bewirtet. Es hatte sich ereignet, daß seine Majestät, eben da dieser Hauptmann beim Essen war, bloß allein von dem k. k. Oberstkämmerer Grafen von Wrbna begleitet, in einem schlichten Kapot gekleidet, einen gewohnten Spaziergang machten und am Fenster des Speisezimmers im Posthause, wo auch Seine Majestät wohnten, vorüber kamen. Der Gefangene konnte sich nicht genug wundern, als man ihm Seine Majestät den Kaiser, so wenig begleitet,

*) Es wurden während der Reise fünf verschiedene Hoftafeln unterhalten: die Tafel Sr. Majestät, die des Oberstkämmerers, die des Hofkontrollors, der Hof-Offizierstisch und der Leiblakai- und Bedientistisch. Skall hat ein genaues Namensverzeichnis der Personen zusammengestellt, die während der Feldzugsreise an der kaiserlichen Tafel zu speisen die Ehre hatten, ebenso ein „Summarisches Verzeichnis der Gesamtzahl aller mit Frühstück, Mittags- und Abendmahl beköstigten Personen", deren Endsumme 62.600 Portionen beträgt.



zeigte und er auch keine Bedeckung von Garden sah. Es gewährte übrigens einen ganz eigenen Anblick, als dieser gefangene Offizier nach dem Essen sein Bündel über seine reichen Gold-Epaulettes warf und — ohne den französischen Leichtsinn nur im mindesten zu verlieren — seiner Wache wie zu einem Spaziergang folgte . . . Kurz vorher waren in Altheim zwei Bataillons Landwehr, Wiener Freiwillige, durchmarschiert. Einer aus ihnen mochte den Kaiser am Fenster ersehen haben: auf einmal ertönte ein allgemeines Vivatgeschrei, welches, tausendstimmig wiederholt, bis weit hinaus auf die Landstraße fortdauerte. Die stark besetzte türkische Musik, die fortspielte, die Trommeln der Bataillons, die wirbelten, — alles überschrie der Jubel!"

Am 13. April setzte der Kaiser seine Reise fort und traf um die Mittagszeit in Braunau ein, wo er sich im Hause des Gastwirtes Fink einlogierte. Hier wurden ihm einige Kundschafter vorgeführt, „meist bayrische Landrichter, Hofräte 2c. Diese Menschen waren entweder Franzosen, oder den Franzosen sehr ergeben. Ihrer Aussage nach soll die Zitadelle von Passau, das Oberhaus, mit 700 Mann Bayern, 1 bayrischen und 1 französischen General besetzt und mit 24 Kanonen versehen sein. Dieses Oberhaus wurde, während die große Armee majestätisch vorwärtszog, von einigen Bataillons Landwehr unter dem k. k. General Dedovich blockiert gehalten."

Statt, wie zuerst bestimmt gewesen, bei Braunau über den Inn zu gehen, begab sich das kaiserliche Hoflager am 15. April über Altheim nach Obernberg und von dort am 16. nach Schärding. „Hier war bei der Ankunft des Kaisers die Bürgermiliz mit der Fahne aufgezogen und der Turmwächter hatte ganz entsetzlich in die Trompete geblasen. Der Jubel war grenzenlos. Das Städtchen wurden abends erleuchtet."

Am 17. April überbrachte ein Tiroler Unteroffizier dem Kaiser die Meldung, daß die Tiroler bereits über 1500 Mann feindlicher Kavallerie entwaffnet, gegen 8000 Mann Franzosen und Bayern gefangen genommen und 8 Kanonen erbeutet hätten. „Seine Majestät war über diese Nachricht so vergnügt, daß sie aus ihrem Kabinette heraustraten, soche im Vorzimmer allen Anwesenden mitteilten, dem Tiroler zu essen zu geben befahlen und ihm an Höchstihrer Tafel, an welcher der eben auch im Hoflager unter dem Namen eines Grafen von Haag angelangte Prinz Friedrich von Oranien mit seinem Adjutanten geladen waren, die große goldene Ehrenmedaille selbst einhändigten, auch, indem sie sich ein Glas Tokaier kredenzen ließen, auf die Gesundheit der tapferen Tiroler tranken. Dem ehrlichen Landmann rollten die hellen Tränen über die Wangen; begeistert griff er nach dem Glase, aus welchem sein Kaiser getrunken hatte, schwang es hoch, rief entzückt: ‚Vivat! Der Kaiser Franz soll leben!' trank es vollends aus, behielt es für sich und versicherte, diese Gesundheit würde ihm nun, wenn er nach Hause komme, jeder Tiroler freudig bringen." Der Mann wurde mit einer kaiserlichen Proklamation an seine Landsleute in die Heimat entlassen.

Nach dem Diner unternahm der Kaiser eine Ausfahrt, um sich von dem Stande der Verschanzungen auf bayrischem Gebiet und der Situation vor dem Oberhaus zu überzeugen. Hierbei beschloß er, die Zitadelle bombardieren zu lassen. Am 20. April wurde deshalb der Major Wopaterny

nach Passau gesandt, um das Bombardement zu leiten. Ähnliche Fahrten und Ritte in die Umgegend von Schärding wiederholten sich fast täglich und bekamen dem Kaiser sehr gut, während in der Suite einzelne Erkrankungen zu verzeichnen waren. „Übrigens trat jetzt im Hoflager durch einige Tage ein Mangel an Neuigkeiten ein, so zwar, daß — wenn man nicht die ungeheuere Anzahl von nachmarschierendem Militär, *) . . . dann die nachgeschobenen Transporte von Munition, Kanonen, Bomben, Pontons und Viktualien gesehen und die zunehmende Teuerung empfunden hätte, — man versucht gewesen wäre zu glauben, Seine Majestät habe bloß eine Lustreise gemacht. Alles jubelte, wo der Kaiser sich zeigte, und die Schärdinger ließen es sich nicht nehmen, Seine Majestät von ihrem Stadtturm aus, der in der Nähe jenes Wirtshauses stand, wo der Kaiser wohnte, bei der Mittagstafel mit Trompeten und Pauken zu bewillkommnen, was Seine Majestät aus Huld und Güte nicht zu untersagen geruhten. Das Vertrauen zu dem allergnädigsten Herrn war auch hier, bei dem oberösterreichischen Landmann, grenzenlos. Derb und naiv sprach er sich dahin aus: ‚Alles, worunter bloß der Name Franz steht, ist immer gut und recht; was aber so die anderen Herren schreiben —‘ und es folgte ein Achselzucken.“

Der 22. April brachte wieder Neuigkeiten vom Kriegsschauplatze: ein Kurier des Erzherzogs Johann traf mit der Meldung von einigen glücklichen Gefechten in Italien ein und überreichte dem Kaiser zwei Säbel, die den französischen Generälen Paze und Bressan abgenommen waren, und drei erbeutete französische Adler. Auch von der Hauptarmee des Erzherzogs Karl, die nun schon — so hatten französische Gefangene ausgesagt — Napoleon selbst gegenüberstand, kamen günstige Meldungen. Den Tag darauf wurden gegen 2000 Gefangene durch Schärding geführt. „Sie waren vom 65. Linienregimente, doch meistens nur Knaben zwischen 14 bis 19 Jahren, sehr bedauernswürdigen Aussehens.“

Am späten Abend des 23. April traf ein Kurier des Erzherzogs Karl im kaiserlichen Hoflager mit der Meldung ein, die Armee stehe bei Regensburg seit Tagen in heißem Kampfe; wenige Stunden darauf überbrachte ein zweiter Kurier die Unglücksbotschaft von der Niederlage der Österreicher bei Rohr und dem Rückzuge der Armee. „Se. Majestät, Allerhöchst welche bei Ankunft dieses Kuriers sogleich geweckt wurden, ertrugen den harten Schlag mit der größten Standhaftigkeit und Fassung. Sie selbst hatten den Verzweifelnden getröstet; als der Kurier mehrmals in den verzweiflungsvollen Ruf ausbrach: ‚Alles ist verloren!‘, unterbrach ihn der Kaiser mit den Worten: ‚Ruhig, ruhig! so weit sind wir noch nicht!‘“. — Morgens um 8 Uhr ward der Befehl erteilt, das Hoflager nach dem einige Stunden von Schärding entfernten Peyerbach (Peuerbach) zu verlegen, wo bereits das Mittagsmahl eingenommen wurde. Wegen der Überfüllung des Ortes mit Truppen, Gepäck, Munition und Verwundeten konnte nur ein kleines Zimmer für den Kaiser frei gemacht werden, in welchem er die Nacht verbrachte.

In der Frühe des 25. April verließ der Kaiser Peyerbach und begab sich nach Ebelsberg; er traf hier um die Mittagszeit ein und nahm

*) In manchem der benachbarten Bauernhäuser waren oft 2—300 Mann einquartiert und dennoch hörte man von Seiten des Landvolks keine Klage.

Quartier „in dem Wirtshause, das hart am Tore bei der Brücke, die über den Traunfluß führt, befindlich ist." Bei seiner Ankunft erfuhr er, es habe sich das Gerücht verbreitet, daß es mit der Hauptarmee durchaus nicht so schlecht stehe, wie man anfangs geglaubt; der Rückzug finde in Ruhe und Ordnung statt. Es trafen auch wieder gute Nachrichten aus Tirol ein, die den Kaiser mit Freude und Zuversicht erfüllten. In Enns, der nächsten Station der Feldzugsreise, erhielt Se. Majestät die Meldung von den Erfolgen des Erzherzogs Ferdinand in Polen und von dem Siege des Feldmarschalleutnants v. Hiller bei Stetten. „Das Städtchen Enns scheint der Zusammenfluß aller guten Nachrichten zu sein," meint Skall, „denn hier war auch die Nachricht von einem Siege eingelangt, den die spanischen Insurgenten unter General Cuesta über die Franzosen erfochten haben sollten." Außerdem traf ein Gefangenentransport aus Tirol ein; „bei ihrer Eskorte waren einige Tiroler Weiber. Man erzählte, daß — als erwähnte Tiroler Weiber die Eskorte allein gemacht — sie vier dieser Gefangenen, die während des Marsches über den Seitengraben setzten, sogleich tot geschossen hätten, weil sie auf ihren Ruf nicht unverzüglich wieder auf die Straße zurückgekehrt seien. Jede dieser Amazonen trug ihren Schoißprügel — Gewehrstutzen — auf der Schulter."

Die Nacht vom 27. auf den 28. April verbrachte der Kaiser in Strengberg. Auf die Frage des Hofquartiermeisters an den Minister Grafen Stadion, ob dort ein längerer Aufenthalt genommen werden solle, erwiderte dieser: „Kommt Feldmarschalleutnant Hiller mit seinem Korps früher nach Enns, so bleiben wir; kommen aber die Franzosen früher, so gehen wir ab!" In Strengberg erfuhr man, daß das Städtchen Schärding, in dem der Kaiser noch vor wenigen Tagen geweilt hatte, von den Franzosen durch Brandkugeln zerstört worden sei.

Am 28. April, des Morgens um 3 Uhr, traf die Kaiserin in Begleitung des Grafen und der Gräfin Althann zum Besuche ihres erlauchten Gemahls in Strengberg ein, um gleich ihm ein Zimmer im Posthause zu beziehen. Sie erzählte dem Kaiser von der Stimmung in der Hauptstadt, dem Jubel, mit dem die Wiener die ersten günstigen Nachrichten vom Kriegsschauplatze aufgenommen, wie sie ihr auf ihrer Fahrt zum Stephansdome „Wir gratulieren, Eure Majestät!" zugerufen hätten und mit welcher Trauer sie die Kunde von der Niederlage bei Rohr erfüllt habe. — Die Kaiserin hatte vorgehabt, am selben Tage nach Wien zurückzukehren, um sich zur Abreise nach Ungarn vorzubereiten, ihr Gemahl beredete sie jedoch, bis zum Nachmittage des 30. April in Strengberg zu bleiben. „Ihrem Wagen wurden sechs k. k. Hofpostschimmel bis zur nächsten Station vorgespannt und es ist wohl ein eigenes Spiel ominösen Zufalls, daß die beiden k. k. Hofpostillons, welche die Reihe der Dienstleistung traf, Kummer und Angst geheißen haben. Noch am Abend hatte man vernommen, daß Ihre Majestät auf der ersten Station, Amstetten, gerade vor dem Posthause, das Mißgeschick hatten, umgeworfen zu werden, wobei sie sich im Falle des Wagens am Kopfe beschädigt, aber ihre Reise dessenungeachtet fortgesetzt hätten. Ihre Majestät sind zu Wien am 1. Mai des Morgens um 7 1/4 Uhr eingetroffen."

Der Kaiser blieb bis zum Nachmittage des 2. Mai in Strengberg und reiste dann nach Kemmelbach weiter, obgleich es wiederholt geheißen hatte, er werde nach Enns zurückkehren; „alle kaiserlichen Equipagen, welche mit Ausnahme des Leibwagens Sr. Majestät ihrer großen Zahl wegen nicht untergebracht werden konnten und unter freiem Himmel bleiben mußten, sind nach jener Gegend gerichtet worden; doch ist alles unterblieben.“ Am Vormittage des 2. Mai hatte man nicht sehr entfernten Kanonendonner vernommen.

In Kemmelbach, wo der Kaiser wieder im Posthause übernachtete, beschloß er, die Suite zu teilen und auf der Weiterfahrt Seitenstraßen einzuschlagen, um den endlosen Militärtrains auszuweichen; er nahm mit einem Teil des Gefolges die Richtung nach Budweis in Böhmen, während der andere Teil sich nach Znaim begeben und dort weitere Befehle erwarten sollte. Über St. Pölten, Statzendorf, Göttweig und Stein ging die Reise nach Krems, wo der Herrscher „unter einem ungeheuren Zulaufe von Menschen und unter dem größten Jubel am Vormittage (des 3. Mai) angelangt war und seine Wohnung im Wirtshause, welches sich unfern des Tores gegen die Stadt Stein befindet, genommen hatte. Sogleich nach beendigter Tafel besahen Se. Majestät in Begleitung ihres durchlauchtigsten Herrn Bruders, des Erzherzogs Anton, die Merkwürdigkeiten und Anstalten der Stadt. Unter den ersteren verdient die Pfarrkirche wegens ihres sehr weit gespannten, von keinen Pfeilern gestützten Gewölbes vorzügliche Beachtung; auch hat ein hiesiger Maler Schmid, gemeiniglich Kremser Schmid genannt, seinen Künstlerruhm durch viele sehr schöne Gemälde weithin nach Deutschland und selbst nach dem kunstreichen Italien verbreitet.“ Auch Schloß Dürnstein und „das schöne Tal Wachau, eines der mannigfaltigen Mignon-Schweizertäler Österreichs“, sowie die nach einem Eisstoß des Vorjahres eben erst wiedererbaute Brücke bei Stein wurden besichtigt, dann ging es über Schrems, Schwarzenau und Wittingau nach Budweis. Hier nahm der Kaiser in der Residenz des Bischofs Grafen von Schafgotsch Quartier.

Ein zu Budweis am 6. Mai angelangter Kurier hatte die Nachricht gebracht, daß der Feind bei Ebelsberg am 3. Mai geschlagen worden, daß sich dabei die österreichische Landwehr, die Wiener Freiwilligen, ganz besonders ausgezeichnet, daß aber General Hiller sich dennoch zurückgezogen und sein Hauptquartier in Amstetten genommen habe. Ein Teil der Hauptarmee marschierte in der Richtung nach Wien durch Budweis, wo auch der Erzherzog Karl mit dem Fürsten Johann v. Liechtenstein und der Erzherzog Primas von Ungarn eingetroffen waren, um über die weiter zu unternehmenden Schritte mit dem Kaiser persönlich zu beraten.

Am 7. Mai kehrte der Kaiser nach Schrems zurück, diesmal im Schloß des Freiherrn von Bartenstein Wohnung nehmend. „Der Garten dieses Schlosses, den Seine Majestät während ihrer kurzen Anwesenheit zweimal besuchten, zeichnete sich dadurch aus, daß in einem der dortigen Glashäuser einige Kaffeebäume teils eben in der Blüte waren, teils reife Früchte trugen, die unseren Kirschen sehr ähnlich sind und beinahe ebenso schmecken. Der Verwalter des abwesenden Gutsbesitzers genoß die Gnade, Seiner Majestät etwas von dem in Schrems erzeugten Kaffee überreichen zu dürfen, was

gnädigst aufgenommen wurde. Der Verfasser war ebenfalls einer von denen, welchen Seine Majestät — huldreich und mild, wie sie immer sind — zum Eintritte in das Glashaus zu berufen die Gnade hatten."

In Schrems erhielt der Kaiser die Meldung, daß Wien in Verteidigungszustand gesetzt sei und die Allerhöchste Familie die Hauptstadt verlassen habe. Gleichzeitig trafen Nachrichten von neuen Heldentaten der Tiroler und weiteren Erfolgen des Erzherzogs Johann ein. — „Den 10. Mai hatten sich Seine Majestät nach Zwettel erhoben und im dortigen Stiftsgebäude (welches wie das Stift selbst ein Denkmal der einst gewaltigen Kuenringer ist) ihr Absteigquartier genommen. Hierher waren des Erzherzogs Karl kaiserliche Hoheit, höchstdessen unterhabende Armee diese Gegenden schon besetzt hatte, zum Besuche gekommen. Die zahlreichen Wachefeuer, die man von der Abtei aus zwischen den Bergen hindurch sowohl gegen die Stadt Zwettl als in der entgegengesetzten Richtung sah, gewährten einen eigenen Anblick." — Von Zwettl nach Göpfritz mußte sich das Gefolge des Kaisers durch Ochsengespanne transportieren lassen, weil alle Pferde auf Allerhöchsten Befehl für die Truppen zurückbehalten werden mußten; nur für den Wagen des Kaisers, in dem auch Erzherzog Anton Platz nahm, und den des Oberstkämmerers waren Pferde herbeigeschafft worden. Da überdies eine Abteilung der Hauptarmee, die den Weg kreuzte, unaufgehalten vorübergelassen werden mußte, brauchte die Suite zu dieser Fahrt einen ganzen Tag. — Nachdem der Kaiser im Zwettler Posthause übernachtet hatte, fuhr er nach Horn (12. Mai), wo er im Schlosse des Grafen Hoyos, der bei der Landwehr im Felde stand, Aufenthalt nahm. „Hart am Schlosse war die fortan im Marsche begriffene k. k. Hauptarmee defiliert; Linientruppen und Landwehr kamen, Kriegslieder singend, nach und nach vorüber. Sie hatten Seine Majestät am Fenster erblickt. Nun Vivatgeschrei! Nun fortgesetzter Jubel ohne Ende! Bis weit hinaus auf die Straße hörte man noch die Ausbrüche des Enthusiasmus, der Freude und Fröhlichkeit, und selbst jene Truppenabteilung, welche am Schlosse nicht vorübergekommen, sondern auf den Anhöhen bei Horn Posto gefaßt, schrie und jubelte über das Glück, Seine Majestät in der Nähe und gleichsam in ihrer Mitte zu wissen, bis zur späten Nacht fort, was unter den häufigen Biwaks und Wachefeuern, welche die Hügel erleuchtet hatten, einen großen Eindruck machte."

Kurz vor der Abreise aus Horn traf den Kaiser die Unglücksbotschaft von der Kapitulation Wiens. Trotz der gewohnten Selbstbeherrschung konnte er auf der Weiterfahrt nach Maissau und bei seiner Ankunft im Schlosse des Grafen Traun seine Niedergeschlagenheit nicht verbergen. „Alle die dortigen Familiengemälde, von denen manche die interessantesten Szenen darstellen, und die schönen Aussichten, welche sich von dem auf einer Anhöhe des Manhardtsberges ruhenden Schlosse darboten, — sonst Gegenstände, die Seine Majestät jederzeit ansprachen, — blieben jetzt unbeachtet." Als aber bald darauf dem Herrscher gemeldet wurde, daß das erste Armee-Reservekorps unter Führung des Fürsten v. Liechtenstein vorüberziehe, ritt er sofort zur Landstraße hinab und ließ die ihm zujubelnden Truppen vorbeidefilieren.

Am 16. Mai traf das kaiserliche Hoflager — zu dem nun auch wieder der in Znaim stationiert gewesene Teil der Suite gestoßen war —

in Wolkersdorf ein. „Seine Majestät bewohnten im landesfürstlichen Pfarrhofe ein paar nicht sehr große Zimmer, schienen aber von einem daranstoßenden erhöhten kleinen Terrassengarten, zu welchem man aus den Zimmern gelangen konnte, sehr angenehm überrascht.“ Gleich beim Aussteigen aus dem Wagen wurde der Kaiser durch die Nachricht erfreut, die Wiener Freiwilligen hätten bei Nußdorf ein französisches Korps, das über die Donau wollte, überrascht und 1500 Mann gefangen genommen. — In Wolkersdorf machte das kaiserliche Hoflager nun auf längere Zeit Halt und von hier aus verfolgte der Monarch mit regster Anteilnahme und aus unmittelbarer Nähe die großen Ereignisse der nächsten Zeit. Täglich begab er sich nach Ebersdorf in das Hauptquartier des Erzherzogs Karl, und als er am Abend des 20. Mai von dort zurückkehrte, erhielt die Suite den Befehl, sich mit Tagesanbruch auf den Hochleitenberg nördlich von Wolkersdorf zu begeben und dort „den Ausgang einer bevorstehenden Schlacht, welche der durchlauchtigste Erzherzog Generalissimus an den Ufern der Donau liefern wolle, unter freiem Himmel abzuwarten, während alle Wagen angespannt zu bleiben hätten. — Am Pfingstsonntage den 21. Mai um 4 Uhr des Morgens mußte der Pfarrer von Wolkersdorf in der Pfarrkirche die Messe lesen, welcher Seine Majestät in tiefer Andacht beiwohnten und wohin sie von ihres Herrn Bruders Erzherzogs Anton kaiserlicher Hoheit sowie von ihrem Herrn Schwager dem Prinzen Ferdinand, Herzoge von Württemberg, und der ganzen Suite begleitet wurden.“ Dann setzte sich der Kaiser in Kompagnie-Feldmarschallsuniform zu Pferde und begab sich mit kleinem Gefolge zur Armee. „Der Enthusiasmus über die Ankunft des Kaisers hatte bei der Armee, bei welcher sich die Nachricht davon mit Blitzesschnelle überallhin verbreitete, einen außerordentlichen Grad erreicht. Überall Jubel, überall das lauteste Vivatgeschrei der Soldaten und ihrer Anführer.“

Inzwischen war die Suite, bei der sich auch der Armeeminister Graf Zichy, die Staatsräte Freiherr v. Baldacci und Graf Chorinsky und zeitweilig auch der Minister des Auswärtigen Graf Stadion befanden, auf der Hochleiten angekommen. „Alles harrte in banger Erwartung dem Anfange des blutigen Schauspiels entgegen. Es war eine brennende Hitze eingetreten und der Durst war unerträglich geworden. Ein großes, mit Wasser gefülltes Faß, welches der k. k. Hofkontrollor auf den Berg geschafft, war schnell geleert und mußte mit frischer Füllung öfters wiederkehren. — Wer nur irgend ein größeres Fernrohr hatte (deren gab es in diesem verhängnisvollen Augenblicke aber nur zwei, von denen eines ein Eigentum des k. k. Hofkontrollors gewesen), benutzte es, lieh es jedoch bereitwillig auch wieder weiter. Der edle Graf Karl Zichy, k. k. Armeeminister, ließ sich herab, nachdem er selbst durch das Perspektiv, das er um eines besseren Ruhepunktes willen auf die Achsel des Hofkontrollors gelegt, genug gesehen hatte, dagegen seine Achsel mit menschenfreundlicher Güte dem Hofkontrollor anzubieten, um ihm beim Sehen einen gleichen Vorteil zu gewähren. — Man hatte einzelne Truppen bald vor-, bald — so schien es — zurückmarschieren gesehen. Erst gegen 3 Uhr Nachmittags hörte man fürchterlich, und seither unausgesetzt, kanonieren ... Um 6 Uhr abends hatte ein Mann der k. k. reitenden Hofburgwache den Allerhöchsten Befehl auf die Hochleiten überbracht, der Hof-

kontrollor habe sich mit einem Teil der Suite nach Wolkersdorf zurückzubegeben, der übrige Teil der Suite aber habe auf dem Berge die Nacht zuzubringen. — Seine Majestät waren um 12 Uhr mittags nach Wolkersdorf gekommen, hatten im Pfarrhofe, wo ein militärisches Mittagsmahl vorbereitet worden, mit ihren Gästen nur wenige Speisen genommen und waren schon um 1 Uhr wieder zur Armee geritten. Man wollte bemerkt haben, daß die feindlichen Kugeln an den Ort des Jubelgeschreis, welches sich um Seine Majestät abwechselnd erneuerte, gerichtet gewesen wären." — Der Kaiser war dann um 10 Uhr abends nach Wolkersdorf zurückgekehrt und hatte sich nach einem einfachen Nachtmahl zur Ruhe begeben. Alle Wagen mußten die ganze Nacht hindurch angespannt, alle Reitpferde gesattelt bleiben. Um $^1/_2$3 Uhr morgens des 22. Mai erdröhnte der erste Kanonenschuß, dem bald andere folgten. Der Kaiser stand auf, ließ sich schnell ankleiden, hörte wie am vorhergehenden Tage die Messe und ritt zum Schlachtfelde hinaus, um wieder erst um 12 Uhr zu einem kurzen Mittagsmahl zurückzukehren.

Im Laufe des Vormittags waren in Wolkersdorf zahlreiche Verwundete, Österreicher wie Franzosen, eingetroffen und von den Ärzten der Umgebung verbunden, von den Bewohnerinnen des Ortes mit Erfrischungen und Wäsche versorgt und dann nach Schloß Ulrichskirchen transportiert worden. Der Kaiser befahl nun, soviel Lebensmittel, als von dem ohnehin knappen Vorrat der Hofwirtschaft zu entbehren seien, für die Kranken abzugeben und bei der Verteilung ja keinen Unterschied zwischen Freund und Feind zu machen. Bald machte sich großer Mangel an Viktualien in der Umgebung des Schlachtfeldes fühlbar und Erzherzog Karl ließ beim Hofkontrollor anfragen, ob er vielleicht für sich und seinen Stab etwas Brod und Wein erhalten könne, worauf ihm für etwa 150 Personen kalte Küche und Getränke zugeschickt wurden.

Um 11 Uhr abends kehrte Kaiser Franz vom Schlachtfelde zurück; die Suite, die den Warteplatz auf der Hochleiten bereits verlassen hatte, umdrängte ihn und suchte in seinen Zügen zu lesen, wie es draußen bei der Armee stehe, von der zwar günstige, aber noch nicht sichere Nachrichten nach Wolkersdorf gedrungen waren. Da erzählte er, vom Pferde steigend, den Harrenden von dem Siege der Österreicher, rief dann den Grafen Bubna heran und befahl ihm, sofort zum Erzherzog Karl zu reiten; „Sagen Sie meinem Bruder," rief er laut, „ich werde mich morgen für den errungenen Sieg bei ihm nochmals persönlich bedanken. Ich lasse ihm aber sagen, er soll es den Franzosen noch nicht schenken und soll baldmöglichst wieder über sie herfallen!"

Bald nach der Schlacht war der Pfarrer von Aspern ins Hoflager gekommen und hatte erzählt, Napoleon — in einem ärmlichen grauen Frack wie der Bediente eines armen Offiziers aussehend — sei am 21. Mai während des Kampfes drei Stunden auf dem Kirchturm zu Aspern gewesen und habe beim Vorrücken der Österreicher ausgerufen: »Quelle témérité!« Beim Herabsteigen vom Turme habe er zu dem ihn begleitenden Pfarrer geäußert, bis 7 Uhr abends werde es keine österreichische Armee mehr geben.

In den nächsten Tagen besuchte der Kaiser die in Ulrichskirchen untergebrachten Verwundeten, mit denen das ganze Schloßgebäude gefüllt war,

beschenkte alle ohne Unterschied der Nation mit Erfrischungen und spendete Trost- und Lobesworte.

„Während die Franzosen ihr Observatorium am Kahlenberge hatten, wurde österreichischerseits auf dem Bisamberge, in der Gegend des Magdalena-Hofes, in einer dem Grafen von Traun gehörigen Gloriette auch ein Observatorium hergestellt, von welchem aus man das Marchfeld, die Lobau, die Stadt Wien, Schönbrunn, überhaupt einen großen Rayon übersieht ... Man beobachtete von dort, daß die Franzosen bereits eine zweite Brücke von Ebersdorf nach der Insel Lobau geschlagen hatten, auch sah man die Waffenübungen der Sachsen auf der Schmelz und bei Schönbrunn, das Lager bei Simmering; ebenso konnte man unaufhörliche Märsche und Gegenmärsche der französischen Truppen in der Stadt wahrnehmen, sowie man die französischen Soldaten teils auf dem Glacis zu Wien biwakieren, teils auf den Höhen von Döbling sich im Scheibenschießen üben sah ... Ein Ausflug, den einige Personen aus dem Gefolge kaiserlicher Majestät am 29. Mai von Wolkersdorf nach dem sogenannten Spitz, — dem Ort, wo sonst die große Wiener Tabor-Brücke steht, die bekanntlich diesmal verbrannt wurde, — gemacht haben, gewährte interessante kriegerische Ansichten. Am Eingange der Brücke waren österreichischerseits zwei Kanonen aufgepflanzt. Gegenüber, am feindlichen Donauufer, in der Nähe des Mautgebäudes, sah man gleichfalls mehrere Kanonen aufgestellt und eine französische Schildwache, trotz der Hitze des Tages wie gewöhnlich in einen langen weißen Mantel gehüllt, mit Patrontasche und Tornister am Rücken, aber nicht wie üblich spazieren, sondern — und zwar lange Zeit hindurch — unbeweglich auf einem Platze stehen, während die österreichischen Landwehr-Schildwachen am Ufer lustig auf und ab wandelten. (Dem Vernehmen nach soll hier Kaiser Napoleon selbst Schildwache gestanden und auf diesem Punkte seine Beobachtungen gemacht haben.) Auf dem Donau-Arme, der die Insel, die schwarze Lache genannt, bildet, war österreichischerseits eine sogenannte fliegende Brücke errichtet, welche zur Ablösung der österreichischen Pickets diente, die auf dieser Insel schon seit Ankunft der k. k. Hauptarmee ohne Unterbrechung gestanden haben."

In die Zeit, die das kaiserliche Hoflager in Wolkersdorf verbrachte, fiel das Fronleichnamsfest (1. Juni), das auf ganz besonders feierliche Weise begangen wurde; die ganze Suite erhielt Befehl, als Begleitung des Kaisers am Umgang teilzunehmen und sich ohne Beobachtung des Ranges dem Zuge einzureihen. Der Kaiser, „in voller Feldmarschallsuniform, mit allen Orden, wenn schon diesmal — da aller Schmuck mit dem Hausschatze geflüchtet worden war — nicht in Brillanten gezieret," schritt zwischen den Erzherzogen Anton und Maximilian und gefolgt von dem Oberstkämmerer Grafen Wrbna, dem Fürsten Joh. v. Liechtenstein, der sich in der Schlacht von Aspern durch besondere Tapferkeit hervorgetan hatte, dem Generaladjutanten von Kutschera und der Leibwache dicht hinter dem „ärmlichen Himmel der Marktkirche, den k. k. Offiziere trugen, unter dem der Ortspfarrer namens Anton Schmid, (ein silberhaariger Greis, in Begleitung zweier Vikarien) das Allerheiligste tragend, voranging." Ungeachtet der großen Hitze des Tages begleitete der Kaiser den Zug „zu allen in ziemlicher Entfernung von einander aufgerichteten Altären, an denen die Evangelien abgesungen wurden. Salven von zwei

aufgestellten k. k. Grenadierkompagnien und mehrere Pöllerschüsse, welche die über dieses erhabene Ereignis hochbegeisterten Ortseinwohner losgebrannt, verkündeten den Triumph des Tages."

Am 17. Juni tönte Kanonendonner von der Lobau herüber und französische Parlamentärs brachten die Nachricht ins kaiserliche Hoflager, man feiere auf diese Weise einen Sieg der Franzosen bei Raab. Auch sonst waren in den letzten Wochen von verschiedenen Seiten ungünstige Meldungen eingelaufen, wenngleich das Eindringen der Österreicher in Dresden und ins Bayreuther Gebiet als Erfolg zu verzeichnen war. Doch auch den in der Lobau lagernden Feinden ging es nicht zum besten: Französische Deserteurs sagten aus, daß die Armee Mangel an Munition und Lebensmitteln leide, vor allem aber klagten sie über die zahllosen Gelsen, deren Stiche von den Soldaten als übermenschliche Qual empfunden wurden und sie zwangen, stundenlang auf den Bäumen zu kauern, um im dichten Laub Schutz vor den Insekten zu suchen. Ein Versuch der Franzosen, die Lobau zu verlassen und von einigen kleineren, mit österreichischen Posten besetzten Inseln Besitz zu ergreifen (21. Juni), war mißglückt: „Die aufmerksamen und tüchtigen k. k. österreichischen Kanoniere feuerten in die Schiffe und bohrten eines davon sogleich in Grund. Es versank in der hochangeschwollenen Donau, während sich die anderen eiligst nach der Lobau zurückflüchteten. Ihre große türkische Trommel hatte man weit fortschwimmen gesehen."

Das kaiserliche Hoflager befand sich noch immer in Wolkersdorf, wohin von den verschiedenen Operationsgebieten der Armee bald Erfolge, bald Niederlagen gemeldet wurden. Am Nachmittage des 26. Juni fuhr der Kaiser mit wenigen Begleitern nach Preßburg, um dort mit dem Erzherzog Johann und dem Prinzen Friedrich von Oranien zusammenzukommen. „Es war, als hätten die Franzosen die mit den gewöhnlichen k. k. Hofschimmeln bespannten Wagen des Kaisers, womit Seine Majestät die Ebene des Marchfeldes — gleichsam vor des Feindes Augen — durchflogen, von ihrem Observatorium am Kahlenberge beobachtet, denn: der Kaiser war am Abend zu Preßburg eingetroffen, im Primatialgebäude in der Stadt abgestiegen und hatte sich abends nach 10 Uhr zu Bette begeben, als das feindliche Bombardement der Stadt schon begann. Zwei Haubitzen waren ins genannte Primatialgebäude, in geringer Entfernung vom Schlafzimmer des Kaisers, gefallen! Seine Majestät standen sogleich auf, ließen sich mit aller Ruhe ankleiden, ließen einpacken, reisten aber nicht fort, sondern begaben sich mit seiner kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Johann, dann mit ihrem Oberstkämmerer und dem Generaladjutanten unter fortwährendem Bombardement zu Fuße nach der Vorstadt in den gräflich Erdödyschen Garten, in dessen auf einer Anhöhe am Fuße des Kalvarienberges befindlicher Gloriette der Kaiser den Rest der Nacht wachend zugebracht." Die Franzosen hatten nämlich den Kommandanten von Preßburg, General Bianchi, aufgefordert, binnen einer Stunde das rechte Donauufer zu räumen, widrigenfalls die Stadt beschossen werden sollte; Bianchi hatte abschlägig geantwortet und das Bombardement war erfolgt. „Die edlen Einwohner von Preßburg aber hatten, während ihre Häuser und Habe ein Raub der Flammen geworden, — weit entfernt, Zaghaftigkeit zu äußern, — Verwünschungen und Aufforderungen zum Wider-

stande erneuert. Sie kampierten größtenteils in ihren Weingärten am nahen Gebirge, die Juden vom Schloßberge, deren Häuser bald gänzlich zusammengeschossen waren, auf der Straße von Preßburg nach Stampfen. — Am rührendsten war der Anblick des heldenmütigen Kaisers und Königs, der mit seinem durchlauchtigsten Herrn Bruder, dem Erzherzog Johann, am Tage arme, durch das Bombardement verwundete, verunglückte Einwohner teils selbst tröstete, teils durch den k. k. Oberstkämmerer Grafen Wrbna und den Generaladjutanten v. Kutschera beschenken ließ, während des am Abend des 27. Junius aber wiederholten Bombardements am Platze der Barmherzigen Brüder Löschanstalten anordnete! Seine Majestät sind am 28. Junius abends wieder nach Wolkersdorf zurückgelangt. Der Feind hatte während der Nacht vom 28. auf den 29. die Stadt Preßburg nochmals bombardiert, zog sich aber dann, da er seinen Endzweck nicht erreichen konnte, auf der Straße nach Wien zurück."

Während des Aufenthaltes in Wolkersdorf ordnete Kaiser Franz immer wieder an, daß Kranke und Verwundete jeden Standes und jeder Nation von der Hofwirtschaft aus mit Speise und Trank zu versorgen seien. Da wäre denn bald im Hoflager Mangel an Lebensmitteln entstanden, wenn die Besitzer der umliegenden Güter und Bauernhöfe sich nicht bereitwilligst erboten hätten, für Erneuerung der Vorräte zu sorgen. „Grünspeise, Geflügel, Butter, Kälber, Gartenobst, soweit schon welches reif war, kam täglich in großer Anzahl und nachdem Seine Majestät keine Geschenke annahm, zu sehr billigen Preisen. Fische und Wild ließ der Hofkontrollor von den k. k. Familienherrschaften Holics und Sassin herbeibringen. Auf diese Art war es möglich, alle Bedürfnisse zu mäßigen Preisen zu befriedigen und der Wohltätigkeit Seiner Majestät nachzukommen. Seit dem Aufenthalte der k. k. Hauptarmee in der Gegend um und bei Wolkersdorf, auf den Höhen von Stammersdorf bis an die Donau, geschah es einmal, daß bei derselben Mangel an Brod und einmal, daß Mangel an Rauchtabak eintrat. Das erste Mal blieben die Soldaten heiter, froh und guter Dinge in ihren Biwakbaracken oder in den von ihnen in die Erde gegrabenen, zum Teil mit Türen, auch wohl mit Fenstern, Sitzen u. dgl. versehenen, gegen Wind und Regen geschützten Löchern. Bei dem eingetretenen Mangel an Tabak aber — welchem indes durch die tätige Vorsorge der Behörden in wenig Tagen abgeholfen war — sah man den gemeinen Mann traurig herumgehen, es war ihm nirgends wohl; auch hörte man sogar Klagen aus seinem bisher nur dem Jubel und der Fröhlichkeit geöffneten Munde und der Zuzug der Tabakswagen wurde im Triumphe einbegleitet."

Im allgemeinen schienen sich die Truppen im Lager recht wohl zu fühlen. „Mancher von den Soldaten legte sich um seine Baracke ein kleines, kleines Gärtchen an, als wollte er seinen beständigen Aufenthalt auf dem Platze nehmen. Vor mancher waren sogar kleine Bäumchen gepflanzt, die wenigstens einige Zeit grünten und Schatten gaben; auch sogar Blumen fand man vor. Die Baracken im Biwak sind übrigens nach der Schnur gezogen, in Gassen abgeteilt ꝛc. Unerträglich aber ist der Geruch, trotz aller verschärften Gesetze gegen Verunreinigung, besonders wenn das Lager längere Zeit hin-

durch, bei einer Hitze von 18 bis 20 Grad und darüber, auf einem Platze unbeweglich bleibt."

Seit dem 1. Juli hörte man in Wolkersdorf wieder öfter entfernten Kanonendonner. Vom Observatorium auf dem Bisamberge kam die Nachricht, man bemerke seit einigen Tagen, daß sich die französische Armee in der Gegend von Wien und bei der Lobau zusammenziehe, auch sehe man neue Truppen von Ungarn heranmarschieren. Bald darauf wurde dem Kaiser gemeldet, daß der Feind bei Mühlleiten in einer Stärke von 30.000 Mann die Donau überschritten habe. Am Abend des 4. Juli bemerkte man im österreichischen Lager Alarm-Feuerstangen, die bezeichneten, daß die Franzosen im Schutze des dunklen und stürmischen Gewitterabends neuerdings über den Strom vordringen. Auch hörte man starkes Kanonieren und sah einen Ort — man vermutete Enzersdorf — in Flammen aufgehen. Gegen 1 Uhr nachts wurde es wieder still und man ging im kaiserlichen Hoflager zu Bette, um jedoch in aller Frühe des nächsten Tages von erneuertem Kanonendonner aufgeschreckt zu werden. Wieder erhielt die Suite den Befehl, sich auf die Hochleiten zu begeben, während nur der Hofkontrollor mit einer kleinen, völlig reisefertigen Abteilung im Pfarrhofe zu Wolkersdorf verbleiben mußte. Der Kaiser war mit einigen Herren des Gefolges zur Armee geritten. „Da jedoch aufs bestimmteste wahrgenommen worden, daß die Kanonade nach der Gegend des Jubelgeschreies der Soldaten gerichtet war, zogen sich Seine Majestät über vielfältig eingelegte Bitten ihrer Umgebung auf die Höhen hinter Seyring gegen Wolkersdorf zurück. Die Schlacht dauerte bis in die Nacht fort, das k. k. Heer aber hatte seine Stellung behauptet und alle Angriffe des Feindes zurückgeschlagen. Seine Majestät waren nach 11 Uhr nachts in Wolkersdorf angelangt und legten sich, ohne abpacken zu lassen, in des Pfarrers Wohnung auf einen ordinären Strohsack angekleidet hin, um nur etwas auszuruhen. — Schon nach 3 Uhr morgens des 6. Juli kam der verdiente k. k. Feldmarschalleutnant Nordmann, von einer Gewehrkugel durch die rechte Brusthöhle geschossen, die ihm unter der rechten Schulter im Rücken herausgefahren war, in der Generalskompagnieuniform, über welche das Blut aus der Wunde herabrieselte, zu Pferde in Wolkersdorf an, bittend, ihm einen Chirurg zu senden, der ihn verbände." Der Hofkontrollor, der den Verwundeten empfangen hatte, ließ sofort den Hofchirurgen Gerstl von der Hochleiten holen und trug Sorge dafür, daß der General zu Bette gebracht werde. Gleich darauf ging die Kanonade von neuem an; der Kaiser erhob sich und ritt wieder zur Armee hinaus; den Soldaten war diesmal das Vivatrufen verboten worden. Im Laufe des Vormittags kam der Allerhöchste Befehl, für den Herrscher und seine nächste Umgebung ein bescheidenes Mittagsmahl auf der Hochleiten bereit zu halten. Der Hofkontrollor ließ eilig eine Laube aus Eichenzweigen errichten und in ihrem Schatten die Tafel decken.

In banger Erwartung beobachteten die auf der Hochleiten versammelten Herren das Schlachtfeld von Wagram, auf dem das blutige Ringen kein Ende nehmen wollte. Um 1 Uhr mittags kam der Befehl, der größte Teil der Suite habe sich sofort nach Gaunersdorf zu begeben und dort weitere Ordre zu erwarten; zugleich war die Suite des Erzherzogs Karl auf der

Hochleiten angelangt. Eine Stunde darauf erschien der Kaiser und nahm mit 15 Personen unter den Eichenzweigen das Mittagessen ein. „Um ½4 Uhr nachmittags hatten sich Seine Majestät von der Tafel erhoben und geruhten dem am Ausgange der Laube stehenden k. k. Hofkontrollor im Vorübergehen die Worte zu sagen: ‚Macht, daß Ihr fortkommt!‘“ Die Gesamtsuite sollte sich nun nach Ernstbrunn begeben, wohin der Kaiser am Abend nachkommen wollte; vorläufig ritt er noch einmal zum Schlachtfelde hinaus. Abends nach 9 Uhr traf er dann im Schlosse zu Ernstbrunn ein, um schon am nächsten Tage über Hollabrunn und Mallebern, wo Erzherzog Karl nun sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, nach Znaim zu reisen. Hier nahm er im Wirtshaus „Zu den drei Fürsten“ Quartier und besuchte bald nach seiner Ankunft die mit Verwundeten überfüllten Spitäler. Am 9. Juli, einem Sonntage, hörte Seine Majestät die Messe und ordnete dann an, daß die Suite wieder zu teilen sei; nur ein kleiner Teil sollte in Znaim bleiben, der andere aber sich sofort nach Prag begeben.

„Während der Kaiser zu Znaim das Mittagsmahl eingenommen, kamen zwei k. k. Husarenoffiziere nacheinander angesprengt, Seine Majestät von der nahen Gefahr zu unterrichten, die Allerhöchstihnen drohte, indem sich bei der k. k. Armee das Gerücht verbreitet habe, zwei französische Kavallerieregimenter seien von Kaiser Napoleon beordert, Seine Majestät den Kaiser von Österreich samt seiner Suite aufzuheben. General Bubna, dem die Meldung gemacht wurde, spricht mit den Offizieren. Sie werden Seiner Majestät nicht gemeldet. Über Tische wird von eintretender Gefahr für Seine Majestät gesprochen und der anwesende k. k. Oberstleutnant Schneider, ein ausgezeichneter Offizier von der militärischen Suite des Kaisers, trägt sich an, deshalb sogleich einen rekognoszierenden Ritt vorzunehmen. Se. Majestät genehmigen das und lassen ihm hiezu aus ihrem Marstalle ein Reitpferd erfolgen. Während der Befehl zum Einpacken erteilt wird, reitet Oberstleutnant Schneider ab, kommt aber bald mit der Bestätigung der drohenden Gefahr wieder zurück, indem er in der Entfernung auf eine Stunde von der Stadt Znaim feindliche Streifpatrouillen wahrgenommen habe. Zur Abreise war schon alles bereit; Seine Majestät setzten sich sonach nebst einiger Begleitung unverzüglich zu Pferde“ und um 8 Uhr abends war der ganze Zug bereits in Mährisch-Budwitz angelangt. Der Kaiser stieg im Schloß des Grafen Wallis ab und soupierte bei dem ebenfalls im Schlosse wohnenden Minister Grafen Zichy. Hier wurden die weiteren Reisedispositionen getroffen: der Kaiser wollte sich über Czaslau, Chrudim, Zwittau, Olmütz, Fribeck, Jablunka, Trentschin, Neutra und Neuhäusel so schnell als möglich nach Komorn begeben. Nur einige Herren des Gefolges sollten ihn begleiten, die übrigen nachkommen. Der Hofkontrollor sollte mit zwei „Küchenwagen“, auf denen sich auch das Tafelsilber und die Reisekassa befanden, vorsichtig folgen und im Falle der Gefahr Silber und Geld zu retten suchen.

Noch in der Nacht vom 9. auf den 10. Juli reiste der Kaiser von Budwitz ab und traf in der nächsten Nacht in Olmütz ein, wo er im erzbischöflichen Palais ein wenig ruhen wollte. Unterwegs war die Hofkalesche gebrochen und der Kaiser hatte die Fahrt in einer Postkutsche fortsetzen müssen. Vor dem erzbischöflichen Palais mußte der Oberstkämmerer Graf

Wrbna lange klopfen, bis der schlaftrunkene und erschrockene Portier, der an die Anwesenheit des Herrschers gar nicht glauben wollte, endlich öffnete. Gleiche Überraschung rief die Ankunft des Kaisers in den übrigen Ortschaften hervor, die er auf dieser Reise berührte. Am Abend des 15. Juli war Komorn erreicht.

Der Hofkontrollor hatte inzwischen Unglück gehabt: der eine Küchenwagen war gebrochen und die Reparatur erforderte längere Zeit; als er endlich weiterfahren konnte, versperrten Gefangenen- und Verwundeten-Transporte die Wege und hinderten ihn am schnellen Vorwärtskommen; so geschah es, daß er erst vier Tage später als der Kaiser in Komorn anlangte, wo man ihn bereits für gefangen oder sonstwie verunglückt gehalten hatte. Er traf das Hoflager in der gräflich Zichyschen Curia, „in welch ausgedehntem Gebäude sich zugleich das Theater der Stadt, die Judensynagoge, die Post, eine Fleischbank, eine Lottokollektur, ein geräumiges Kaffeehaus unter den Fenstern Seiner Majestät, und mehrere Griechen als Mitbewohner befanden." — Mit fieberhafter Eile wurde an der Befestigung Komorns gearbeitet, denn die hier und da laut werdende Kunde vom Waffenstillstand zu Znaim nach einem dort errungenen Siege hatte noch keine offizielle Bestätigung gefunden. In Offizierskreisen wurde dem Wunsche nach Fortsetzung des Krieges lauter Ausdruck gegeben, — oft in dem Kaffeehause unter den Fenstern des Kaisers, von wo auch ungenierte Äußerungen des Unwillens über die Niederlage bei Wagram heraufstönten. Der Kaiser selbst hatte einmal bei Tische ausgerufen, es sei ihm ganz unbegreiflich, warum Erzherzog Johann den Franzosen nicht in den Rücken gefallen sei, sondern den Sieg aus den Händen gelassen habe. Die Unzufriedenheit wuchs, als sich die Nachricht vom Waffenstillstande bestätigte, denn der Mut der Truppen war ebenso wenig gebrochen wie der Enthusiasmus der Bevölkerung, „dagegen sprachen — laut bereits von Wien im Hoflager Seiner Majestät eingegangenen Nachrichten — die Franzosen gar nicht von ihren Siegen, hatten den Krieg satt und wünschten nur, nach Paris zurückzukehren. Die Unzahl der Blessierten war in Wien ungeheuer; von diesen waren die Häuser in der Herrengasse so vollgepfropft, daß diese Gasse jetzt Rue des hôpitaux genannt wurde. — Marschall Oudinot bewohnte mit zwei jungen Bären und 12 Jagdhunden das Schlafzimmer im Hotel des Fürsten Johann von Liechtenstein."

Am 30. Juli hatte der Erzherzog Karl das Kommando der k. k. Hauptarmee niedergelegt und den Fürsten Liechtenstein als seinen Nachfolger bezeichnet. Dieser erschien in Komorn, um sich dem Kaiser vorzustellen und ihm zugleich seine Bedenken vorzutragen, ob er sich für den verantwortungsvollen Posten eines Oberstkommandierenden eigne. „Seine Majestät sollen diese freimütige Äußerung überaus gnädig aufgenommen, aber den Fürsten dennoch ersucht haben, das Kommando beizubehalten, weil der Kaiser sonst selbst den Marschallstab ergreifen müßte." — Inzwischen hatten die Friedensverhandlungen zu Ungarisch-Altenburg begonnen; Kuriere sprengten fast ununterbrochen zwischen Wien, Komorn und Altenburg hin und her, bald hieß es, der Kampf werde wieder aufgenommen werden, bald galt der Frieden als gesichert und Gerüchte von einer „Versöhnungsheirat", von denen niemand wußte, woher sie kamen, verbreiteten sich in der Bevölkerung.

Zu des Kaisers Überraschung war am 28. Juli früh morgens ganz unerwartet die Kaiserin mit kleinem Gefolge in Komorn angekommen. „Der allergnädigste Herr geruhte seiner durchlauchtigsten Frau Gemahlin zu bemerken, sie sehe selbst, daß hier zu ihrer Unterkunft wenig Platz vorhanden sei, allein Ihre Majestät erwiderten, sie würden sich mit dem kleinsten Zimmer begnügen.“ Einige Tage darauf wurde die Annäherung des Erzherzogs Ferdinand Este mit seinem Armeekorps aus Polen gemeldet. „Seine Majestät begaben sich zu Pferde, Ihre Majestät die Kaiserin aber zu Wagen der Armee und ihrem geliebtesten Herrn Bruder entgegen, empfingen sie am linken Waagufer unweit Komorn und ließen diese schöne, wohlerhaltne und mutvolle Armee vorüberdefilieren... Die Armee passierte Komorn und wurde dann in dieser Gegend disloziert. – Ebenso sah man in Komorn einen Teil der ungarischen Insurrektionskavallerie durchziehen, welche sich besonders durch ihre schönen und gewandten Pferde ausgezeichnet hat. Bemerkenswert war die Kleidung dieser Reiter. Sie zogen in langen, weiten, blaugefärbten leinwandenen Hosen und Hemden einher. Ein Paar Pistolen, ein guter Säbel waren ihre Waffen, ein kalpakartiger Csako ihre Kopfzierde. Auch die Offiziere hatten gleiche Kleidung mit den Gemeinen, nur daß sie nicht von Leinwand, sondern von blauem Seidentaffet war, davon die Ärmel mit schmalen, goldenen Spitzenbördchen eingefaßt waren.“

Aus Wien trafen Nachrichten ein, denen zufolge die angeordnete Feier von Napoleons Geburtsfeste sich für die Franzosen in Trauer verwandelt hatte: bei den Vorbereitungen zu einem großartigen Feuerwerk war das Pulvermagazin auf der Schottenbastei in die Luft geflogen, wobei gegen 40 französische Artilleristen verunglückt waren. Bei Gelegenheit der anbefohlenen abendlichen Illumination der Stadt hatte sich die Treue der Wiener für ihren Kaiser in rührender und naiver Weise geäußert: viele Einwohner hatten, um nicht illuminieren zu müssen, die Fenster ihrer Wohnungen ausgehoben und mit Brettern verschlagen; andere hatten zwar ihre Fenster erleuchtet, in ihnen aber auch allerlei entschuldigende Inschriften und Verslein angebracht, z. B.:

Wir brennen diese Kerzen,
Doch wahrlich nicht von Herzen!

oder:

Groß ist, Napoleon, dein Ruhm und Glanz!
Nur mach' bald Platz unserm lieben Kaiser Franz!

Derlei Nachrichten zerstreuten das Herrscherpaar in jenen schweren Tagen, die sich umso trauriger gestalteten, als in der Suite immer häufiger Erkrankungen vorkamen. Man beschloß daher, mit dem Hoflager nach dem in schöner und gesunder Gegend gelegenen Gute Totis des Grafen Franz Esterhazy zu übersiedeln, was am 22. August geschah. Als Sehenswürdigkeiten von Totis und dem nahen Marktflecken Tóváros nennt Stall das alte und das neue Schloß mit schönem Garten, einen englischen Park mit zwei natürlichen Springbrunnen, ein Kapuzinerkloster, eine stattliche Kirche, mehrere Industriewerke und „ein Riesenfaß, welches dem Heidelberger, dem Klosterneuburger und dem Nikolsburger an die Seite gesetzt werden kann. Es hält 1560 und einige Eimer. Darein wird der Zehend- und der Deputatwein gefüllt.“ Außerdem aber erregte in Totis noch etwas die besondere Auf-

merksamkeit des Memoirenschreibers: „Hier wird, o Rarität! noch Teichwirtschaft getrieben. Der große schöne See wird nämlich je nach drei Jahren abgelassen, da dann die Fische als reiche Ausbeute gefangen werden. Im vierten Jahre dient der Boden des Teiches zum Anbau von Mais, Hanf, Gerste 2c. Der Damm des Teiches ist mit einer schönen steinernen Schleuse versehen."

Die Erkrankungen im Gefolge nahmen immer noch zu, so daß der Kaiser anordnete, in Tóváros ein kleines Spital einzurichten. Der Brüder der Kaiserin, Erzherzog Karl Ambrosius, Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn, der seit Ende Juli im kaiserlichen Hoflager weilte und einen großen Teil seiner Zeit an Krankenbetten zubrachte, auch wenn es sich um ansteckende Krankheiten handelte, wurde schließlich selbst von einem heftigen Nervenfieber befallen, dem er am 2. September, erst 23 Jahre alt, erlag. So schonend diese Trauernachricht der seit einigen Tagen ebenfalls unpäßlichen Kaiserin auch mitgeteilt wurde, so hatte sie doch eine ernste Verschlimmerung im Zustand der hohen Frau zur Folge, was umso drückender empfunden wurde, als wegen der Erkrankung der Kammerfrau Mangel an weiblicher Bedienung und Pflege herrschte. Die aus Wien zur Konsultation berufenen Ärzte Dr. Host und Dr. Tschepolz rieten, die Kaiserin rasch nach Ofen zu bringen. „Ihre Majestät waren jedoch nicht zu bewegen, sich von ihrem erhabenen Gemahl zu trennen. Es wurde am 14. September ein kaiserlicher Leiblakai von Totis nach Wien gesendet, um einige Kleider für Ihre Majestät zu holen und die Gemahlin ihres Leibarztes Dr. Thonhauser mitzubringen . . . Ihre Majestät die Kaiserin hielten sich seit ihrer Erkrankung auf ihrem Zimmer, verließen das Bett nur selten und nur auf Augenblicke und speisten allein, während Seine Majestät der Kaiser auch nicht mehr an großer Tafel erschienen, sondern en famille zu 3 und 4 Gedecken zu speisen pflegten." Auch der auf den 4. Oktober fallende Namenstag des Kaisers wurde in aller Stille mit einem Familiendiner begangen, zu dem sich die Brüder und Schwäger Seiner Majestät in Totis einfanden, dem aber die immer noch leidende Kaiserin fernbleiben mußte. Am 8. Oktober trat die hohe Kranke endlich die Reise nach Ofen an, von ihrem Gemahl bis zum Landgut Bitschke begleitet. Zwei Tage darauf unternahm der Kaiser einen mehrtätigen Ausflug nach Komorn und Umgegend, um über einen Teil der ungarischen Truppen Heerschau zu halten.

Die Friedensverhandlungen waren all die Zeit hindurch fortgesetzt worden und hatten bald zu Hoffnungen, bald zu Befürchtungen Anlaß gegeben. „Es war am 15. Oktober 1809, abends 5½ Uhr, da der Fürst Johann Liechtenstein, der Würgengel im letzten Kriege wider den Feind, nun als Friedensengel mit der Botschaft, daß am 14. Oktober 1809 des Morgens zu Wien der Friede unterzeichnet worden, im Hoflager Sr. Majestät zu Totis anlangte. Er fuhr von Wien ab, während auf Befehl des Kaisers Napoleon zur Feier des Friedens die Kanonen auf den Wällen der Stadt gelöst wurden und die Einwohner von Wien vor Freude in Lüften zu sein schienen!" Am 17. Oktober erschien der französische General Lauriston mit dem von Napoleon bereits ratifizierten Friedensvertrage in Totis, um am 19. Oktober mit der Unterschrift des Kaisers von Österreich wieder ab-

zureisen. Napoleon hatte Schönbrunn bereits am 16. Oktober verlassen, nachdem die Festungswerke von Wien auf seinen Befehl gesprengt worden waren.

„Seine Majestät der Kaiser waren für jeden Fall entschieden, nach Wien zurückzukehren, nur war der Tag dazu bisher nicht bestimmt. Indes widmete sich der Kaiser den gehäuften Geschäften mit so unermüdeter Anstrengung, daß Höchstderselbe außer einem Spaziergange, den er nach Tische mit seinem Generaladjutanten v. Kutschera ohne alle sonstige Begleitung unternahm, seinen Arbeitstisch fast nie verlassen hat. Die meisten Spaziergänge machten Seine Majestät nach dem auch im Herbstgewande noch immer schönen Park in Tóváros. Dabei ereignete sich manchmal, daß kleine Jungens, welche dem allergnädigsten Herrn auf der Straße begegneten, sich ganz dreist herbeidrängten, ihm die Hände zu küssen. Da ließ der gute Kaiser, dem, nach der Schrift, die Kleinen willkommen sind, durch den Generaladjutanten bei den in Totis auf der Straße sitzenden Höckerinnen, welche gebratene Kastanien feilboten, etwas dieses Naschwerks aufkaufen, steckte davon in seine Rocktaschen und beschenkte die darüber entzückte Jugend mit patriarchalischer Güte und Huld.“

Anfang November mußte der Hofkontrollor die Rechnungen über die Gebahrung der Hofwirtschaft während der ganzen Feldzugsreise dem Geheimen Kabinette einreichen. Dabei zeigte es sich, „daß die Anzahl der im Hoflager Seiner Majestät verpflegten Personen — einbegriffen die Tafeln Seiner Majestät Allerhöchstselbst — sich auf 45.722 fl. belaufen und die Beköstigungsausgaben im ganzen 192.353 fl. 23 kr. W. Z. betragen haben“.

Am 5. November fand in Totis anläßlich der Verleihung des Maria-Theresienordens an 17 Kandidaten ein Festmahl statt; „am Tage der Ordenstafel waren Seine Majestät bei Vorbereitung derselben aus ihrem Kabinette gekommen und hatten bei deren Aufrichtung Allerhöchst selbst hausväterlich anordnend teilgenommen.“ Einige Tage nach diesem Festmahle begab sich der Kaiser mit kleinem Gefolge nach Gran, um das dort befindliche Lazarett sowie die in der Umgegend errichteten Militärspitäler zu besuchen und die Kranken mit Geschenken und gütigen Worten zu erfreuen. Auch Stuhlweißenburg, die Krönungsstadt und der Begräbnisort der alten ungarischen Könige, wurde von Totis aus besucht. Am 21. November erfolgte dann die endgiltige Abreise des Kaisers von Totis. In dem halbzerstörten Raab, dessen Bewohner den Herrscher mit lautem Jubel begrüßten, wurde der erste Halt gemacht, dann ging es weiter nach Preßburg. „Hatten die Bewohner von Raab ihre Freude laut geäußert, so war der Jubel der Preßburger, die ihren geliebten Landesfürsten in der großen Drangsal, da diese Stadt vom Feinde beschossen worden, in ihrer Mitte ordnend, tröstend, helfend, einen Schutzengel in der Not, sahen, noch rührender. Alles harrte dem allgeliebten Vater jauchzend und vor Freude weinend entgegen.“ Abends gab es im Theater eine Festvorstellung, die der Kaiser mit seiner Anwesenheit beehrte, und glänzende Illumination der ganzen Stadt. Doch all diese Freudenbezeugungen wurden überboten von dem unbeschreiblichen Jubel der Wiener, als der Kaiser am 27. November seiner von Feinden noch nicht ganz befreiten Hauptstadt einen Besuch abstattete. „Ohne allen Prunk, ohne einen Mann Bedeckung, in einer offenen Chaise, mit der Uniform des

den Allerhöchsten Namen führenden Husarenregimentes angetan, fuhr der Kaiser in Begleitung seines ihm entgegengekommenen Hofkommissärs und Oberstkämmerers Grafen von Wrbna zur St. Marxer Linie herein. Kaum erblickte ihn sein Volk, als Alt und Jung den Wagen umgab. ‚Willkommen!‘ riefen tausend und tausend von Kehlen, ‚es lebe Franz, unser Vater!‘ Der Zug mußte Schritt für Schritt gehen; die Menschen klammerten sich an den Wagen, an die Stränge, hielten die Mähnen der Pferde. Der Monarch wurde in der kaiserlichen Burg aus dem Wagen gehoben und beinahe über die Stiege getragen. Man küßte die Hände des Kaisers, seine Kleidungsstücke und nur mit Mühe gelang es den herbeigeeilten Bürgergarden, Raum auf der Treppe zu machen. ‚Juchey!‘ rief ein kleiner Junge, der so glücklich war, die Hand des Monarchen zu küssen, ‚jetzt bin ich auf mein Lebtag glücklich, ich hab' die Hand des Kaisers geküßt!‘ Der Burgplatz füllte sich in einem Augenblick mit einer außerordentlichen Menge Menschen an, die unter lautem Vivat den Allgeliebten zu sehen wünschten. Der Monarch zeigte sich am Fenster: alle Hüte der Männer, alle Sacktücher der Frauen waren in der Luft; vielen hemmten die Tränen die Stimme. Kaum neigte sich der Tag, so waren ohne Befehl, wie durch einen allgemeinen Instinkt, die Stadt und die Vorstädte glänzend erleuchtet, auf den Plätzen erschallte Musik, aus manchen Häusern wurde Geld unter das Volk geworfen. Um 7 Uhr fuhr der Kaiser, umgeben von den bürgerlichen Grenadieren und der bürgerlichen Kavallerie, durch die Straßen der Stadt. Der Zug glich einem Triumphzuge. Die Beleuchtung dauerte bis gegen Morgen... Der Jubel über die Ankunft Sr. Majestät währte mehrere Tage. Am 29. November um $10^1/_2$ Uhr vormittags begaben sich Seine Majestät mit Begleitung zu Pferde in die Metropolitane zu St. Stephan, wo ein Hochamt und feierliches Te Deum abgehalten ward. Der Zug ging von der k. k. Burg durch die Herrengasse, auf die Freiung, über den Hof, auf den Judenplatz, den Hohen Markt, Lichtensteg zur St. Stephanskirche; der Rückzug über den Stock im Eisenplatz, den Graben und den Kohlmarkt nach der Burg.“

Am 4. Dezember begab sich Kaiser Franz noch einmal nach Preßburg, um 10 Tage darauf nach einer Abwesenheit von 8 Monaten mit seinem ganzen Gefolge endgültig nach Wien zurückzukehren und sich mit Eifer den Staatsgeschäften zu widmen. Die Anhänglichkeit und Treue seines Volkes halfen ihm über manche Sorge der nächsten Zeit hinüber, denn nicht umsonst hieß es in einem der zahlreichen Gelegenheitsgedichte, die anläßlich seiner Rückkehr entstanden waren:

Es ruft — o süßer Lohn! — die Welt dir jubelnd zu:
Nie ward ein Fürst geliebt wie du!





Die Namen der Wochentage. *)

Von Dr. **Wilhelm Oehl.**

Unsere Wochentagsnamen sind uraltes Erbgut, wir danken sie wie so manchen anderen wesentlichen Bestandteil unserer Kultur, z. B. Zeitrechnung und Alphabet, der Tempelweisheit vorderasiatischer Priestergeschlechter. Es gibt zwei große Systeme von Wochentagsnamen. Teils wurden die Tage gezählt und daraus auf verschiedene Weise Zahlnamen gebildet, teils stammen die Wochentagsnamen von einer alten astrologischen Sitte, je einen Wochentag nach einem der sieben Planeten zu benennen. Wir wollen diese beiden Hauptsysteme als Numeralsystem und als Planetarsystem bezeichnen.

Sowohl die planetarische als die numerale Woche sind religiösen Ursprungs; jene entstammt dem astrologischen Polytheismus, diese dem Monotheismus. Im Verlaufe der Kulturgeschichte vermischten sich diese scharfen Gegensätze. In nur ganz seltenen Fällen ist die Wochenreihe eines Volkes ganz ungestört geblieben, rein planetar oder rein zählend. Wo mehrere Kulturkreise sich berühren, findet eben ein Austausch statt. In Java rechnet man nach drei verschiedenen Systemen: nach der alten malayischen Woche, einer Pentade (Fünferwoche), und nach der indischen und der arabischen Siebenerwoche.

Die Woche, mit der wir uns hauptsächlich befassen, ist die siebentägige. So weit sich die heptadische Woche verbreitete, fast überall erhielt der Begriff ‚Woche‘ seine Bezeichnung von der Siebenzahl. Gerade die germanischen Bezeichnungen weichen hier merkwürdig ab. Das Wort ‚Woche‘ ist nämlich altgermanisch und war für bestimmte, feste Zeitabschnitte (vgl. certi dies für die Wodansopfer, Tacitus, Germ. 9) schon längst üblich, bevor noch die christlich-römische Siebenerwoche nach Norden drang. Das Wort lautet althochdeutsch wecha, altsächsisch wika, altenglisch wicu oder wucu, englisch week, frisisch wêg, altnordisch vika, schwedisch wecka, dänisch uge. Aus dem Nordgermanischen ist das finnische wiikko entlehnt. Der älteste Beleg des Wortes findet sich bei Ulfilas in der gotischen Bibel, Luk. 1, 8: wikô. Hier steht wikô noch in der Bedeutung „Zeitabschnitt‘. Grimm vergleicht zu ‚Woche‘ die Worte ‚Wechsel‘ und ‚weichen‘; die Heranziehung vom lat. vicem macht lautlich Schwierigkeiten. — Die meisten anderen

*) Was die landläufigen Lehrbücher und Handbücher der Chronologie über dies Thema bringen, ist recht wenig und zudem schöpfen diese Werke zumeist nur aus dem alten Ideler. Wohl etwas Neues ist in dieser Arbeit die übersichtliche Gesamtdarstellung des großen Zusammenhanges der europäischen, asiatischen und afrikanischen Wochensysteme. Besonders die Woche einiger afrikanischer, mittel- und südasiatischer Völker, so der Suaheli, der Inder, Tibetaner, die neue Woche der Japaner und Chinesen dürften wohl noch nie im Zusammenhange mit der Woche der Mittelmeerländer behandelt worden sein.



Völker bilden das Vokabel für ‚Woche‘ vom Zahlwort. So bildeten die Juden von scheb‘a, sieben, ihr schebua, Woche, ebenso die Araber vom Numerale sab‘un das Nomen usbu, Woche. Entsprechend ist griechisch ἑβδομὰς von ἑπτὰ, ἕβδομος, und lateinisch septimana von septem, septimus abgeleitet. Persisch hefté, Woche, gehört zu heft, sieben. Das Wort ist auch von den Türken übernommen, sowie das arabische usbu nach Persien, Indien und Java drang. Awarisch ant bedeutet zugleich ‚Woche‘ und ‚sieben‘, genau so das magyarische hét. Davon weicht die slavisch-lettische Völkergruppe ab. Hier finden wir zwei Worte für den Begriff der Woche. Das eine ist übertragen von Sonntag, ein Vorgang, der auch anderswo zu treffen ist. So wurde in Palästina von dem einen Wochentage schabbat später die ganze Woche so benannt, was bis in die christliche Zeit bei den Kirchenvätern üblich war. Auch das armenische schabath = Samstag und Woche. Ähnliches in Negersprachen: in der Sprache der Ewe haben z. B. der Sonntag und die Woche die gemeinsame Bezeichnung kwasida. Die Araber übertrugen den Namen des Freitags, ihres ‚Versammlungstages‘, dschum‘a, auf die ganze Woche. Auch in Rom bezeichneten die nundinae sowohl jeden achten Tag wie auch den ganzen Zeitraum zwischen zwei Nundinen. In ähnlicher Verschiebung übertragen die Slaven den Namen des Sonntags auf die ganze Woche. Der Sonntag war der Rasttag und hieß gemeinslavisch nedělja, d. h. ‚Nichtarbeitstag‘ (von dělo, Arbeit). Und weiter heißt auch die Woche so, russisch nedělja, tschechisch neděle, serbisch nedelja, polnisch niedziela. Aus dem Slavischen übernahmen die Littauer ihr Wort für Woche: nedele, ebenso die Letten: nedeła. Noch weiter wanderte das Wort zu den Esthen, wo es näddäl lautet. — Das zweite slavische Wort für ‚Woche‘ ist den obgenannten übertragenen Benennungen einigermaßen verwandt. Es bedeutet etwa: Wiederkehr desselben Tages, d. h. des Sonntags. Das Wort ist ein Kompositum aus dem Demonstrativum to und dem Substantiv dĭnĭ, ‚Tag‘: slovenisch teden, tschechisch týden, polnisch tydzien.

Verschiedene Völker haben im Gegensatz zur mehrminder religiösen Wochenfeier und -rechnung eine rein praktisch-kommerzielle, die sogenannte Marktwoche. Die römischen nundinae waren eine solche Marktwoche, sie entbehrten jedes religiösen Charakters. Der Sonntag der Magyaren und der Türken bewahrt eine Erinnerung an die ehemalige Marktwoche, er heißt magyarisch vasárnap und türkisch pazargün, beides = Markttag. Auch die altjavanische Woche ist eine Marktwoche, ihr Name pakanan bedeutet Marktzeit. Die Azteken hatten fünftägige Zyklen mit je einem Markttag, tzianguitztli. Im Negerdialekt der Bambara ist von dua, Markt, der Wochenname duakun abgeleitet.

Die nundinae waren eine neuntägige Woche, die bereits erwähnte javanische Woche war fünftägig, eine Pentade. Die Peruaner hatten eine neuntägige Woche, die Athener und Ägypter eine zehntägige.

Eine höchst merkwürdige Episode in der Chronologie ist die zehntägige Woche des französischen Revolutionskalenders. Am 5. Oktober 1793 wurde in Frankreich bekanntlich der republikanische Kalender dekretiert. Jeder Monat zerfiel in drei Dekaden, deren einzelne Tage Zahlnamen erhielten: Primidi, Duodi, Tridi, Quartidi, Quintidi, Sextidi, Septidi, Octidi, Nonidi, Décadi.

Der von Napoleon veranlaßte Senatsbeschluß vom 9. September 1805 (22. Fructidor XIII) schaffte die republikanische Aera wieder ab. Mit dem 1. Juni 1806 (11. Nivose XIV) kehrte Frankreich zum gregorianischen Kalender und zu den alten Wochentagsnamen zurück.

Die dekadische Woche der Aegypter und Athener war entstanden durch Dreiteilung des Monats. Die Azteken hatten neben der bereits erwähnten Pentade noch eine dreizehntägige Woche. Die Muyskas in Bogota rechneten nach dreitägigen Wochen. Die Chinesen hatten einen Sexagesimalzyklus mit sechzigtägigen Wochen, die Japaner eine Art Pentade, die roku—sai, „Feier des fünften Tages". Auch in Babylon scheint es einen fünftägigen Zyklus gegeben zu haben, hamuštu.

Der Kampf der numeralen und planetaren Woche in den ersten christlichen Jahrhunderten.

Die heptadische Woche ist auf drei Wegen in die antike Kulturwelt gekommen: durch den Chaldäismus, durch das Judentum und das Christentum. Alle drei Wege gingen aus vom semitischen Vorderasien. Es hebt sich nun die Frage: ist die Siebenerwoche ursprünglich hebräisch oder babylonisch? Katholische Bibelforscher werden es vorziehen, die biblische Herkunft der Woche festzuhalten. Eine Zeitlang schien es aber wahrscheinlich, daß die Hebräer ihre Wochenfeier aus der babylonischen Heimat mitbrachten und später ausgestalteten. In Altbabylon kannte man auch die Feier jedes siebenten Tages. Sieben war in Babel wie in Juda eine heilige Zahl. Gewisse heilige Tage des Monats werden mit dem Ideogramm „böser Tag", ûmu limnu, bezeichnet, so im Schalt-Elul der 7., 14., 19., 21. und 28. Tag. Das Wort für diese Tage, šabattu, bedeutet ‚Bußtag', von šabattu, schlagen, oder aber von šabâtu, aufhören. (Über den babylonischen Sabbat siehe zuletzt: Joh. Meinhold, Sabbat und Woche im alten Testament, Göttingen, 1905). Es lag nun nahe, anzunehmen, daß die auswandernden Hebräer diese Feier mit nach Westen nahmen. — Die neuere Forschung jedoch ist viel vorsichtiger geworden. So sagt Ginzel im „Handbuch der Chronologie", S. 120: „Die siebentägige Woche, welche nicht selten, namentlich in populären Werken, als babylonischen Ursprungs und von den Juden übernommen hingestellt wird, kann nur mit Vorbehalt dem babylonischen Kulturgebiet zugeschrieben werden. In dieser Form, nämlich als eine siebentägige ..... durch das Jahr fortlaufende Periode ist sie bis jetzt keilinschriftlich nicht nachweisbar. Ebensowenig sind besondere Wochentagsnamen bekannt." Auch P. Jensen (Die siebentägige Woche in Babylon und Ninive, Zeitschrift für deutsche Wortforschung I. S. 150 ff.) ist gegen den babylonischen Ursprung der Wochentagsnamen, sie sind posthumes Erzeugnis des Babyloniertums, womöglich erst unter chaldäischer Flagge in die Welt gegangen.

Die Juden schrieben die Einsetzung der Woche und des wöchentlichen Festtags, des Sabbats, dem Moses zu. Doch war die Sabbatfeier wohl schon vorher üblich, wie Exod. 16, 22 zeigt. Als die Sabbatheiligung förmlich und feierlich geboten wurde, geschah es unter ausdrücklichem Hinweis auf Jehovas vorbildliches Tun bei der Schöpfung (Exod. 20, 8 ff. und Exod. 31, 16 f.) Die Genesisstelle, auf die dort hingewiesen ist, lautet (2, 2 f.):



„Vollendet hatte Gott am siebenten Tage sein Werk und er ruhte am siebenten Tage von all dem Werke . . . und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, weil er an ihm geruht hatte.“ (Deuteron. 5, 16 und Ezech. 20, 10 wird der Sabbat mit der ägyptischen Knechtschaft in Verbindung gebracht.) — Nach Jehovas Vorbild also und Moses' Gebot wurde den Söhnen Israels der siebente Wochentag der Ruhetag. Der Name dieses Tages war schabat, שַׁבָּת. Man leitet das Wort ab vom Verbum schabat, ruhen. Hoffmann (Zeitschr. für alttestam. Wissenschaft 3, 121) leitet es her vom arabischen Stamm sabbat, schneiden, so daß Sabbat etwa „Zeitabschnitt“ bedeutete. Die erste Ableitung ist wohl die richtige; schon Josephus Flavius gibt sie Contra Apion. II, 3. Apion hatte *σάββατον* vom ägyptischen *σαββῶ* ‚Geschwulst' ableiten wollen. Josephus aber nennt diese Etymologie eine große Unverschämtheit oder eine greuliche Unwissenheit. Späterhin freilich mußte sich der Sabbat etliche zweifelhafte Erklärungen gefallen lassen. So leitet Lactantius (opera, VII. 14) das Wort vom hebräischen Zahlwort scheb'a, sieben, ab. Ganz phantastisch ist, was Plutarch (Sympos. IV. 6, 2) darüber sagt. — Nichtsemiten dürften vielleicht schabbat und schebua manchmal verwechselt haben. So ist auch 2. Mak. 12, 38 das schabbat des Urtextes in der Septuaginta durch *ἑβδομὰς* wiedergegeben und in der Vulgata dementsprechend durch dies septimus. Bei Josephus heißt der Sabbat einmal (De bello Jud. I. 146) *ἑβδομάδες*. Ähnlich nimmt Bohlen an, daß schabbat mit dem sapta der benachbarten arischen Stämme vermischt worden sei (Altes Indien II).

Mit der Verbreitung der Juden im ganzen römischen Reich wurde ihr Sabbat überall verbreitet. So konnte Josephus gegen Apion (II, 39) rühmend darauf hinweisen, es gebe keine griechische oder nichtgriechische Stadt, wohin der Gebrauch der Feier ihres siebenten Tages nicht gedrungen wäre. Auch Philo spricht (De vita Mosis) von der Beobachtung des Sabbats bei allen Völkern im Orient uud Okzident und selbst die römische und griechische Heidenwelt berücksichtigte diesen Tag in gewisser Hinsicht.

Sowohl Griechen wie Juden hatten die zehn, bezw. sieben Tage ihrer Woche einfach gezählt. Namen der Wochentage gab es bei ihnen nicht. Nur der siebente Tag der Judenwoche führt den Namen Sabbat. rišōn, der 1. (Tag), šenī, der 2., šelišī, der 3., rabi' ī, der 4., hamīšī, der 5., šišī, der 6., šabbat, der Sabbat.

Noch kürzer war die Bezeichnung mit den ersten sechs Buchstaben des Alphabets, ähnlich wie in den nordischen Runenkalendern die sieben Tage mit den ersten sieben Buchstaben des Runenalphabets bezeichnet wurden: F, U, Th, O, R, K, H. Ebenso gab es für die alte römische Woche acht Nundinalbuchstaben, A bis H. — Diese jüdische Wochentagszählung dauerte noch bis ins junge Christentum fort und wurde allmählich umgebildet in die kirchliche Zählung der feriae.

Gegen Ende der Republik drang eine neue Art nach Rom, die Tage zu benennen. Diese neue Methode kam aus dem Orient, aus Mesopotamien. Die chaldäischen Magier weihten die einzelnen Tage in einem immer wiederkehrenden Zyklus den sieben Göttern der Planeten. Wenn dieses System in die altbabylonische Zeit zurückreicht, so lautete die Reihe ursprünglich

etwa: Tag des Schamasch, Tag des Schin, des Nergal, des Nebo, des Marduk, der Ischthar und des Adar. Diese sieben Planetengötter*) entsprechen unsern heutigen Gestirnen: Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus und Saturn. Aber diese Reihenfolge entspricht nicht der (scheinbaren) Reihe am Himmel; die ist nach antiker Anschauung folgende: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond. Wie ist nun die Verschiedenheit beider Reihen zu erklären? — Dio Cassius gibt in seinem Geschichtswerke 37, 17 ff. die Erklärung dafür. Dieser Erklärung zufolge wurde die erste Stunde des Tages dem Saturn geweiht, die zweite dem Jupiter, die dritte dem Mars u. s. f., die achte dann wieder dem Saturn und so dreimal acht, bis der erste Tag um war; dann fiel die erste Stunde des zweiten Tages auf die Sonne, die erste Stunde des dritten Tages auf den Mond und so im Zyklus weiter. Nach der Gottheit der ersten Stunde jedes Tages erhielt der betreffende Tag seinen Namen. Diese astronomisch-mythologische Tagbenennung wurde erst im zweiten christlichen Jahrhundert allgemein üblich. Philo erwähnt sie noch nicht. Dio nennt sie eine ziemlich neue Gewohnheit. Die Griechen nannten die Tage *ἡμέρα Κρόνου, ἡ. Ἡλίου, ἡ. Σελήνης, ἡ. Ἄρεος, ἡ. Ἑρμοῦ, ἡ. Διός* und *ἡ. Ἀφροδίτης*. Für den jungen Ursprung dieser Namen spricht auch die Tatsache, daß die ursprünglich chaldäischen Planetengötter nicht durch die alten griechischen Planetennamen wiedergegeben wurden, sondern durch die obengenannten jüngeren. Die lateinisch redenden Bewohner des Römerreichs nannten die Tage: dies Saturni, dies Solis, d. Lunae, d. Martis, d. Mercuri, d. Jovis und d. Veneris.

Mit und in dem jungen Christentum war sehr früh eine neue, christliche Wochentagsrechnung aufgekommen, die sich enge an das altjüdische Zählsystem anschloß. Die ersten Christen nannten wie die Juden die Woche *σάββατον*-sabbatum oder *σάββατα*-sabbata und zählten die Tage als ersten, zweiten, dritten des Sabbats u. s. f. Schon die Bücher des Neuen Testamentes haben diese Zählweise. Der Pharisäer bei Lukas 18, 12 fastet zweimal in der Woche oder, wie der griechische und lateinische Text sagen, *δὶς τοῦ σαββάτου* — bis in sabbato. Ein eigenes Wort für ‚Woche' gab es noch nicht. Beispiele für die Zählung der Tage haben wir in den Evangelien mehrfach; so Luk. 24, 1, Matth. 28, 1; Mark. 16, 9. Diese Zählung hat sich in der Kirche lebendig erhalten. Noch die Kirchenväter haben *μία, δευτέρα τῶν σαββάτων κ. τ. λ.* z. B. bei Epiphanius, Haer. LXX. § 12. Das *μία* statt *πρώτη* ist natürlich Hebraismus.

Eine Änderung erfuhr diese judenchristliche Zählung in der lateinischen Kirche, als der Ausdruck feria für Wochentag eingeführt wurde, was das römische Brevier nach Bedas Angabe dem Papste Sylvester († 335) zuschreibt. Der Ausdruck feria findet sich schon bei Tertullian; er nennt (De jejun. 2, 14) den vierten und sechsten Tag der Woche feria quarta et sexta. Weiterzählend nannte man gelegentlich den nächsten Sonntag auch *ὀγδόη ἡμέρα*, bezw. octava dies, so bei Barnabas, ep., cap. 15, 9, und bei Hilarius,

*) Der Kultus der Wochengötter war im ganzen Römerreich verbreitet. Wir haben aus allen Provinzen Altäre und Bilder der sieben Wochentagsgötter.



prol. in ps. § 12. Die Bezeichnung feria septima für den Samstag ist selten, desgleichen die Bezeichnung des Sonntags als feria prima, so einmal in einem unechten sermo Augustins. Sonst tritt für den Sonntag sehr früh ‚der Tag des Herrn' auf, so schon Apokal. 1, 10: *ἐν τῇ κυριακῇ ἡμέρᾳ*. Neben *ἡ. κυριακή* findet sich bei den Griechen auch *ἡμέρα κυριώνομος* und *ἡ. ἀναστάσιμος*, von der Auferstehung des Herrn. Auch andere Wochentage bekamen solche umschreibende Namen. So wurde im Osten der Mittwoch *τετρὰς* und der Freitag (nach Matth. 27, 62 und Mark. 15, 42) *παρασκευή* genannt. In einem Gesetze Konstantins heißt der Freitag *πρὸ σαββάτου* (Euseb. Vita Constant. IV. 18.) Ein ähnlicher Ausdruck wird schon von Josephus, Antiqu. XVI. 6, 2, in einem Edikt des Augustus erwähnt, wo es heißt: *ἐν σάββασιν ἢ τῇ πρὸ ταύτης παρασκευῇ*. Nach demselben Prinzip bezeichnet Justinus Martyr (um 150) den Freitag als *ἡ πρὸ τῆς Κρονικῆς* und den Sonntag als *ἡ μετὰ τὴν Κρονικήν*. — Man sieht, es beginnt sich hier die Tagzählung wieder mit einer Tagbenennung zu mischen, freilich mit einer christlichen. Doch blieb die Zählung vorherrschend und so entstand das noch heute giltige und gebräuchliche System der Wochentage in der griechischen Kirche: *ἡ. κυριακή, ἡ. δευτέρα, ἡ. τρίτη, ἡ. τετάρτη* oder *τετράδη, ἡ. πέμπτη, παρασκευή, σάββατον*. Ganz entsprechend heißen im Westen die Wochentage der römisch-katholischen Kirche. Die *ἡ. κυριακή* ist dort dies dominicus oder dominica, der schon längst an Stelle des jüdischen Sabbats, des l e t z t e n Wochentags, zum Festtag und ersten Tag der Woche erhoben worden war. Die folgenden Tage hießen feria secunda, f. tertia, f. quarta, f. quinta f. sexta und sabbatum.

In den letzten Jahrhunderten des römischen Kaiserreichs standen nun zwei Wochentagreihen einander gegenüber: die a s t r o l o g i s c h e der Heiden und die z ä h l e n d e der Kirche. Der Kampf beider Systeme entschied sich im Westen der Mittelmeerländer zu Ungunsten des ritus ecclesiasticus, wie ihn Isidor von Sevilla nennt. In den griechischen Ländern des Ostens jedoch behauptete sich die kirchliche Zählweise siegreich: die Planetarnamen gingen hier unter. — Doch entschied sich dieser Kampf nicht auf einmal. Vielmehr waren es gerade die Christen, die die Planetarnamen fleißig anwendeten. So nennen in älterer Zeit selbst kirchliche Schriftsteller und Apologeten die Planetarnamen z. B. Justin der Märtyrer (Apolog. I. 67) die *ἡμέρα ἡλίου*. Ja merkwürdigerweise finden sich die Planetarnamen auf christlichen Inschriften häufiger als auf heidnischen. Man findet sogar beide Systeme in eins verschmolzen, wie es auf einer christlichen Inschrift aus Catania heißt: *ἡμέρα Ἡλίου κυριακή*; der Tag der Sonne und der des Herrn sind hier eins geworden. Das dem 3. Jahrhundert angehörige Epitaph der Severa erwähnt den die beneres; Inschriften des 4. Jahrhunderts haben die saturnis, die iobis, die beneris. Aus dem Jahre 468 ist eine Inschrift erhalten mit diem solis. Die Planetarnamen gingen sogar in die christlichen Kalender über, so in den Almanach des Furius Dionysius Philokalus (354). Doch erhoben sich auch Stimmen gegen diese heidnische Sitte. Der heilige Augustinus findet sie tadelnswert und meint: melius de ore christiano ritus loquendi ecclesiasticus procedit. (Enarr. in ps. 93.) Andere verurteilten sie noch strenger als Häresie, so Philastrius († 387). Einen anderen

Weg schlug Klemens von Alexandrien ein. Er sagt: „Der wahre Gnostiker kennt die Bedeutung der Worte τετράς und παρασκευή (Mittwoch und Freitag), unserer Fasttage; da diese Tage dem Hermes und der Aphrodite geweiht sind, so soll er zeitlebens zur Heilung der Begierlichkeit und fleischlicher Lust an ihnen fasten“ (Strom. VII. 12, 75). Direkt allegorisch ist die Bedeutung, die der syrische Mystiker Stephan bar Sudaili (um 500) den Wochentagen gibt: der Freitag bedeutet diese Welt, der Sabbat die Ruhe und der Sonntag die ewige Vollendung.

Diese kirchliche Gegnerschaft nützte indessen wenig. Die Namen dies Dominicus und sabbatum bürgerten sich wohl fast überall ein, die anderen Tage aber behielten die heidnischen Namen nach wie vor. Noch bis ins späte Mittelalter setzte sich der Kampf gegen die Planetarnamen fort. Isidor von Sevilla meinte (Etymol. V. 30.), man richte sich am besten nach dem ritus ecclesiasticus; sollte einem aber einer der heidnischen Ausdrücke entschlüpfen, so liege auch nicht viel daran. — Weit energischer wandten sich im germanischen Norden die Priester gegen die heidnischen Wochentagsnamen. So verwarf ein isländischer Bischof im Jahre 1107 die alten Wochentagsnamen gänzlich und führte nach dem Vorbilde der römisch-kirchlichen Zählung Zählnamen ein, freilich ohne durchgreifenden Erfolg.

Die Woche des römisch-germanischen Kulturkreises.

Die Wochentagsnamen der romanischen und germanischen Völker sind das Ergebnis des langen Kampfes zwischen dem numeralen und dem planetaren System. Als durch Konstantins Edikt das Christentum Staatsreligion geworden war, ging die alte Nundinenrechnung allmählich unter und die jüdisch-christliche Siebenerwoche vereinigte sich mit den heidnischen Planetarnamen. Das war das Erbe, das die romanischen Völker von der Antike überkamen.

Dazu aber gehörten auch die beiden Worte für ‚Woche‘, die in späterer Zeit im Römerreich gebräuchlich waren: hebdomada und septimana. ἑβδομάς wurde ursprünglich nicht zur Bezeichnung der sieben Wochentage gebraucht, sondern als Zahlsubstantivum im allgemeinen für jede Siebenheit. Es wurde zur Bezeichnung gewisser periodischer Krankheiten verwendet, die alle sieben Tage kritisch wurden (Cicero, Epist. ad fam. XVI. 9) und in demselben Sinne septimana bei Kommodian um 250. Bei den Römern scheint das Wort hebdomas zuerst von Varro gebraucht worden zu sein; nach Gellius, Noct. att. III. 10 führte eines seiner Werke den Titel Hebdomades. Für die sieben Wochentage wurde das Wort erst in später christlicher Zeit üblich. — Echt römischen Ursprungs ist das andere Wort: septimana. Zuerst läßt es sich belegen im Jahre 438 im Codex Theodosianus, l. XV. tit. 5, leg. 5: Dominico, qui septimanae totius primus est dies. Isidor von Sevilla, im Etymologisieren bekanntlich sehr stark, gibt für das Wort folgende originelle Erklärung: Hebdomadam nos septimanam vocamus, quasi ‚septem luces‘; nam mane lux est. (Etym. V. 32.) Sowohl hebdomas wie septimana gingen in die verschiedenen Sprachen über. Auf hebdomas, hebdomada beruhen altitalienisch domada; altbolognesisch edema, katalonisch doma, wallonisch emmežu (in der Bedeutung ‚Wochentag‘), rätoromanisch edma,

emda, altspanisch hebdomada, altportugiesisch doma. Die älteren Formen des Spanischen und Portugiesischen wurden später durch das andere Wort verdrängt, es heißt jetzt spanisch und portugiesisch semana. In den anderen Sprachen entspricht diesen Formen französisch semaine, italienisch settimana, semmana, provenzalisch setmana, rumänisch septamina. Ja selbst bis ins Altirische drang das romanische Wort ein als sechtmaine, gälisch seachduin.

Die planetarischen Wochentagsnamen gingen in die romanischen Volkssprachen über. Mit Ausnahme des Portugiesischen haben alle romanischen Sprachen die antiken Namen beibehalten. Nur Samstag und Sonntag wurden nach kirchlicher Sitte benannt. Der Name dies Solis ging den romanischen Sprachen ganz verloren. Gregor von Tour erwähnt gelegentlich einmal (Hist. 3, 15) den dies Solis und sagt dabei: sic enim barbaries vocitare diem dominicum consueta est. Doch drang der Tag des Sol in einige keltische Dialekte; auch der Saturnstag kehrt in keltischen und romanischen Sprachen einigemale wieder. Dagegen geht im Altirischen domnach auf dominica, im Irischen sapait auf sabbatum zurück.

Die Namen kirchlichen Ursprungs sind in folgender Tabelle eingeklammert.

Lat.:	dies Solis,	d. Lunae,	d. Martis,	d. Mercurii.	d. Jovis,	d. Veneris,	d. Saturni.
Ital.:	(domenica),	lunedì,	martedì,	mercoledì,	giovedì,	venerdì,	(sabado).
Franz.:	(dimanche),	lundi,	mardi,	mercredi,	jeudi,	vendredi,	(samedi).
Span.:	(domingo),	lunes,	martes,	miercoles,	jueves,	viernes,	(sabado).
Rum.:	(duminica),	luni,	marti,	miercuri,	joi,	vinire,	(sambata).
Prov.:	(dimenges),	diluns,	[di]mars,	[di]mercres,	[di]jous,	divendres,	(dissapte).
Katal.:	(dimenge),	dilluns,	dimars,	dimecres,	dijous,	divendres,	(dissapte).
Portug.:	(domingo),	segunda feira,	terça f.,	quarta f.	quinta f.	sexta f.	(sabado).

Gerade bei diesen so oft gebrauchten Worten zeigt sich die abschleifende Tendenz des Sprachlebens. Als Grundlage für die beiden Typen divendres : vendredi sind im Vulgärlatein der Spätzeit die Formen dies Veneris : Veneris dies zu betrachten. Das Portugiesische steht mit seinem Zählsystem vollständig abseits; hier hat sich der ritus ecclesiasticus ganz durchgesetzt. Kirchlichen Einfluß zeigt im Sardinischen der Name des Freitags: chenaura oder cenabara aus cena pura, Fastenspeise.

Der Einfluß der römischen Kultur auf die nördlichen Völker der Kelten und Germanen zeigt sich auch in den Wochentagsnamen. Die verschiedenen keltischen Dialekte machten diese Beeinflussung in verschiedenem Grade mit. Die britannischen Dialekte haben einfach die antiken Planetarnamen, so das Kymrische, Bretonische und Kornische. Die Herübernahme muß jedenfalls vor 410 stattgefunden haben, denn um die Zeit gaben die Römer Britannien auf. Dagegen zeigt die gälisch-irische Gruppe deutlich christliche Einflüsse. Im Gälischen und Irischen sind Mittwoch, Donnerstag und Freitag vom Fasten benannt; die Namen der drei Tage bedeuten ‚erstes Fasten', ‚zwischen beiden Fasten' und ‚letztes Fasten'. Der Sonntag entspricht dem Dominicus; Montag, Dienstag und Samstag sind planetar.

Neuirisch: dia domhnaigh, d. luain, d. mairt, d. ceadaoine, d. dardaoin, d. haoine, d. sathuirn.

Gälisch: di-domhnaich, di-luain, di-mairt, di-ciadain, diardaoin, dihaoine, di-sathuirne.

Kymrisch: dydd Sûl, d. Llûn, d. Màwrth, d. Mèrcher, d. Jàn, d. Gwener, d. Sadwrn.

Neukornisch: de zil, de lin, de merh, de marhar, de iew, de gwener, de zadarn.
Bretonisch: disul, dilun, dimeurs, dimercher, dizion, digwener, disadorn.

Noch umfassendere Verbreitung fanden die Planetarnamen nach Norden hin, bei den Germanen und den Finnen und Lappen. Die Germanen haben die planetarische Namenreihe früh überkommen, jedenfalls zu einer Zeit, da sie noch nicht christianisiert waren, denn es ist klar, daß zu einer Zeit, wo die Kirche in Deutschland bereits festen Fuß gefaßt hatte, die heidnischen Namen nicht hätten aufkommen können. Grimm setzt die Übertragung der römischen Wochentagsnamen ins Germanische in das 4. bis 5. Jahrhundert.

Der chronologische Begriff der Heptade wurde mit dem alten Worte ‚Woche‘ verknüpft. Die Namen der Wochentage wurden aus der antiken Mythologie in die germanische Götterwelt übertragen. Der ‚Tag der Sonne‘ und der ‚Tag des Mondes‘ wurden einfach übersetzt. An die Stelle des Mars rückte der germanische Kriegsgott Tiwaz, altnordisch Tyr, althochdeutsch Zio. Für Merkurius trat der Windgott Wôdanaz ein, altnordisch Odinn; schon bei Tazitus, Germ. 9., ist nach der interpretatio romana Wodan als Windgott aufgefaßt. Jupiter wurde durch den Wettergott Thoniraz, altnordisch Thorr, verdrängt und die germanische Liebesgöttin Frîja ersetzte ihre antike Kollegin Venus. Saturn blieb ohne ebenbürtigen Nachfolger; der kirchliche ‚Sabbatstag‘ behielt auch hier, wie in den romanischen Sprachen, den Vorrang. Nur das Englische und Niederländische machen eine Ausnahme.

Der erste und der zweite Tag haben in allen germanischen Sprachen dieselbe Bezeichnung ‚Sonnentag‘ und ‚Mondtag‘. In der Form ‚Montag‘ hat sich die ältere Gestalt des Wortes Mond erhalten, mhd. mâne, althochdeutsch mâno. In althochdeutscher Zeit findet sich vereinzelt die Übersetzung von dominica dies als Frôntag (zu frôno = dominicus). Der Name des dritten Tages erscheint heute nicht in seiner ursprünglichen Gestalt. Es kamen früher nebeneinander die Formen Dienstag und Dingstag vor; Hebel hat Zîstag, Luther schrieb Dinstag. Am Oberrhein (bei Dasypodius 1540, bei Maaler 1561) findet sich Zinstag, in Süddeutschland Aftermäntig = nach dem Montag. Die jetzt herrschende Form Dienstag ist niederdeutsch und von Luther eingeführt. Die ursprüngliche althochdeutsche Form Ziestag lebt noch in der oberdeutschen Dialektform Ziestag; daneben findet sich im Bayerischen und Schwäbischen der Name Ertag, Jarta, in Tirol Örtig, was auf das althochdeutsche Eretag zurückgeht. Erch war ein anderer Name für den Kriegsgott Zio. Ähnlich ist vom Namen Thingsus, den Ziu als Gott des Gerichtes führte, die mittelniederdeutsche Form dinxendach gebildet. Das isländische thridjudagr, dritter Tag, ist eine numerale Neubildung neben dem älteren tyrsdagr. — Beim Namen des vierten Tages setzen die anderen germanischen Sprachen an Stelle Merkurs den Wodan. In Süddeutschland fand das nicht statt. Der Name mittawecha, zuerst bei Notker, ist rein mathematisch gebildet, ganz wie die isländische Neubildung mitvikudagr, Mittwoch, und entspricht genau dem lateinischen media hebdomas, das im mundartlichen Italienisch als mezèdima und im Kurwälschen als mazeamda fortlebt. Im Fehlen eines deutschen ‚Wodanstag‘ sieht man einen Beweis, daß zu jener Zeit, als die antiken Planetarnamen ins Germanische übertragen wurden, in Süddeutschland wohl der Kult Zius, Donners und Freias vorhanden war, aber kein Wodanskult. Die Heimat

des Wodansdienstes ist der Niederrhein und die nördlich davon liegenden Gebiete. Noch heute heißt in Westphalen der Mittwoch ‚Godensdag‘. — Mittwoch und Pfinztag durchbrechen die Reihe der deutschen Planetarnamen. Pfinztag ist der Name des Donnerstags im bayrisch-österreichischen Dialekt. Das Wort ist schon mittelhochdeutsch belegt als pfinztag. Diese Form ist auf das griechische *πέμπτη* (sc. *ἡμέρα*) zurückzuführen. Die Zählung des Pfinztages als ‚fünfter Tag‘ stimmt genau zum isländischen femtudagr. Der griechische Ursprung dieser numeralen Wochentagsnamen ist befremdlich. Aber mit Grimm slavischen Einfluß anzunehmen, geht überhaupt nicht an, da nach der slavischen Zählung der fünfte Wochentag der Freitag ist. — Der Freitag kehrt in gleicher Form bei allen germanischen Stämmen wieder. Nur in Island trat in späterer christlicher Zeit neben frjádagr der föstudagr, Fasttag, ähnlich wie die cenabara in Sizilien. — Während der Saturni dies bei Romanen und Germanen durch sabbatum verdrängt wurde, hat er sich, wie erwähnt, im engl. saturday, im holländ. zaterdag und im niederdeutschen saterdach erhalten. Im Norden heißt der Samstag laugardagr, Badetag, oder in gleicher Bedeutung auch thvattdagr (gotisch thwahan, waschen). In Mittel- und Norddeutschland sagt man für Samstag ‚Sonnabend‘, entsprechend der kirchlichen Bezeichnung feria ante dominicam. Sunnûnâbend ist schon alt- und mittelhochdeutsch belegt; Grimm hält es für eine Zusammenrückung aus sunnûntages âband. Die althochdeutsche Form sambaztag beruht auf einem älteren, unverschobenen sambat, — wofür aber im Lateinischen und Romanischen keine Parallelen vorhanden sind; nur das Rätoromanische hat die Nasalform sonda. Direkt belegt ist weder ein sambatum noch ein *σάμβατον*. Doch haben G. Meyers Untersuchungen (Indogerm. Forschungen IV. 326) es zur Gewißheit erhoben, daß neben der durch kirchliche und gelehrte Überlieferung erhaltenen Form *σάββατον* eine vulgäre Nebenform *σάμβατον* existierte. Der Lautübergang $\beta\beta > \mu\beta$ läßt sich innerhalb des Griechischen in einer Reihe von Parallelfällen beweisen. Auf dieser mb-Form beruht althochdeutsch sambat und sambaz und das altslavische sobota aus älterem sombota. Die neueren slavischen Sprachen und das rumänische sambata haben dieselbe Nasalierung. Die Nasalform kann sowohl im griechischen Sprachgebiete als auch schon vorher auf semitischem Boden entstanden sein. Die mb-Form kehrt wieder im persischen schembe und schembed (Sabbat, Woche) und im äthiopischen sanbata. Das arabische sabt und armenische šabath zeigen die ältere Form. — Ulfilas hat sabbatôdags und sabbatum, die einzigen erhaltenen Wochentagsnamen im Gotischen.

Die Woche des griechisch-slavischen Kulturkreises.

Wie die Romanen die Planetarnamen nach Norden brachten, so überlieferte die byzantinische Kultur den von ihr abhängigen Slaven die Numeralnamen. Die Slaven gaben sie wieder weiter an die Magyaren, Littauer und Letten, die Letten noch weiter an die Esthen.

Der russische Name des Sonntags bedeutet ‚Auferstehung‘. Diese Bezeichnung geht also auf dasselbe Glaubensgeheimnis zurück wie *κυριακή* und dominica, wie schwedisch helgdag = heiliger Tag, und littauisch szventa diena, lettisch śwehtdeena, esthnisch pühha pääw, wie slovenisch dan Gospodov,

‚dies Dominica‘. Die schon zitierten Stellen aus Hieronymus u. a. erklären das. Ähnlich bedeutet das altnordische dróttensdagr den ‚Tag des Herrn.‘ Das ungarische vasárnap dagegen bedeutet einfach und prosaisch ‚Markttag‘. Das gemeinslavische Wort für den Sonntag nedĕla, Nichtarbeitstag, wurde bereits besprochen. — Der Montag hat in allen slavischen Sprachen und im Littauischen seinen Namen vom voraufgehenden ‚Nichtarbeitstag‘ und bedeutet wörtlich ‚nach dem Nichtarbeitstag.‘ Ähnlichem Prinzip folgt die schwäbische Bezeichnung des Dienstags als Aftermäntig = nach Montag. — Der Dienstag heißt in allen slavisch-lettischen Sprachen der ‚zweite Tag‘, vom Zahlwort abgeleitet. — Der dritte Wochentag heißt ‚Mitte‘ und zeigt eine merkwürdige Ähnlichkeit mit unserem deutschen ‚Mittwoch,‘ dem altnordischen mitvikudagr, dem lappischen kask-wakko, dem finnischen keskiwiiko und dem italienischen mezedima. Im Altslavischen und Serbischen bedeutet sreda sowohl ‚Mitte‘ als ‚Mittwoch‘. Das Littauische seredà ist slavische Entlehnung; im älteren Littauisch hieß der Mittwoch pusevaite. Der Ursprung dieser Berechnung der ‚Mitte der Woche‘ läßt sich schwer feststellen. Da nach slavischer Zählung, die den Montag als ersten Tag rechnet, die Wochenmitte eigentlich auf Donnerstag fällt, liegt die Vermutung nahe, eine Entlehnung aus dem Germanischen anzunehmen, was auch Miklosich tat. Er meinte, in Pannonien seien die Slaven mit dem deutschen ‚Mittwoch‘ bekannt geworden. Grimm aber nimmt umgekehrt Entlehnung aus dem Slavischen an. — Der Donnerstag und Freitag heißen einfach ‚der vierte‘ und ‚der fünfte‘, von den Numeralen četyre und pęti. Die drei Numeralnamen für Dienstag, Donnerstag und Freitag beweisen, daß die slavische Woche als ersten Tag den Montag zählt. Nach der kirchlichen Zählung der römischen wie der griechischen Katholiken ist der Freitag die feria sexta; aber schon altslavisch pętŭkŭ, fünfter (sc. Tag), und altpreußisch pentinx zeigen die andere Zählung. Dies ist daraus zu erklären, daß die Slaven das Christentum erst erhielten, als schon der Sonntag Festtag und zugleich Wochenanfang geworden war, so daß sie vom Sonntag an die Tage zählen konnten, während früher die Tage noch nach jüdischer Rechnung vom Samstag an gezählt wurden und so der Sonntag als erster galt: *τῇ μιᾷ τῶν σαββάτων* = am Ostersonntag. — Die Herkunft des Namens für den Samstag aus altslavisch sobota wurde bereits besprochen.

Die littauischen Namen sind aus dem Slavischen entlehnt und zeigen wie dieses ein Mischsystem: drei Numeralnamen, ein Name nach mathematischem Prinzip, der Samstag jüdisch-christlichen Ursprungs und endlich Sonntag, Montag nach jenem gemeinslavischen Brauch. — Dagegen ist die lettische Woche streng zählend; auf den Sonntag, den ‚heiligen Tag‘, folgen der Reihe nach der erste, zweite Tag und so fort bis zum sechsten Tag, alle vom Numerale gebildet und mit deena, Tag, zusammengesetzt. Neben der jüdischen ist die lettische Woche das schönste Beispiel des zählenden Systems. Die esthnische Woche ist von der lettischen abhängig. Sie enthält vier Numeralnamen (Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag), neben dem Namen für Mittwoch, kolma pääw, auch eine ‚Wochenmitte‘, unter finnischem Einfluß; der Sonntag ist der ‚heilige Tag‘. Die ungarischen Wochentagsnamen sind, wie so viele Kulturbegriffe der Magyaren, von den

Slaven entlehnt. Vier Namen : szerda, csötörtök, péntek und szombat sind direkt herübergenommen; kedd ist ein nachgebildeter Numeralname und gehört zu két, zwei; hétfö ist zusammengesetzt aus hét, Woche, und fö, Kopf und bedeutet ‚Wochenanfang', folgt also auch der slavischen Zählung.

Die Numeralwoche der Perser und Araber.

Das alte Persien kannte die siebentägige Woche nicht. Die Monatstage wurden der Reihe nach, ähnlich wie bei den Ägyptern, je einer Gottheit geweiht und nach ihr benannt: der 1., 8., 15. und 23. Tag nach Ormuzd oder einem seiner Beinamen, die übrigen Tage nach den Izeds oder Genien:

Ormusd, Behmen, Erdibischt, Scheriwehr, Sipendarmend, Chordad, Murdad, Dei be Aser.

Aser, Abam, Chor, Mah, Tir, Gusch, Dei be Mihr, Mihr.

Surusch, Resch, Ferwerdin, Behram, Ram, Bad, Dei be Din, Din.

Arad, Eschtad, Asuman, Semiad, Maraspend, Eniran.

Bevor dieser Keim zu einem wochenähnlichen Zyklus sich entwickelte, drang die heptadische Woche der Mesopotamier nach Persien und verdrängte die alten Namen. In der zählenden Woche der syrischen Christen wurden die Wochentage entsprechend dem ritus ecclesiasticus vom 1. bis zum 5. Tag gezählt: der Freitag hieß arubhta, Abend, d. h. Vorabend vor dem Feiertag; der Samstag, schabtha, Sabbat. — Ganz ähnlich finden wir die persische Woche. Das Wort für ‚Wochentag' ist hier schembé, das wie gezeigt, zugleich auch ‚Sabbatstag' bedeutet und nichts anderes als die nasalierte Form des alten hebräischen Wortes ist. Wie nun Griechen und Lateiner ἡμέρα δευτέρα, bzw. feria secunda 2c. haben, so zählt der Perser jak-schembé, ein Wochentag, du-schembé, zwei Wochentage u. s. f. Der Freitag hieß ursprünglich adiné, dieser Name aber mußte dem arabischen ‚Versammlungstag' weichen, dem jaum ul dschum'a; persisch heißt nun der Freitag dschumhát. Jedoch blieb das ältere adiné im Hindostani erhalten. Der siebente Tag heißt schembé.

Diese aus Syrien stammende Numeralwoche gelangte jedenfalls vor der arabischen Invasion nach Persien, wohl unter den Sassaniden. Mit dem Eindringen des Islam trat nämlich eine neue Wochentagsbenennung in Persien auf, die arabische, die übrigens im Wesen gleichartig, d. h. auch zählend war. Die jetzt landläufige arabische Wochentagsreihe stammt ebenso wie die persische von der syrischen ab. Nur wurde dem Mohammedaner der Freitag der Wochenfesttag. Dem Muster der syrischen Woche folgt auch die abessynische Woche, nur daß diese an Stelle des ‚ersten Tages', des Sonntags, den merkwürdigen Namen sambata krĕstjān, d. h. Sabbat der Christen, hat; umgekehrt heißt der Samstag bei den Abessyniern sambata aihūd, Sabbat der Juden.

Die arabische Zählwoche, die zugleich mit dem Islam erobernd in Vorderasien sich verbreitete und auch nach Indien, ja bis nach China vordrang, war übrigens auch nicht die ursprüngliche Woche der Araber. Wir kennen noch ein älteres arabisches System, das später von dem aus Syrien kommenden verdrängt wurde, just wie das alte persische Monatstagnamensystem. Über den Ursprung dieser älteren arabischen Woche sagt Ginzel in

seiner Chronologie: „Die siebentägige Woche ist schwerlich eine eigene Erfindung der heidnischen Araber. — Dagegen ist wahrscheinlich, daß sie in jenem vorderasiatischen Kulturkreise, dessen Zentrum Babylonien war, ihren Ursprung gehabt hat. Von dort werden die Araber sie übernommen haben.“ (S. 242.)

In Persien gelten heute beide Wochentagsreihen nebeneinander, die von Syrien gekommene und die arabische. Aber auch sonst drang die muhammedische Woche nach allen Richtungen vor. Ähnlich aber verbreitete sich die persische Woche, besonders nach Osten hin.

In der armenischen Woche sind vier Tage aus dem Persischen genommen (Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag), der Sonntag ist griechischen Ursprungs: giurage = κυριακή, und der Samstag schabath stammt aus Syrien. Einige arabische Wochentagsnamen übernahmen auch die Avaren im Kaukasus und die Türken. Die türkische Woche ist ein Typus des Mischsystems, sie enthält türkische, persische und arabische Bestandteile. Und außerdem gibt es neben diesem älteren System noch eine Modifikation der arabischen Woche. In der älteren Woche haben Sonntag, Montag und Dienstag türkische Namen, Mittwoch und Donnerstag sind persisch, die beiden letzteren Tage gehören zur arabischen Woche.

Die Planetarwoche der Inder.

Als die Woche der Perser und Araber nach Indien kam, war dort schon ein Planetarsystem üblich. Die indischen Planetarnamen zeigen wie die abendländischen die Verschiedenheit der Reihenfolge der Planeten gegenüber der tatsächlichen (oder eigentlich scheinbaren) Ordnung am Himmelsgewölbe. Wie bei den Mittelmeervölkern wird jeder Tag nach einem der sieben Planetengötter genannt. Wie nun die ganze indische Chronologie und Astronomie überhaupt stark abhängig ist von der der Hellenen, so ist auch ihre Planetarwoche jedenfalls von Westen gekommen. Während die christliche syrische Zählung in Persien und bei den Arabern heimisch wurde, drang die polytheistische astrologische Namengebung noch weiter nach Osten vor und zwar wohl um dieselbe Zeit, als sie im Römerreiche sich verbreitete, unter den Seleuziden. Seit Alexanders Zug gegen Porus stand auch Indien zur abendländischen hellenistischen Kultur in engeren Beziehungen. Die Inder trugen die Planetarwoche dann wieder weiter nordwärts und ostwärts, zu den Tamulen und Javanern. Durch die indischen Buddhisten gelangte die heptadische Woche selbst nach China. Bei den Javanern trat die neu eingeführte indische Planetarwoche neben die alte malayische Pentade und im XV. Jahrhundert kam noch als drittes System die arabische Numeralwoche hinzu.

Die indischen Planetengötter sind nach der Reihenfolge der Wochentage: Sûryas, Candras, Mangalas, Buddhas, Vrihaspatis (schon im Rigveda erwähnt), Sukras und Sanis. Wie bei den Abendländern heißen darnach auch in Indien die einzelnen Tage ‚Tag des Buddha‘, ‚Tag des Vrihaspati‘ ꝛc. Die neueren indischen Mundarten haben die alten Namen natürlich in verkürzten, entstellten Formen und daneben viele Nebenformen.

In einzelnen Fällen finden wir hier auch arabische Namen, so Donnerstag und Freitag im Hindostani. Die Zahl der Nebenformen ist sehr groß. Einzel

führt für den Sonntag allein folgende an: âdi, aditya, ravi, aharpati, ahaskara, arka, bhâm, bradhna.

Die tibetanische Woche hat die Namen einfach aus dem Indischen übersetzt. Die Namen heißen der Reihenfolge nach Sonne, Mond, Mars u. s. w. — Die drei parallelen Systeme auf Java wurden schon erwähnt. Die alte malayische Pentade nennt ihre fünf Tage folgenderweise: pahing, pon, wage, kaliwon, legi. Die javanische Pentade heißt pakanan = Marktzeit. Ein anderer, indischer Name dafür ist pantschavara, d. h. fünf Tage. Für ‚Woche' gibt es im Hindu übrigens drei Ausdrücke: den arabischen usbu, den persischen hefté und den indischen atvara.

Die europäische Woche in Japan und China.

Japan und China hatten ursprünglich keine Siebenerwoche. Es gab jedoch allerlei andere größere oder kleinere Zyklen, so das roku sai in Japan, eine Pentade. Sonst zählte man in Japan die dreißig Tage des Monats, ähnlich wie die alten Perser die Monatstage sämtlich benannten. Diese Reihe begann: tuitati erster, hutuka zweiter, mika dritter, yotuka vierter 2c. nach den Numeralen. 1873 aber wurde mit dem gregorianischen Kalender in Japan auch die europäische Woche eingeführt und der Sonntag zum offiziellen Feiertag ernannt. Die künstliche Neubildung dieser japanischen Woche nach europäischem Muster ist interessant. Man übersetzte die Planetarnamen wörtlich ins Japanische: Nichiyōbi, Sonnentag; getsuyōli, Mondtag; knayōbi, Marstag; sniyōbi, Merkurtag; moknyōbi, Jupitertag; kinyōbi, Venustag; doyōbi, Saturntag.

Etwas Ähnliches hat sich in den Hafenstädten Chinas herausgebildet, aber nicht offiziell, sondern aus praktischen Bedürfnissen im Welthandel mit Europas Kolonialmächten: es ist in den letzten Jahren neben und trotz dem alten chinesischen Sexagesimalzyklus eine Siebenerwoche entstanden. Man verbindet das Ordinale mit lipai und erhält folgende Wochentagnamen: lipai (Sonntag), lipai yi (erster Tag), lipai öl (zweiter Tag), lipai san (dritter Tag), lipai szĕ (vierter Tag), lipai yn (fünfter Tag), lipai lu (sechster Tag).

Wir sehen somit, wie in Europa zwei Hauptarten der Siebenerwoche miteinander wetteifern, nämlich die Woche der Romanen, Germanen und Kelten mit der der Griechen und Lituslaven, — so machen sich auch in Asien drei große Systeme den Rang streitig: die arabische und die persische Numeralwoche und die indische Planetarwoche. Von Island aber bis an den Golf von Petschili und bis Madagaskar hat sich die semitische Heptade verbreitet. Die verschiedenen anderen Wochenzyklen anderer Völker gingen dabei zugrunde und in unserer Zeit ist durch den Weltverkehr der großen Handelsmächte die christliche Wochenrechnung die vorherrschende auf der ganzen Erde geworden.





Parga.

Von Dr. Joh. le Gay.

Von drei Seiten von den Wogen umspült, von einer Reihe malerisch zerklüfteter Felseninseln wie von einem prächtigen Halsband umgeben, ragt eine kleine Halbinsel ins Jonische Meer hinaus. Phantastisch geformte Bergmassen trennen sie vom Festlande Süd-Albaniens und strecken ihre Ausläufer bis dicht an den Strand; auf einem dieser steil abfallenden Vorsprünge, der die Mitte der Halbinsel beherrscht, erheben sich die mächtigen Mauern einer Zitadelle, die Wache zu halten scheint über die an den Berghängen zu ihren Füßen amphitheatralisch gelagerte Stadt. Grünende und blühende Gärten von Platanen-, Orangen-, Zedern-, Feigen- und Mandelbäumen, von Myrthen-, Jasmin- und Ginsterbüschen drängen sich zwischen die weißen Häuser; der Duft von Rosen und Orangenblüten füllt betäubend die Luft; tausende von Nachtigallen lassen ihr sehnsuchtstrunkenes Lied in den blütenschweren Hecken ertönen — und über all der Pracht wölbt sich wolkenlos blau der Himmel des Südens . . .

Dieser paradiesische Erdenwinkel ist das poesieumhauchte, oft besungene Parga, „diese Fackel des freien Hellenentums, welche in der Hoffnung, andere zu befreien, in sich selbst erlosch beim fruchtlosen Streben patriotischer Seelen, welche die Auswanderung der Knechtschaft vorzogen," Parga, dessen Schicksal zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in ganz Europa Interesse erweckte und das der Mitwelt neuerdings in Erinnerung gebracht wird durch ein kürzlich erschienenes Buch*), ein zweibändiges mit zahlreichen Abbildungen geschmücktes Prachtwerk, dessen Titelblatt den Namen des Verfassers nicht nennt und das im Buchhandel nicht erhältlich ist. Nur einem kleinen Kreise Eingeweihter ist es bekannt, daß Text wie Bilder von der Hand des Erzherzogs Ludwig Salvator herrühren, desselben, von dem bereits mehrere ähnliche Werke existieren, alle illustriert und prächtig ausgestattet, jedoch anonym und meist nur als Manuskript gedruckt.

Sicheres über das, was Parga im Altertum war, läßt sich nicht sagen, es besteht jedoch die Vermutung, daß sich an seiner Stelle das alte Toryne oder Torone befand, vor welchem Octavian seine Flotte ankern ließ, als er aus dem Jonischen Meer nach Actium segelte, um Antonius eine Schlacht zu liefern. Fest steht nur, daß Alt-Parga — westlich von der jetzigen Stadt in der Nähe des Acheron der Alten, des Abflusses aus dem See von Jannina, gelegen — bereits bestanden hat, bevor die Türken nach Europa kamen.

*) „Parga", Prag 1907. Druck und Verlag von Heinr. Mercy Sohn.

Als diese dann das Land überschwemmten, es mit Ruinen und Leichen bedeckend, veranlaßten die Priester — die Parginier gehören der griechischen Kirche an — die Bewohner, ihre Behausungen auf die unzugänglichen Felsen der Halbinsel zu verlegen. Damals erbauten die Parginier das heutige Parga, das hoch und stolz wie ein Adlerhorst über dem blauen Meere thront und zu dem vom Festlande aus ein einziges, in den Felsen gehauenes Tor den Zugang ermöglichte.

Doch es kamen Zeiten, da selbst diese uneinnehmbar scheinende Lage die Parginier vor Zusammenstößen mit den Türken, die sich zu Herren von Epirus und Thesprotien gemacht hatten, nicht genügend schützte, und sie sahen sich nach Hilfe von außerhalb um. Ihre Blicke fielen auf das mächtige Venedig, dem das nachbarliche Korfu bereits seit Jahren gehörte, und im Frühling 1401 begab sich eine aus vier angesehenen Parginiern bestehende Gesandtschaft nach der Lagunenstadt, um Parga ihrem Schutze anzuvertrauen. Am 21. März nahm die venetianische Republik, stolz auf die Anerkennung ihrer Macht, den Treuschwur der Parginier entgegen, aber erst am 9. August 1447 nannte sie sie öffentlich ihre Untertanen. Von nun an hatte die Halbinsel an allen Kämpfen zwischen der Türkei und Venedig teilzunehmen und als Belohnung hiefür ließen die Venetianer die Zitadelle von Parga erbauen und eine starke Mauer um die Stadt aufführen (1571—75). Im übrigen aber war der Einfluß der Fremden auf die Parginier kein günstiger und leeres Formelwesen lähmte den freien Geist, der bisher auf der Halbinsel geherrscht hatte: der venetianische Senat, an Gleichheit der Stände nicht gewöhnt, machte zwölf parginische Familien zu „Archonten", d. h. erhob sie durch Eintragung ihrer Namen in das goldene Buch in den Adelsstand, und teilte die übrige Bevölkerung in Besitzende, Seeleute, Geistliche und Fremde. Die aus dem alten Hellas stammenden einfachen und strengen Sitten der Parginier behagten den Venetianern nicht und sie bemühten sich, ihre eigenen leichtlebigen Ansichten und Gewohnheiten auf der Halbinsel einzubürgern. Bei jeder Gelegenheit wurden Feste gefeiert und öffentliche Gastmahle veranstaltet; so wurde u. a. bestimmt, daß die erste Maiwoche eines jeden Jahres eine Festzeit zu Ehren der heiligen Rosalia sein sollte: alle Arbeit ruhte, alle Läden waren geschlossen; das Volk, dem die Einnahmen des Zollamtes für diese Tage abgetreten wurden, erwählte einen Bürger Pargas zum Festleiter und ergötzte sich an den verschiedensten Belustigungen. Am 8. Mai teilten sich dann die Männer in zwei gleichgroße wohlbewaffnete Korps, von denen das eine türkische, das andere venetianische Uniform trug, und führten ein etwa einstündiges Scheingefecht auf, das natürlich jedes Mal mit der Niederlage der „Türken" endete.

Bald zeigten sich die üblen Folgen des venetianischen Einflusses. Die bisher so stolzen Parginier lernten das Heucheln und Betrügen und wurden arbeitsscheu und habgierig; die Archonten besonders führten ein müßiges Dasein und bettelten die Venetianer — unter dem Vorwande einer drohenden Türkenbelagerung — immer wieder um Munition und Lebensmittel an, die sie dann heimlich an die Türken verkauften. Schließlich wurde der venetianische Senat der ewigen Geldausgaben überdrüssig und schlug den Parginiern vor,

nach Korfu oder dem nur 18 Meilen entfernten Antiparos auszuwandern, — doch diese wollten von einem Verlassen ihrer Heimat nichts hören.

So lagen die Dinge, als die Jonischen Inseln und mit ihnen Parga durch den Frieden von Campoformio (1797) von Venedig an Frankreich kamen. Das nächste Jahr brachte den Sieg der Türken über die Franzosen bei Nikopolis, und nun richtete einer der mächtigsten Vasallen des Sultans, der durch seine landesverräterischen Beziehungen zu den europäischen Mächten wie durch seinen Ehrgeiz berühmte Ali Pascha, Statthalter von Süd-Albanien, sein Augenmerk auf die Felsenfestung, die ihm als verlockender Schlupfwinkel für Tage des Unglücks erscheinen mochte. Er sandte den Parginiern einen Brief folgenden Inhaltes:

„Ich, Ali Pascha, melde Euch die Schlacht, die heute stattgefunden hat und durch die ich mich Prevesas bemächtigt habe. Ich schreibe Euch, um Euch hiervon zu benachrichtigen und Euch zu sagen, daß ich trotzdem mit Euch keinen Krieg führe. So schickt mir denn zwei oder drei Personen, die mit mir unterhandeln und Euch meinem Herrscher übergeben sollen. Ich werde Euch die Bedingungen gewähren, die Ihr stellen werdet, — folget Ihr aber dieser Einladung nicht, so wisset, daß ich Euch den Krieg erkläre und dann wehe Euren Köpfen!"

Die schlauen Parginier gaben auf dieses gebieterische Schreiben keine entscheidende Antwort; sie hielten Ali Pascha mit Anfragen und Ausflüchten hin, unterhandelten aber inzwischen heimlich mit den Russen, bis diese ihnen Schutz und Hilfe zusagten. Nun brachen sie die Verhandlungen mit dem Pascha ab und schickten die schwache französische Besatzung, zu deren Ermordung Ali sie wiederholt aufgefordert hatte, nach Korfu zurück. — Im Laufe der nächsten Jahre ward Parga mehrmals von Ali Pascha belagert, jedoch durch Vermittlung Rußlands wieder freigegeben. Durch den Frieden von Tilsit (1808) kam Parga mit den Jonischen Inseln wieder an Frankreich zurück und der französische Konsul von Jannina mußte wiederholt seinen Einfluß geltend machen, um Ali Pascha von Gewalttaten gegen Parga, auf das er unter keinen Umständen endgiltig verzichten wollte, abzuhalten. 1815 endlich widerstand er seinem Verlangen nicht länger und schickte 5000 Albanesen gegen die Felsenfestung, deren kleine französische Besatzung jedoch — durch den Konsul von dem bevorstehenden Überfall verständigt — die Feinde glänzend zurückschlug. Bei der Nachricht von dieser Niederlage soll Ali sich vor Wut, wie ein Stier brüllend, auf seinem Diwan gewälzt und seiner ganzen Umgebung mit dem Tode gedroht haben.

Trotz des Beistandes, den die Parginier von den Franzosen erfahren hatten, fühlten sie sich unter deren Oberherrschaft nicht sicher und traten in heimliche Unterhandlungen mit England, dem seit 1810 die Jonischen Inseln unterstellt waren. Die Engländer sagten ihnen Schutz zu und versprachen, die Halbinsel dem Jonischen Inselstaate einzuverleiben. Eines Nachts ward sodann die französische Besatzung durch die von den treulosen Archonten geführten Engländer überrumpelt und aus der Zitadelle entfernt, — und damit begann das eigentliche Unglück Pargas, das wenige Jahre nach diesem Geschehnis, am 24. März 1819, von den Engländern in einem geheimen Vertrage an Ali verkauft wurde. — Am 10. Mai erhielten die Parginier

den Befehl, sich Ali Pascha auf Gnade oder Ungnade zu ergeben oder die Stadt zu räumen. Sie wählten das letztere. Während die Weiber jammernd ihre Habseligkeiten zusammenrafften, eilte ein Teil der Männer zum Friedhof hinaus, öffnete die Gräber der Vorfahren und schleppte Särge und Gebeine auf einen mächtigen Scheiterhaufen, den die übrigen inzwischen aus schnell gefällten Ölbäumen aufgeschichtet hatten. Als sich dann die Kunde in der Stadt verbreitete, daß Ali Pascha bereits heranziehe, stellten sich bewaffnete Männer vor die Tür eines jeden Hauses und taten den feierlichen Schwur, Weiber und Kinder zu ermorden und dann selbst in den Tod zu gehen, wenn ein einziger Türke vor der zum Auszug bestimmten Stunde die Stadt betrete. Dem englischen General Adam, dem dieser Entschluß mitgeteilt wurde, gelang es, Ali noch aufzuhalten, bis die Parginier sich ernst und schweigend, tiefe Trauer auf den sonngebräunten Gesichtern, eingeschifft hatten, um ihre Heimat zu verlassen, — ihre Heimat, an der ihr Stamm seit Jahrhunderten mit jeder Herzensfaser hing.

Die Auswanderer segelten nach Korfu hinüber, um dort auf Zeiten zu warten, die ihnen die Rückkehr in ihre Felsenstadt ermöglichen würden. „Möge man in welcher Beleuchtung immer diesen supremen Schritt der Parginier darstellen, so bleibt er ein vereinzeltes vornehmes Beispiel in der neueren Geschichte. Ihre Behausungen, in denen sie geboren worden, ihre Gründe, die sie Jahrhunderte lang sorgfältig gepflegt hatten, zu verlassen zogen sie vor, um nicht im Schatten einer anderen Flagge wohnen zu müssen.“ (Parga, S. 1.)

Nicht lange sollte Ali Pascha sich der so sehnlich erstrebten Herrschaft über die Halbinsel erfreuen. Bereits im folgenden Jahre gelang es Sultan Mahmud II. nach manchem Kampf, ihn aus der Zitadelle zu vertreiben und zur Flucht in seinen Palast im See von Jannina zu zwingen; auch diesen letzten Schlupfwinkel mußte er am 1. Februar 1822 dem Sultan übergeben, und vier Tage darauf beugte der einst allmächtige Pascha, dem Milde Zeit seines Lebens ein ebenso fremder Begriff gewesen war wie Treue, den Nacken unter dem Schwerte des Scharfrichters.

Nach der Einnahme Pargas durch die Truppen des Sultans ließ dieser den ausgewanderten Parginiern nach Korfu schreiben, sie mögen wiederkommen, ihre ehemaligen Besitzungen zurückkaufen und dem Sultan die gesetzlichen Abgaben zahlen. Stolz erwiderten die Flüchtlinge, sie seien niemals des Sultans Untertanen gewesen und wüßten daher nicht, wofür sie ihm Abgaben zahlen sollten; wenn sie nicht als freie Albanesen zurückkehren dürften, zögen sie es vor, den heimatlichen Boden nie mehr zu betreten.

Die meisten von ihnen haben Wort gehalten, wenigstens wird auf Korfu noch heute versichert, daß bis auf eine einzige Familie, die der Vassilas, die sich dadurch die Verachtung ihrer Stammesbrüder zugezogen, keiner der Ausgewanderten nach Parga zurückgekehrt sei. Anderseits versichern die jetzigen Parginier, es seien nach dem Sturze Alis etwa hundert Familien wiedergekommen, ihre Kinder aber seien wiederum ausgewandert und hätten sich in Paxos niedergelassen.

Die nach Korfu übersiedelten Parginier vermischten sich nicht mit den auf der Insel bereits vorhandenen Epiroten und haben sich bis heute, also

fast ein Jahrhundert nach dem Falle Frei-Pargas, als selbständiges Völkchen erhalten. Dies wurde wohl auch durch den Umstand begünstigt, daß sie sich bei ihrer Einwanderung von den Städtern getrennt niederließen: die englische Regierung stellte ihnen zwei lange Baracken, die die Franzosen einst zur Unterbringung französischer Flüchtlinge errichtet hatten, zur Verfügung. Diese erste primitive Ansiedlung, die „Karteria“ (von dem französischen quartier), hat sich bis heute erhalten. „Vergeblich trachtete die griechische Regierung ihr Anrecht auf die Wohnstätten geltend zu machen, und die Bewohner, welche ihr Usukapionsrecht vorbrachten, sind ungestört darin geblieben. Die beiden Längsgebäude sind gegen das Meer zu von einander getrennt und im Grunde gegen das Land zu mit einer Mauer verbunden, wo sich ein ausgiebiger Brunnen befindet . . . Die Gebäude sind ebenerdig und äußerst einfach aus Ziegeln aufgeführt, die dann weiß getüncht wurden, durch wenig hervortretende, der Wand angeschmiegte Pfeiler verstärkt . . . Gegenwärtig wohnen darin 36 Familien, lauter in Korfu geborene Leute, aber ausschließlich aus Parga stammend, nur eine einzige alte Frau ist noch dort zur Welt gekommen. Gewöhnlich werden diese kleinen Wohnungen von den Parginiern, die sich in den benachbarten Häusern allmählich ausgebreitet haben, als Mitgift einer ihrer Töchter, wenn sie heiratet, gegeben. Die Einrichtung ist meistens sehr einfach. Ein großes eisernes oder messingenes Bett, einige Stühle, ein Kasten und bunte, die Wände schmückende Bilder. Alle sehen sehr sauber und gut geordnet aus.“ (A. a. O. S. 17.)

In der Karteria sind noch manche Überlieferungen von den Sitten und Gebräuchen der Vorfahren erhalten, während unter der jetzigen Bevölkerung Pargas, die aus einem Gemisch von Türken, Griechen und Albanesen besteht und gegen 5000 Köpfe zählt, die Erinnerung an die Tage Frei-Pargas kaum mehr vorhanden ist. Aber auch in der Karteria ist z. B. die frühere Tracht längst verschwunden, und nur hier und da bewahrt eine Matrone die Kleider, die ihre Mutter einst in der Heimat getragen, als kostbares Erinnerungsstück im Kasten auf. Die bemittelten Parginier tragen sich nach europäischer, die anderen nach albanesischer Art. „An Kälte- oder Regentagen wird der lichtgraue, filzartige albanesische Radmantel mit breitem, lang herabhängendem Kragen und den nach rückwärts frei flatternden Ärmeln genommen, welcher die Albanesen vor dem Unwetter zur Winterszeit so gut schützt und, wenn es zu warm wird, zusammengefaltet über den Rücken hängt . . . Die Westen und Jacken sind verschiedenartig verziert und durchstickt, zumeist schwarz auf weiß, manchmal aber auch gold auf rot. Die ziemlich breiten, bis zum Knie reichenden Hosen und Gamaschen tragen die Muselmänner gewöhnlich rot, die Griechen weiß; namentlich in neuerer Zeit machen jedoch beide von dieser altherkömmlichen Regel eine Ausnahme: man trägt, was man will und was man kauft . . . Die Kleidung der Frauen besteht außer dem weißen Hemde in einer dunklen einfachen Dalmatika und vorne in einer Schürze mit Fransen am Rande, welche jener der Dalmatinerinnen sehr ähnlich sieht. Ein dunkles Kopftuch bedeckt das Haar und gewöhnlich fehlt den Gehenden auch nicht der Spinnrocken, einfach inmitten eines runden Bogens aufgestellt, um auch während der langen, mühsamen Gebirgswege eine für das Haus ersprießliche Arbeit zu verrichten.“ (A. a. O. S. 23 f.)

Als Fußbekleidung tragen Männer wie Frauen die in ganz Albanien üblichen „Opanken“, Lederpantoffeln mit nach oben gerichteter, mit einem Quästchen verzierter Spitze, in denen sie mit erstaunlicher Schnelligkeit und Gewandtheit von Stein zu Stein springen oder die steilsten Felsen erklettern. — Die Kopfbedeckung der Männer besteht in einer weißen Mütze aus Wollfilz, die — wie ein großer Teil der türkischen Feze — in Österreich, und zwar hauptsächlich in Böhmen, fabriziert wird.

Die Parginier sind schön und stark, gastfreundlich, mutig und treu. Seit Menschengedenken wurde kein Mord in Parga verübt; „Tötungen finden auch heutzutage sehr selten statt und das höchstens bei Streitigkeiten . . . Die früher übliche Blutrache wird gegenwärtig kaum ausgeübt. Unter Griechen kann man sie fast als ausgestorben betrachten. Vereinzelte Fälle bestehen nur noch unter Muselmännern.“ — Auch Pouqueville, ein genauer Kenner Frei-Pargas, fand an dessen Bewohnern nichts zu tadeln als ihre Roheit gegen ihre Frauen, die er schön, klug, gutmütig, sittsam, bescheiden und fleißig nennt. *) Außerdem scheinen sie ein bei Frauen seltenes Nationalgefühl zu besitzen, denn unter den verschiedenen Besatzungen, die Parga im Laufe der Zeiten okkupierten, verbanden sich nur drei Parginierinnen mit Fremden.

Alle Schicksale der Heimat wurden von ihnen in selbst verfaßten Liedern besungen, deren einige sich bis heute in der Karteria erhalten haben, z. B. der Klagegesang über Pargas Fall:

„Wer mag es hören und vernehmen,
Pargas Unglück, wie es kam?
Die Hohe Pforte und Britannien
Hatten sich dahin geeinigt,
Gegen Geld es abzutreten. . .

Mädchen Pargas, verfallet der Trauer,
Aus unserer Heimat müsset ihr fort.
Höret, Eltern, was wir sagen:
Messer gebet uns allen, um uns umzubringen!
Wir ziehen in die Fremde, zu leben
Als verfolgte, verzweifelte Waisen!“

Im übrigen dürften die Parginierinnen ihren Mitschwestern auf dem ganzen Erdenrund gleichen, denn: „Das einzige Geheimnis, das eine Frau bewahrt, ist ihr Alter,“ sagt ein parginisches Sprichwort, und ein anderes: „Die Weisheit des Weibes besteht nur aus seinen Tränen!“

Mit der ehelichen Treue nehmen die Parginier es sehr ernst und ihre Ehen dauern so lange wie ihr Leben. In Frei-Parga war es Sitte, daß die Braut etwa ein Jahr vor der Hochzeit im väterlichen Hause des Bräutigams zubringen mußte, wo man ihr den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen suchte, während sie ihrerseits sich bemühte, der zukünftigen Verwandtschaft willkommen zu erscheinen. Daß es dabei oft genug zu Verstellung und Heuchelei kam, beweist das noch jetzt in Parga beliebte Sprichwort: „Mach' es nicht wie die Braut, welche bei Tisch keinen Wein trank in Gegenwart des Schwiegervaters und der Verwandten, und dann im Keller

*) Vgl. Pouqueville, Voyage dans la Grèce (Paris, 1820), I., p. 504.

sich betrank." Trotzdem geschah es nur sehr selten, daß die Verlobten während dieser Probezeit erkannten, daß sie zu einander nicht paßten; dann kehrte das Mädchen mit Erlaubnis des Priesters und der beiderseitigen Eltern ins Vaterhaus zurück. „Die Verführung der Frauen ward mit größerem Abscheu verfolgt als Diebstahl oder Mord, und ein Parginier, der an der Keuschheit einer Jungfrau sich vergangen hätte, wäre aus Furcht vor den Eltern derselben und der öffentlichen Verachtung gezwungen gewesen, das Land zu verlassen."

Nach der Hochzeit, die mit Tänzen und Gesängen gefeiert wird, hängt die junge Frau wohl einen kleinen Steigebügel und ein paar Sporen über das Bett, denn — so lehrt der Aberglaube ihrer Heimat — dann kann sie auf einen Sohn hoffen. Im übrigen herrscht in Parga derselbe Aberglaube wie in den benachbarten griechischen Gegenden: wenn man Brot ißt, achtet man darauf, daß kein Krümchen zu Boden falle, denn das würde das Unglück der Familie nach sich ziehen; wenn ein Vogel über dem Hause schreit, wird einer der Bewohner sterben; wenn ein Hund vor der Tür heult, so ist Unheil im Anzuge; geht ein Leichenzug unterhalb des Hauses vorüber, so spritzen alle Bewohner Wasser aus dem Fenster hinaus.

Von den 52 kleinen Kirchen, die im Gebiet von Parga vor der Abtretung an Ali existiert haben sollen — war doch jede wohlhabende Familie bestrebt, ihr eigenes Gotteshaus zu haben —, sind jetzt nur neun offiziiert; zwei davon, die Kirche des heiligen Nikolaus und die der „Panaya Kimissis", sind auf den der Halbinsel vorgelagerten Felseninseln erbaut. Als die Parginier ihre Heimat verließen, nahmen sie auch alle Kirchensachen mit, nur die leeren Wände der Gotteshäuser mit den darauf gemalten Heiligenbildern blieben zurück. Einige der mitgenommenen Gegenstände befinden sich jetzt in der Festungskirche von Korfu, während über den Verbleib der übrigen nichts bekannt ist. Auch an Schulen fehlte es in Frei-Parga, das unter seinen Söhnen manchen Gelehrten hatte, nicht; gegenwärtig aber bestehen nur je eine griechische Knaben- und Mädchenschule und eine türkische Schule für Kinder beiderlei Geschlechtes.

Die Hauptbeschäftigung der Parginier waren schon von altersher der Ackerbau, der durch die vorzüglichen klimatischen Verhältnisse und die Fruchtbarkeit des Bodens äußerst begünstigt wird, und die Obstzucht, zu der das prächtige Gedeihen der Fruchtbäume jeder Art förmlich einladet. Orangen, Zitronen, Zedern, Granatäpfel, Feigen und Mandeln, aber auch Nüsse, Birnen und Trauben werden kultiviert und bilden die Ausfuhrartikel des kleinen Hafens; ein Teil davon gelangt über Triest oder Fiume nach Österreich-Ungarn, Deutschland und selbst nach Russisch-Polen, — letzteres gilt besonders für die Zitronen, die von der dortigen jüdischen Bevölkerung zum Laubhüttenfest benötigt werden. Häufig begleiten einzelne Parginier ihre Waren bis Triest oder Budapest, um im Herbst mit dem gelösten Gelde heimzukehren.

Die wichtigsten Ausfuhrartikel aber sind Käse und Olivenöl, das aus den üppigen Ölbaumwäldern der Halbinsel in Mengen gewonnen wird. Die meisten der Bäume stammen noch aus der venetianischen Epoche, in der auf die Anpflanzung eines jeden Ölbaumes eine Belohnung von einem venetianischen

Taler aus dem Staatsschatze gesetzt war, — eine Bestimmung, die viel dazu beitrug, die einst vegetationsarme Felsengegend mit prächtigen Waldungen zu bedecken. Eine heilige Stille herrscht für gewöhnlich in den Ölbaumwäldern: „Die dunklen Äste streben himmelhoch, Sonne und Licht suchend. Und mächtig erweitern sich am Fuße des Stammes die Wurzeln, die aus dem üppigen Boden Nahrung und Kraft schöpfen. Ab und zu trifft man ein Weib, welches Oliven aufklaubt, — zuweilen hat ein Mann seinen Radmantel am Boden ausgebreitet, die vielleicht unreinen Schuhe weit weg von sich gestellt und auf seinem Mantel, der nunmehr sein Teppich ist, verrichtet er unbekümmert um die etwa Vorübergehenden, wie die Sonne sich neigt, seinen Abend-Namaz. In die auf- und absteigenden Bewegungen des Gebetes scheint sich auch der Rhythmus der singenden Nachtigallen, das Spiel der Brise im Blätterwerk der Bäume und das Gemurmel der fließenden Wasser zu fügen, und so dünkt es uns ein einziges, einstimmiges Gebet der ganzen Natur zu ihrem Schöpfer." (S. 90.)

Eingeführt wird vor allem türkischer Weizen, der neben Bohnen, Erbsen und Linsen als Hauptnahrungsmittel erscheint; doch leiden die Parginier auch an Fleisch und Fischen keinen Mangel, da Hühner- und Viehzucht nicht unbedeutend sind und Fische von den benachbarten Inseln geliefert werden. In Parga selbst, dessen Küsten nicht fischreich sind, gibt es nur einige Angelfischer, die täglich in kleinen Booten auf das Meer hinausfahren. In alten Zeiten vermittelten zahlreiche parginische Küstenfahrzeuge den Handel mit den benachbarten Inseln und Häfen; heutzutage gibt es ihrer sehr wenige, da der versandete Hafen und der baufällige Molo ihnen an Sturmtagen keinen Schutz gewähren; auch haben die Küstendampfer der österreichischen und italienischen Linien den Ein- und Ausfuhrhandel ganz an sich gezogen.

Mit Handwerk beschäftigen sich die Parginier nicht viel; es leben in der Stadt fünf Tischler und Zimmerleute, zwei Maurer, zwei Schneider, drei Schuster und fünf Opanken-Arbeiter, ein Schmied, elf Kaffeesieder, — aber kein Bäcker; in der Zitadelle, die die Wohnung des Kommandanten ist, befindet sich ein Backofen für die Besatzung, außerdem existieren einige Privatbacköfen, die von den Nachbarinnen benützt werden dürfen; die türkischen Familien haben ihre Backöfen in der eigenen Behausung.

Seit 28 Jahren bereits besteht in Parga eine Telegraphenstation; die postale Verbindung wird durch eine dreifache Post — die türkische, die des österreichischen Lloyd und die der italienischen Puglia-Gesellschaft — aufrecht erhalten.

Mit Ausnahme weniger neuer und stattlicher Gebäude sind die Häuser Pargas — eine Zusammensetzung von venetianischen und türkischen Bauten — unansehnlich, zum Teil sogar ärmlich; die einfache innere Einrichtung gleicht jener in den benachbarten griechischen Ortschaften. Die wenigen als Verkaufsläden dienenden Häuser haben vor den Fenstern einen steinernen Vortritt für die Käufer. — In den Gassen treiben sich, wie in allen türkischen Städten, Scharen ausgehungerter Hunde umher, unter denen merkwürdigerweise Fälle von Tollwut nicht vorkommen sollen.

Das Klima der Halbinsel ist noch milder als das von Korfu, da das Gebirge den Nordwind abhält. Im Winter fällt ausgiebiger, aber nicht kalter Regen, und die Temperatur sinkt nur in wenigen Nächten unter Null. Schon

im April beginnt es heiß zu werden, doch wird die Hitze, die bis zum November anhält, nie qualvoll, da das Meer stets für Abkühlung sorgt. Schnee fällt sehr selten und hält sich nur auf den Höhen etwa einen Tag lang, dagegen bildet der Hagel in den Wintermonaten eine häufige Plage, unter der die Gärten nicht unbedeutend leiden. Gefürchtet sind auch die Winterstürme, die das Meer oft 15 Meter weit ins Land hineintreiben. — Der Boden ist reich an Feuchtigkeit und fast jede stärkere Faltung birgt eine Quelle, deren Lauf schon von weitem aus dem besonders üppigen Grün der Umgebung zu erkennen ist.

Was die landschaftlichen Reize Pargas betrifft, so können nur wenige Gegenden des Mittelmeeres mit der Halbinsel wetteifern, die in jedem Detail und von jedem Standpunkt aus ein schönes Bild darbietet, und das nicht etwa nur zu bestimmten Zeiten, sondern in jedem Monate des Jahres: „Sei es, daß die Berge Albaniens im ersten Schneegewande des Spätherbstes wie Diamanten glitzern, sei es, daß sie, fast bis zur Hälfte mit Schnee bedeckt, in der klaren, durchsichtigen Winteratmosphäre baden, in welcher jede Furche, jeder Vorsprung, jede wenn noch so leichte Anschwellung des Gebirges zur Geltung kommt, wie in keiner anderen Jahreszeit; sei es in den Frühlingsmonaten, wenn im Dunste die Konturen leicht verschwimmen, aber eine unendliche Zartheit unentschiedener Farbentöne annehmen. Namentlich in dieser Jahreszeit ist es, daß die ganze Pracht Pargas zur Geltung kommt, in welcher es die ganze Fülle seiner südlichen Schönheit zur Schau trägt. Es dünkt uns, als wollte sich alles vereinigen, um das schönste Bild von Fruchtbarkeit mit Reiz der Formen und ein Fest der Farben zu schaffen.“ (S. 5.) Wundervoll läßt es sich hier auf einem der meerumspülten Felsen, unter duftenden Orangenbäumen ruhend, von längstvergangenen Zeiten träumen, da Kleopatras prunkvolle Schiffe hier vorüberzogen, da die mächtigen Galeeren der Venetianer das Jonische Meer durchfurchten, da Ali Paschas siegesdurstige Segler das Ziel seiner Sehnsucht umkreisten.

„Wenn man Parga gesehen, wenn man die labende Frische seiner offenen Seeluft, wenn man den Zauber seiner üppigen Vegetation, seines Wasserreichtums genossen hat, dann dünkt es uns ein Land, nach welchem man sich zurücksehnt, ein Land, das einem als das Ideal des irdischen Wohlseins vorschwebt. Man begreift die Sehnsucht Ali Paschas nach diesem Kleinod des Mittelmeeres, man versteht sein Jammern, als er dieses irdische Paradies als Greis verließ.“





Eine Tiroler Bauernkomödie.

Herausgegeben von phil. **Oswald Menghin.**

(Fortsetzung.) [1])

Actus 2.

Pallas, Concordia, Honestas.

Pallas — Geht alßbald vnd thiet nachfragen
mir alßdan die Antwort sagen
ob als Erbar gweßen sey,
vnd auch fridlich nebenbey
ob woll alles so zuegangen
wir Vor ware mein Verlangen,
vnd beuelch sein khomen nach
auch sich aufgfiert Still und gmach.

Concordia — Ich bin gangen nachzufragen
vnd will auch die wahrheit sagen
das alß fridsam gwesen ßey
Rhueig, ainig auch darbey.

Honestas — Wahrhafft mues ich auch bekhenen
vnd ein Jedes Erbar nenen
sagen khan, das dißer schaar
ich alzeit ihr gspanin war.

Pallas — In was ist die Kurzweil bstanden
was genomben dan zu Handen
vnd was ware dan die Sach
so sie Vorgstelt allgemach.

Concordia — ßye sein gßinet Vorzustëllen
wie ein König zu erwëllen
iezt ein Jedes ist bedacht
wie man ein zum König macht.

Pallas — Thuen sye woll auch darauf dringen
das ein solcher anzubringen
vnd ein solcher hab die Ehr
so der Bëste in der Lehr.

Honestas — Wie ich annoch hab gesechen
ist die wahl noch nit geschechen
sie seint noch dahin bedacht
Zuebereitung wird schon gmacht.

Pallas — Aber darbey wohl auffseche
das alß erbar diß geschehe
dan sonst sage ich auch diß
das ich sie bestrafe gwis.

Honestas — Hab nichts widriges gehöret
Jedes sich dahin Erkhleret
auch ein Jedes denckht darauf
vnd sich selbsten Muntert auf.

Pallas — Nun so ist auch mein Verlangen
weil es Ehrbar ist angfangen
fridlich werd geendet dan
fangen sye die wahl iezt an.

Actus 2. Scena 1.

Jaggl, Gori, Bastl, Fridl, Gall, Liendl, Veith.

Jaggl — Nu Ihr Herrn was sagts zum secret
Habts ghört waß afftn drinnen steht,
Ist halt bey giet ä so ä sach
der mießen wir woll khemen nach
sonst fielen wir in die vngnad.

[1]) Vgl. „Kultur" IX, 1. Heft, S. 101.

Gorg — Daß mues no gschechen in den Rath
ain feltig so mein mainung sey,
Bhastl — Mein will ist a da gley darbey
beser ists der gsambte Rath
steh beim Kayser in der gnad
alß wen Er vns hassen thet.
Fridl — man sichts nämblä wies offt geht
dan wan ein Knecht seins Herrn willen
Veracht Verlacht nit thuet erfillen,
der hat khein Vrsach lang zu fragen
wan er mit Straichen Vill wird gschlagen
demnach der Kaißer ist befunen
vnd will ein Kinig Jns Vergunen
so lasst sy d' sach nit lang Verschieben
sondern lassen wir Jns belieben
einen Kinig gleich zu machen.
Gall — das sein sunst wol werchlänä[1]) sachen,
mi thuet nur das ding wunder nemben
wie der Kaißer an Jns ist khemen.
Liendl — khein andere Vrsach bild J mir ein
alß die in brief thuet gschriben sein,
das nämblä Jnßre melancholische thaten
die wir vor Zeiten begangen hatten
habn ihm zu dißer Gnad bewëgt.
Velth — Liendl du hasts außgelëgt,
den wen ä Dienst vacieret werd,
wie gschwind ein darumb Rert,[2])
der will sich da der dort einliegen
hat er Patronen khan ers Kriegen
ein anderer bein beystand steht,
vnd schmirbt[3]) sein wagen das er geht
wür aber habn nit Supliciert
Er hats Jns herwerts offeriert
diß ist auf mein Gotts trey ein Gnad,
die Ja sogar khein Reichs statt hat.
Jaggl — Zum andern ist zu Deliberieren
vnd besser zu gemiet zufiehren
das auf begebne Glegenheit
wür Jnßer Ehr vnd wirdigkheit
bein Kaißer nit Verscherzen
vns selbsten nit verschwerzen
ligt dan die sach an dem allein
an wëllen Tag die wahl wird sein.
Gorl — Wëllen iezt gley greifen zur sach.
Bhastl — Ey nä mein Gori thue fein gmach
ein Kinig machen braucht wohl Zeit.
Fridl — wahr ists Bastl du Rëdst gscheid.
Jaggl — wür wëllens diß mahl Jberlëgen
wans die Herrn erwarten megen
gehn wür vnterdessen nach haus
es sey hiemit der Rath iezt aus.
Gall — Miller thue mir do den gfallen
thue mir heint das Kohrn mahlen
ist schon fërtig lass nur hohlen.
Miller-Velth — Mein Liendl hast khein guets Par sohlen
thue mir meine schuech bald flickhen
thue dein Bueben zuecher[4]) schickhen.
Liend-Schuster — sohlen wirst haben das z'frieden wirst sein.
Velth — Nu bhiet di gott kher ä ä mahl ein.

Actus 2. Scena 2.

Durl, Greetl, Rats diener.

Durl, des Friedls Weib — Grieß di gott mein liebe Greth,
sag mir wies in Rath zuegeht
Gretl, des Gorls Weib — danckh dir gott mein liebe schwëster
J wais heint souil als gëster

---

¹) werklich, künstlich, wunderlich, seltsam (Schmeller II. 986). ²) weint, sehnlich verlangt (Schöpf 548, Schmeller II. 132). ³) schmieren (Schöpf 631, Schmeller II. 554). ⁴) herzu (Schöpf 832, Schmeller II. 1069).

nämblä nämblä dës sein sachen
ey wie werden siß do machen
ey was mainst wer Kinig wird
hast Von Man no nie nichts gspirt
hat er si nie nichts mërckhen lassen
wer ëper auf dës ambt thiet bassen.

Durl — Ach gott mein liebe nachperin
wie wolt do J diers sagen
den J khom iezt frey nirgents hin
mecht weiter wol nit fragen
das fritschlen frätschlen [1]) ist nit fein
das thuet mi gar nit Freiden
zway weiber wans beisamen sein
thuens nicht als Ehrabschneiden,
die Jagglin [2]) schau die Stat außrent
Stëckht iberal drein ihr naßen
was mi nit angeht vnd nit brent
mecht J bei giet nit blaßen
zum Liebsten J in Haus Verbleib
Eß ist sy gschwind Verßindet,
will aine sein ein haußles weib
in Haus gnueg arbeit findet.
mei du man hat ä sëlä schand
ieztunder yber d'weiber
die znichten [3]) sein zwahr schon bekhant.
alß wie die heilig leiber.

Gretl — Woll Rëdlä sagt iezt iederman
Von vnßer thain vnd lassen,
es ist schon wahr es gibt er [4]) schan
die nur grad Stiehn auf d' gassen
drumb hat der Veit iezt mit ein scheit
sein weib frey wëllen Päntschen [5])
das sie den ganzen Tag bei d' Leit
thuet auf der gass vmb tränschen [6])
sie hats wol dechter nit fir guet
sie khans gar nit derkhuien [7])
das er ihr diße schmach an thuet
vnd hat sie wëllen Pluyen [8]).

Durl — Des Liendls weib (wol andre mehr)
dieselb ist halt ä zader [9])
sie blodert [10]) halt ä zeit daher
als wie ein haichzet lader [11])
khein wunder ists das man souil
von Weibern iezt thuet dichten
Jst ia der weiber ainzigs zihl
die Leit grad außzurichten
Was d'mänder thien ist alles schien
dort thuet man woll nichts sagen,
wen J mi nu lei wolt verhien [12])
het Tag vnd Nacht zu khlagen
bein wirth an Stern Verzeich mirs gott
mein Man ist sonst ä limbl
ligt gester dort alß wär er dort
sagt Vor er sey in Himbl.

Gretl — o mein Man ist wol karg in Haus
khein ërgrer ist zu finden
wahrhafftig schau er thät ä laus
schier vmb den Balg gar schinden
der Greteler [13]) vmb alles waiß
er waiß vmb alle sachen
mainst du J khänt mir glufen [14]) graiß [15])
zu nuzen selbsten machen.

Durl — Wan mans den Mändern Jbersicht
so thien sie sich drauf Steifen
sag nur zu ihm dës ä Verricht
Thue du die Henen greifen.

Gretl — o mei du da het er sein gspäss
thät is ä mahl begehren
Griff er den Henen gschwind ins gsäß
all tag vmb d'ayr thät Reren.

---

[1]) aus Neugierde wiederholt fragen (Schöpf 150, Schmeller I. 831). [2]) Die Frau des Jaggl. [3]) bösen (aus zunicht = zu nichts nutz, nichtsnutzig, wie zwider von zuwider). [4]) ihrer. [5]) durchhauen, Kinderspr. (Schöpf 486, Schmeller I. 397). [6]) klatschen (Schöpf 751, Schmeller I. 670). [7]) zerkauen, fig. verwinden. [8]) bläuen, hauen (Schöpf 47). [9]) Flechse, fig. altes flechsiges, häßliches Weib (Schöpf 823, Schmeller II. 1166). [10]) eilig plaudern, schwätzen (Schöpf 511, Schmeller I. 455). [11]) Hochzeitlader, redegewandte Leute, die mit Gedichten 2c. die Hochzeitsgäste einladen müssen. Vgl. Heyl S. 768. [12]) beklagen(?) Vgl. Zingerle S. 22, 24. [13]) Der Mann der Gretl. [14]) Spännadl (Schöpf 197, Schmeller I. 1327). [15]) groß; „wie ein Glufenkopf groß", häufige Dialektredensart.

Durl — zum Kinig taugnet woll dein Man
wenn er ä so khan sparen
mier wëllen wëtten er mues dran
mier werdens bald erfahren.

Gretl — Mei du es ist ä so ä sach
es khänt villeicht woll gschechen
wäns wëllen gehn der gscheidheit nach
mëcht er fast zuechi stehen,
zway gscheide sein halt in den Rath
mein man vnd auch der Jaggl
sein weib ist aber frueh vnd spath
voll[1]), vnd ä pure Zaggl.[2])

Durl — Ist schad er wär ein feiner Mann
ist gar zu fein der Jaggl.

Gretl — Er schlagt offt drin es hilfft nicht dran
er nimbt gar offt die Straggl,[3])
die Liendlin waisst woll ist so Stolz
das sie Jns thuet Verachten
Jhr man ist ä ein grobes Holz
das werdens wol betrachten
der Bast[4]) ist fruetlä[5]) gar a Narr
der Gall ist no der größer.

Durl — Der Fridl ihm ä nichts erspart
ist vmb khein härl bësser.

Gretl — Loß[6]) gester kham die Gallin spath
gley wie man z'Bett[7]) schier glitten[8]) hat
die hat dir ghabt ä fëtes leben
sie mieß mir ein andern titl bald geben
J mërckht gley was sagen will
sag J dazue vexier nit Will.
Mein Nachbarin so Vil J ghert
dein Man wol gar nit Kinig werd
iezt merckhs bärtl so hast genueg
hat vntern Gwant auch ghabt ein Krueg
vnd ist zum wirth an weintraub gangen.

Durl — Du gläbst nit wie sie in schulden thuet hangen
sie ist ä so versofne Flasch,
sie Stilt ihms geld z'nacht aus der Tasch
wan sie nur villen khan ihr wamppen[9])
die Kinder lasst sie vmber[10]) schlamppen.[11])
Ist dës dan nit ä schant, ä spott.

Gretl — Wahr ists Durl verzeich mirs Gott
sie ist zwahr woll mein negste Bäßl[12])
J mag ihr nicht den Brantwein Gläßl
sye khan die Reden in einander schlickhten
das ganze Orth khan sie außrichteu
J fliech sie wo J mag vnd khan,
grieß sie von weiten vnd geh daruon
mueß gien die Leith werdn essen wollen.

Durl — J mues erst gien ein Rindfleisch hohlen
es ist halt iezt ä schwäre Zeit
es kleckht khein gelt iezt meine Leith
khaufft ains 3 pf Fleisch, hat man 2 pf Pain
was mues man mit souill zueßigl[13]) thain.

Gretl — J bin d' wochen mit 1 f: außkhemen,
iezt mag J 3 vnd 4 nemben,
wais dëcht nit was J drumb hab khaufft
schau nu wie der Ratsdiener laufft
Guetn Abend Ratsdiener wohin so schwind.

Rats d. — Zum Plapern vnd schnattern khein Zeit J find,
J mues gschwind in Rath gehn leiten.

Durl — Gretl lass vns gien bei zeiten

1) voll sc. Weines, besoffen. 2) Huder, zerlumptes Kleid oder Weib (Schöpf 824, Schmeller II. 1089). 3) Striegel. 4) Sebastian. 5) „fruetlich", munter, hurtig, geschwind (Schöpf 156, Schmeller I. 831). 6) horch. 7) zum Gebet 8) geläutet. 9) Wanst (Schöpf 798, Schmeller II. 913). 10) herum (Schöpf 781). 11) schmutzig schlendern (Schöpf 615, Schmeller II. 523). 12) Base. 13) Zuwage.

Gretl — Lass dir nu lei no was sagen
hab dirs Ehnder[1]) wellen khlagen
J hab dir än weh däs Gott Erbarm
J leid dir än schmerz an linggen Arm
J han weder friden J han weder Rhue
die ganze Nacht thue J khain Augä zue.

Durl — Nachperin das ist das pure gebliet[2])
[illegible]ein [illegible] hizige Kranckheit bei zeiten Verhiet
thue di nit saumben vnd laufe zum Bader
an armb wo schmerzen hast lass dir zur ader.

Rats d. — Da habts ä Panckh wens nit welt gien
ës werdets do mied sein Von Stien.

Durl — bhiet di Gott, nit z'fleißig sey.

Gretl — Danckh dir Gott es bleibt darbey.

Actus 2. Scena 3.

Rats diener, Stattschreiber, Jaggl, Gori, Bastl, Fridl, Liendl.

Rats d. — Willkhom Herr Stattschreiber aus frembden Landen.
ist der Herr ä wider Verhanden.

Stattschreiber — Ja gester wie man z'bet hat glitten
bin J grad zum Thor nein gritten.
was bedeit das g'leit in Rath.

Rats d. — Habts nicht g'hërt Von einer Gnad.

Stattschreiber — mein weib hat mir was erzëlt
ist aber khainer noch erwëlt.

Rats d. — Nä aber iezt wens zamenkhemen
werden sie die Wahl Vornemen
Jeztunder Main J khemens schon
da khombt der Burgermaister an.

Stattschreiber — Guetn abend ihr weißheit vnd Vëst.

Jaggl — Die gstalt ist guet das ist das best.
willkhom willkhom mein lieber Herr
wür habn ihn schon gmenglt[3]) sehr
ist die Khuemission Verricht.

Stattschreiber — Will glei erstaten allen Bericht.

Jaggl — Sobald wür alle zamen khemen
wëllen wür eich z' erst Vernemben
der Herr Stattschreiber ist khemen secht ihr Herrn.

Gori — Das sechen wür Von Herzen gern.

Jaggl — so thiet Ins iezt die antwort sagen
wie sich die Hochzeit hat zuetragen.

Stattschreiber — Nachdem mein Rëd ich hab Vollend
Zum End der Mahlzeit hat behend
Herr Commissari sich zu mir gwent
vnd hat erzeigt sein Compliment
Eß gfall ihm sehr sagt er ganz lauth
das wür ihn vnd der Jungfrau Braut
nun haben Gratulieren wollen
hat mir ein Grues drauf anbefohlen
vnd gsagt so lang ers Leben hat
bei ihn wür Stehn fast[4]) in der Gnad.

Bastl — Die lezt Rëd ist sein Bazen wert
der Ehrt der wird halt wider g'ehrt.

Fridl — Waß hat dan die Braut gesagt.

Stattschreiber — Nichts alß mit dem Kopf hats gnaigt.

Liendl — Waß ist den schlepland fir ein orth
ists auch so fein vnd ländlä dort.

Stattschreiber — ein schener orth ein schene Statt
dergleichen d'welt gar wenig hat
sie ist Verschlossen vnd so Vëst
Alda wär nur ä Razen Nest.

---

[1]) vorhin. [2]) Geblüte. [3]) gemängelt, vermißt. [4]) fest.

Jaggl — schauts J Vergässe bald das bëst
bin wärlä zwahr zu Haus woll gwesst
Rats diener geh hol das Decret
es ligt unfelbar beim secret
J wais es liegt dort bring mirs gschwind.
Rats d. — Will laufen gschwind alß wie der Wind.
Jaggl — Herr Stattschreiber ihr habt eich g'halten wol
den Bericht mit freiden ich einhol.
Gorg — Poz Saprament das geht mir ein
so lang er werd Commissari ßein
mitthail er Jns sein Gnad,
wie gfalt die Rëd den ganzen Rath.
Bastl — Habn andere Stëtt auch Deputiert
die Jhnen haben Gratuliert.
Stattschreiber — Wisst das J gweßen bin allein.
Jaggl — allain wür halt gscheidisten sein
Rats d.: — Herr Burgermaister Von sein weib ein schen grues
lasst fragen was ihr lieber wëlt suppen oder mues.
Jaggl — J main die Närrin sei nit gscheid
J hab gwiß iezt zu fressen Zeit
khochs was wëll es ist ain Ding.
Rats d. — Da den Verlangten Brief J bring.

Actus 2. Scena 4.

Jaggl, Stattschreiber, Gori, Bastl, Fridl, Gall, Liendl, Veit.

Jaggl — Jezt ihr Herrn iezt haissts zum sachen
das wür iezt ain zum Kinig machen
gedenckhen wür der großen Gnad
die uns der Kayßer geben hat.
Erst kirzlich vor gar wenig Tagen
lasset sich ein Pot ansagen
sobald er mi nur hat erblickht
sagt er er sei von Kaißer gschickht,
vnd weil ihr dort nit hier seit gwesen
hats goris bue den brief Jns glesen,
das wir bein Kaiser Stien in Gnad
Er geb Jns macht auß Jnßern Rath
einen Kinig zu erwëllen.
so thiet eich Recht in Possen[1]) Stellen.
Stattschreiber — Soweit ist d' statt nie firschi[2]) khemen
alß wie sie ieztund thuet zuenemben.
Jaggl — Die wahl destwegen heint sol sein.
Gorg — Ain Ding falt mir zum glickh noch ein.
der Kaißer lasst si nit betriegen
Vil weniger Jhn[3]) lang Vorliegen[4]).
Bastl — Gorl wer liegt den Kaißer Vor.
Gorl — Wür haben bschlossen kurz zuuor
dem Kaißer z' schreiben auf der Post
secht das der bschluss nit gar Verrost.
Fridl — Gori du Rëdst weißlä drein
Das mueß wol das erste sein.
Gall — A Man ä man, ä wort ä wort
nur gschind fahrts zum Versprechen fort.
Liendl — Der Stattschreiber ist iezt hie
ist gar bald gschechen braucht khein mieh.
Veith — Dos ist iezt gley abgerëdt
weil der Statschreiber ist bein Pret.[5])
Jaggl — Herr Stattschreiber will eich Dictiern
hab schon den ganzen brief in Hirn.
Jnsonders lieber Gethreyer.

[1]) in Pose. [2]) vorwärts (Schöpf 162, Schmeller I. 746). [3]) sich. [4]) vorlügen. [5]) Brett, Tisch.

Stattschreiber — Mei ist der Titl nit zu schlecht.

Jaggl — ey bhiets Gott er ist eben recht Er hat Ins ä so tituliert.

Gorg — Der Titl ist guet nur fort Citiert.

Basti — Ja losst es ist ä so ä sach, der Titl main I sey zu schwach. den Kaißer thät ihr Gnad gebihrnz

Jaggl — Hër auf du thuest mi gan verirrn.

hiendl — Ist ia khain vnrechts wort nit drin.

Veith — Das denckh I mir ä in mein Sin.

Jaggl — Herr Stattschreiber fart ihr fort,

schreibt nach den Titl diße wort Insonders lieber Gethreier. Eürn an vns Burgermaister sub Dato 1: apprill tradierten Brief, (alsogenanten secret) haben wür zu recht erhalten, vnd gsambten Rath durch des Goris bue ableßen lassen, wür haben Eur Gnaden die von freyen Stuckhen Ins anerbotne: nun mehro wirckhlich acceptierte Keyßerliche Gnad, (einen Kinig betrefend) gern vnd mit freiden aus selben secret erlësen, seint auch eben in den werckh begriffen, ainen zum Kinig ambt taugliches Calificiertes subiect zu erwëllen.

Veith — Der Puncten schickht sy treflä drein.

hiendl — sicht er das wür ihm folgen fein.

Gall — Der brief ihr Herrn wird kurz und guet

Fridl — I wais das er ihm gfallen thuet.

Basti — Ihr Herrn Still bringts ihn nit draus.

Gorg — seit Still bis er ist gschriben aus.

Jaggl — Herr Stattschreiber wie sein lëße wort.

Stattschreiber — Calificiertes subiect zuer wellen.

Jaggl — Eß wird aber Inßer ney angeender Kinig nit ermanglen lassen, Eich vnd Eirn Kindern Gnad mit Gnad zuersetzen, vnd auf alle begebende gelegenheit ein anders freindstuckh zuerweisen. Indesen aber sein Eür Gnaden, vnd sein Haus frau sambt aller lieben angehürde Von Ins den gsamten Rath freindlich gegriesst, vnd allerßeits in Gottes huet, schutz vnd schirm Empfolchen, zu Bechröfftigung desen (doch anderen ohne Proiudiz) habe vnser gewohnliches cleners Statt Inßigl heruor gedruckht. Actum Blokhau in der gehaimben Ratstuben den letsten apprill 1709.

Jacob Weinfalter
Burgermaister alda.

Yetzt legt den Brief sein fleißig zam [1])
ihr wisst schon selbst des Kaisers Nam.

Gorg — Das Postgeld wëllen wir ä gschwind zahlen.

Basti — Meinthalbn i las mirs schon gfallen.

Fridl — so sicht der Kaißr Vorhinein, das wür hierin sein schad nit sein.

Gall — Das wird er wol zu Herzen fassen
das wir sein weib ä griesen lassen,
die Kinder sambt sein Haus geßind.

hiendl — in brief I halt khain Mangl find.

Veit — Den brief von vns woll nit verhofft
er wird ihm yberlesen offt.

[1]) zusammen.

Jaggl — Ihr Herrn wans eich nit entgegen
den wahltag wir auf Morgen legen.
Gory — Ja freylä heint ists zimblich spath,
khan nit mehr sein in disen Rath.
Liendl — Meinthalben mir ists ä schon recht.
Bastl — Ingleichen I gern Essen mecht.
Jaggl — so sey es dan vnd bleibs darbey
das morgen gwis der wahltag sey.

Actus 2. Scena 5.

Intermedium.

Mäyä, Kättl, Lißl.

Mäyä — Mey geh her vnd laß dir sagen
I khan kheine ayr erfragen
kheins man mir zuekhomen ließ.
Ich thue alweil herumb laufen
vnd döcht khaine krieg zu khaufen
sein recht mied iezt meine Füeß.
Kättl — Mich nit wundert das thuest clagen
khan dir auch bei giet wol sagen
das auch vil heint gloffen bin
Ich lauf hin: vnd auch herwider
bin heint schier nie gsessen nider
gläb sie sein schon alle hin.
Mäyä — Warumb doch khans nit ergrinden
das iezt khaine sein zu finden,
frag man hin oder auch her
kheine khan man Ja bekhomen
alle hat man schon genomen
kheine khan antreffen mehr.
Lißl — Ich het zwahr wol herzugeben
wan man mich darbey ließ leben
vnd nit wolfeil geben miesst
aber weill man mich thuet druckhen
will vnter der Kräx [1]) mich buckhen
Ich hab offt schon eingebiesst.
Drumb darmit will weiter Renen
dan ich wärlä thue bekhenen
das ich d'ayr bring besser an
weiter weeg mich nit thuet Reyen
thue mi drumb wol gar nicht keyen
geh darmit halt auf Meran.
Kättl — iezt bin aus den wunder khomen
mich Vorher hat wunder gnomen
weil sie gehn grad auf den gwin
specht vnd fleisch auch schmalz beyneben
hinaus tragen vnd hingeben,
drum ist als da gschwind schon hin.
Mäyä — Aber muest darbey auch denckhen
das offt miesen halbs Verschenckhen
afftermahlen in der Statt.
miesens auch gar Villen borgen
tragen nichts herein als sorgen
der Gwin Vil betrogen hat.
Lißl — Der gwin mi nie hat betrogen,
Niemand hat mir Vorgelogen
Draus Vill besser I: Verkhäf
Drumb grad auf Meran Ich läf.

Actus 2. Scena 6.

Jaggl, Liendl, Bastl, Gall, Fridl, Veith, Gory.

Jaggl — Ihr Herrn warumb wür heint mehr
iezt khomen in den Rath daher
die Vhrsach eich schon vorhinein
(wie ich nit zweifl) bekhant wird sein,
auf das wür nämbä ein Kinig machen

[1]) hölzernes Gestelle, auf dem Rücken Lasten zu tragen (Schöpf 242, Schmeller I. 1386).

Ehe das wür schreiten zu den sachen
Thuet crafft meins ambts mir erst
gebihrn
den Herrnen vor zu explicirn
wie d'Kinig solten bschaffen sein
das wür zu kheckh nit Plumpsen [1])
drein
ein Kinig erstlich soll sein gscheid
damit er recht regier die Leit
Er soll das Guet mit Guetn be-
lohnen
den schelm vnd dieben nicht Ver-
schonen
Er soll auch sein von Mitern [2])
Jahren
vnd etwas in der weld Erfahren
Reschonisch [3]) höflich von gebähr [4])
nit scharf als wie ein schneider
schäär
Er sey ein Klueger gscheider Herr
den vnterthanen nit beschwer
ein Kinig soll auch was verstehn
wies offt bey höfen thuet zuegehn
der Redt französisch der latein
ein andrer wälsch das wär halt
fein
wan einer thät die sprachen khinen
thiet eich algmach auf einen bsinen
der schen gestalt ist von Postur
der vnterßezt ist von Nattur,
der nit zu faisst der nit zu mäger
nit Pugglet [5]) wie ein Kräxentrager
Mei Liendl was sagst du darzue.

Liendl — Ihr Herrn lasst nur mi mit
Rhue
graiße Herrn, graiße sorgen
Vill Verrichtung seint Verborgen
waiß das Herrn Vil ihr gwissen
haben sich vnd andre bschissen [6])
I khänt dises ambt allain
ohne g'hilfen nit derthain
khan nit souil Speculieren
das I khänt mei weib regiern.
Gott erbarm zu der sach
ist mein hirn Vill zu schwach
ein Kinnigs sorg ist Vill zu groß
das sicht man bei den franzoß
Tag vnd Nacht mues spinißiern
wie er khan den Krieg anfiehrn
Gott bhiet mi Vor der schererey
ein Kinig lebt nie sorgenfrey
glaub bësser taugt darzue der Bast.

Bast — Ja I wär der Recht fantast
den I war do recht gschickht
darzue
hibsch Kuppeln wie ein schweizer
Khue
trag geschafft ambter sonst graiß
haufen
mueß deßhalb offt vmb d'weg gehn
laufen
hab dechter no darneben sorgen
wie heints Morgen khen Versorgen
meine Kinder ligt mir an
I wär da zu zu gringer [7]) man,
I khan zu diser sach nit taugen
I mues auf mein Intreße schaugen
I mag mi mit den Creiz nit
bscheißen
thue mir sonst genueg den grind
derreisen
Eß hat ein Jeder da die wahl,
Ich Iberlaß des ambt den Gall.

Gall — Stupst [8]) den Eßl gelt in
Stall
wan I siege [9]) gschwind Ja Ja
siegst der Eßl schrey I a
es thiets no schon gscheid betrachten
dan der Jenig der will trachten
selbst nach Ehr vnd wirdigkheit
wird ein schlechte obrigkheit
frejlä woll die Ehr wär schien
wen sie mir recht an thät Stien
aber bin schon zimblä alt
der Verstand mir schon entfalt
I verlang nit nach den Reich

---

[1]) plumpsen (Schöpf 511, Schmeller I. 450). [2]) mittleren (Schöpf 440, Schmeller I. 1691). [3]) verständig, gebürlich (Schmeller I, 138). [4]) Gebahren. [5]) bucklig. [6]) betrogen, angeführt. [7]) geringer, unbedeutender. [8]) stoßen, stacheln (Schöpf 726, Schmeller II. 774). [9]) sagen würde.

I säch do khain Kinig gleich
namb Villeicht noch an die Ehr
wan I 20 Jahr Jünger wer
dort wär I berierig gwessen
Jezt grit I khäm Iber än Pesen
iezt bin schon z' alt bin nix mer wert
I nimbs nit an es habts schon ghert.

Jaggl — Sag fridl auch dein sentiment

Fridl — weil man mein wenigkheit iezt nent
will mi sein geschwind Erclern
die sach hab I schon gnueg Erkhent
mein gwissen nit will bschwern
wo ist ein Dorf ein Statt mein ayd
in Rath darf ichs schon sagen:
das man nit iber d' obrigkhait
thuet schelten vnd sehr Klagen
secht lesen hab I niemahl khent
khein buechstab khan I schreiben
der Gall hat sich ein Eßl Gnent
I will der ox Verbleiben.

Jaggl — Veit sag dein Mainung auch fein laut.

Veit — Ja Narrn ä so ist leicht gschaut
beclagt sich ieder dergestalt,
ob disen graißen bschwerden,
so wird I halt no mit gewalt
woll Kinig miesen werden.
wans khainer will nu Veit so seis
darfs weib di nit mehr Priglen
lass sein mein Veit gewißlich leiß
thätst du in Pelz dir ziglen [1])
lass sein mein Veit du fehlest weit
des ambt thue nit annemben
laß es bei zeit nur ley vmbkheit [2])
du mießest di do schemen
I hab zu wieng Verstand vnd wiz
ist lauter Stray in Hirn
Verstehstes nit ein Messerspiz
wär bei mir zu Verspihrn
bin auf khain weiß qualificiert
als I mein weib ist gscheider
s' haußwesen sie allain regiert
druub bin I nur ä Leider
bey Giet I bin ein arme Seel
wär I wie sy außgstochen [3])
wolt I woll ä wie sy ohn mehl
än Plenten [4]) aicher [5]) kochen.
das Gott Erbarm was wurd doch
mein alte zu mir sagen
du man solst Kinig sein du Zoch [6])
du tozen [7]) du sau magen
also sieg mein weib zu mir
nä I thues nit wagen
Gorl ich iberlass es dir
I trag no mein Kragen.

Gorg — Ich sag diß was mich beriert
was michs anbelanget
I wär gar nit Consoliert
sonder mehr betranget. [8])
Hass vnd neid wurd gleich entstehn
khurz daruon zu Reden
vnter andern diße nen
d schweizer oder schweden
groß ist der Franzoßen macht
Und der Engelender
dises hab I schon betracht
sagts auch mein Callender
mag mich mehr nit vnterstehn
schaug khäm zu mein sächl
d' obrigkheit das Gott erkhen
Ziecht man durch die Hächl
ich sags alzeit Vnuerhofft
wer will weiter schreiten
Vnser lieber Herrgott offt
nit recht thuet den leiten
wan man schon nach Grechtigkheit
will die sach ein fädlen
gibts doch gschwind so schlime Leit
die Ins gleich thuen dädlen
schau man nur die weiber an
was sie offt Erdichten
wie offt manche zungen khan;
d' obrigkheit außrichten

[1]) züchten. [2]) ungeschoren (Schmeller I. 1026). [3]) besonders klug (vgl. „ein außgestochener Kopf"). [4]) Polenta (Schmeller I. 459). [5]) ? [6]) grober Mensch (Schöpf 830, Schmeller II. 1079.) [7]) plumper Mensch (Schöpf 87, Schmeller I. 567). [8]) bedrängt.

hart ist sein ein obrigkheit
schwär sein dergleichen Ehren
I bleib bei meiner wenigkheit
bedankhe mich Ihr Herren.

Jaggl — Ich siche schon das gibt nichts ab
thiens alle Recussieren
ein anders I mi bßunen hab
vnd wird effectuieren
ein Jeder geb ieztund sein Stimb
wer den scepter solt fiehren
I gib mein Votum erstens Ihm
Herr Stattschreiber: thiets notieren.

Gorg — vnd I gibs Herrn Burgermaister.

Basil — Gorl du solst Kinig sein.

Fridl — Dise Mainung ist auch mein

Gall — Ja ia den Gori Stundts wohl an
Er hät halt grad die recht Persohn.

Veith — Den Gorl ich auch haben mag

Hiendl — eben dises ich auch sag.

Jaggl — Gorl gib di willig drein
thue dir Gratulieren
bist erwelt muest Kinig sein
Land vnd Leith regieren.

Gorl — I gib nit mein willen drein
habts khain andern Narrn
Wan ichs entlich mues sein,
thiets mi Vor Verarn [1])

Jaggl — Ja die arr [2]) die ist die Cron
wan wür dich thuen Crönen
heut noch [3]) soll es gschechen schon
vnd dich Kinig nenen.

Alle — Heute [3]) soll es gschechen schon
vnd dich Kinig nenen.

Jaggl — Gott sey lob ist das ä gschechen
gien wür haimb es ist schon spath.

Gorl — Kinig hab I nie khan [4]) gsechen
Der ä setäs [5]) Claid an hat.

(Schluß folgt.)

---

[1]) durch Drangeld verbindlich machen (Schmeller I. 121). [2]) Drangeld (Schmeller I. 126.)
[3]) über „Morgen" hingeschrieben. [4]) keinen. [5]) solches.





Der eherne Christus.

Skizze von **Lorenz Krapp.**

Die Dämmerung fiel nieder. Sie huschte zitternd durch den hohen, weißen Krankenraum und stieg empor an den Wänden. Drunten im Krankenhausgarten schluchzte eine Nachtigall in den Büschen und die Sonne ging drüben sterben, weit, weit über Bambergs Türmen und Dächern, in den dunklen Tannenforsten der Juraberge in einem purpurnen Abendrot versinkend.

Der eherne Christus an der Wand blickte nieder mit schmerzlichem, mystischem Lächeln. Die kleine Lampe zu seinen Füßen flackerte im Maiwind, der durch die offenen Fenster strich; ihr Licht fiel in die blutrot gemalten Wundmale, so daß sie grell aufglühten und seltsam fremd schienen in diesem Raum der gedämpften Töne und Farben.

Man hatte recht getan, einen Christus aus Erz hier aufzuhängen. Denn ein anderer Herrscher mit eherner Stirn ging auch oft schweigend durch diesen Saal — seine knochigen Finger sanken schwer, mit eisernem Druck auf die Stirn derer, die da lagen — und mehr als einmal hatte der stahlgraue Christus da droben schon mit ihm zu ringen gehabt, daß er eine Lebensflamme nicht erlösche, bevor sie sich wieder zu ihm gewandt. Der eherne König T o d irrte stumm durch diesen Saal; denn die schwersten Kranken lagen hier und harrten aufs Genesen oder Sterben.

Nur einer lag momentan im Raume. Es war ein Schlossergeselle, dessen beide Beine in den Treibriemen einer Maschine gekommen waren. Der Arzt hatte das eine ganz amputieren müssen, das andere bis zum Knie.

Nun lag er da und die Schmerzen im Stumpfe des rechten Beines zuckten und wühlten so sehr, daß er, um sie zu lindern, den Fuß auf und niedersinken ließ — mechanisch, wie beim Hammerschlag — und daß er leis, mit zusammengekniffenen Lippen, bei jedem Schlag zählte: „Eins—zwei—eins—zwei."

Es pochte an der Tür.

Die Schwester, die schweigend zu Füßen des Christusbildes gesessen war, stand auf und öffnete.

Der Arzt stand draußen; — hinter ihm zwei Krankenträger, die eine Gestalt mit verbundenem Gesicht zwischen sich führten. Die Augen und die Stirn des Kranken waren völlig verdeckt von der weißen Binde, nur die Lippen und das Kinn waren noch frei.

„Ein schwerer Fall," sagte der Arzt leise zur Schwester. „Eine Verwundung bei einem Duell auf schwere Waffen. Das eine Auge ist völlig durchschnitten, das Gehirn verletzt. Sie werden ihn wohl nicht lange pflegen müssen. . ."

Der Arzt sah nicht, wie die Schwester zusammengefahren war, als sie die reglose Gestalt erblickte, die die Diener da aufrecht hielten.

Er hatte sich schon wieder zum Kranken gewendet, den man in den Saal brachte und in der andern Ecke des Raums bettete, damit er nicht allzusehr gestört würde von dem verbissenen Schmerz des Schlossergesellen, der mit dem Stumpf seines Beines noch immer wie irr auf- und niederfuhr und dumpf im Takte dazu zählte.

„Der Name — ?“ fragte die Schwester bleich, wie mechanisch.

„Leo Karsten, Ingenieur,“ sagte der Arzt. „Ich habe seinen Eltern bereits Kenntnis gegeben. Sie wohnen weit fort, — droben in einem Grenzdorf des Thüringer Walds. — Ich zweifle, daß sie ihn noch am Leben treffen werden.“

Er schwieg. Er hatte gesehen, wie die Schwester zusammengefahren war, als er des Kranken Namen nannte. Und ihre Hand ergreifend, sagte er:

„Sie haben wohl wieder zu lange bei den Kranken gewacht, Schwester Maria. Das greift Sie zu sehr an. Ich muß Sie ernstlich mahnen, sich zu schonen.“

Die Schwester schüttelte nur verneinend das Haupt. Sie hatte ihre Ruhe schon wiedergefunden. Bleich und hochaufgerichtet sagte sie:

„Nein, nein. Nicht das —.“

Und sie strich sich über die Stirn und schritt hin, dem kranken Schlossergesellen einen Eisumschlag um die fiebernde Stirn zu legen.

* * *

Nun waren Arzt und Diener wieder gegangen.

Durchs offene Fenster strich der Maiwind und die Bäume im Garten drunten rauschten leise. Die Mainachtsterne segelten schon droben golden und feiervoll durchs Blaue und eine Nachtigall schlug in den Linden des Gartens wehmütig und bang wie im Liebestod.

Der Schlossergeselle regte sich nicht mehr. Der Eisumschlag dämpfte sein Fieber. Mit geschlossenen Augen lag er und schwieg.

Die Schwester sah, wie die Hand des neuen Kranken drüben umhertastete. Er wußte nicht, wo er war. Sie trat hin und ergriff die Hand.

„Wo bin ich?“ fragte er leise.

„Im Krankenhaus.“ Sie redete gleichfalls gedämpft. Die Klangfarbe ihrer Stimme war nicht zu erkennen.

„Ah so — —.“ Dem Kranken ging ein Verständnis auf. Er zog seine Hand zurück. „Und Sie sind eine Schwester?“

„Ja.“

„Sagen Sie mir — ich bitte Sie —“ und Karsten bäumte sich auf in den Kissen — „wie steht es eigentlich mit mir? Reden Sie offen! Muß ich sterben?“

Sie drückte ihn sanft wieder nieder.

„Die Lage ist sehr ernst,“ sagte sie.

„Also doch.“ Das sagte er laut und dumpf. „Also doch! Ich danke Ihnen.“

Und er suchte wieder nach der Hand der Schwester, sie dankend zu drücken, und Schwester Maria sah, wie ein goldner Ring mit einem Opal, der im Licht der Lampe blutrot erglühte, an der Hand des Kranken blitzte.

Da wurde es Schwester Maria mit einem Male so todestraurig ums Herz. „Leo Karsten — — Leo Leo — —“ sauste es ihr durchs Ohr und ihr Blut jagte in wilden Schlägen.

Und sie trat zurück und legte die Hände vors Gesicht und lehnte sich ans Fenster. Keiner sah sie. Denn der Schlossergeselle schlief ja und der andere lag da mit verbundenen Augen, stumm und reglos.

Sie war eine hochgewachsene Gestalt. Ihr bleiches Gesicht war nicht schön, aber die tiefen, dunklen Augen strahlten stets so mild den Sterbenden letzten Trost in die Seele. Das Schönste an ihr waren vielleicht die schlanken, blassen Hände, die sie jetzt vors Antlitz geschlagen hielt. Reinheit und Entsagung lag in den feinen Linien dieser Hände; denn auch aus der Hand spricht die Seele eines Menschen, lebendiger fast als aus dem Gesicht.

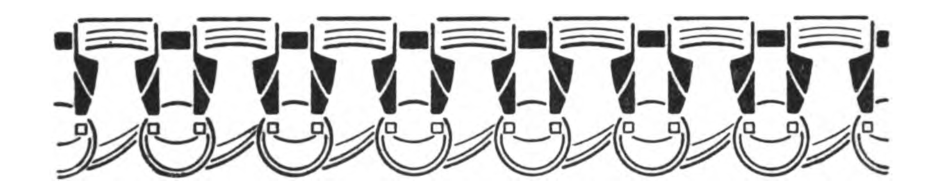
Die warme Mainacht tat Schwester Maria wohl. Sie löste die Hände vom Gesicht und blickte auf den Garten hinaus. Immer noch schluchzte die Nachtigall in den Büschen wehmütig und berückend. Und die ersten Frührosen funkelten heiß im Mondlicht drunten im Gesträuch und die Rosenbüsche, die sich rings die Mauer entlang zogen, schienen einen Wall der Freude auftürmen zu wollen um diese Mauern des Jammers und Sterbens.

Und wie Schwester Maria da lehnte und auf die ersten Rosen und Nachtlilien hinunterblickte, die der warme, weiche Mai aus der inbrünstig wachsenden Erde emporschießen und Blüten hatte treiben lassen, kam die Erinnerung durch Mondglanz und Sternenlicht auf einmal leise auf sie zu und faßte nach ihren Händen ... Leise sprach sie zu ihr, kaum hörbar. Aber wie Rauschen festtäglicher Musik scholl es durch Schwester Marias Seele und ihr Herz tat sich weit, weit auf und lauschte den fremden Worten voll sehnsüchtiger Süße — — —.

Das war ein anderer Frühlingstag gewesen. Die Osterbäche brausten durchs Land, die Schollen waren gesprengt worden von der Fülle der Kraft, die in den Wildwassern lag, die vom Jura niederschossen. Und nachts hatte der Lenzsturm oft wider die Scheiben getrommelt und die alte Pappel, die im Garten ihres Vaterhauses stand, hatte geächzt und wider die Mauern Sturm geschlagen gleich einem mahnenden Riesenfinger.

Aber die Osterglocken hatten den Sturm übertönt und gewendet wie in alter Zeit, wo man bei Gewitterklängen die Glocken läuten ließ und der Sturm wie ein gescholtenes Kind sich dann zum Schlafen legte. Und ein herrlicher Ostermorgen war heraufgezogen und hatte alle jungen Herzen gesegnet und zum Blühen gebracht wie die Knospen draußen im Garten.

Da war sie mit Leo Karsten durch die alten Straßen ihrer Heimatstadt geschritten, all die junge Sehnsucht ihrer neunzehn Jahre im Herzen, und das schwarze Kleid der Entsagung, das sie jetzt trug, hatte sie noch nicht umhüllt. Und sie hatte gesehen, wie mancher Blick auf ihnen ruhte und sie beide fast neidvoll bestaunte, die beiden jungen, stolzen Menschen, die hochgewachsen, eng aneinandergeschmiegt dahingingen. Und als durch die alte, gotische Kirche der Osterjubel dann schwoll und brauste und das Jauchzen



Umschau.

Einen guten Beitrag zur Handhabung der Zensur im vormärzlichen Österreich bietet das kurze Memoire eines unbekannten Autors, das uns handschriftlich vorliegt und, da es in seinem Stoff das Jahr 1809 zum Gegenstande hat, hier mitgeteilt zu werden verdient. — Der Verfasser, der sich leider nicht unterfertigt, hatte eine „Geschichte oder Historische Nachrichten über die Belagerung und Besetzung Wiens durch die Franzosen und ihres Aufenthaltes daselbst bis zum Frieden im Jahre 1809. Von einem Augenzeugen“ (Motto: O tempora, etiamsi nobis infesta, Tamen non sine patriae gloria) geschrieben; er gibt in seinem Schriftstück zuerst einen Überblick über die Gliederung und den Inhalt der Schrift, der immerhin einen lehrreichen Einblick in diese — leider verloren gegangene oder in irgend einem Archive dem Vergessen anheimgefallene — Arbeit gewährt, so daß er eines Abdruckes wert erscheinen dürfte. Der Verfasser teilt den Stoff in vier „Perioden“. Die erste Periode schildert die „veranlassenden Ursachen zur Belagerung Wiens bis zur Ankunft der französischen Armee vor den Mauern der Stadt und bis zum Angriffe der Festung im Jahre 1809“ und zerfällt in 2 Abteilungen: „I. Abteilung. Kriegserklärung Österreichs gegen Frankreich und seine Bundesgenossen und Marsch der österreichischen Hauptarmee über den Innfluß. Vorfälle in Bayern bei Landshut und Regensburg und Rückzug der österreichischen Hauptarmee über die Donau nach der Pfalz gegen Böhmen. Rückzug des Hillerischen Heeres gegen Oberösterreich und Einfall der französischen Hauptarmee in dieses Land. — II. Abteilung. Vordringung der französischen Armee gegen die Hauptstadt Wien, vergeblicher Widerstand gegen dieselbe. Anstalten in Niederösterreich zur Aufhaltung der feindlichen Armee in ihrem Vordringen und Vorkehrungen zur Verteidigung der Stadt und Festung Wien.

Zweite Periode. Vom Angriffe auf die Festung Wien und ihrer Belagerung bis zum Einmarsche der Franzosen daselbst. I. Abteilung. Erscheinen der Franzosen vor den Mauern der Festung Wien und Belagerung derselben. Beschießung durch Haubitzgranaten und Anzündung einiger Häuser; dann Ubergang einer Abteilung französischer Truppen über den Donaukanal in den Prater und Festsetzung daselbst. Kapitulation von Wien. — II. Abteilung. Einmarsch und Besetzung Wiens durch die Franzosen, Wirkung auf die Stadt, Zustand der Einwohner während der Belagerung, Lebensmittel, Vorfälle daselbst, beiderseitiger Verlust.

Dritte Periode. Von dem Aufenthalte der französischen Truppen in Wien bis zu den Schlachten bei Wagram, bei Znaim und dem Waffenstillstande. I. Abteilung. Aufenthalt der französischen Truppen in Wien während ihres Krieges in Österreich, ihr Betragen daselbst. — II. Abteilung. Schlacht bei Aspern, ihre Wirkung auf Wien und Ereignisse daselbst. — III. Abteilung. Zustand der Einwohner, Beschaffenheit der Lebensmittel und Verpflegung Wiens; Zurüstungen und Vorkehrungen

der Franzosen zum wiederholten Übergange über die Donau und erneuerten Angriffe daselbst.

Vierte Periode. Von den Schlachten bei Wagram, bei Znaim und dem Waffenstillstande bis zum Frieden und zur Rückkehr des Kaisers Franz in die Residenz. I. Abteilung. Schlacht bei Wagram, Folgen für Wien, Schlacht bei Znaim, Waffenstillstand und Vorbereitungen der Franzosen zur Fortsetzung des Krieges. Lebensmittel und Lebensweise der Bewohner Wiens während dieser Zeit. — II. Abteilung. Friede, Folgen davon: Sprengung der Festungswerke, Ausschreibung einer Kriegskontribution, endlicher Abmarsch der französischen Truppen und Befreiung der Stadt, Übernahme der Wachtposten von der Wiener Miliz; dann Rückkehr des Kaisers Franz in die Residenz und einige Notizen aus der Hofzeitung, während des Krieges herausgegeben in Ofen."

Nach diesen Darlegungen heißt es weiter:

„Der Verfasser lebte in jener Zeitperiode selbst in Wien und war bei den vorgefallenen Begebenheiten gewöhnlich entweder selbst Augenzeuge oder doch in Gelegenheit, sich aus der Quelle unmittelbar zu unterrichten. Weiters hat er teils gedruckte Urkunden aus jener Epoche gesammelt, teils auch ein Tagebuch geführet und jene Vorfälle darin unparteiisch eingetragen.

Dieses Werk ist zuerst 23 Bogen stark im Jahre 1821 verfasset und bei der Löbl. Zensur eingereicht worden; allein es wurde ihm bald bedeutet, daß der damalige Zeitpunkt nicht geeignet sei, die Druckbewilligung zu erteilen. Nach 10 Jahren im Jahre 1831, erneuerte er seinen Versuch um Bewilligung zum Imprimatur; allein auch dießmal wurde es beseitiget, obwohl ein ziemliches Publikum den Druck zu wünschen schien. Der Autor erkundigte sich näher um die Hindernisse und als er hörte, daß die Herren Zensoren nichts gegen den Druck einzuwenden hätten und nur die Hofstelle Bedenken trug, schrieb er die vier Hefte ab, ließ die bemängelten Stellen — gegen 7 Seiten — weg, meistens in Beziehung des Linienmilitärs, und reichte im Jahre 1833 wieder bei der Zensur ein, erhielt aber wieder die Beseitigung. Als er nun bei der Hochlöbl. Hofstelle um die Beweggründe anfragte und zugleich die schriftliche Bitte anschloß, selbes im Auslande drucken zu dürfen, wurde ihm von Herrn Hofsekretär v. Mährenthal als Referenten im Namen der Hofstelle verbeschiedet, daß im Jahre 1809 die Herren Erzherzoge bei der Armee kommandierten und eben nicht glücklich waren, man wolle durch Erregung der Geschichte keine Gärung unterhalten und aus eben dem Grunde wolle man auch nicht den Druck im Auslande, indem man überhaupt die Erinnerung an die Vorfälle von 1809 nicht erneuern wolle. Allein", bemerkt in seinem Schlußsatze der Verfasser der Denkschrift — und wohl mit Recht — dazu, „diese Vorfälle gehören ja zur Zeitgeschichte und andere werden es nachteiliger darstellen."

* * *

In dem kleinen schwäbischen Landstädtchen Lauchheim im württembergischen Jagstkreis wirkt als Arzt Dr. August Gerlach, der, wenn er seine Visiten beendet hat, sich gern in die archivalische Durchforschung über die alten Zeiten Lauchheims vertieft. Und was so jahrelange Emsigkeit zusammengetragen, liegt nun in Buchform vor: Chronik von Lauchheim. Geschichte der ehemaligen Deutschordenskommende Kapfenburg. (Ellwangen, Bucher, 1907. 363 S.) Es ist alles verständig geordnet, in schlichter, einwandsfreier Weise wiedergegeben. Obwohl immer nur enge Lokalgeschichte, ist die Lektüre auch für den Fremden lehrreich und interesse-

erweckend. Neben der Stadthistorie wird auch ein gutes Stück der Deutschordensgeschichte geboten. Denn gleich außer der Stadt „blickt von steiler Bergeshöh' aus grünendem Baumkranz das stolze Schloß Kapfenburg herab auf das von Alters ihm schutzbefohlene Lauchheim." Ein gutes Stück Verwaltungsgeschichte einer ansehnlichen Ordenskommende! Warum ich aber von dem liebenswürdigen Büchlein hier spreche, das hat seinen besonderen Grund. Bei meinen Forschungen über den tirolischen Kanzler Bienner ging ich auch der Frage über dessen Heimat nach. Nach langem Irren im Dunkeln verfiel ich auf den Gedanken, mich an die Freiburger Universität zu wenden, als deren Schüler ich den jungen Bienner vermutete. Und richtig erhielt ich von dort den Matrikelauszug: Guilielmus Biner Laupheimensis d. (= dioec.) August., immatric. 13. Nov. 1607. Hochbefriedigt übernahm ich ohne weitere Skrupel diese Notiz zu weiterer Verwendung. (Auch die jetzt im Drucke veröffentlichte Freiburger Matrikel bringt S. 746 die Stelle über Bienner genau so, wie sie mir mitgeteilt wurde.) Etwas fiel mir wohl alsbald auf. Ich hatte bereits herausbekommen, daß Bienners Vater Deutschordensbeamter war. Laupheim war nie Kommende. Meine Recherchen führten dazu, daß in nicht allzugroßer Entfernung Ordensgüter lagen. Und das war mir Trost genug, so daß ich nun, von weiteren Bedenken unbeirrt, urbi et orbi verkündete, Laupheim (im württembergischen Donaukreis) sei die Geburtsstadt des berühmten Kanzlers. Nach einigen Jahren wurde ein neues Bedenken in mir erregt. Herr Reichsarchivdirektor Baumann, der gründliche Kenner der südwestdeutschen Dinge, machte mich bei einem Münchener Besuche aufmerksam, daß jene Freiburger Stelle ein Nonsens sei: Laupheim sei Konstanzer und nicht Augsburger Diözese gewesen. Er selbst setzte gleich bei, es dürfte sich wohl um Lauchheim handeln, das ja graphisch und phonetisch leicht mit Laupheim zu verwechseln ist. Damals mit ganz anderen Problemen beschäftigt, nahm ich diesen Wink zur Kenntnis, ohne mich meritorisch mit ihm zu befassen. Die Lektüre von Gerlachs Chronik ließ nun die Sache mit Bienners Geburtsort neu in mir aufleben. Ich bekenne offen, daß Baumanns Bemerkung völlig zutrifft. Lauchheim ist augsburgisch und es war Deutschordensbesitz. Leider hat uns Gerlach nur die Namen der Komthure und der Trysoleiverwalter überliefert. Wäre er in seiner Aufzählung zu den unteren Ordensbeamten vorgedrungen, so wäre wohl ein Christoph Bienner zum Vorschein gekommen. Aber auch so bietet die Chronik Anhaltspunkte genug. Des Kanzlers Schuldbriefe, die ihm als Familienerbe zukamen, weisen vornehmlich nach Lauchheim: so schuldet ein Michael Lindner in Lauchen (1601) und der Wirt Michael Khreß ebenda (1611) (Gerlach nennt speziell die Khreß unter den Lauchheimer Altbürgern, S. 211). Andere Familienpapiere lauten wieder auf die unmittelbar benachbarten Grafen v. Oettingen sowie auf die nahen Gotteshäuser Beuren und Neresheim. Wilhelms Schwester war Priorin in Beuren. Seine andere Schwester Regina war wieder die Frau eines Paul Stromayr in dem nicht weit entlegenen Gelchsheim. Ziehe ich also die Summe aus diesen Erwägungen, so komme ich zum Resultat, daß Kanzler Wilhelm Bienner in Lauchheim das Licht der Welt erblickte. Und bei einer etwaigen Revision der Tabelle „bedeutender Männer aus Lauchheim" wäre Gerlach vollauf im Recht, dem wackeren Hofkanzler eine Stelle darin anzuweisen. — Ganz passend hat Gerlach sein Opus dem Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Eugen gewidmet. Hirn.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leogesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.



Die moderne naturwissenschaftliche Erkenntnis und ihre Beziehungen zur christlichen Apologetik.

Ein Nachwort zu den Vorträgen P. Wasmanns, S.J. (3. und 4. Mai 1907.)

Von **Albert Wimmer.**

Der Naturhistoriker im Ordenskleide, welcher das so schwierige Thema der Entwicklungslehre und der an sie geknüpften naturwissenschaftlichen und philosophischen Hypothesen erörterte, hat sich dabei vor allem den Nachweis zum Ziele gesetzt, daß es ein Irrtum sei, die rein wissenschaftliche Auswertung der von Charles Darwin und vor diesem schon von Lamarck aufgestellten Entwicklungstheorien als mit der katholischen Lehre unverträglich zu betrachten. Er vertritt hier gleich so vielen anderen katholischen Gelehrten die gesunde Richtung der Loslösung von einer engherzigen wörtlichen Auslegung, welche dem erhabenen Worte Gottes nur Gewalt antut.

Es muß konstatiert werden, daß neuerdings eine Annäherung zwischen den katholischen und akatholischen Vertretern der Naturwissenschaften stattgefunden hat, welche sogar an das konventionelle Maß des gegenseitigen Geltenlassens hinanreicht; es muß auch das noch wichtigere Moment hervorgehoben werden, daß diese erfreuliche Annäherung durchaus nicht durch eine vermittelnde Preisgabe wesentlicher Teile des katholischen Standpunktes zustande gekommen ist. Die Naturwissenschaft ist so weit ein neutrales Gebiet, als die einfache Wahrheit erwiesener Tatsachen in Betracht kommt, und innerhalb dieses neutralen Gebietes können grundsätzliche Unterschiede oder gar Gegensätze zwischen katholischen und akatholischen Forschern nicht vorhanden sein. Ganz anders verhält es sich allerdings mit den philosophischen Schlußfolgerungen aus jenen Tatsachen.

Die Elementartheosophie des Empedokles hat seit fast dritthalb Jahrtausenden schon manche Neuauflage erlebt, wenn auch in wechselnder Ausgestaltung ihres Grundgedankens: alle diese Systeme anerkennen zwar den Dualismus von Attraktion und Repulsion, nicht aber einen solchen von Schöpfer und Schöpfung. Der Begriff und Lehrsatz „Gott ist die Welt" und dessen Umkehrung „Die Welt ist Gott" bietet ja dem Empirismus eine außerordentlich bequeme Handhabe, der Notwendigkeit einer theologischen Auffassung auszuweichen, wie sie sonst schon allein von den nicht wegzuleugnenden Tatsachen der Ewigkeit und Unendlichkeit gefordert wird.

Die neueste Erscheinung auf diesem Gebiete der Naturphilosophie ist der lebhaftest propagierte „Monismus" Haeckels und seiner Parteigänger. Diese philosophische Lehre ist eine Wiederbelebung des Hylozoismus, der alten

Lehre von der Weltbeseelung, an welcher nur zwei Faktoren neu sind: sie stützt sich einerseits auf die exakten Ergebnisse der Paläontologie und der Zootomie, andererseits ist sie weder eine philosophische noch eine wissenschaftliche Lehre, sondern ein sozialpolitisches Kampfmittel von eminent agitatorischer Kraft und mit rein agitatorischem Endziel, nur in jenen Schichten wirksam, für welche es berechnet ist: in der geistig urteilslosen und daher widerstandsunfähigen Masse. Das geradezu lächerlich schwache Truggebäude des Monismus ist so leicht und einfach zu widerlegen, daß die Annahme seiner aufrichtigen Anerkennung durch wirklich Hochgebildete direkt unstatthaft erscheint. Die erste, ursprüngliche Voraussetzung alles Seins, gleichviel, ob man sie als Geist oder als Materie auffaßt, kann ihrerseits selbstverständlich keine weitere Voraussetzung besitzen und folglich ist auch jede geringste Hemmung undenkbar, infolge welcher ihre Eigenschaften (Kräfte) bestimmt und begrenzt hätten werden können. Das Ursein muß unter allen Umständen absolut vollkommen, der Inbegriff aller positiven Eigenschaften (Kräfte) und jeder dieser Eigenschaften in unendlicher Potenz sein; schon der geringste Abstrich von dieser Vollkommenheit im Sinne gegebener besonderer Eigenschaften setzt einen außerhalb des Urseins existierenden anders gearteten Einfluß voraus, d. h. dann wäre das Ursein nicht mehr voraussetzungslos, also kein Ursein mehr, und wir müßten ein anderes, ihm vorausgehendes und es bestimmendes Ursein annehmen, von welchem ganz natürlich wieder das Gleiche gelten müßte, und so fort in infinitum. Die unendliche Potenz des Urseins ist demnach absolut nicht anzuzweifeln, ebensowenig aber, daß aus dieser unendlichen Potenz bei der absoluten Abwesenheit jeder inneren und äußeren Hemmung unter gar keinen Umständen Endliches, Bestimmtes, Beschränktes hervorgehen konnte. Sobald man nicht im Ursein einen intellektuellen, persönlichen Willen annimmt, ist die Welt, in welcher wir leben, diese Welt voll störender Zufälle, Abweichungen und Unvollkommenheiten, diese Welt des Kampfes der Kräfte und der ständigen Wiedervernichtung kaum erzeugter Gebilde absolut unerklärbar. Hier, in diesem Ursein, tritt uns mit zwingender, überzeugender Kraft die Erkenntnis einer Tatsache entgegen, die Dreiheit von Wille, Intellekt und Person vereinigt in der unendlichen Potenz: diese Tatsache ist Gott, nicht aber die Summe der aus seinem persönlichen, intellektuellen Willen hervorgegangenen Welten, mag diese auch quantitativ unendlich scheinen. Diese Folgerung ist so absolut einfach und in ihrer Einfachheit so selbstverständlich, daß wirklich klar denkende Menschen dieselbe gar nicht übersehen können. Darum glaube ich auch nicht an die Aufrichtigkeit der Propheten des Monismus; darum vermag ich die Lehre des Monismus beim besten Willen weder zur Philosophie noch zur Wissenschaft zu rechnen, sondern nur zur vulgären politischen Agitation.

Die absolute Unaufrichtigkeit der monistischen Lehre tritt schon darin klar zu tage, daß ihre Urheber und geistigen Förderer wissen müssen, in dem Worte Gott nicht den Begriff Gott, wie er einzig möglich ist, gegeben zu haben, sondern nur eine zweckbewußte, auf die geistige Wehrlosigkeit der Massen berechnete betrügerische Fälschung des Begriffes „Materie“; sie müssen es wissen und wissen es auch ganz genau, daß ihr „Monismus“ nichts ist als ganz gewöhnlicher moderner Reklameschwindel, mittelst dessen

sie die alte, nicht mehr recht gangbare Ware des atheistischen Materialismus neu etikettiert wieder unter die leicht betörten Massen werfen wollen.

„Die Welt ist Gott", lehrt der Monismus. Schlaue Demagogen sprechen diesen völlig inhaltslosen Satz vor und gedankenlose Halbgebildete wiederholen ihn andächtig als Dogma; sie bilden sich dabei ein, etwas ungemein Tiefsinniges zu sagen, und beglückwünschen sich zu dem Tausche ihrer alten, engen Religion gegen diese erhabene neue. Wenn wir den Kampf gegen die Leute von der Propaganda der „wissenschaftlichen Tat" im Dienste der Wahrheit und Klarheit führen, so wollen wir gewiß jenen Gelehrten nichts Neues sagen oder sie zu bekehren suchen: sie wissen das alles genau so gut wie wir und es fällt auch niemandem ein, an ihrer Bedeutung und ihrem Verdienste für die exakte Naturwissenschaft zu zweifeln; wir haben aber im Sinne wahrer Humanität, wie P. Wasmann sehr richtig bemerkte, die unabweisbare Pflicht als Menschen, die Schwachen — und das sind zu allen Zeiten die breiten Massen gewesen — gegen die heimtückische Vergiftung ihrer Denkweise und damit ihres inneren Glückszustandes durch einen derartigen philosophischen Betrug, wie es der Monismus ist, energisch zu schützen. P. Wasmann entrollte vor seinen Hörern in seinem schön gegliederten Vortrage eine derartige Fülle von exaktem und kritischem Material, daß ich nur weniges noch herausgreifen kann, das eines Kommentars zu bedürfen scheint. Vor allem möchte ich an einen Hauptsatz der naturwissenschaftlichen Apologetik: „Gott wirkt durch seine Gesetze", einige Betrachtungen knüpfen. Recht erfreulich muß hinsichtlich dieses Satzes das offenherzige Zugeständnis eines Disputationsgegners unseres gelehrten Redners, des Professors Platen, berühren, daß die Naturgesetze unbedingt einen Gesetzgeber zur Voraussetzung haben müssen. Kann es etwas Seltsameres geben als die Tatsache, daß die Anerkennung eines so durchaus klaren, selbstverständlichen Satzes als hocherfreuliche Ausnahme gepriesen werden muß? Die dogmatische fanatische Verbissenheit der atheistischen Hetzapostel kann wahrhaftig durch keine Polemik so vernichtend kritisiert werden als durch diejenige, welche sie, leider unbemerkt seitens ihrer blinden Verehrerschar, durch ihr Verhalten gegen sich selbst führen. Seitdem katholische Naturforscher die darwinistische Entwicklungstheorie rezipiert haben, ist aus dem Satze „Gott wirkt durch seine Gesetze" ein Spezialsatz abgeleitet worden, welcher als eine apologetische Anpassung an seine Theorie gedacht ist und dessen allgemeinste Fassung etwa wie folgt lautet: Gott legte in die von ihm erschaffenen Urformen des Lebens das schöpferische Gesetz der Entwicklungsfähigkeit zu höheren Formen. Die absolut feststehende Tatsache, daß in der Geschichte des organischen Lebens der Erde allmählich und nacheinander immer höherstehende, vollkommenere Gattungen auftreten, verleiht der Annahme einer Doppelschöpfung des Lebens und der seine Entwicklungsphasen bedingenden Gesetze einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Hiebei bleibt aber eine sehr wichtige Frage offen: wohnen diese Gesetze als physikalische Eigenschaften dem materiellen Grundstoffe alles Lebens, dem Protoplasma, inne oder sind sie samt ihrem Objekt, dem Leben als solchem, Funktionen höherer Kategorie als alle Gesetze und Wirkungen, welche wir an der eigentlichen Materie erkennen? Manche allgemein bekannte Erscheinungen weisen klar auf die Berechtigung der letzteren

Auffassung hin. So wandelt sich jedes Protoplasma im Augenblicke, da das Leben aus ihm entflieht, sofort in eine Materie von durchaus anderen chemischen und physikalischen Eigenschaften und kann durch keinerlei Mittel wieder in belebtes Protoplasma zurückverwandelt werden. Betrachten wir ferner die leblose Materie, so sehen wir ihre ferneren Wandlungen und Schicksale als durchaus abhängig von den anderen Stoffen, welche sie zufällig umgeben, und von jenen Kräften, welche zufällig auf sie einwirken. Je nach der Art und dem Grade dieser Einwirkungen kann das Verschiedenste aus ihr entstehen, sowohl der Qualität als auch der Form nach, aber ein und dieselbe Art der Einwirkung wird aus dem gleichen Stoffe zu jedem beliebigen Zeitpunkte das absolut gleiche Produkt bilden, und zwar ein Produkt, dessen innere Beschaffenheit an jedem Punkte die gleiche ist, während seine äußere Gestalt teils durch innere, an jedem Orte mathematisch gleich wirkende Kräfte, teils durch äußere Hemmungen bedingt ist. Betrachten wir hingegen belebtes Protoplasma, so tritt uns vor allem ein tiefgreifender, ja völlig trennender Unterschied von der leblosen Materie entgegen: die in der leblosen Materie wirkenden Kräfte wirken in stets unveränderlichem Sinne; ist ein Eisenstück feuchter Luft ausgesetzt, so oxydiert es sich am Ende eines beliebigen Zeitraumes genau so wie am Beginn desselben mit genau dem gleichen Endprodukt: Rost; die im belebten Protoplasma tätigen Kräfte hingegen ändern ihre Wirkungen in mannigfaltiger, bestimmten Zeiträumen unterworfener Abstufung mit zu jedem bestimmten Zeitpunkte verschiedenen Resultaten, sie wirken ferner gleichzeitig an verschiedenen Orten des belebten Gebildes in verschiedener Weise.

Betrachten wir die Keimung eines Samens, z. B. eines Hagebuttenkernes, so sehen wir sofort eine räumliche Teilung der Funktionen des Keimprotoplasmas; ein Teil bildet in die Erde eindringende Wurzeln, welche die Fähigkeit haben, mineralische Stoffe, Wasser und Verwesungsprodukte aufzunehmen und in jene besonderen, für fast jede Pflanze andersartigen Verbindungen zu verwandeln, deren der andere Teil des Keimprotaplasmas für die Bildung von Stengeln und Blättern bedarf. Aber auch innerhalb jeder dieser Teile sind die Funktionen des Protoplasmas nicht gleichartig; das Protoplasma in den Wurzeln bildet teils Aufnahmszellen (Wurzelhaare), teils Leitungszellen, das Protoplasma in Blättern und Stengeln aber hat noch viel verschiedenartigere Arbeit zu leisten; da gilt es Holzgewebe, Bastzellen und Hautzellen sowie Stacheln zu bilden, ferner die Blätter in genau vorgeschriebene Form mit ihren zahllosen verschiedenartigen Zellen auszugestalten. Im Herbste tritt hiezu noch eine neue Arbeit, die Bildung der Blattstiel-Trennungsschichten und der Achselknospen für den nächsten Frühling. Im Frühlinge wiederholt sich anfangs die Tätigkeit des Vorjahres mit der beschriebenen Arbeitsteilung. Bald aber tritt eine plötzliche Änderung ein, indem das Protoplasma in den Zellen der Triebspitzen nicht mehr Blätter, sondern die Anlagen der Blütenknospen bildet. Dazu kommt eine weitere stetige Veränderung und zugleich eine Vervielfachung der Aufgaben; da müssen die regelmäßigen, schön gefärbten Blüten, der Kranz ihrer Staubgefäße, ihre Stempel und Fruchtknoten gebildet und sowohl der Blumenstaub wie die Samenanlage in den Fruchtknoten mit der Fähigkeit ausgerüstet werden, durch ihre Verschmelzung keimfähige Samen zu bilden, welche im

stande sind, der Mutterpflanze in allen Eigenschaften gleiche junge Pflanzen hervorzubringen. Die Blumenblätter fallen endlich ab und nun gestaltet das Protoplasma das allmählich hellrot sich färbende Fruchtfleisch, umhüllt die in der Frucht enthaltenen Samen mit zahllosen Haaren, verleiht ihnen holzartige Härte und speichert in der Frucht selbst vor allem Zucker, in den Samen Stärke sowie andere, je nach der Art verschiedene chemische Verbindungen auf, zugleich aber auch das größte, jeder Erklärung oder gar experimentellen Nachahmung spottende Wunderwerk: das Keimprotoplasma. In diesem schafft das Protoplasma jene Voraussetzung, aus welcher es einst selbst hervorgegangen ist, mit jeder Reifeperiode aus sich selbst, und zwar in oft vieltausendfach größerer Menge. Wir haben hier besonders zwei Wirkungsweisen des Protoplasmas hervorzuheben: die auf die Erhaltung und Förderung seiner individuellen Existenz als organisiertes Wesen abzielende und jene, welche die gesicherte Forterhaltung des Arttypus zum Zwecke hat. Beiden Wirkungsweisen wohnen Elemente inne, welche völlig ohne Analogon in den gesetzmäßigen Wirkungen der anorganischen, oder genauer ausgedrückt, der nicht belebten Materie dastehen. Die Veränderungen der nichtbelebten Materie hängen von drei Faktoren ab: von den Arteigenschaften des betreffenden Stoffes, ferner von den Arteigenschaften jener Stoffe, welche ihn umgeben oder irgendwie auf ihn einwirken können, endlich von den Zuständen des Mediums aller Kraftwirkungen (nach dem Stande unserer heutigen theoretischen Erkenntnis des „Äthers"), in welche ja auch alle Fernwirkungen (Attraktion, Wärme, Licht ꝛc.) einbegriffen werden können. Daß diese drei hier getrennt angeführten Faktoren wahrscheinlich nur räumlich getrennte Wirkungsformen derselben Grundursache darstellen, ist hier ohne Belang. Das unterscheidende Moment liegt darin, daß jedes Resultat des Zusammenwirkens aller dieser Faktoren nur allein der rechnungsmäßige Ausdruck für ein zufälliges räumliches Nebeneinander ist, während das zeitliche Nacheinander, wie es in der Dauer oder im Wechsel der Vorgänge zutage tritt, nur durch das unmittelbar vorausgehende Nebeneinander bedingt wird und vor allem in gar keinem Zusammenhang mit irgendwelchen festbestimmten Zielen steht. Wenn beispielsweise ein Stück Meteoreisen, in fernen Jahrtausenden aus dem Weltraum auf die Erde gestürzt, tief im Boden eingebettet liegt, so können die verschiedensten Endprodukte aus ihm entstehen, je nachdem einerseits die umgebenden Stoffe beschaffen sind und andererseits in deren Beschaffenheit irgendwelche Veränderungen eintreten. Ein in der Nähe durchbrechender Lavastrom kann es zum Schmelzen bringen und sein inneres physikalisches Gefüge umwandeln; Feuchtigkeit und Schwefelgehalt der umgebenden Erde kann daraus goldglänzenden Pyrit bilden; enthält die Erde mehr Feuchtigkeit und zugleich freien Sauerstoff, so entsteht aus dem Meteor je nach dem Grade der Einwirkung gelber oder roter Eisenocher, ist auch zugleich Schwefel vorhanden, so verändert es sich in ein blaßgrünes Salz, welches sich in der Bodenfeuchtigkeit löst und allmählich von derselben mit fortgeführt wird; wirkt auf den oben erwähnten Eisenocher vulkanische Hitze ein, so können sowohl die demantschillernden, stahlgrauen Kristalle des Eisenglanzes oder die graphitartigen Schüppchen des Eisenglimmers, ebensowohl auch die traubigen, radialfaserigen Gebilde entstehen, welche der Bergmann Glaskopf

nennt. Von all diesen so verschiedenen Produkten ist keines das zweckmäßige Endziel der vorhergehenden Stufen; die verschiedenen Prozesse können stattfinden oder unterbleiben, ja manche können unter Umständen auch in verkehrter Richtung vor sich gehen, — jeder beliebige Zustand ist eine Tatsache, welche sich selbst genügt, und jeder Vorgang verläuft als Summe durchaus identischer Einzelvorgänge, ohne Bildung zweckdienlicher mechanischer Hilfsmittel oder chemischer Hilfsstoffe. So kann das Wasser in flüssiger Gestalt, als Nebeltröpfchen, als Gas, als Eis oder als Schneekristall existieren, es kann sich unter dem Einfluß der Elektrizität oder durch chemische Einwirkungen in seine Bestandteile Wasserstoff und Sauerstoff spalten, ja es ist möglich, das auch diese bis jetzt für einfach gehaltenen Elemente weiterhin trennbar sind.

Was immer auch das Wasser für Existenzformen annehmen, in welche Bestandteile es auch zerlegt oder in welche Verbindungen es übergeführt werden möge, es wird unter gleichen Umständen auf die gleichen Einwirkungen in durchaus identischer Weise reagieren und seine Existenzform von heute wird niemals dem gesetzmäßigen Zwange unterworfen sein, sich morgen in eine vorausbestimmte andere umzuwandeln. Das Wasser wird endlich niemals, so wenig wie irgend eine andere Verbindung bloß chemischer Natur, in Berührung mit anderen Stoffen, welche nicht selbst Wasser als solches enthalten, seine eigene Masse ständig vermehren.

Wie ganz anders verhält sich der belebte Stoff! Er bildet in gesetzmäßiger, genau vorherbestimmter Reihenfolge sowohl stets neue Fremdstoffe für die Zwecke seines Daseins wie auch in steter Vermehrung seine eigene Masse, er wirkt je nach Ort und Zeit durchaus verschieden, aber vollkommen streng gesetzmäßig. Die leblose Materie verändert sich nur jeweilig gemäß den eben tätigen Einwirkungen, der belebte Stoff aber erfüllt ein Programm, dessen Inhalt durch den Artcharakter gegeben ist. Diese Programmerfüllung durch den belebten Stoff läßt sich mit keiner Funktion der leblosen Materie vergleichen, selbst die Bewegungen der Weltkörper sind im eigentlichen Sinne nicht programmgemäß, denn sie sind nur die passive Fortsetzung der einst ihnen mitgeteilten Bewegung; immerhin aber wäre das noch das einzige halbwegs analoge Beispiel, denn auch hier ist gewissermaßen eine Vorherbestimmung künftiger Phasen, wenn auch nur örtlich, gegeben.

Wenn wir einen beliebigen unbelebten Stoff betrachten, so liegt in ihm nur die eine Fähigkeit, gemäß seinen Eigenschaften auf eine gegebene Einwirkung so lange in immer gleicher Weise zu reagieren, als sie andauert. Es ist also im unbelebten Stoff nur e i n Relativum gegenüber jeder besonderen Einwirkung tätig und Mannigfaltigkeiten seiner Wirksamkeit sind wieder nur durch eben so viele Mannigfaltigkeiten der einwirkenden Stoffe oder Kräfte möglich; eine Reihenfolge solcher Mannigfaltigkeiten in der Richtung der Zeit kann nur durch eine zufällige zeitliche Aufeinanderfolge verschiedener Einwirkungen hervorgebracht werden, ist also nur zufällig, nicht vorherbestimmt, denn das eigentlich veranlassende Moment liegt außerhalb des leblosen Stoffes, nicht in ihm. Wie ganz anders verhält sich das Protoplasma! In ihm liegt zu jedem Zeitpunkte jene ganze Summe von in ihrer Aufeinanderfolge zeitlich streng geordneten Beziehungen zu den im ganzen gleichbleibenden Einwirkungen von außen her (Wasser, Mineralstoffe,

Luft), welche Beziehungen eben die Biologie der Art, ihren Lebenslauf, ihre wechselnden Funktionen bis ins Detail bestimmen. Hiernach beruht ein Hauptunterschied zwischen lebloser und belebter Materie darin, daß im unbelebten Stoff keine Vorausbestimmung künftigen Wirkens und künftiger Veränderungen zu streng umschriebenen Zwecken enthalten ist wie im lebenden Protoplasma. Innere, allmählich erfolgende Prozesse in manchen Stoffen können hier nicht in Betracht kommen, weil solche sich in sich selbst verändernde Materien fast stets nicht nur Verbindungen, sondern zugleich irgendwie Mischungen darstellen, also außer ihrer homogenen Masse, jedoch in derselben verteilt, ein freies und von ihnen verschiedenes Agens (z. B. Luft, Wasser, freie Säuren, Elemente von großer Affinität) enthalten; selbst in den seltenen Fällen, in welchen tatsächlich durchaus gleichartige einfache Stoffe oder Verbindungen allmählich ihr inneres Gefüge ändern, liegt kein Analogon zum Verhalten des belebten Stoffes. So ändert erstarrter geschmolzener Schwefel nach einiger Zeit seine Kristallform und jedenfalls auch die Zahl der Atome, welche sein Molekül bilden, und einige leicht zersetzbare Verbindungen gehen langsam oder auch plötzlich in andere über; aber jeder dieser Prozesse ist nur der notwendige Übergang aus einem durch abnormale Bedingungen entstandenen, unhaltbaren (labilen) Zustande in ein Verhältnis des Ausgeglichenseins mit den fortan gegebenen Beziehungen, also in den Zustand der Ruhe; von da an verändert sich der leblose Stoff nicht mehr, solange nicht von außen her Kräfte auf ihn einwirken, welche sein Gleichgewicht aufs neue stören. Auch hierin liegt ein unüberbrückbarer Unterschied zwischen lebloser und belebter Materie: das Ziel, welches der unbelebten Stoffwelt durch ihre Eigenschaften vorgezeichnet wird, ist die Ruhe, das absolute Aufhören jeder Wirkung; das ausgesprochene Ziel des belebten Stoffes hingegen ist die Tätigkeit, ja sogar deren möglichste Steigerung. Wenn wir zu diesen beiden Gegensätzen noch einen dritten, nicht minder schwerwiegenden rechnen, die nur dem lebenden Stoff innewohnende Fähigkeit der logischen, zweckmäßigen Konstruktion, so erhalten wir folgende Definition:

1. Durch die Eigenschaften der unbelebten Materie wird weder die Reihenfolge noch die Art oder die Intensität ihrer vielleicht stattfindenden zukünftigen Zustandsänderungen vorausbestimmt.

2. Die Eigenschaften des leblosen Stoffes verleihen allen aus ihnen hervorgehenden Wirkungen als einzigen Inhalt das Streben nach einem Zustande des Gleichgewichtes, als letztes Ziel den Zustand absoluter Ruhe.

3. Jedes Gebilde, zu welchem sich die leblose Materie zu gestalten vermag, ist an sich der mathematische Ausdruck ihrer Eigenschaften und deren augenblicklicher Erregungsintensität; es besteht, soweit die gleichen Einwirkungen tätig waren, aus durchaus gleichen Formelementen und dient keinem räumlich oder zeitlich außer ihm liegenden Endzwecke; sein Zweck wird durch sein bloßes Dasein allein sowohl begründet als auch erschöpft.

Der belebte Stoff steht in jeder dieser Beziehungen im vollkommenen Gegensatz zum unbelebten:

1. Die lebende Materie enthält in sich die genaue Vorausbestimmung ihrer künftigen Tätigkeiten hinsichtlich ihrer Aufeinanderfolge und ihrer Art.

2. Das Ziel des belebten Stoffes ist die möglichste Steigerung seiner Tätigkeit mit dem Zwecke, sich selbst zu erhalten und aus sich selbst so viel als möglich Individuen zu schaffen, welche ihm an Eigenschaften gleich sind.

3. Die belebte Materie macht sich die umgebende leblose Stoffwelt für ihre Zwecke nutzbar und baut aus den von ihr entnommenen Substanzen nach Ort und Zeit sehr verschiedene Gebilde auf, von welchen jedes in vollkommen zweckmäßiger Weise derart konstruiert ist, daß es entweder eine notwendige Funktion für die Gegenwart (Schutz, Ernährung rc.) erfüllt oder aber die möglichst günstigen Vorbedingungen für künftige Funktionen schafft.

Daraus geht mit zwingender Klarheit der tatsächlich unüberbrückbare Gegensatz zwischen dem belebten und dem unbelebten Stoffe hervor.

Ist es denn aber auch wirklich der Stoff, welchem eine so abgrundtiefe Verschiedenheit innewohnt? Sind wir berechtigt, alle Materie in zwei große Gruppen ohne jeden Übergang zu teilen, auf der einen Seite die leblosen Stoffe, die Grundstoffe und alle ihre Verbindungen, auf der anderen die Millionen von Protoplasmaarten, welche es gibt? — Ein einfaches Beispiel aus der Natur möge uns Antwort geben: Emsig sucht die Schopfmeise im Röhricht nach Halmen für ihr kunstvolles Nest, mit fröhlichem Gezwitscher an den schwanken Schilfstengeln auf und ab kletternd, dann fliegt sie mit einem glücklich gefundenen brauchbaren Hälmchen weit über die Wasserfläche schnurgerade ihrem im Bau begriffenen Nestchen zu, ohne jemals an das unrichtige unter den vielen zu geraten, an welchen ihre kleinen Gefährtinnen am gleichen Orte ebenso fleißig arbeiten wie sie. Mit großer Geschicklichkeit flicht sie das neue Hälmchen unter die schon verarbeiteten und fährt so fort, bis endlich der zierliche, beutelförmige Bau vollendet ist. — Ein Jäger pirscht durch den Schilfwald, um Wasservögel zu schießen; ein verirrtes Schrotkorn fährt dem Vöglein durch das kleine, frohe Herz. Mit ausgebreiteten Schwingen liegt es nun reglos auf dem Wasserspiegel. — Nun möge uns die arme kleine Meise das Geheimnis ihrer stofflichen Eigenart enthüllen, mit welcher so zahlreiche verschiedene Eigenschaften verbunden sind. Wir wissen ja, daß die kleinen Schleimteilchen des Protoplasmas, welche alle Zellen des winzigen Körpers erfüllen, der wirksame Stoff sind, — also scheiden wir dieses Protoplasma aus und prüfen wir seine Eigenschaften! Die chemische Analyse kann uns durch die erhaltenen Prozentteile an Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel und anderen Bestandteilen beweisen, daß wir Protoplasma vor uns haben, aber kein Mittel, welches immer wir anwenden mögen, wird diesem eben noch so wunderbar wirkenden Stoffe eine andere Funktion entlocken, als daß er entweder zu einer toten, hornartigen Masse eintrocknet oder in übelriechende Verbindungen gasartiger Natur und Wasser zerfällt. Es erweist sich damit als ein lebloser Stoff wie jeder andere und es ist klar, daß diese große Veränderung in dem Augenblicke vor sich gegangen ist, als das tückische Schrotkügelchen dem Leben des Vögleins ein Ende machte. Dem Leben des Vögleins! Wo lag das Leben? — Die zunächst sich ergebende Antwort ist eine doppelte. Wäre das Vögelchen an den Wirkungen übergroßer Hitze oder Kälte zugrunde gegangen, so müßte man sagen, daß die Gerinnung des Protoplasmas daran schuld gewesen sei, daß also der Sitz des Lebens

mit dem Protoplasma zerstört wurde. In unserem Falle aber traf das verhängnisvolle Blei ins Herz und lähmte mit dem Zentralorgan des Blutkreislaufes zugleich alle Funktionen der übrigen Organe; damit unterbrach es den weiteren Ernährungs- und Erneuerungsprozeß und tötete so das Protoplasma. Hier erscheint also der Tod des Protoplasmas als Folge, nicht als erste Ursache, denn diese lag in dem Aufhören aller organischen Tätigkeit infolge Verletzung des vegetativen Hauptorganes. In beiden Fällen ist aber zweifellos der Tod des Protoplasmas — ob er nun direkt oder indirekt erfolgt — die eigentliche Ursache, warum das Leben unwiederbringlich entschwindet. Das Protoplasma selbst haben wir ja dem toten Körper entnommen, aber es zeigt jetzt nicht mehr die Eigenschaften der lebenden, sondern die ganz entgegengesetzten der leblosen Materie. Auch unmittelbar nach dem Tode dem Körper entnommen oder auch von dem noch lebenden Körper getrennt, verleugnet es alle seine früheren Eigenschaften und Fähigkeiten. Damit ist der Beweis erbracht, daß einerseits das geheimnisvolle Agens, welches wir Leben nennen, nur unzerstörtem Protoplasma innewohnen kann, daß andererseits aber das Protoplasma alle Fähigkeiten eines belebten Stoffes einbüßt, sobald jenes Agens daraus entflieht, und daß endlich das Leben selbst nicht an jeden beliebigen Teil seines Sitzes, sondern an die Integrität einer ganz bestimmten Summe von Protoplasma bewohnter, von ihm aufgebauter Bestandteile gebunden ist, welche zusammen wenigstens die wichtigsten Teile eines lebenden Individuums bilden. Hieraus geht ganz klar hervor, daß vor allem das Wirksame im belebten Stoff nicht eine chemisch analysierbare Verbindung, sondern das genannte rätselhafte Agens „Leben“ ist, und daß ferner der bis zu einem gewissen Grade vollkommene Bestand eines dem Leben entsprossenen Gebildes die unerläßliche Bedingung bildet, unter welcher ihm das Leben innewohnen kann.*) Hier zeigt sich ein weiterer absoluter Gegensatz zum unbelebten Stoff; bei diesem hängt das Gebilde vom Stoff ab, nicht aber letzterer vom Gebilde; die

*) Die „Transplantationen“ von Fleisch, Haut oder dgl. von einem Körper auf den andern bei chirurgischen Operationen und die entsprechenden Eingriffe beim Pfropfen oder Okulieren von Pflanzen sprechen durchaus nicht gegen diesen Satz. Die auf andere Individuen übertragenen Teile können nur dann lebend bleiben, wenn jene der angeführten Anforderung des lebensfähigen Bestandminimums entsprechen, behalten jedoch auch auf fremdem Nährboden die für ihre Art charakteristischen Funktionen bei. Beim Pfropfen und Okulieren von Pflanzen muß man übrigens bedenken, daß der zur Verwendung kommende Pflanzenteil etwas in sich Ganzes darstellt, denn die Knospenanlagen enthalten schon, ähnlich dem Samen, alle Elemente eines künftigen Individuums und bedürfen nur besonders günstiger Bedingungen für ihr Fortleben, welche ihnen eben durch die Verbindung mit einem in voller Triebkraft befindlichen ähnlichen Nährboden geboten werden. Verwandt ist auch die Vermehrung von Pflanzen durch abgeschnittene, in die Erde gesteckte Zweige, wobei sich der betreffende Pflanzenteil durch Bildung von Wurzeln zu einem selbständigen Gebilde ergänzt. Es darf hiebei auch nicht übersehen werden, daß solche Pflanzen eben nicht einzelne Individuen, sondern Summen von solchen sind, und es ist für den Zweig gleichgiltig, ob er auf seiner ursprünglichen oder einer neuen Unterlage oder wohl auch in der Erde weiter wächst. Etwas ganz anderes wäre es, wenn man ihm die Rinde nähme; dadurch würde er im angeführten Sinne zu einem unvollständigen Gebilde und müßte absterben.



Anwesenheit des Lebens hängt aber vom Gebilde ab, wie dieses von ihm. *)

Es besteht demnach ein inniger Zusammenhang zwischen dem wirksamen Agens, dem Leben, und der besonderen Ausgestaltung des Gebildes, welches es mit zweckmäßiger Ausnützung der umgebenden toten Materie aufbaut. Hier sind wir nun vor der alten Frage nach dem Sitz des Lebens angelangt, vor der Frage nach dem Wo, bevor wir noch das Was und das Wie endgiltig festzustellen vermocht haben. Auch da drängt sich uns wieder die Forderung der innerhalb der schon erörterten Grenzen ungestörten Erhaltung eines Bestandminimums auf. Ein Samenkorn besteht beispielsweise aus zwei Hauptteilen: dem Keim, einem meist kegelförmigen winzigen Gebilde, und dem Nährstoff-Reservoir, welches den größten Teil des Samenkornes bildet. Keiner dieser beiden Teile vermag für sich, vom anderen getrennt, fortzuleben, d. h. eine neue Pflanze zu bilden. Schüttelt man ein frisches Hühnerei sehr stark, so genügen die dadurch in seinem schleimigen Innern hervorgebrachten kleinen Substanzverlagerungen zu seiner Tötung; niemals wird aus ihm ein Küchlein erbrütet werden. Diese Tatsachen ergeben mit voller Klarheit ein weiteres Moment: der Bestand des Lebens ist an den ungestörten Zusammenhang der Stoffe, welchen es innewohnt, im Sinne einer ganz bestimmten, fest gegebenen Anordnung ihrer untereinander verschiedenen Teile geknüpft.

Aus all dem geht mit unumstößlicher Gewißheit als erste Frucht unserer Untersuchungen der Satz hervor: das Protoplasma ist nicht das Leben, an sich allein nicht einmal dessen unmittelbarer Träger; es ist nur das Baumaterial, welches vom Leben unaufhörlich neu erzeugt und vermehrt wird, um daraus erst durch gesetzmäßige innere Anordnung und Gestaltung seine eigentlich wirksame Voraussetzung zu bilden.

Aber nicht nur im räumlichen Sinne erscheinen Anordnung der Teilchen und Gestaltung des Ganzen gegeben, beide sind auch im zeitlichen Sinne vorausbestimmt. Wenn sich aus einer konzentrierten Alaunlösung am ersten Tage einige winzige achtflächige Kristalle abscheiden, so können sich dieselben innerhalb einiger Zeit entweder an Zahl oder an Größe vervielfachen, gewöhnlich wird beides stattfinden. Wie viele oder wie große Kristalle aber auch entstehen mögen, sie werden immer wesentlich das Gleiche und nur von Masse und Raum abhängig sein. Der Zeitbegriff tritt hier nur in Bezug auf die Abdünstung des Wassers in Erscheinung und ist ohne gesetzmäßigen Zusammenhang mit der Form der Kristalle. Im lebenden Stoff hingegen erscheint nicht nur eine Summe von Bestandteilen der verschiedensten Art, wenigstens was ihre Wirkung betrifft, durchaus einem bestimmten Gesetze entsprechend im Raume angeordnet, sondern in ihrer Anordnung liegt zugleich

*) Es könnte hier auf die weitgehende Teilbarkeit niederer Tierformen hingewiesen werden, bei welchen abgerissene Teile sich zu vollständigen Individuen ergänzen. Aber auch bei diesen hat die Möglichkeit des Fortlebens abgetrennter Teile ihre bestimmte Grenze; so klein auch ihr Bestandminimum sein mag, so ist doch sein Vorhandensein experimentell nachgewiesen. Der von einem tiefststehenden Protoplasten abgetrennte Schleimteil stirbt ab und fällt der chemischen Zersetzung anheim, sobald er keine Anlage eines Zellkernes enthält, denn jeder solche Zellkern ist die Grundanlage eines neuen Individuums.



die zeitliche Vorausbestimmung einer streng geregelten Reihe mannigfaltiger künftiger Wirkungen; es liegt hier im vollsten Sinne des Begriffes ein bis ins Kleinste durchgebildeter Plan vor, ein Plan, in welchem mit durchaus logischer Durchdachtheit alle Mittel vorgesehen sind, welche dazu dienen können, das erstrebte, festbestimmte Endziel zu erreichen und allen Störungen möglichst entgegenzuwirken, welche den Erfolg dieses Strebens beeinträchtigen könnten. In Anbetracht der Tatsache, daß die leblose Materie ihre Reaktionsweise nur dann ändert, sobald die Art, beziehungsweise die Intensität der stattfindenden Einwirkung wechselt, kann die mit vollkommen logischer Konsequenz erfolgende, zum Teil fakultative, d. h. im Verlauf des Prozesses die jeweilig günstigsten Mittel auswählende Durchführung des Artplanes beim belebten Stoff nicht allein auf den Gesetzen des unbelebten Stoffes beruhen. Daher kann auch der gesunde Menschenverstand unmöglich die für den oberflächlich Urteilenden naheliegende Hypothese annehmen, daß jener Durchführung der Artpläne bloß ein kompliziertes Zusammenwirken der Gesetze zugrunde liege, welchen die leblose Materie folgt.

Die Unzulässigkeit dieser Annahme ist übrigens leicht durch ein einziges Argument zu erweisen. Angenommen, es wird durch einen gegebenen Zustand der stofflichen Reagierfähigkeit (z. B. die im Samenkorn enthaltene Stoffkombination bei der Einwirkung durch Wasser) eine Gruppe neuer Verbindungen erzeugt, welche nun derart auf die ursprüngliche Anlage verändernd einwirken, daß die Fortsetzung der Reaktion wieder andere Verbindungen ergeben muß, welche wieder im anderen Sinne auf die in der vorigen Stufe erreichten Bedingungen zurückwirken usw. Nun ist es absolut klar, daß Uranlagen der ganz gleichen Art im Laufe ihrer Weiterentwicklung ganz verschiedenen äußeren Einwirkungen ausgesetzt sein können. Diese bringen auch, aber nur innerhalb des ursprünglichen Artcharakters, Veränderungen der Gestaltungen zuwege, und zwar nach zwei Richtungen: als Verkümmerung oder ihr Gegenteil, die übermäßige Entwicklung des Ganzen oder einzelner Teile, sowie als biologische Reaktion gegen Einflüsse, welche der Erreichung des der Art vorgeschriebenen Endzieles nicht günstig sind. Die erstere, nur quantitative Art der Veränderung erklärt sich von selbst, denn wenn auch das Gesamtbild durch sie anscheinend qualitativ verändert wird, z. B. durch Überentwicklung oder Verkümmerung einzelner Teile, so liegt doch stets nur eine wenn auch lokalisierte quantitative Veränderung vor.

Die biologische Reaktion, die spontane Hinwirkung auf die Bildung schützender, den Artzweck fördernder Einrichtungen, wie veränderte Art der Behaarung und Bestachelung, der Blattbildung, des Ansatzes von Holzzellen u. s. f., enthält aber ganz offenkundig das Moment der Absicht, ein Moment, das bei nicht denkenden Geschöpfen schon in der Keimanlage gegeben sein muß und das mit den Gesetzen der leblosen Materie absolut nicht vereinbar ist. In dieser Hinsicht sind auch viele scheinbar nur quantitative Veränderungen sicher biologische Reaktionen; wenn z. B. zwei gleichartige Pflanzen, von welchen die eine auf einem dürren Steinhügel, die andere an einem Wassergraben wächst, Stengel und Belaubung ganz verschieden ausbilden, so liegt hier durchaus nicht bloß die Folge des Unterschiedes zwischen ungenügender und überreichlicher Versorgung mit Wasser vor, denn es zeigt sich bei näherer Untersuchung und Beobachtung, daß die beiden

entstandenen Abänderungen nicht nur eine Wirkung sind, sondern auch einen Zweck erfüllen: die möglichst günstige Anpassung an ihren Standort im Sinne der ungehemmten Erfüllung ihres biologischen Endzweckes. So stoßen wir eben überall im Reiche der belebten Natur auf das Moment logischen, zweckmäßigen Hinwirkens auf ein fest umschriebenes Sonderziel, eines Hinwirkens, welches, einem festen Plane entsprechend, nach Raum und Zeit aus den verschiedensten, mit logischer Harmonie zusammenwirkenden Einzeltätigkeiten zusammengesetzt ist und welches der unbelebte Stoff nicht nur nicht kennt, sondern welches sogar den Gesetzen desselben direkt widerspricht. Die unbelebte Materie hat weder den Trieb, sich zu verändern — denn sie gehorcht nur ebenso passiv den von ihr nicht geforderten Einwirkungen fremder Materien, wie diese ihrer eigenen im Sinne unmittelbarer, durch örtliche Zufälligkeit veranlaßter gegenseitiger Auslösung —, noch wohnt ihr das Streben inne, ein anderes Ziel zu erreichen als dasjenige absoluten Ruhens aller ihrer Kräfte. Einige Jünger Darwins, welche den geistvollen Theorien jenes großen Gelehrten Gewalt antun, indem sie dieselben zu einem mehr sozialpolitischen als philosophischen Agitationsmittel herabwürdigen, haben zur Erklärung der in jeder geologischen Epoche stets höher potenzierten Artcharaktere in der lebenden Natur den sonderbaren Satz aufgestellt, daß der „Natur" der Trieb zu stets größerer Vervollkommnung und Kompliziertheit ihrer Gebilde innewohne. Sie hüten sich weislich, den Begriff „Natur" genauer festzustellen, als dies durch das bloße konventionelle Wort „Natur" geschehen kann, und sie wissen ganz wohl, warum sie dieser Klippe ihrer ganzen Weisheit ausweichen; denn jene „Natur", auf welche einzig und allein jener Satz zutreffen könnte, ist das organische Leben und nicht etwa die Gesamtheit aller stofflichen Existenz. Die nichtbelebte Stoffwelt reagiert gemäß drei verschiedenen Zuständen des „Äthers", welche wir unter dem Namen Wärme kennen: bei sehr geringer Wärme hat die leblose Materie überhaupt keine Fähigkeit, ihre augenblickliche Zusammensetzung zu ändern; innerhalb der nächst höheren Wärmestufe zeigt sie allerdings Neigung zu derartigen Veränderungen, aber durchaus nicht etwa ausschließlich oder auch nur vorwaltend in der Richtung zu hochatomigen Verbindungen; im Gegenteile zeigen letztere, wenn sie jemals unter ganz bestimmten, stets ausnahmsweisen Bedingungen zustande kommen, unter den heute normalen Verhältnissen immer die entgegengesetzte Neigung, sich in einfachere Verbindungen zu zersetzen; auf den höchsten bekannten Wärmestufen endlich fallen alle Verbindungen der leblosen Materie der völligen Dissoziation anheim. Bei diesem, allen charakteristischen Voraussetzungen des organischen Lebens durchaus entgegenstehendem Verhalten der leblosen Materie ist es vollkommen ausgeschlossen, daß ihre Eigenschaften jemals durch sogenannte „Urzeugung" zur ersten Bildung des lebenden Stoffes geführt haben.

Nach all dem — und es wären nicht einmal so viele Beweisführungen nötig — muß man mit jeden Zweifel ausschließender Klarheit erkennen, daß die Prinzipien des Lebens nicht stofflicher Natur sind, und niemand, sofern er überhaupt sehen will, kann sich dieser Einsicht verschließen. Die zweckentsprechende, planmäßige Ausnützung der Zustände und Wirkungen der leblosen Materie für den Aufbau, die Erhaltung und Vermehrung außerordentlich komplizierter, fein gegliederter Mannigfaltigkeiten steht ohne Frage unendlich höher als jene so viel einfacheren Wirkungen. Die eingangs aufgeworfene Frage ist sohin als gelöst zu betrachten,

und zwar in einem weiteren Sinne, als in welchem sie gestellt wurde: die Gesetze, welche jeder Lebenstätigkeit zu Grunde liegen, sind wie das Leben an sich selbst Funktionen höherer Kategorie, dem Protoplasma aber kommt die Rolle des Vermittlers zwischen diesen höheren Funktionen und den Wirkungen der leblosen Materie zu. Dementsprechend ist es ein aus der leblosen Materie vermöge jener Funktionen erzeugtes und erhaltenes Produkt, welches ebenso von jenen höheren Funktionen, wie auch nicht minder von den Wirkungen der nichtbelebten Stoffe abhängt; daher das Doppelverhältnis zwischen dem Herabsinken des Protoplasmas zur leblosen Materie und dem Entweichen des Lebens aus dem Protoplasma, welche beide sowohl Ursache als auch Folge sein können.

Wenn der Monismus lehrt: „Die Welt ist Gott", so muß er auf Grund gleicher Erwägungen wie diejenigen, welche uns die eben erhaltenen Schlußfolgerungen vermittelt haben, in diesem seinen Gott notwendig eine streng geschiedene Zweiheit annehmen: ein im schöpferischen Sinne aktives, logisches Prinzip, das Leben, und ein im gleichen Sinne passives, zielloses, die leblose Materie. Unter dem Zwange dieser logischen Notwendigkeit muß sich aber aus dem Monismus eine theosophische Hypothese von so mystischer Unklarheit und Vernunftwidrigkeit herausgestalten, daß die positiven, monotheistischen Religionen ihr gegenüber als die reinsten Rechenexempel erscheinen.

Auch wenn man die Welt und ihre Erscheinungen als Schöpfung, nicht als Gott selbst, betrachtet, fällt es schwer, die förmlich auf uns eindringende Idee eines analogen Dualismus von sich zu weisen, eines Dualismus von erschaffenem Leben und erschaffener Materie. Ich habe in diesem Sinne an anderem Ort („Die Kultur", Jahrg. 1904, in den Studien „Das Protoplasma" und „Die Welterschaffung") die Hypothese zu begründen versucht, daß allem Leben ein in unzähligen Mannigfaltigkeiten waltendes immaterielles Prinzip zugrunde liege, das ich „schöpferischen Impuls" genannt habe und welchem ich die Eigenschaft zuschreibe, daß es sich den wechselnden Bedingungen der verschiedenen Epochen (im geologischen Sinne) gegenüber ebenso zweckmäßig wählend verhalte wie im kleineren Maßstabe und engeren Sinne seine Gebilde gegenüber den wechselnden Bedingungen innerhalb ihres Lebens. Damit verbinde ich keineswegs die Annahme stetig erneuerter Schöpfungen oder Willensakte der Gottheit, sondern ich denke den einmal erschaffenen und gewollten „schöpferischen Impuls" des Lebens als eine der Zahl nach unendliche Summe von untereinander unendlich abgestuften Bildungsmöglichkeiten und der ihnen entsprechenden verwirklichenden (materialisierenden) Kraft. Ich denke ferner das schöpfungsgeschichtliche Auftreten neuer Lebensformen als von selbst und streng gesetzmäßig eintretende Folge jenes planetarischen Allgemeinzustandes, dessen äußere Bedingungen mit den inneren Bedingungen einer Gruppe von Gestaltungsprinzipien harmonieren; diese Prinzipien, wie die ganze unendliche Zahl der „schöpferischen Impulse" zu jedem Zeitpunkte gemäß den ihnen innewohnenden Grundgesetzen verwirklichungsbereit, fließen in die Welt der Organismen ein, sobald sie sich mit den eben waltenden planetarischen Bedingungen in harmonischer Übereinstimmung befinden. Die stofflichen Grundlagen für ihre Materialisation werden ihnen logischerweise jedenfalls die schon vorhandenen, ihnen nächstverwandten Gestaltungen bieten.

Selbst Materialisten geben, besiegt von der Logik der Tatsachen, die Existenz eines über aller Schöpfung stehenden Gesetzgebers zu, und wenn ferner, wie wir nachgewiesen haben, die dem Leben zugrunde liegenden gesetzmäßigen Tätigkeiten Funktionen höherer Art sind als die stofflichen Eigenschaften und Wirkungen, so ist es jedenfalls die ungezwungenste, einer logischen Erklärung am leichtesten Rechnung tragende Annahme, nicht nur den Schöpfer dieser Gesetze des Lebens, sondern auch die Sphäre ihres erschaffenen Daseins jenseits und über der Sphäre der leblosen Materie zu suchen. Gott wirkt durch seine Gesetze. Die Mittelbarkeit, welche in diesem Satze zum Ausdrucke kommt, kann unser Empfinden nur dann befriedigen, wenn wir diesen Satz bloß auf die Gesetze der Natur beziehen. Wenden wir ihn in weiterer Einschränkung nur auf das Walten der lebenden Natur an, indem wir uns gleichzeitig den erwiesenen Dualismus von Leben und Materie innerhalb derselben vor Augen halten, so tritt an die Stelle jener Mittelbarkeit die für unsere Logik wie für unsere Vorstellungsfähigkeit gleich sympathische Unmittelbarkeit einer aus jenem Satze abgeleiteten, ihm untergeordneten Wahrheit: Gottes Gesetze wirken in der lebenden Natur. An Stelle des sinnlosen Dualismus von Gott und Materie, zu dessen Annahme der Monismus zwingt, tritt uns hier innerhalb der erschaffenen Natur ein anderer, durchaus verständlicher Dualismus entgegen: die leblose Materie mit ihren Gesetzen und das höheren Gesetzen folgende Leben als eine gesonderte Schöpfung. Der absolut trennende Unterschied zwischen beiden Schöpfungen liegt darin, daß der leblose Stoff sich seit seiner Erschaffung zur Gänze im Zustande des materiellen Daseins befinden muß, wenn man nicht eine ganz unwahrscheinliche Nachschöpfung desselben annehmen will, während das Charakteristische der belebten Natur, typische Gestaltung und individueller Lebensinhalt, fortwährend neu, in stets veränderter Form und immer wechselnder Zahl in die materielle Erscheinung tritt. In der leblosen Materie ist die eine Schöpfungstat abgeschlossen, in der belebten Natur wirkt die höhere, über dem Materiellen stehende Existenz einer anderen Schöpfung fort, unaufhörlich mit neuen Wirkungen in die materielle Schöpfung einfließend, stets Neues erzeugend und Altes beseitigend.

Die Fähigkeit der Gestaltung und zweckmäßigen Funktion bedingt aber nicht notwendig ihre eigene Steigerung über die Erfüllung ihrer konkreten Endziele hinaus: sie fordert keineswegs die Notwendigkeit der Existenz einer ichbewußten Seele mit der Fähigkeit abstrakten Denkens, Erkennens und Urteilens. Andererseits ist aber auch nicht der geringste Grund vorhanden der Allmacht Gottes nicht mehr und noch höhere Schöpfungen zuzuschreiben als diejenigen des unbelebten Stoffes und der Welt lebender Organismen. Als dritte Schöpfung, höher im Range als die beiden anderen, müssen wir jene betrachten, welcher unsere eigene Seele angehört, und es ist gewiß von erkenntnistheoretischer Bedeutung, daß die Seele zum belebten Organismus in ähnlicher übergeordneter Beziehung steht wie dieser zur leblosen Materie.

Diese drei einander übergeordneten Schöpfungsreiche, wie sie unserem geistigen Auge erscheinen, sind wahrscheinlich nicht der Inbegriff der ganzen Schöpfung, aber sie fallen noch innerhalb der Grenze, bis zu welcher sich unser hypothetisches Denken wagen darf. Darüber hinauszugehen ist so wenig ratsam, als schon innerhalb der uns gesteckten Grenzen die Früchte unseres

Suchens nach Wahrheit kühn als die volle Wahrheit selbst zu erachten. Wenn unser Streben ernst und redlich war, wenn wir unsere geistigen Mittel nicht überschätzt, sondern mit bescheidener Vorsicht und aufrichtiger Selbstkritik verwendet haben, dann wird ja jedes unserer Resultate ein Fortschritt auf dem rechten Wege zur Wahrheit sein.

Es ist ein herrliches, tröstendes und erhebendes Bewußtsein, welches für uns aus der Erkenntnis der Schöpfung quillt, ein Bewußtsein, welches uns zu jenen erhabenen Gewißheiten hinleitet und sie bekräftigt, wie sie uns die Religion verheißt: das wunderbare Gefüge der Schöpfungen schließt die dem Fluche des kleinmütigen, niedrigen Zweifels entsprungene Annahme aus, daß alles Walten der Natur ein verworrenes, nur allein dem Zufall anheimgegebenes Spiel der Kräfte ohne höhere Endabsicht, ein zwecklos mühevoller, ja grauenhafter Weg vom Nichts zum Nichts sei, daß der oft so schmerzvoll blutende Lebensweg des seiner selbst sich bewußten Individuums nur vom Nichtsein wieder zum ewigen Nichtsein führe. Diesem tröstenden Bewußtsein schließt sich ein anderes von tiefer sozialer Bedeutung an: für jeden, welcher nicht die geistige Kraft und Schulung hat, auf dem Wege der Forschung das bestätigt zu sehen, was ihm die Religion verheißt, also für die unendlich überwiegende Zahl der Menschen, genügt zu gleichem Zwecke der kindlich-treue Glaube an die klaren und leicht verständlichen Lehren der Religion, welche ihn durch ihre fest gegebenen, jedes Mißverständnis ausschließenden Sätze vor der Gefahr bewahren, die Wahrheit mit unzulänglichen geistigen Mitteln und auf falschem Wege selbst zu suchen. Wer aber die Kraft dazu in sich fühlt, möge immerhin auf dem Wege der wissenschaftlichen Erkenntnis mit ehrlichem Ernste nach Wahrheit streben; sein Lohn wird der schöne Vorzug sein, nicht nur zu glauben, sondern auch die wichtigsten Lehren seines Glaubens, die Existenz eines persönlichen Gottes und diejenige seiner eigenen, immateriellen Seele, durch Wissen bestätigt zu sehen. Allerdings darf die naturwissenschaftliche Forschung nicht durch eine a priori gegebene philosophische Voraussetzung oder Beweisabsicht beeinflußt sein, wenn sie wirklich einwandfreie Ergebnisse liefern soll; der Forscher darf bei seinen Untersuchungen weder von der festen Absicht, die Existenz Gottes und der Seele zu erweisen, ausgehen, noch von derjenigen, beides zu widerlegen, denn die Naturwissenschaft soll eben nur als Naturwissenschaft betrieben werden, jeder parteiliche Einschlag von Theosophie oder Materialismus trübt den Blick des Forschenden. Die philosophische Schlußfolgerung kann sich naturgemäß nur auf klar bewiesene naturwissenschaftliche Tatsachen stützen, niemals aber darf sie eine richtunggebende Rolle innerhalb der Forschung selbst spielen. Die Nichtbefolgung dieses Grundsatzes nach beiden Richtungen hat der schon allein in sozialer Hinsicht so unendlich wichtigen Sache des Gottesglaubens bereits viel geschadet. Es ist einleuchtend, daß alle Zwischenresultate von Untersuchungen, welche naturgemäß mit materiellen Mitteln (Zeugnisse der Sinne) an materiellen Objekten (den sinnlich erkennbaren Gebilden und ihren Tätigkeiten) durchgeführt werden müssen, und demzufolge auch die Endresultate viel leichter und mit einem vielmal größeren Grade von äußerer Übereinstimmung im materialistischen Sinne gefärbt und agitatorisch ausgewertet zu werden vermögen als im theistischen Sinne. Daraus folgt, daß einem reli-

giös-apologetischen, nicht ganz aufrichtigen naturphilosophische Werken das Kriterium des frommen Betruges für oberflächliche Leser unendlich leichter nachzuweisen ist als einer ebensolchen materialistisch-agitatorischen „Aufklärungsschrift“ die zielbewußte sophistische Propaganda. Jede solche nachweisbare Schwäche der Apologetik dient natürlich umsomehr zur Stärkung der Position des Materialismus, da sich die Apologetik vorzüglich geistiger, der Materialismus aber sinnlicher Beweise bedient und umgekehrt die Schwächen und Fehler der Apologetik hauptsächlich durch sinnliche Gründe, diejenigen des Materialismus aber durch geistige Gründe ihre Widerlegung erfahren. So sind denn naturgemäß in dem Kampf zwischen Apologetik und Materialismus um den Einfluß auf die großen nicht denkgeschulten Massen der Bevölkerung die Aussichten auf Sieg von vorneherein sehr ungleich: die Beweise für die Lehren des Materialismus wie andererseits die Widerlegung der Apologetik stützen sich auf jene oberflächliche Auswertung der sinnlichen Erfahrung, welche dem gleich oberflächlichen Urteil der ungebildeten und halbgebildeten großen Massen geradezu auf den Leib geschnitten ist; die apologetische Beweisführung aber wie die Widerlegung des Materialismus erfordern eine Stufe des geistigen Verständnisses, wie sie nur durch höhere Schulung des Denkvermögens erworben werden kann. Rechnen wir hiezu noch die übrigen, dem Glauben an immaterielle Existenzen so abträglichen Faktoren der Zweifelsucht und der niederen Freude an der Herabziehung alles Erhabenen, so dürfen wir uns über die Erfolge der materialistischen Propaganda nicht weiter wundern. Allerdings verfügt die naturwissenschaftliche Apologetik über einige klare Beweise, welche auch dem Verständnisse des denkenden Halbgebildeten zugänglich sind und welche gerade die wichtigsten Punkte betreffen; es sind dies die Beweise für die Existenz eines denkenden, wollenden und allmächtigen persönlichen Gottes, für die Unmöglichkeit eines urewigen, ursachelosen Daseins der materiellen Welt, für das Walten höherer als materieller Prinzipien und Kräfte, — drei Beweise, welche freilich nur die Tatsachen an sich in ihrer allgemeinsten Fassung außer jeden Zweifel setzen, aber damit überall, wo sie überhaupt erfaßt werden, der Religion die Palme des Sieges über den Materialismus bringen müssen. Dennoch bedingen aber diese Beweise doch immerhin einen Ernst und eine Tiefe des geistigen Erfassens, zu welchen sich die geistige Trägheit der weitaus meisten Menschen nicht aufraffen will. Solange die großen Massen nicht vor allem zu folgerichtiger Denkarbeit erzogen werden, so lange werden sie auch der bequemen Vorstellbarkeit materialistischer Behauptungen den Vorzug vor der Apologetik geben, welche immerhin eine höhere geistige Anspannung erfordert. Die Apologetik wird sich also, wenigstens heute noch, vorzugsweise an die Gebildeten wenden müssen und man kann zufrieden sein, wenn es ihr bei diesen gelingt durchzudringen, denn die geistigen Führer der Massen entstammen zumeist den Reihen dieser. Umsomehr ist aber die naturwissenschaftliche Apologetik vor dem schon erwähnten Fehler zu warnen, mehr beweisen zu wollen, als sie naturgemäß einwandfrei zu erweisen vermag, und dazu ist es vor allem unerläßlich, daß sie aprioristische Apologetik und Forschung nicht vermenge; die Apologetik kann nichts anderes sein, als die a posteriori erfolgende philosophische Auswertung der auf rein wissenschaftlichem Wege gewonnenen Erkenntnis.

Nach all dem dürfen wir also die Wirkung der naturwissenschaftlichen Apologetik auf die großen Massen, wenigstens als unmittelbare Wirkung, nicht allzu hoch anschlagen, doch auch keineswegs unterschätzen, denn ihre Vertreter sind die einzigen Hilfstruppen der Religion, welche den Feind in seinem eigenen Gebiete und mit den Waffen aus der gleichen Rüstkammer, den Naturwissenschaften, bekämpfen.

Es gibt aber noch ein anderes, kulturgeschichtliches und volkspsychologisches Moment als jene psychologischen Voraussetzungen, welche wir heute noch im Interesse der Religion beklagen müssen: ein solches Moment ist die allgemeine, epochale Veranlagung zur religiösen Rückkehr und Einkehr, welche vielleicht, ja wahrscheinlich in ihren ersten Anfängen schon besteht, — wenigstens deuten manche Anzeichen darauf hin, daß sich in diesem Sinne unauffällig, aber allgewaltig und unaufhaltsam ein Änderung vorbereitet. Die Kulturgeschichte lehrt uns, daß ganze Völker zu einem gegebenen Zeitpunkte für ganz bestimmte, ihren bisherigen Neigungen oft entgegengesetzte Ideenkreise empfänglich werden. Solche Empfänglichkeit pflegt gerne nach Übertreibungsexzessen in entgegengesetzter Richtung einzutreten und es fehlt auch im Leben des einzelnen nicht an Beispielen für ähnliche Erscheinungen; nach Lärm sucht man Ruhe, nach Arbeit die Rast, nach Streit den Frieden und nach Übermaß im Genusse die Diät. So können auch ganze Völker kriegsmüde — trotz ihrer kriegerischen Veranlagung — und luxusmüde — trotz ihrer Neigung zum Wohlleben — werden. Heute scheinen die Kulturvölker fortschrittsmüde oder richtiger gesagt, hastmüde zu werden oder schon zu sein, insoferne übertriebene Hast und Ruhelosigkeit im Gefolge der ungeheuren Entwicklung der technischen Wissenschaften zur Regel jedes Daseins geworden sind. Außerdem beginnt sich die erschreckende Erkenntnis durchzuringen, daß die stolzen Triumphe der Menschheit machtlos gegen den furchtbarsten Stachel im Leben des einzelnen sind, machtlos gegen Tod und Vernichtung, — Tod und Vernichtung mit dem grausamen Zusatz: ewig und hoffnungslos, durch welchen der Materialismus jenes Unvermeidliche noch tausendfach furchtbarer umprägt. In dieser Hinsicht sind die Menschen von heute sicher auf dem Punkte, auch aufklärungsmüde zu werden, soferne dem Worte Aufklärung der im konventionellen Sinne geradezu ausschließlich demselben zugeordnete Begriff Materialismus zu Grunde gelegt erscheint.

Es ist möglich, daß die Menschheit trotz der bereits innerlich durchdämmernden gesunden Einsicht noch einiger besonders bitterer und schmerzlicher Schuljahre bedarf; dann aber wird sich die Abkehr von allem Selbstaufgebürdeten, das sie heute schon schwer zu quälen beginnt, unaufhaltsam vollziehen und sie wird sich naturgemäß dem Gegenteile dessen zuwenden, in dem sie sich so bitter getäuscht hat: sie wird bei der positiven Religion Schutz und Trost suchen vor den ewig unlösbaren Zweifeln, mit welchen das Herz unbewußt gegen die traurigen Lehren des Materialismus sich aufzulehnen versuchte, als noch der Mund demselben begeistert Gefolgschaft zuschwor.

Ob wir dann noch der naturwissenschaftlichen Apologetik für die Massen des Volkes bedürfen werden? Ich glaube: ja, und zwar mehr als jemals und mit weitaus tieferem Erfolge. Denn was uns das neunzehnte Jahrhundert und der Beginn des zwanzigsten an geistigen Errungenschaften gebracht

haben, das darf der Menschheit nimmermehr verloren gehen. Nach gesünderen, tiefer wirkenden Lehrsystemen wird nicht nur die Wissenschaft, sondern vor allem die Fähigkeit klaren, folgerichtigen Denkens den breiten Massen vermittelt werden müssen. Dann aber wird das Volk befähigt sein, in der naturwissenschaftlichen Apologetik eine mächtige Stütze für seinen so schwer wiedererrungenen Gottesglauben zu finden, welche seine minder begünstigten Vorfahren einst entbehren mußten. In diesem Sinne ist wahrer religiöser Fortschritt gewiß möglich, nicht vermöge einer Umbildung der Grundlehren des Glaubens zu einer nebelhaft verschwommenen, mystischen Philosophie, sondern auf dem allein richtigen Wege einer fortschreitenden Verbesserung seiner Hilfsmittel.

Als unser Heiland sein Erlösungswerk vollbrachte, befanden sich die Menschen auf einer wissenschaftlichen Erkenntnisstufe, welche abgrundtief unter der unserigen lag. Dennoch flogen inmitten einer verderbten rohen Zeit die Menschenherzen bald zu Millionen der neuen Lehre der Liebe zu; die Menschen von damals, nach unseren Begriffen wissenschaftlich fast gänzlich kenntnislos, bedurften nicht des Wissens, um so tiefinnig zu glauben, wie es die Tausende von Märtyrern für ihre Überzeugung beweisen. Heute scheint es, als solle dem Glauben in der Wissenschaft eine hilfreiche irdische Schwester erstehen. Vielleicht liegt dies im Sinne der weltgesetzlichen Entwicklung; jedenfalls ist die heute so hohe Stufe der wissenschaftlichen Erkenntnis kein zufälliges und zweckloses Glied in der Kette entwicklungsgeschichtlicher Erscheinungen. Es wäre gewiß ein frevelhafter Zweifel an der Weisheit des Schöpfers, wenn wir jene Fähigkeit des menschlichen Geistes, welche ihn schon zu so hohen Triumphen geführt hat, als eine Abirrungserscheinung gegenüber der göttlichen Absicht betrachten wollten.

Vielleicht läuft das hochgesteigerte wissenschaftliche Streben Gefahr, zu einer Abirrung zu werden, falls in seiner kalten Nüchternheit jemals der warme Strahl der Liebe verlöschen könnte; die heute so hoch entwickelte Betätigung der Nächstenliebe bildet aber sicherlich einen schönen Beweis für die Grundlosigkeit jener Befürchtung, soweit unsere Zeit in Betracht kommt. Die wieder mit Allgewalt erwachte Liebe zu Gott möge den kommenden Tagen im Verein mit der Nächstenliebe ihren beglückenden Stempel aufdrücken! Möge schon die nahe Zukunft eine Epoche friedlicher Harmonie sein, eine freundliche Epoche des glücklichen Zusammenwirkens von treuem Gottesglauben und hoher Wissenschaft, von warmer Liebe zu Gott und den Menschen!





Die Trennung der Kunst vom Volksempfinden.

Von F. Norikus.

„Die echte Volkskunst kann nur aus dem Herzen des Volkes wieder erwachsen.“
Jos. Lukas.

„Die Kunst einer Nation“, sagt der geistvolle Kunsthistoriker John Ruskin,*) „ist der Ausdruck ihres ethischen Zustandes“. Eine unverdorbene Kunst ist die sinnfällige Äußerung und Gestaltung des gesunden ästhetischen Volksempfindens und ihre aufwärtsstrebende Entwicklung läuft parallel mit der sukzessiven Läuterung dieses Empfindens und jenes ethischen Zustandes.

Das Volk will wie in seiner ersten so in jeder primitiven Kulturperiode seine Kunst- und Gebrauchsgegenstände nicht fremder und bestellter Arbeit überlassen. Es will ihnen das Gepräge seiner Hand, seines Fühlens und Denkens aufdrücken und dadurch den Kunstgegenstand gleichsam verpersönlichen. Das Handwerk wird bei dieser individuellen Betätigung zur Kunst, wie umgekehrt die Kunst auch in ihrer Verselbständigung Handwerk bleibt. Die Trennung der beiden wird der Spätperiode der Künste vorbehalten.**)

Wie die hohe, die bildende Kunst und die Baukunst vom Handwerke sich nicht loslösen, wie sie in ihren profanen und religiösen Aufgaben dieselbe Formensprache***) anwenden, so treten sie auch aus dem Rahmen der Volksauffassung, des Volksglaubens und des sich läuternden Volksgeschmackes nicht heraus. Sind sie in ihrer vorwärts strebenden Entwicklung und wachsenden Spezialisierung auch nicht mehr Volkskunst im buchstäblichen Sinne des Wortes, so stehen sie doch in engster Fühlung mit Volk und Zeit und bleiben ein Ausfluß der kirchlichen, ethischen und sozialen Strömungen, ein Symbol der Ideale und ein Zeugnis der impulsiven Freude der Volksseele. Der Schönheitsbaum der Kunst schlägt fort seine Wurzeln in den sicheren und unentweihten Volksboden, wird von ihm genährt und in seiner mächtigen, die Jahrhunderte umspannenden Entfaltung, in seinem Blühen und Früchtereifen von ihm beeinflußt.

Diese normale Entstehung und Fortentwicklung der Kunst schauen wir sowohl in der antiken Zeit wie im Mittelalter, in jeder auf dem Boden der Heimat sich ungestört aufbauenden Kultur eines Volkes. Sie wurde zum ersten Male zu hemmen gesucht in der Periode des Humanismus und der Renaissance und sie wurde völlig unterbrochen und vernichtet in dem stillosen und ziellosen neunzehnten Jahrhundert.

*) Vorlesungen über Kunst. Üb. v. Hedda Moeller-Bruck, Leipzig. Absatz 67.

**) Bis etwa zur zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts waren Kunst und Handwerk vollständig verwachsen. Vgl. W. H. Riehl, Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. 2. Abdr. (Stuttgart, 1859.) S. 105 f.

***) Vgl. St. Beissel S.J. in „Stimmen aus Maria-Laach“, Bd. LXXIV, S. 24.

I.

Die antike Kunst war Volkskunst im wirklichen oder im übertragenen Sinne des Wortes: sie war ein Ausdruck des national-religiösen und des sozialen Zustandes der alten Völker, die Verklärung ihrer Lebensgewohnheiten und die Symbolisierung ihres Götterglaubens. War die grundlegende und normgebende antike Kunst, die Kunst der griechischen Stämme, auch in ihren Hauptzügen gleich und in ihrer Vollendung von allen nationalen Einseitigkeiten frei, so daß sie einer späteren Zeit zum „klassischen Vorbilde" wurde, so modifizierte sie sich dennoch je nach der Eigenart und der Veranlagung der Volksstämme, nach Land, Ort und Zeit. So spricht sich in den einfachen, strengen und wuchtigen Formen des dorischen Baustiles die ernste Lebensrichtung und der schlichte Sinn des dorischen Stammes aus. Die strenge Gliederung des Gebälkes der Tempelarchitektur ist gleichsam ein Abbild der genau umschriebenen militärisch-agrarischen Ordnung des lykurgischen Staates. Die konsequente Entwicklung der Form aus der Konstruktion stellt sich uns als ein Symbol der in Wort und Tat sich äußernden spartanischen Konsequenz dar.

Im Gegensatze hiezu äußerte sich in dem graziösen und mit zusammenhängendem plastischen Gebälk-Schmuck bedachten jonischen Stil die Weichheit des Asiatentums, die freie individuelle Betätigung und die Lebenseleganz des attischen Volkes. Man hat mit einem gewissen Rechte die dorische Säulenordnung als den Mann, die jonische als die Frau in der griechischen Architektur bezeichnet.

Die Abart des jonischen Stiles, die sogenannte korinthische Ordnung, mit ihrem oft überreichen Formenschmuck, entspricht der nach äußerem Prunke strebenden Mode der Spätzeit sowie dem vermehrten technischen Können, und sie wurde deshalb besonders in der in verschwenderischer Üppigkeit sich zeigenden Kultur der römischen Kaiserzeit bevorzugt.

Es ist nur eine relative Wahrheit, wenn behauptet wird*), die griechische Kunst sei für alle Zeiten klassisch, d. h. Muster und Vorbild in Auffassung und Komposition, Formgebung und Linienführung geworden. Mustergiltig ist nur die Art und Gesetzmäßigkeit, wie der hellenische Künstler in der ihm zur Verfügung stehenden Formensprache seine Gedanken und Aufträge verkörperte. Die Form und Formensprache selbst wird uns, trotz ihrer Vollendung, stets fremd anklingen, weil der Boden, auf dem sie sich entwickelte, eben ein fremder Boden war. Eine klassische Kunst im Sinne einer allgemeinen Verwertbarkeit ist eine Illusion oder Utopie. Es gibt eine Wissenschaft für alle Völker, aber es gibt keine Kunst für alle Völker.

Was für die antike Zeit gilt, das gilt in erhöhtem Grade für das Mittelalter, in dem die Kunst zu einer Betätigung des fast gesamten, frei gewordenen und in der tiefsten Überzeugung einigen Volkes wurde: Volksleben, Religion und Kunst befanden sich in harmonischer, durch keine Dissonanz widersprechender Geister gestörter Übereinstimmung.

---

*) Vgl. Dr. P. A. Kuhn O. S. B., Allgemeine Kunstgeschichte. (Einsiedeln. 1903). Bd. I, S. 126.

Das Mittelalter nahm einen Teil der Formenwelt, der für alle Zeiten giltigen Gesetze und der brauchbaren Überlieferungen der Antike in sein Kunstgebiet herüber, bildete sie jedoch in seinem Geiste und nach seinen Bedürfnissen um. Der aus dem Kirchenbau sich herausbildende Baustil wurde ein in den Grundzügen einheitlicher, wie die Wahrheit eine ist und der Glaube aller abendländischen Nationen derselbe war; aber die äußere Gestaltung des Stiles war so reich und so verschieden, wie die Sprachen, die Dialekte und Gemütsanlagen der Völker vielgestaltig und verschieden waren.

Wie grundverschieden ist die Gotik Englands, Deutschlands und Italiens! Welche Mannigfaltigkeit und Originalität drückt sich, ohne Verletzung der Stilgesetze und der Stileinheit, beispielsweise in den vielen Holzschnitzer- und Malerschulen des 14. und 15. Jahrhunderts aus! Wie verschieden sind die Arbeiten einer niederländischen, einer rheinischen, einer Nürnberger, einer schwäbischen, einer Tiroler bezw. Brixener Schule! Welche köstliche Naivität, welch reicher Humor, welch glaubensinniges Empfinden drückt sich, je nach Land, Ort, Meister und Schule verschieden, in diesen nur zum kleinsten Teile erhaltenen Werken aus! Die Kunst dieser Tage ist ein Spiegelbild des Glaubens- und Seelenlebens der Zeit, der verklärte Widerschein ihrer materiellen und geistigen Kultur; die Tracht, welche die Heiligen in den in seltener Farbenglut leuchtenden Tafelgemälden zeigen, ist auch die Tracht der Zeitgenossen, ihre Züge sind die Züge des Volkes, unter dem die Künstler lebten und wirkten, mit dem sie sozial verknüpft waren und dessen Fühlen und Denken sie teilten.

Ebenso unbekannt wie eine engherzige nationale Abschließung war der Kunst des Mittelalters die Herübernahme fremder und um Jahrhunderte zurückliegender, von entgegengesetzten ethischen Auffassungen und anderen Bedingungen getragener Künste und Stile. Das Gotteshaus, die Ritterburg, das Wohnhaus samt allen Gebilden des Kunsthandwerks entwickelten sich aus dem Boden der Zeit und des Landes, aus dem typischen Charakter, den speziellen Anforderungen und der traditionellen Technik des Ortes und Gaues. Die Künstlerwerkstätte war nicht, wie die moderne Staatsschule, eine dem Einfluß der Gesellschaft entrissene, sondern mit ihr verwachsene Einrichtung und Betätigung. Man lernte und kopierte nicht nach der tausendfach verbreiteten und behördlich empfohlenen Vorlage, nicht nach ministeriellen, die Kunst zentralisierenden und nivellierenden Schulprogrammen, sondern nach dem Leben und seinen originellen Werken; das Original, nicht die Kopie, war das zu studierende und zu erfassende Objekt des jungen Künstlers und Kunsthandwerkers.

„Nur was aus dem Leben kommt,“ sagt W. H. Riehl,*) „bringt wieder in das Leben.“ Aus dem durch die Religion verklärten Leben war die alte Kunst geboren, darum wurden ihre Werke von den religiös denkenden Volks- und Zeitgenossen freudig empfunden und verständig betrachtet. Darum war, im Mittelalter wie in der antiken Zeit, Übereinstimmung zwischen Kunst und Leben, Übereinstimmung trotz aller Mannigfaltigkeit und gesetzmäßigen Freiheit. „Das Volk und die Gelehrten, die Künstler, waren immer in

*) W. H. Riehl, Land und Leute. 5. Aufl. Stuttgart, 1861. S. 123.



kultureller Einheit geblieben; man verstand sich gegenseitig, man schätzte einander, man arbeitete für einander zu gemeinsamen hohen Idealen"*).

II.

Bedeuteten Altertum und Mittelalter die organische Einheit von Religion, Wissen, Kunst und Leben, so bedeuteten Humanismus und Renaissance „die Zerreißung dieser Einheit, die tödliche Zerreißung dieser einheitlichen Kultur." Die Kunst der Renaissance ging nicht vom Volke, sondern von der Gelehrtenstube aus. Der Wiederaufnahme des römischen Rechtes seitens des neuen Juristentums und der Nachahmung der klassischen Literatur der Spätzeit folgte die Wiederbelebung der römischen, in einen neuen und genauen Kanon eingezwängten Baustile und der toten Kunstsprache der vorchristlichen Denkmale. Die Architektur der Renaissance und die ihr dienenden Künste stellen so den ersten großen Bruch mit der ganzen bisherigen Kunstentwicklung dar: eine Verleugnung der jahrhundertealten Tradition und der gesamten mittelalterlich-christlichen Kunst- und Stilauffassung.

Daß der in der Gelehrtenstube gereifte Bruch mit der bisherigen Kunstentwicklung nicht vollständig gelang, daß die Trennung der Kunst von Volksleben und Volksempfinden nur teilweise sich vollzog, das lag einerseits in dem fortwirkenden konservativen Volksgeiste und der nicht völlig ausrottbaren Tradition des kunsttätigen Handwerks und anderseits in den damaligen sozialen, auf die Kunst zwingend einwirkenden Verhältnissen. Unter diesen Einwirkungen kam es insbesondere in Deutschland vielfach zu einem Kompromiß zwischen Antike oder Renaissance und Gotik.

Am meisten wurde die alte Kunstüberlieferung und Kunsttechnik in der spezifischen Volkskunst gewahrt. Im kleinstädtischen Bürgertum wie in den kunstsinnigen Bauernschaften blühte eine Kunst weiter, die, obwohl im großen und ganzen an die neue Stilrichtung sich anschließend, die Eigenart des in Frage kommenden Volksstammes und Gaues und die Ueberlieferung der Werkstätte in schlichten, sinnigen und naiven Kunstprodukten zum Ausdruck brachte. Sie stand in harmonischem Einklange mit dem Volksleben, mit der Kleidung und den Tageserfordernissen, sie war, wie jede gesunde Kunst, bodenständig, eine Heimatkunst im vollen Sinne des Wortes.

Anders lagen jedoch die Dinge bei der hohen Kunst. Trotz aller Wandlungen derselben wurde sie zu keiner wahren vaterländischen Kunst, trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Schöpfungen schimmerte, insbesondere in der Architektur, das römisch-antike Vorbild durch und gerade bei den größten und glänzendsten Werken wurde von den Baumeistern, selbst in der Zeit des Barock und des Rokoko, auf klassische Vorbilder, nicht selten in direkter Kopie, zurückgegriffen.

Der eine große Vorzug der Renaissanceperiode gegenüber der modernen Zeit blieb die Wahrung der Stileinheit. Diese war vorab begründet in der trotz der religiösen Zerklüftung noch fortbestehenden Organisation der Gesellschaft, in dem korporativen Geiste des Handwerks und der Künstlerschaft: des ganzen Volkes. Da so jeweils nur eine Stilrichtung vorhanden war, da ihr die niedere wie die hohe Kunst folgte und alle krankhaften subjektiven

*) R. v. Kralik, Kulturarbeiten (Münster i. W., 1904). S. 26 f.

Extravaganzen vermied, verstand das Volk diese Richtung und blieb ein gewisses intimes Verhältnis zwischen Kunst und Publikum gewahrt.

Diese mehr oder minder enge Beziehung zwischen Kunst und Volk war, wie aus dem Angedeuteten bereits hervorgeht, kein Verdienst der Renaissance als solcher; diese Fühlung blieb nicht wegen, sondern trotz der Renaissance erhalten. Sie wurde aber gelöst in der Zeit des Zopfes und des Empires.

Nach Überwindung der ablenkenden, spezifisch französischen Erscheinung des Rokoko kam in der Stilrichtung zur Zeit Ludwigs XVI. und besonders in dem zur Zeit der Revolution und des napoleonischen Kaisertums entstehenden Empirestil die scharfe Trennung zwischen bürgerlicher und klassisch-höfischer Kunst, die Ausschaltung der individuellen Empfindung aus dem Reiche der Architektur und des Kunstgewerbes.

„Das Empire führt den Prozeß zu Ende", sagt J. Folnesics,*) „der bereits in der Renaissance begonnen hat und der auch während der Barocke nicht stillsteht." Wo das französische Hofleben nicht eindringt, wie z. B. in England, dort zeigt sich deutlich, „daß das Empire nicht als ablenkende Erscheinung in der Kunstgeschichte auftritt, sondern vielmehr die äußerste Konsequenz, den Gipfel der Renaissancebewegung bildet, den Höhepunkt einer Entwicklung, die damit begonnen hat, das Kunstleben unter den Einfluß klassischer Gelehrsamkeit zu stellen, es auf diese Weise vom Volksleben zu trennen und eine Scheidung zwischen theoretischer Ästhetik und volkstümlichem Kunstempfinden herbeizuführen, bei der man endlich dahin gelangt, daß sogar der naivste Ausdruck populären Schönheitsbestrebens, die Kleidung, wenigstens bei den Frauen, sich den Gesetzen der Antike unterwarf."*)

Das Empire stellt sich dar als Verstandeskunst, als lebhafter Protest gegen Volkskunst und naive Kunstübung. „Es fordert überall die Regel, die logische Begründung und setzt das Wissen an Stelle der frei waltenden Phantasie. Kaum daß es dem Genie ein beschränktes Geltungsgebiet einräumt. Die Zeit ist sich dieser ihrer Strenge vollkommen bewußt, sieht sie aber nicht als Knechtung an, sondern als Erlösung. Zwangsweise glaubt sie eine Befreiung der Geister von den Fesseln der Tradition durchführen zu können, ebenso wie auf politischem und sozialem Gebiete ein Menschenalter vorher der aufgeklärte Absolutismus sie durchführen zu können geglaubt hat."*)

In der Zeit vor und während des Empire vollzieht sich zugleich die vollständige Trennung von Kunst und Handwerk. Die Ausbildung der Künstler ist von nun an nicht mehr Aufgabe der sozialen, sondern der politischen Mächte: des Staates und seiner nach dem Programm der Bureaukratie eingerichteten Schulen.

Die im achtzehnten Jahrhundert entstehenden, die Ausbildung der Künstler und die bildenden Künste selbst zentralisierenden Akademien wurden zum Grabe der vaterländischen, der Volkskunst im höheren Sinne des Wortes. Die staatlichen Akademien vereinsamen die Kunst; aus ihnen sproßt keine natürliche und ursprüngliche, das Herz erfrischende und die Volksseele erfreuende Originalität, sondern höchstens bei größeren Talenten, nach Abschüttelung

*) Innenräume und Hausrat der Empire- und Biedermeierzeit in Österreich-Ungarn. (Wien, 1903.) Text S. 1.



des Schuljoches, ein in subjektiven Extravaganzen und ein auf grundlosen Wegen sich äußerndes Tasten und Suchen nach neuen Zielen. Die Kunst und die Kunstschule hat den sozialen Boden verloren, darum fehlt ihr Weg, Richtung und Heimat. Darum ist beispielsweise „die Münchener Schule, weil sie niemals den spezifisch bayrischen oder doch süddeutschen Charakter annahm, ebensowenig wie die Düsseldorfer den niederrheinischen, niemals wahrhaft volkstümlich" *) geworden. Die von unseren Akademien ausgehende Kunst ist internationale Großstadtkunst, das Volk ist ihr höchstens ein Sujet, kein organisch mit dem Kunstleben zu verbindender Faktor.

So war am Ende des 18. Jahrhunderts die Kunst, wie die Wissenschaft, kosmopolitisch und eklektisch geworden; sie hatte den Boden unter den Füßen verloren, sie begann sich von der Heimat, von der Nation, selbst von dem natürlichen menschlichen Fühlen zu trennen. Trotz einer später auftretenden literarischen Deutschtümelei konnte man von keiner „deutschen Kunst" mehr sprechen.

III.

Das Unheil in der verstandesmäßigen Verflachung und Entnationalisierung der Kunst vollendet das Jahrhundert der Naturwissenschaften und des technischen Fortschrittes.

Nachdem der Empirestil mit der napoleonischen Herrschaft erloschen war, nachdem auch die ihm folgende Reaktionserscheinung des Biedermeierstiles, richtiger der bürgerlichen Wohnungsgestaltung, wieder verschwunden war, stand man vor dem Nichts, vor einer stillosen und in mancher Beziehung kunstlosen Periode. Die Tradition war bis zu den letzten Fäden zerrissen, die Kunst schien zu ihrem Abschlusse gelangt zu sein.

Dieses Aufhören der vielhundertjährigen normalen Kunstentwicklung, das Verschwinden des trotz aller Variationen einheitlichen, mit Zeit und Gesellschaft in enger Wechselbeziehung stehenden Stiles ist für den Ästhetiker wie für den Geschichtspsychologen eine der beachtenswertesten Erscheinungen. Verschiedene Ursachen mögen, außer den bereits genannten, zu diesem abnormen Abbruche der Kunstüberlieferung beigetragen haben: Revolutionen und Kriege, soziale und technische Umwälzungen, insbesondere aber die atomistische Auflösung der Gesellschaft durch den radikal-individualistischen Liberalismus und der damit verbundene Untergang des gemeinsamen, korporativen Künstlerlebens und -strebens.**) Gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts erlosch, infolge der schrittweisen Auflösung der alten Zunftverfassung, auch die künstlerische Werkstatt-Tradition und wurde die spezifische Volkskunst in wenige abgelegene Bezirke zurückgedrängt.

*) Jos. Lukas, Der Schulmeister von Sadowa. Mainz 1868. S. 356.

**) „Hier," d. i. in der Auflösung der Gesellschaftsorganisation, „scheint mir . . die Erklärung dafür zu liegen, weshalb das Mittelalter, das als kulturelle Macht nicht plötzlich aufhörte, sondern bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nachwirkte, Stile hervorbrachte, während das 19. Jahrhundert keinen Stil in keiner Kunst geschaffen hat. Es konnte keinen schaffen; Stil ist eben nicht das Werk der Einzelpersönlichkeit, sondern einer in sich geschlossenen, innerlich ungeteilten Gesamtheit." (Dr. A. Ehrhard, der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert. 4.—8. Aufl. [Stuttgart u. Wien, 1902.] S. 73.)

Das 19. Jahrhundert war, weil ein stilloses, darum auch in seiner Kunstauffassung ein charakterloses geworden. Indem das Auge von den blendenden Fortschritten der Technik und der modernen Wissenschaft fasziniert wurde, übersah es völlig, daß das natürliche und geläuterte Kunstempfinden zu erlöschen begann und an dessen Stelle eine launenhafte Kunstmode trat; daß viele kunsthandwerkliche Techniken in Vergessenheit gerieten und der konservative Zug, das Erwärmende, die Naivität und der Humor aus den Kunstwerken schwanden. Höher als die praktische Pflege der Kunst stand bald die theoretische Pflege der Kunstgeschichte: die alten Kunstobjekte wurden zu Gegenständen des reflektieren den Verstandes und der geistreichen Untersuchung.

Diese kunstgeschichtliche Forschung war mit eine Ursache der nun auftretenden, in der ganzen Vergangenheit ohne Beispiel dastehenden Erscheinung: des Suchens und Sichversuchens in allen historischen, den Volksgenossen fremd gewordenen Stilen. Man kopierte in meist oberflächlicher Weise den griechischen und römischen Stil, die byzantinische, romanische und gotische Bauweise, italienische, französische und niederländische Renaissance, Barock und Rokoko, selbst arabische, japanische und chinesische Dekorationsart. Auch „Stilerfindungen" blieben dem deutschen Volke, wie die heute noch in München vorhandenen Beispiele zeigen, nicht erspart. Die profane Kunst trennte sich von der kirchlichen; die letztere geriet in Isolierung und Abschließung, die erstere wurde heimatlos, eine Fremde in der Fremde; von ihr gilt im ganzen, was Uhland von der in München gepflegten griechischen Kunst singt:

Ein Baum, der nicht im groben
Volksboden sich genährt,
Nein, einer der nach oben
Sogar die Wurzeln kehrt.

Daß das Volk allen diesen Stilversuchen und dem geschaffenen Stilwirrwarr, dem getreuen Abbilde einer aufgelösten und zerfahrenen Gesellschaft, verständnislos und teilnahmslos gegenüberstand, ist nur erklärlich.

Das Unbefriedigende und Unhaltbare dieses Zustandes wurde besonders auf dem Gebiete der Baukunst, in den Kreisen des Bau- und Kunstgewerbes mehr und mehr empfunden. Man rang nach einem Ausweg, nach einer neuen, zur Volkstümlichkeit sich entwickelnden Kunst. Wie ein Hoffnungsstrahl leuchtete da, nachdem die Wiederbelebung der deutschen Renaissance sich als aussichtslos erwiesen, die anfangs der achtziger Jahre in England unter dem Einflusse oder der Führung von John Ruskin, William Morris, Eward Burne-Jones, Walter Crane u. a. einsetzende Kunstbewegung, die sogenannte Hauskunst, auf den Kontinent herüber. Zuerst nahm Belgien, dann Deutschland diese die Forderung der Einfachheit, Zweckmäßigkeit und der Materialechtheit an die Spitze ihres Programms stellende Kunst auf. Die Ausstellungen in Dresden (1898), Paris (1900), Darmstadt (1901), Turin (1902), St. Louis (1904) zeigten die rasche Entwicklung der „Raumkunst".

Das deutsche Publikum stand dieser Kunst, die, vorab in Süddeutschland, den einem Münchener Witzblatt entnommenen Namen „Jugendstil" erhielt, im großen ablehnend gegenüber. So schrieb Dr. Ph. Halm in einem opti-

mistisch gehaltenen Aufsatze,*) daß das Verhältnis des Publikums zu den modernen Erscheinungen des Kunstgewerbes sich zwar zu einem weit (?) erfreulicheren, aber durchaus nicht zu einem intimen gestaltet habe. Das moderne oder „sezessionistische" Kunstgewerbe zeigte eben, daß sich selbst mit den talentvollsten Kräften und reichlich fließender finanzieller Unterstützung keine abstrakt moderne oder geschichtslose Kunst schaffen und dem Volke aufoktroyieren läßt. Der „Jugendstil" mit all seinen Ausartungen und Modelaunen machte in kurzen Jahren Fiasko und die Dresdener Kunstgewerbe-Ausstellung von 1906 ließ, mit Ausnahme der Werke van de Veldes, nichts mehr von dieser hoffnungsvoll eingeleiteten Kunstrichtung erkennen.

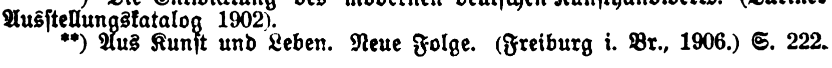
Kunstgewerbe und Baukunst knüpfen heute, als Folge der wachsenden Erkenntnis von der Unmöglichkeit der Aufrichtung eines die ganze geschichtliche Entwicklung ignorierenden, gleichsam in die Lüfte gestellten Kunstbaues, in wachsendem Maße wieder an die Werke der Väter an. Man will den in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts abgerissenen Faden der Tradition wieder aufnehmen, man will die Kunst- und Stilformen einer uns relativ nahe liegenden Zeit, die Formen des bürgerlichen Empire, des die Keime des modernen Möbels in sich bergenden Biedermeierstils und der mit beiden parallel gehenden Volkskunst emsig studieren und sorgfältig den veränderten Bedürfnissen der Zeit entsprechend weiterbilden. Man will zugleich wieder eine bodenständige Kunst schaffen und dadurch das schlummernde Interesse des Volkes für die Kunstschöpfungen wach rufen und zu einem intimen gestalten.

Die derzeitige Bewegung, welche die Kunst nicht in Parallele mit einer technischen Erfindung stellt, sondern sie als ein Produkt des geschichtlichen Werdeganges auffaßt und als ihren realen Boden die Heimat betrachtet, ist eine durchaus naturgemäße und gesunde. Sie berechtigt, soferne sie nicht durch unberechenbare moderne Kunstströmungen und Modelaunen von ihrem Ziele abgelenkt wird und soferne sich wieder ein korporatives Zusammenwirken der Künstler und Handwerker herausbildet, zu der Hoffnung der Wiedererstehung einer Volkskunst in des Wortes weitester Bedeutung, zu einer neuen Harmonie zwischen Kunst und Volksempfinden.

Die Kunst muß wieder die Freude des Volkes erwecken und selbst ein Ausfluß dieser Freude sein. Die Verwirklichung der Parole: reine Zweckform, echtes Material und solide Arbeit, welche in der letzten Dresdener Ausstellung in großen Lettern die Industriehalle zierte, genügt noch nicht zur Neuschaffung einer Volkskunst und vermag für sich allein noch nicht das Gefühl des Behaglichen, Anheimelnden, der Wärme zu erwecken.

Wahre, naive Freude kann nur aus der unverdorbenen, der gläubigen Volksseele sprossen, und wirkliche Freude kann dem Volke nur die aus dem reinen und kindlichen Herzen kommende Kunst bereiten.

„Man wird es den schönen Künsten und der schönen Literatur des ausgehenden 19. und angehenden 20. Jahrhunderts einstens nicht zum Verdienst anrechnen," schreibt Bischof P. W. v. Keppler**), „daß sie



*) Die Entwicklung des modernen deutschen Kunsthandwerks. (Turiner Ausstellungskatalog 1902).

**) Aus Kunst und Leben. Neue Folge. (Freiburg i. Br., 1906.) S. 222.



ihren schönsten Beruf vergessen konnten, das Menschenherz zu erfreuen und das Leben, besonders auch das Volksleben, zu besonnen." Es fehlt dieser in exklusiven Künstlerkreisen geborenen Kunst eben am Verständnis des Volkes und am Interesse für das Volk. Schon aus der Ferne schreit eine gewisse „moderne Kunst: Odi profanum vulgus et arceo."*) Sie beherzigt zu wenig Lionardos Wort: „Es gibt keine große Kunst ohne wahre Menschenliebe"; sie begreift zu wenig, daß es ohne enge Fühlung mit dem Volke und seiner sozialen Entwicklung auch keinen Stil geben kann.

Die organische Verbindung zwischen Volk und Künstlertum wieder herzustellen, die hohen und niederen Künste auf ihren natürlichen, sozialen und geschichtlichen Boden zurückzuführen und in volkstümlicher Form und in volkstümlichem Inhalte aufzubauen, ist das große Werk der kommenden Tage. Es gilt den großen Bruch zwischen Kunst und Volksleben zu heilen, welcher durch die Renaissance eingeleitet und im Jahrhundert des Liberalismus und der technischen Kultur vollzogen wurde, — es gilt die Zerfahrenheit in unserem Leben*) und in unserer Gesellschaft, deren getreues Spiegelbild die Kunst unserer Tage ist, zu beseitigen!

Die neue, volkstümlich werdende Kunst muß ein Ausfluß der noch gesunden Kreise des Volkes und der ethischen Auffassung und Empfindung der unverdorbenen Volksseele sein. Darum gehört zur unabweislichen Voraussetzung für eine zu einem neuen Höhenfluge und zur Erweckung ungetrübter Freude fähigen Kunst die Wiederbelebung und Pflege des religiösen und moralischen Sinnes unserer Volksgenossen. Die religiösen Ideale sind das jungfräuliche Gewand für die neu ihren verlassenen Thron besteigende himmlische Göttin. Die Bekämpfung des Naturalismus durch den Idealismus, der Sünde durch die Tugend wird der große Kampf sein, aus dem den Völkern als herrliche Siegesfrucht eine makellose und verklärte Kunst geboren wird.

---

*) Ebd. S. 283.

**) Die Kunst und das Leben des Künstlers müssen wieder zur inneren Harmonie gelangen. „Bei uns ist alles auseinandergebrochen," klagt John Ruskin, „und in Verwirrung durcheinandergeworfen, in unseren Lebensgewohnheiten sowohl wie in unseren Gedanken. ..... Und so sehen wir bei uns oft einen Zwiespalt zwischen dem Werke eines Künstlers und seinem Leben. Über den persönlichen Charakter Dantes, Giottos, Shakespeares und Holbeins sind wir uns klar; doch schwanken wir, sobald wir bei einem modernen Autor oder Maler aus seinen Werken Rückschlüsse auf sein Leben machen wollen." (A. a. O. Abs. 75.)



Thomismus und Modernismus.

Von P. Reginald M. Schultes O. P.

Seit den Tagen des Mittelalters tritt bei allen wichtigen Wendepunkten die Lehre des hl. Thomas in den Vordergrund. Als die Reformation den katholischen Glauben bedrohte, kehrte man gegenüber der vielfach entarteten Spätscholastik wieder zur Theologie der Hochscholastik, vor allem zu derjenigen des hl. Thomas zurück; als die materialistisch-idealistische Philosophie der Neuzeit die Grundlagen des Glaubens verneinte, erhob der weise Leo XIII. die Philosophie des Aquinaten auf den Schild; in dem gegenwärtigen Kampfe der Kirche mit dem Modernismus, d. h. mit dem Bestreben, die gesamte Theologie resp. Glaubenslehre im Sinne der „modernen" Philosophie umzugestalten, verordnet Pius X., daß „die scholastische Philosophie zur Grundlage der theologischen Studien genommen werde". Dabei erklärt er ausdrücklich, daß er damit jene Philosophie verstehe, die der hl. Thomas von Aquin gelehrt habe. Er erinnert die Theologen daran, daß „wenn sie sich vom hl. Thomas entfernen, namentlich in den metaphysischen Fragen, sie dies nicht ohne schweren Nachteil tun". Darum bestimmt Pius X.: „Auf dieser philosophischen Grundlage soll sich in solider Weise das theologische Lehrgebäude erheben."

In diesen Bestimmungen des Apostolischen Stuhles ist nun klar festgestellt, in welcher Beziehung der hl. Thomas zur Abwehr des Modernismus dienen soll. Während frühere Päpste die theologischen Lehren des Aquinaten bewundernd priesen, während noch Leo XIII. seine Philosophie als Philosophie vor Augen hatte, empfiehlt Pius X. die Philosophie des Aquinaten in ihrer Verwendung in der Theologie. Bei der tatsächlichen Stimmung der Geister war es nicht überraschend, daß gerade diese Bestimmung des Rundschreibens Widerspruch erfuhr. Man wollte gerne mit der Enzyklika den Agnostizismus als die unheilvolle Quelle der modernistischen Irrtümer verwerfen, will sich aber nicht dazu verstehen, in der Philosophie des hl. Thomas die richtige Grundlage für das theologische Studium anzuerkennen.

Man wird es deshalb nicht für überflüssig erachten, wenn wir untersuchen, ob die Philosophie des hl. Thomas sich für eine Verwendung in der Theologie eigne und ob die Art ihrer Verwendung von Seiten des hl. Thomas den Forderungen der theologischen Methode entspreche.

1. Der theologische Wert der Philosophie des hl. Thomas.

Die erste und unerläßlichste Bedingung für die Verwendbarkeit einer Philosophie in der Theologie besteht darin, daß jene Philosophie der Wahrheit entspreche. Kann dies von der thomistischen Philosophie behauptet werden? Diese Frage ist direkt nur auf Grund eines eingehenden Studiums der Werke

des hl. Thomas und seiner Schule zu beantworten. Allein wie viele Theologen werden dazu in der Lage sein? Wie sollen diese anderen — ihre Zahl ist Legion — sich das notwendige Urteil bilden? Für den Theologen tritt hier ein indirektes Mittel auf den Plan und zwar ein autoritatives und ein geschichtliches. Die Kirche hat, besonders durch Leo XIII. und Pius X., die Philosophie des hl. Thomas auf das entschiedenste anerkannt, ja sogar sie als Norm vorgeschrieben. Schon dies allein mußte dem Theologen genügen, da doch die ganze Theologie von der Autorität der Kirche lebt. Das geschichtliche Moment liegt in der für einen Theologen unbestreitbaren Tatsache, daß das Werk des hl. Thomas gelungen ist, da seine Theologie von der Kirche als korrekt anerkannt wird. Folglich kann auch die von ihm verwendete Philosophie nicht falsch sein, nicht im Widerspruch mit dem Glauben stehen. Nur unter dieser Voraussetzung kann die Kirche den Thomismus empfehlen.

Gegen das Urteil der Kirche weist man nun darauf hin, daß die thomistisch-aristotelische Philosophie auf einer überholten Naturkenntnis beruhe und ihre metaphysischen Anschauungen von der modernen Philosophie bestritten werden. Beides entspricht den Tatsachen, nicht aber die daraus abgeleitete Folgerung, daß also die Philosophie des hl. Thomas falsch sei. Irrige oder vielleicht besser gesagt unvollkommene naturwissenschaftliche Anschauungen haben nur dann eine entscheidende Bedeutung für den Wahrheitsgehalt einer Philosophie, wenn sie für prinzipielle Lehren den Ausschlag gegeben hätten. Dieser Zusammenhang ist jedoch in bezug auf die thomistische Philosophie nicht beweisbar. Diese steht eben auf einer viel breiteren Grundlage, nämlich auf den allgemeinen Daten der Erfahrung. Dabei mitunterlaufene Irrtümer haben sehr untergeordnete Bedeutung für die Philosophie und sind darum in späteren Zeiten ohne Bedenken ausgemerzt worden. Es ist doch eine gar zu gewagte Behauptung, die anthropozentrische Weltanschauung des hl. Thomas sei unhaltbar geworden seit Kopernikus! Wir können darum in aller Ruhe und Sicherheit an der Natur*philosophie* des hl. Thomas festhalten, ohne in Konflikt zu geraten mit der modernen Natur*wissenschaft*.

Dabei dürfen wir außerdem nicht vergessen, daß für die Theologie nur einige wenige allgemeine Lehren der Naturwissenschaft in Betracht kommen können, wie denn überhaupt der Naturwissenschaft, wenigstens unmittelbar, nur eine untergeordnete Bedeutung in der Theologie zukommen kann; und das ist bei dem so weiten Abstand der beiden Wissenschaften leicht erklärlich.

Wer auf Grund der mangelhaften Naturkenntnis des hl. Thomas seine Philosophie verwerfen wollte, müßte folgerichtig auch jede andere Philosophie verwerfen, weil auch unsere heutige Naturwissenschaft noch lange keine irrtumsfreie und absolute ist. Was uns aber nottut, das ist ein scharfes Auseinanderhalten der theologischen und naturwissenschaftlichen Methode.

Von weit größerer Bedeutung ist für den Theologen die Metaphysik. Diese ist auch so recht eigentlich das Herrschergebiet des hl. Thomas. Wohl verdankt er darin sehr viel dem Genie des Aristoteles, aber die eigentliche thomistische Metaphysik ist zum ebenso großen Teil auch sein eigenes Werk. Man muß nur den arabisch gefärbten Aristoteles, wie er damals auf dem Umweg über Syrien und Spanien nach dem Abendlande kam, und den wirklichen Aristoteles, wie wir ihn jetzt kennen, mit dem Aristotelismus des

hl. Thomas vergleichen und man wird sofort erkennen, welch ein wesentlicher Fortschritt dabei zu Tage tritt. Es wird wohl niemand bestreiten, daß diese Metaphysik einer Weiterführung fähig sei, tatsächlich hat sie ja bis auf unsere Tage großartige Fortschritte gemacht, aber wir können wahrlich nicht einsehen, auf welchen Grund hin ein katholischer Theologe sie als dem Glauben nicht entsprechend hinstellen könnte. Prinzipiell wird die thomistische Metaphysik nur von der modernen idealistischen Philosophie geleugnet. Zwischen diesen beiden muß sich also der Theologe entscheiden.

Damit ist auch die Frage gelöst, ob es denn nicht angezeigt wäre, an die Stelle der aristotelischen Philosophie die moderne, deutsche zu setzen. Von vornherein muß freilich bemerkt werden, daß alle guten Gedanken der modernen Philosophie, auf welchem Wege sie auch entstanden sein mögen — und es gibt deren viele —, ohne weiteres dem theologischen Denken einverleibt werden können. Allein in unserer Frage handelt es sich um das System, um die Grund- und Gesamtauffassung, vor allem um die Art und Weise, wie die Fragen, die Gott und das Verhältnis des Menschen zu Gott betreffen, gelöst und entschieden werden. In dieser Hinsicht stellt sich aber dem Theologen das unüberwindliche Hindernis entgegen, daß die Kirche von Anfang an eine ganz entschiedene Stellung gegen Kant und die von ihm abhängige Philosophie eingenommen hat. Es ist noch das geringste, daß die „Kritik der reinen Vernunft“ auf den Index kam, gering nämlich gegenüber der evidenten Tatsache, daß die moderne Philosophie im großen und ganzen den gefährlichsten Feind alles und jedes Glaubens seit einem Jahrhundert bildet, daß sie der fruchtbare Nährboden des zeitgenössischen Unglaubens ist, daß sie die Grundlagen des Glaubens, die natürliche Überzeugung von der Existenz Gottes untergräbt, daß der unversöhnliche Gegensatz zwischen der „modernen“ Weltanschauung und dem katholischen Glauben gerade von dieser Seite immer wieder behauptet wird. Als weitere Illustration zu diesen Tatsachen dient dann die Konstatierung, daß alle Versuche deutscher Gelehrter, trotzdem die kantisch-idealistische Philosophie in die Theologie einzuführen — man denke an Günther, Kuhn und Schell —, mißlangen. Wohin endlich eine konsequente Durchführung der modernen Philosophie in ihrer Anwendung auf die Theologie führt, zeigt der Modernismus und die heutige protestantische Theologie, die über Christus hinweg zum Teil bereits bei Goethe und Nietzsche angelangt ist. Daß somit die moderne Philosophie mit dem Glauben nicht übereinstimmt, muß als geradezu evidente Tatsache bezeichnet werden. Das Konzil vom Vatikan hat darum auch die zwei besonders in Frage kommenden Hauptsätze des modernen Agnostizismus als Häresien verurteilt, nämlich die Behauptung, daß wir die Existenz Gottes nicht beweisen noch die Glaubenswürdigkeit der Offenbarung mit Sicherheit begründen könnten. W. Hermann bezeichnet es denn auch in seiner Äußerung über die Modernismus-Enzyklika in der „Internat. Wochenschrift“ als den für die Kirche gefährlichsten Teil des Modernismus, daß die Modernisten — er sagt: „viele (?) Kleriker und Laien“ — „meinen einzusehen, daß die Mittel weltlicher Wissenschaft nicht dazu dienen können, die Wirklichkeit Gottes zu beweisen“. „Trifft diese Beobachtung zu, so liegt darin allerdings eine viel größere Gefahr als in allem andern, worüber die Enzyklika zu klagen hat.“ Der

ausgesprochene Naturalist hat hier tiefer geblickt als gewisse sonst gut gesinnte Theologen: die moderne Philosophie bestreitet die Wirklichkeit jeder objektiven religiösen Erkenntnis. Dann kann die Kirche freilich nicht mehr die von Gott gesetzte und geleitete Behüterin und Lehrmeisterin der Wahrheit sein, man kann dann höchstens mit ebendemselben W. Hermann sagen: „Zu den Ruhmestiteln des römischen Kirchenregimentes zählt die Sorgfalt, mit der es eine für viele unentbehrliche Sitte, die Religion heißt (!), und eine individuelle Lebendigkeit, die Religion ist (!), in der kirchlichen Ordnung zusammenzuhalten sucht."

An diesem Urteil über die Unvereinbarkeit der modernen Philosophie mit dem Glauben kann es uns auch nicht irre machen, wenn man entgegenhält, der spezifische Charakter des heutigen Geisteslebens sei nicht Naturalismus und Relativismus, sondern Empirismus und historischer Positivismus; denn Naturalismus und Relativismus seien nicht inhärierende Eigenschaften des modernen Denkens selbst, sondern spezielle Richtungen desselben, die auf die Verbindung der empirischen und historischen Denkweise mit bestimmten philosophischen Voraussetzungen und Grundanschauungen zurückzuführen sind. Diese Unterscheidung kann uns wahrlich weder an sich noch mit Rücksicht auf die Tatsachen befriedigen, weder vom empirischen noch vom historischen Standpunkte aus. Jede Philosophie, allen voran die Scholastik, will von den Tatsachen der Erfahrung und Geschichte ausgehen, hier gibt es keinen Gegensatz des Prinzips, sondern nur einen Unterschied von mehr und weniger. Tatsächlich läuft aber die so viel gerühmte „historische Betrachtungsweise" vielfach auf ein schlicht und schlecht aprioristisches Konstruieren hinaus. Von der historischen Methode des Modernismus sagt die Enzyklika geradezu: „Alles geht hier vom Apriorismus aus, und zwar einem Apriorismus, der von Häresien wimmelt." Tatsächlich ist sogar die für die moderne Philosophie maßgebende und grundlegende Erkenntnislehre nicht ein reines Resultat der Empirie und Geschichte, sondern noch vielmehr eine aprioristische Hypothese, wie am besten es Kant selbst in seiner (ersten) Vorrede zur „Kritik der reinen Vernunft" bekennt. Nirgends bilden „bestimmte philosophische Voraussetzungen und Grundanschauungen so sehr das Um und Auf alles Philosophierens als im ‚modernen' Denken. Eben diese Voraussetzungen und Grundanschauungen charakterisieren so recht die moderne Philosophie und begründen den Gegensatz zur Scholastik, nicht aber die Vervollkommnung der experimentellen Methode oder das reichere Heranziehen der Geschichte" u. s. f. Um Verbreitung und Durchführung eben dieser Ideen handelt es sich auch im Kampfe gegen die Scholastik, denn nur diese kommen für den Theologen so recht eigentlich in Frage. Für den Theologen haben die unmittelbaren Ergebnisse von Experimenten und historischen Entdeckungen bei weitem nicht dieselbe Bedeutung, wie die Schlüsse, die daraus gezogen werden. Diese Schlußfolgerungen ergeben sich aber nur aus den genannten „Voraussetzungen und Grundanschauungen". Wir verweisen nur auf zwei Fragen. Wer die Möglichkeit der Wunder bestreitet, muß entweder die Wahrheit der Hl. Schrift leugnen oder zu verzweifelten Interpretationskünsten seine Zuflucht nehmen. Auf jeden Fall wird in den Evangelien nichts Übernatürliches mehr übrig bleiben — einzig und allein auf Grund seiner Voraussetzung und Grund-

anschauung. Wer an keine Inspiration oder göttliche Offenbarung glaubt, wird in der Bibel-Babel-Frage rundweg schließen, daß die Hebräer ihre religiöse Urgeschichte aus Mesopotamien entlehnt haben.

Wir können also die Unterscheidung von speziellen Richtungen des modernen Denkens und den diesen wesentlichen Eigenschaften für unsere Frage nicht akzeptieren. Der Katholik muß vielmehr gestehen, daß treibende Gedanken der modernen Philosophie in sich irrig sind und mit dem Glauben im Widerspruch stehen. Darum kann ein Theologe wohl moderne Methoden frei sich aneignen*), muß aber gerade Hauptstücke der „Voraussetzungslosen" als willkürliche Voraussetzung abweisen. Man hat auch zwischen den modernen philosophischen Systemen und den Wegen des modernen Denkens unterschieden. Jene seien Produkt einer Einzelperson und könnten darum nicht Anspruch machen, in alle Wahrheit einzuführen. Die Wege des modernen Denkens dagegen sollen nicht Produkt eines Einzelnen sein, sondern wesentlichen Seiten der inneren Ausrüstung des menschlichen Geistes selbst entsprechen.

Diese Unterscheidung bildet nur die Kehrseite der früheren. Daß eine Philosophie „in alle Wahrheit einführe", verlangt gewiß niemand; wohl aber, daß sie überhaupt wahr sei. Wenn man nur fordert, daß wir die „Wege des modernen, empirisch, historisch, kritisch, psychologisch gerichteten Denkens" heute „fleißiger und häufiger gehen müssen, als sie im Mittelalter begangen wurden", wird jedermann der Forderung mit Freude zustimmen. Allein alle diese Wege des Denkens setzen bestimmte Prinzipien voraus. Je nach der Natur derselben wird bei sonst auch ganz gleicher Handhabung der Methode sich ein ganz anderes Resultat herausstellen. Wenn jemand die Psychologie auf bloße Bewußtseinstatsachen reduziert, wird er mit seiner „psychologischen Betrachtungsweise" ganz andere Resultate erzielen, als ein Scholastiker, der doch zum mindesten eben so gut auf psychologischem Wege vorgehen kann. Die Wege des modernen Denkens sind die Straße, aber wer und was soll auf ihnen wandeln? Damit stehen wir einfach wieder vor der Frage, ob wir uns an die scholastisch-thomistische oder aber an die modern idealistische Philosophie halten sollen. Alles andere unterliegt keinem Bedenken. Es ist und bleibt daher ein unbegründeter Vorwurf gegen die Enzyklika, daß sie verbiete, die Fortschritte der modernen Methoden zu benützen: was sie verpönt, sind einzig und allein jene aprioristischen und häretischen Voraussetzungen, die aus dem religiösen Agnostizismus fließen. In weiterer Hinsicht müssen dann freilich auch alle anderen Anschauungen vermieden werden, welche irgend einer theologischen Wahrheit widersprechen. Jedenfalls

*) Beachtenswert ist wohl eine Bemerkung von Denifle (Luther und Luthertum ² S. 853, Anmerkung 1). Gegenüber der Behauptung von M. Lenz, der Katholizismus verdanke seine Gelehrten den neuen Methoden, erzählt er: „Nachdem ich als junger Dominikaner die Nebel und Mythen, in welche die deutschen Mystiker und Gottesfreunde von protestantischen Historikern gehüllt waren, nach und nach zerstreut hatte, fragte mich einmal der alte Fr. Zarncke, woher ich denn meine Methode genommen hätte. Zu seinem Erstaunen erwiderte ich ihm, es sei die aristotelisch-scholastische Methode auf die Geschichte angewandt. Ich kannte bis dahin keine andere. Erst später beschäftigte ich mich mit den modernen Methoden."



steht die scholastische Methode „den Wegen des modernen Denkens“ ebenbürtig zur Seite**).

2. Die Stellung der Philosophie in der Theologie.

In den eben berührten Äußerungen steckt die Insinuation verborgen, der Philosophie überhaupt keinen so bedeutenden Einfluß auf die Theologie zu gewähren, als es in der Scholastik geschah. Dies ist ja der praktische Sinn der Forderung nach einer mehr kritisch-psychologisch-historischen Theologie. Die Enzyklika kommt dieser Forderung entgegen, wenn es heißt: „Man muß in der Tat der positiven Theologie mehr Wichtigkeit beilegen, als früher.“ Der Papst weist aber auch die Spitze gegen die Scholastik mit den Worten ab: „Aber das muß ohne den geringsten Nachteil für die scholastische Methode geschehen; und diejenigen sind zu tadeln, weil sie ja die Geschäfte der Modernisten besorgen, welche die positive Theologie derart überspannen, daß sie gleichzeitig die scholastische Theologie verächtlich zu machen scheinen.“

Es scheint uns nun, daß der Grund der Abneigung gegen die Verwendung der Philosophie im thomistischen Sinne auf einem Mißverständnis bezüglich der Stellung der Philosophie in der Theologie beruhe.

In einer jüngst erflossenen Enunziation — wir zitieren sie nur, weil sie uns als treffender Ausdruck weitverbreiteter Anschauungen erscheint — heißt es: „Rom ist der eifrigste Anwalt des Thomismus. Rom schützt und stützt den Thomismus, weil der Thomismus Rom stützt. Der Thomismus ist ein in sich abgerundetes, in seiner Geschlossenheit und Folgerichtigkeit bewunderungswürdiges Lehrsystem, das aber sofort in sich selbst zusammenbricht, wenn man auch nur einen Stein aus dem Gewölbe nimmt, das alles trägt. Es ruht auf dem Unterbau der aristotelischen Philosophie, diese Quadern bilden die hl. Schriften des Alten und Neuen Bundes, so wie eine Kirche sie versteht und erklärt. Aristotelische Philosophie und Bibel zusammen mit der von Geschlecht zu Geschlecht vererbten hl. Überlieferung bilden den unveräußerlichen kirchlichen Glaubensschatz, dem der hl. Thomas sein klassisches wissenschaftliches Gepräge, seine blendende Fassung verlieh. Römische Kirche und

*) In der Revue Thomiste 1908, S. 770—785 hebt T. Richard folgende Vorzüge der scholastischen Methode hervor: 1. Sie ist ein vorzügliches Heilmittel gegen den modernen Subjektivismus vermöge ihrer strengen Objektivität der Forschung; 2. durch ihre strenge Terminologie und Beweismethode bietet sie ein erwünschtes Gegenmittel gegen die Anarchie in der modernen Ausdrucksweise und Regellosigkeit des Philosophierens; 3. die Gewohnheit, scharf zu unterscheiden, ist ein notwendiges Hilfsmittel im Kampfe gegen Häresie und Unglauben sowie zu einem fruchtbringenden theologischen Studium; 4. die Scholastik bietet eine vorzügliche geistige Schulung und Erziehung, indem sie denken lehrt, während moderne Methoden vielfach nur den Geist mit unverdautem Wissen überlasten; endlich befähigt 5. gerade die Scholastik zur Synthese und Ordnung des zeitgenössischen Wissens. — Übrigens hat bereits Pius IX. den Satz verurteilt: „Die Methode und die Prinzipien, nach denen die alten Meister der Scholastik die Theologie pflegten, entsprechen keineswegs dem Bedürfnisse unserer Zeit und dem Fortschritte der Wissenschaften.“

Scholastizismus bezw. Thomismus hängen daher so unaufhörlich zusammen, daß man die eine ohne den andern weder verteidigen, noch (be-)streiten kann*)."

Hier unterläuft als Grundirrtum die Behauptung, daß die thomistische Theologie auf dem Unterbau der aristotelischen Philosophie ruhe, in dem Sinne nämlich, daß die Gewißheit der theologischen Lehren des Aquinaten von der Gewißheit der aristotelischen Anschauungen bedingt sei. Diese Ansicht bedeutet einen kapitalen Irrtum, mag sie auch noch so alltäglich geworden sein. Sie beruht auf einer fundamentalen Verkennung der theologischen und besonders der thomistischen theologischen Methode.

Jede Wissenschaft erhält ihre Sicherheit durch die Gewißheit ihrer Prinzipien. Jede korrekte Theologie nimmt aber ihren Ausgangspunkt von den Dogmen: dadurch unterscheidet sie sich von jeder andern Wissenschaft. Ihre Aufgabe besteht darin, die Glaubenslehren festzustellen, zu erläutern, unter sich in eine Einheit zusammenzufassen, sie zu verteidigen, daraus sich ergebende Folgerungen für das Leben zu ziehen, besonders auch die konkrete Verwirklichung des Glaubenslebens in der Kirche darzustellen. Verschiedene Disziplinen verfolgen je eine der besonderen Aufgaben; an der Spitze steht die Dogmatik. Je nach ihrer Aufgabe werden die einzelnen Disziplinen verschiedene Methoden und Hilfsmittel anwenden müssen, aber den Ausgangspunkt wie das Endziel wird immer das Dogma, die geoffenbarte Lehre bilden.

So bilden auch den Unterbau der Theologie des hl. Thomas nicht die Philosophie des Aristoteles, sondern der Glaube der katholischen Kirche. „Die hl. Schriften des Alten und Neuen Bundes, so wie die Kirche sie versteht und erklärt", „zusammen mit der von Geschlecht zu Geschlecht vererbten hl. Überlieferung" bilden nicht nur die „Quadern", sondern noch vielmehr den „Unterbau" des Thomismus als Theologie.

Die dabei verwendete Philosophie kann nur die Bedeutung eines wissenschaftlichen Hilfsmittels haben. So benützt der hl. Thomas die scholastische Terminologie, um die geoffenbarten Wahrheiten in feste, zeitgemäße Formeln zu fassen; er benützt die peripatetische Logik als Werkzeug, als Methode seiner wissenschaftlichen Arbeit; er verwendet die aristotelische Metaphysik zur Analyse der Dogmen, zur Lösung der Schwierigkeiten. Die ganze Philosophie dient ihm dazu, die sich aus den Glaubenslehren ergebenden Folgerungen zu ziehen: die Philosophie fungiert somit in der Theologie nicht als Unterbau, sondern nur als wissenschaftliches Hilfsmittel.

Die gegenteilige irrige Anschauung muß auf die falsche Methode des Modernismus zurückgeführt werden; denn der Modernismus geht tatsächlich von der Philosophie als seinem Hauptprinzip aus, ruht wirklich auf der modernen Philosophie als auf seinem Unterbau, mit dem sein ganzes System steht und fällt. Das Rundschreiben hebt dies immer und immer wieder hervor. Darum stellt es den Agnostizismus an die Spitze der Darstellung des Modernismus, darum zeigt es, wie die Auffassung des Glaubens, der Ausbau und Inhalt der Theologie, vor allem aber die kritische, historische, apologetische Methode nur die Philosophie, nicht aber die Glaubenslehren zur Geltung kommen läßt. Das ist jener „von Häresien wimmelnde

*) Prof. Schnitzer in der „Internationalen Wochenschrift" Nr. 5.



Apriorismus“. Von diesem Standpunkt aus allein erklärt sich ja auch die modernistische Grundforderung, die Glaubenslehre im Sinne der modernen Philosophie umzugestalten. Damit ist der theologische Standpunkt, aber mit ihm zugleich auch der Glaube, von allem Anfang an preisgegeben. Die Glaubenslehren sind ein uns von Gott geschenktes Wahrheitsgut, ein Talent, mit dem wir wuchern sollen, das wir aber nicht eigenmächtig verwerfen oder, was auf dasselbe hinausläuft, nach unserem Sinne umändern und interpretieren dürfen.

Auch in dieser Hinsicht ist darum der hl. Thomas ein Vorbild für die richtige Verwendung der Philosophie in der Theologie. So hoch erhaben die Philosophie an sich steht, gegenüber der geoffenbarten Glaubenslehre kann ihr nur eine dienende Stellung zukommen. Auf ihrem eigenen Gebiete selbstständige Herrin, gilt von ihr in der Theologie das alte Wort: philosophia — ancilla theologiae.

Aber auch der Theologe selbst darf nicht vergessen, daß, wenn er als Mensch seine Geisteskraft den Wahrheiten des Glaubens zuwendet, er diesen weder als freier Herr noch als bevollmächtigter Verwalter, sondern als durch den Gott schuldigen Glauben gebundener Geist gegenübersteht. Der Theologe soll aus den Glaubensquellen neues Wissen schöpfen, nicht aber sein Wissen in dieselben hineintragen wollen. Je größer seine Geisteskraft, je umfassender sein menschliches Wissen, um so kostbarere Schätze göttlicher Weisheit wird er mit der Gnade Gottes dann in der Offenbarungslehre finden. Der heilige Thomas ist dafür ein sprechender Beweis, aber auch ein klassisches Vorbild, wie dies geschehen soll. Sein Streben ging dahin, den ganzen ungeteilten Glaubensinhalt seiner Zeit ohne jede Einschränkung, ohne jede subjektive Umdeutung von seiner Seite, ganz so, wie ihn die Kirche vorlegte, zu umfassen. Er vermied es darum ängstlich, von einer irgendwie gut beglaubigten Ansicht abzuweichen, aber eben so auch irgend eine neue Ansicht aufzustellen, die er nicht aus kirchlichen Quellen belegen konnte. Die Frucht dieser weisen und bescheidenen Zurückhaltung war es, daß seine Lehre ein so vollkommenes Abbild, ein so korrekter Ausdruck der Lehre der Kirche wurde, daß diese ihn als einen ihrer größten Lehrer anerkannte und immer wieder empfiehlt. Eben weil Thomas so tief in den wahren Sinn der Dogmen eingedrungen war, war es ihm auch möglich, neue Resultate zu erzielen, die, weil aus der wahren Quelle der Erkenntnis geschöpft, auch fruchtbringend für die Theologie wurden. Ebenso war es nur eine von selbst sich ergebende Folgerung, daß er auch die zeitgenössischen Irrtümer und Angriffe auf den Glauben mit ebenso großem Scharfsinn wie Erfolg zurückweisen konnte. Wie sollte aber ein Theologe berufen und befähigt sein, den Glauben zu verteidigen, die Irrenden zurechtzuführen und die Wankenden zu stützen, wenn er selbst die Glaubenslehren nicht genügend erfaßt hat oder gar zum Teil preisgibt? Damit im Zusammenhange steht ein anderer eigenartiger Charakterzug des englischen Lehrers. Der hl. Thomas geht von den Glaubenslehren zu deren Konsequenzen über, ohne auf die damit verbundenen intellektuellen Schwierigkeiten Rücksicht zu nehmen, wenn er auch sein ganzes Wissen aufbietet, um dieselben zu beheben. Gar manche seiner Lehren hat gerade aus diesem Grunde bis auf den heutigen Tag keine allgemeine Anerkennung gefunden.

Bis jetzt haben aber die abweichenden Meinungen — vielleicht nach einem scheinbaren Augenblickserfolge — immer noch unheilvoll innerhalb und außerhalb der Theologie gewirkt. Konsequenz, wenn sie mit weiser Mäßigung durchgeführt wird, kann nur lobenswert und vorteilhaft sein.

Als ein letztes spezifisches Merkmal der thomistischen Auffassung von der Funktion und Stellung des menschlich-wissenschaftlichen Elementes in der Theologie können wir es bezeichnen, daß Thomas sich ganz und gar als Lehrer der Kirche betrachtet. In ihrem Namen und Auftrag und Sinne allein will er lehren. Die moderne Theologie dagegen scheint vielfach diesen inneren Zusammenhang zwischen der Theologie und dem kirchlichen Lehramt zu übersehen. Und doch kann die Theologie ihrem Wesen nach nichts anderes sein als eine bestimmte und eigenartige Funktion des Lehramtes der Kirche. Müssen wir es nicht bedauern, wenn Theologen diese besondere Würde ihres Amtes vergessen und sich mit den Vertretern anderer Wissenschaften auf dieselbe Stufe stellen? Doch man geht noch weiter. Nicht nur trennt man die Theologie vom kirchlichen Lehramt, man will sie sogar in einen gewissen Gegensatz zu demselben bringen. Die Bemerkung der Enzyklika, daß die Modernisten der Autorität nur das starre Festhalten an der Tradition, der Theologie respektive dem religiösen Bewußtsein aber die Rolle und die Aufgabe des Fortschrittes zuweisen, entspricht leider nur allzustark verbreiteten Anschauungen. Der hl. Thomas aber war mit seinem ganzen Sinnen und Trachten ein Diener seiner Kirche, zu deren Ruhme und Siege er dank der Gnade Gottes und seiner eigenen Geisteskraft wie kaum ein zweiter beigetragen hat. Wer aber vom Geiste der Kirche sich lossagt, wird statt aufzubauen nur niederreißen.

Damit haben wir auch den Schlüssel gewonnen zum Verständnis der Autorität des hl. Thomas in der Kirche. Nicht als ob die Kirche ihre Gewalt auf sein Wissen, seine Lehre oder Autorität stützte, — nein, umgekehrt vielmehr! Die Kirche bekleidet den hl. Thomas mit ihrer Autorität, mit drs Autorität eines Kirchenlehrers. Das ist das theologische Hauptmotiv, dae uns bewegt, der Lehre des Aquinaten zu folgen. Wie der hl. Augustin von sich sagen konnte: Ego Evangelio non crederem, nisi me Ecclesiae catholicae commoveret auctoritas, so können und müssen wir uns sagen: „Ich würde kein Thomist sein, wenn die Kirche nicht so entschieden und feierlich die Lehre des englischen Meisters als korrekt anerkannt hätte." Den Grund der Größe und Erhabenheit der Theologie des hl. Thomas bildet aber nach dem Ausspruche Pius' X. gerade die Verwendung einer guten Philosophie nach vollkommen theologischer Methode. Hierin ist also der Thomismus berufen zur Abwehr des Modernismus.



Sebastian Brunner.

Von Dr. Jos. **Brzobohaty.**

In der Zeit, da die Katholiken Österreichs sich und ihre Presse tatkräftig zu organisieren beginnen, um in ehrlichem Kampfe die ihnen gebührende Stellung zu erringen, dürfte es am Platze sein, an den Mann zu erinnern, der seinerzeit als der erste diesen guten Kampf begonnen: an Sebastian Brunner, der mitten in den Stürmen des Jahres 1848 unter persönlichen Opfern und Gefahren die erste unabhängige katholische Zeitung schuf, welche er dann mutig und energisch dezennienlang geleitet hat.

Der Josefinische Zäsaro-Papismus war aus dem 18. in das 19. Jahrhundert herübergenommen worden. Eine überaus engherzige Zensur suchte die Geister zu beherrschen und das Hereindringen neuer Ideen unmöglich zu machen. Die gebildete Klasse war daran gewöhnt worden, die Kirche als eine Staatsanstalt, als die „schwarze Polizei" zu betrachten, und demgemäß beschränkte sich ihre Religiosität nicht selten auf äußere Formen und war mehr Polizei- als Gottesfurcht. Die Zöglinge der josefinischen Generalseminarien waren nun in der praktischen Seelsorge tätig und übten sich in der ihnen anbefohlenen „stillen Wirksamkeit". Die Geistlichen waren Staatsbedienstete geworden und die heilige Priestergewalt galt als ein bureaukratisch minderwertiges Geschäft. Für den Staat „nützliche Bürger" zu erziehen, das galt jetzt zumeist als der höchste Zweck des Religionsunterrichtes.

Als der in Österreich geborene, im Jahre 1809 aus Warschau vertriebene Klemens Maria Hofbauer nach Wien kam, wurde er von der Polizei verhaftet und seine Schriften und Habseligkeiten wurden durchsucht, denn ein aus dem Auslande kommender Priester galt damals schon oft als an und für sich verdächtig und die Gefahr schien in diesem Falle um so größer, als er auch 200 Taler mit sich führte. Er sollte sich daher über den rechtmäßigen Besitz dieser Riesensumme gehörig ausweisen. Die Polizei hatte auch festgestellt, daß Hofbauer einem ausländischen Orden angehören müsse, was damals einem Österreicher ausdrücklich verboten war. Dem Konsistorium wurde aufgetragen, den Inquisiten zu verhören. Als Hofbauer auf die Frage: „Welcher Religion?" ganz erstaunt antwortete: „Es ist ja doch allgemein bekannt, daß ich ein katholischer Priester bin," erhielt er für diese Bemerkung eine Zurechtweisung. Darauf sagte Hofbauer gelassen: „Hier ist nicht gut sein, ich werde mich entfernen." Sprach's, verbeugte sich und ging. Er wäre sicher aus Wien polizeilich ausgewiesen worden, wenn nicht der damalige Erzbischof Graf Hohenwart, welchem Baron Plenker die Sache berichtet hatte, sich bei Kaiser Franz für ihn verwendet hätte.

Von 1832—1853 stand der Wiener Diözese der Erzbischof Milde vor, der bei den Liberalen sehr beliebt war, aber von Rom aus ein Monitorium erhielt, das freilich ohne jede Wirkung auf ihn blieb. Dieser Kirchenfürst pflegte den Papst als seinen Kollegen zu bezeichnen. Er hatte aus vorwiegend protestantischen Büchern eine „Erziehungskunst“ zusammengestellt, worin der Name „Gott“ nur einmal, und zwar nur in einer Anmerkung, enthalten ist, und dennoch war dieses Buch länger als ein Menschenalter als Lehrbuch vorgeschrieben. Milde verbot priesterliche Lese- und Besprechungsvereine, und als Brunner 1847 zum erstenmale eine Zeitung herausgeben wollte, soll der Erzbischof die Bedingung gestellt haben, daß die Artikel für drei Jahre im voraus fertig sein müßten. Noch im Jahre 1844 wurden das Gebetbuch von Sintzel: „Der lebendige Rosenkranz“ und die darauf basierenden Gebetvereine als staatsgefährlich erklärt und es wurde dem Konsistorium aufgetragen, „diesen hohen Ortes als ungesetzlich bezeichneten und ähnlichen pietistischen Vereinen entgegen zu wirken“.

Auch die „Nachfolge Christi“ von Thomas v. Kempis war lange verpönt und konnte die polizeiliche Zulassung nicht erlangen. Ja, es soll auch vorgekommen sein, daß Stellen aus den Kirchenvätern von den Zensoren — gestrichen wurden. Mit einem Worte: die Kirche war nicht Herr in ihrem Hause, sie stand wie alles andere unter Polizeiaufsicht und bekam ihre Weisungen aus den Ministerien. Man hat bekanntlich gesagt: „Es wurde damals in Österreich ebenso wie in Preußen nach dem Prinzipe des beschränkten Untertanenverstandes regiert“; vielleicht könnte man, wenigstens für eine bestimmte Periode, hinzufügen: aber auch nach dem Prinzip des beschränkten Regierungsverstandes.

In dieser traurigen Zeit trat Brunner auf den Plan. Voll Tatkraft, Begeisterung und Mut, ausgerüstet mit einer Fülle von Wissen und Schlagfertigkeit, betrat er den Kampfplatz, wobei ihm leider die eigenen Standesgenossen oft genug ihre Unterstützung versagten. Denn er war den Sanftmütigen zu wenig sanft, den Vorsichtigen zu wenig vorsichtig und den Josefinern geradezu ein Greuel. Und auch jene „Frommen, die nur dulden, welche still in ihrer Kammer beten, seufzen, weinen, klagen über der Verführung Jammer, die sich aber höchlich ärgern, wenn Propheten sich erheben, welche unerschrocken Zeugnis für die Wahrheit Christi geben,“ gingen ihm scheu aus dem Wege.

Sebastian Brunner wurde am 10. Dezember 1814 in Wien geboren, wo sein Vater — er stammte aus einer ursprünglich aus Franken eingewanderten Familie — ein durch Arbeit zu Wohlstand gekommener Hausbesitzer und Fabrikant auf dem sogenannten Brillantengrund war. Der alte Brunner war nicht bloß ein gebildeter, sondern auch ein religiöser Mann; als er Sebastians Geburt im Kalender anmerkte, schrieb er den Psalmvers hinzu: »Faciem tuam illumina super servum tuum et doce eum justificationes tuas.« Auch die Mutter war eine fromme Frau und so erhielt denn der Sohn schon von Haus aus eine gut religiöse Erziehung.

Er war ein aufgeweckter, fleißiger Knabe, der gern und viel las. Die „zwei philosophischen Jahrgänge“ absolvierte er bei den Piaristen in Krems. Aus seinen Tagebuchblättern wissen wir, daß er in jener Zeit innerlich

schwere religiöse Kämpfe durchzumachen hatte; aber er hat auch damals schon die bedeutungsvollen Worte niedergeschrieben: „Wer in der Kirche erzogen ist und ihr Lehrwort vernommen hat, der vermag es nimmer, den Glauben radikal aus sich herauszubringen. Er kann gar nicht mehr radikal ungläubig gemacht werden und hat immer mehr Glaubensgehalt in sich, als er sich selber eingesteht."

Im zweiten Jahrgang der Philosophie studierte Brunner aus Privatfleiß eifrigst die Werke Rousseaus und Voltaires, bald darauf aber kamen ihm die „Bekenntnisse des heiligen Augustinus" in die Hand, die einen tiefen Eindruck bei ihm hinterließen und auf die er immer wieder zurückgriff. Das Ergebnis war, daß Brunner sich zuletzt entschloß, es mit dem Studium der Theologie zu versuchen. So trat er in das Wiener Alumnat ein. Dort fand er den Mann, der geeignet war, seine nach Wahrheit dürstende Seele zu leiten: den Spiritual Horny, der 1857 als Dechant von St. Peter in Wien gestorben ist.

Damals, in den Dreißiger-Jahren, rekrutierte sich auch der hohe Klerus noch immer aus ehemaligen Kanzleipersönlichkeiten und es entsprach völlig dem Zeitgeiste, daß der Weihbischof bei der Erteilung der niederen Weihen zu Brunner und seinen Kollegen nur zu sagen fand: „Sie haben Ihre Dienste dem Staate und der Kirche gewidmet." Aber unter den jungen Alumnen erwachte schon damals eine frische geistige Bewegung. Im Jahre 1837 waren in Preußen die Katholiken durch die Kölner Wirren, durch den Streit wegen der gemischten Ehen aufgerüttelt worden und Görres in München schrieb seinen gewaltigen „Athanasius", der auch im Wiener Alumnate mit Jubel aufgenommen wurde.

Am 5. August 1838 las Brunner in dem Gnadenorte Mariazell als Primiziant seine erste heilige Messe. Dann kam er als Seelsorger nach Neudorf, einem in einer Sumpfgegend an der mährischen Grenze gelegenen Dorfe, das damals so weltverlassen war, daß dort stiftungsmäßig den ganzen Winter hindurch abends zwischen 8—9 Uhr geläutet werden mußte, um dem einsamen, verirrten Wanderer die Rettungsstelle vor den Sümpfen und den Schneewehen anzuzeigen. Für den an lebhaften Verkehr gewöhnten Großstädter muß das Domizil in einem solchen Orte eine recht harte Prüfung gewesen sein.

Besser erging es dem jungen Priester in seiner nächsten Station, in Perchtoldsdorf; denn nicht bloß die hübsche Umgebung, sondern auch die Nähe von Wien gaben ihm mancherlei Anregung. Er konnte häufig nach der Hauptstadt fahren, dort seine Eltern besuchen und seinen Verkehr mit Führich und Kupelwieser, mit Karl Friedrich Jarcke, dem Domprediger Dr. Veith und mit den Dichtern Josef von Eichendorff und Adalbert Stifter fortsetzen und pflegen. In Perchtoldsdorf schrieb Brunner das Poem „Der Babenberger Ehrenpreis" und das humoristische Opus „Des Genies Malheur und Glück".

Im Jahre 1842 mußte Brunner nach abgelegter Pfarrkonkursprüfung als Pfarrprovisor nach Wiener-Herberg hinaus, einem öden, an der ungarischen Grenze gelegenen Neste. Dort entstand die poetische Novelle: „Fremde und Heimat". Jedoch am 17. Jänner 1843 erhielt er die ersehnte Botschaft, daß er in seine engere Heimat, nach Alt-Lerchenfeld, als Kooperator versetzt worden sei. Er blieb dort über 10 Jahre und rechnete diese Zeit zur glücklichsten seines Lebens. Und doch fiel gerade in diese Periode das Jahr 1848

mit seinen Unruhen und seinen in so vieler Hinsicht drückenden Folgen. In die Altlerchenfelder Zeit fällt Brunners bisher in 4 Auflagen erschienene Dichtung „Die Welt ein Epos“ und das im Jahre 1845 gedruckte „Nebeljungenlied“. 1846 folgte der „Deutsche Hiob“, dann „Hurter vor dem Tribunal der Wahrheitsfreunde“ und die Erzählung „Diogenes von Azzelbrunn.“ — Am 5. Juli wurde Brunner zur Polizei zitiert und ihm dort eine Strafe von 150 Dukaten diktiert, weil er ohne die Erlaubnis der Zensur sechs Schriften im Auslande hatte drucken lassen.

Im Jahre 1847 ließ er jedoch wieder im Auslande und wieder ohne Erlaubnis der Zensur seine berühmte Satire „Die Prinzenschule zu Möpselglück“ erscheinen, die das bezeichnende Motto trägt:

Es ist dahier im Scherz zu seh'n,
Wie wir im Ernst zum Teufel geh'n.

Im letzten Kapitel dieses Buches wird die Märzrevolution bestimmt vorausgesagt. — Das Jahr 1848 stürzte bekanntlich die Zensur und nun konnte auch die Kirchenzeitung ins Leben treten.

Im Jahre 1852 wurde Brunner, der seit 1845 Doktor der Philosophie war, zum Dekan des Doktoren-Kollegiums gewählt und im nächsten Jahre ganz gegen jedes Herkommen wiedergewählt. Während der Dauer seiner Amtsführung hat er sich sehr entschieden für den stiftungsmäßig katholischen Charakter der Universität eingesetzt, vielleicht auch deshalb, weil er der Überzeugung war, daß andernfalls „die Wiener Universität sich mit der Zeit in ein orientalisches Museum verwandeln könnte“.

Ungefähr 35 Jahre lang hat Brunner im Wiener Dominikanerkloster wie ein Einsiedler, fast wie ein Asket gelebt. Zuletzt aber übersiedelte er auf meinen Rat in das Währinger Greisenasyl, wo er eine prächtige, sonnige Wohnung von 3 Zimmern mit Gartenaussicht inne hatte und zugleich die liebevollste Pflege bis zu seinem Tode genoß.

Von 1843—1848 wurde Brunner von Metternich zur Zusammenstellung und Beurteilung der Gesandtschaftsberichte über die religiöse und soziale Bewegung in Europa verwendet. In Metternichs Auftrage reiste er 1846 nach Deutschland und Frankreich und verfaßte ein Referat, in welchem er das Losbrechen der Revolution in längstens zwei Jahren voraussagte. Er hat seine einflußreiche Stellung niemals für sich ausgenützt, sondern blieb, wie Dr. Scheicher treffend sagte, nach wie vor „der Philosoph im Kooperatorenstübchen“. Wie aber kam er zu Metternich?

Als der schon erwähnte „Babenberger Ehrenpreis“ erschienen war, wünschte der einflußreiche Hofrat der Staatskanzlei Baron Klemens Hügel den Verfasser persönlich kennen zu lernen. Brunner wurde bald ein gern gesehener Gast im Hause des gastfreundlichen Barons, bei dessen berühmten 4 Uhr-Diners sich viele hervorragende Männer Wiens zu versammeln pflegten. Dort ließ Metternich, der schon früher durch den Bischof Lonovics auf den geistvollen Kooperator aufmerksam gemacht worden war, sich ihn von Baron Hügel vorstellen, und nachdem er Brunners politischen Scharfblick erkannt, beschäftigte er ihn jahrelang in der oben bezeichneten Weise. Da Metternich Brunner im geistlichen Departement verwenden wollte, mußte sich dieser dem Chef dieses Departements vorstellen. Es war das der Staatsrat

Jüstel, der eigentliche Bischofmacher, der nur solche Geistliche vor sich zu sehen gewohnt war, die vor ihm standen gleich „der Bittschrift, in der Mitte eingebogen". Dieser allmächtige Herr muß nicht wenig erstaunt gewesen sein, als Brunner ihm freimütig seine abfällige Meinung über das bestehende System auseinandersetzte; da dieser aber nun einmal von Metternich empfohlen war, beschränkte Jüstel sich, ihm mit zuckersüßem Lächeln zu antworten: „Wenn ich Ihren Rat je brauchen sollte, so werde ich mir denselben erbitten." Das geschah natürlich nie.

Nach der Aufhebung der Zensur während der Revolutionstage bemächtigten sich der Presse leider fast ausschließlich höchst zweideutige, zum Teil aus dem Auslande herbeigeeilte Persönlichkeiten. Aber schon am 15. April 1848 erschien die erste Nummer der Kirchenzeitung, die Brunner dann bis zum Jahre 1866 redigierte. Auf ihrem Banner stand die Freiheit der Kirche. Die revolutionären Redakteure dagegen erklärten offen, daß sie die Kirche vernichten wollten. Täglich nannten die „liberalen" Zeitungen Brunner einen Volksverdummer, eine Nachteule, eine Ruine des Mittelalters, einen Verbreiter der Finsternis, einen jesuitischen Schuft usw. und der gebildete und ungebildete christliche Pöbel lachte und freute sich darüber.

„Ich bin" — sagt Brunner — „zu tausendmalen die beliebte Zielscheibe herabgekommener Possenreißer und sittlich verlumpter Bajazzos des Pöbels gewesen. Freche Juden- und Christenjungen, die schon in den untersten Schulklassen den Fußtritt bekamen, waren des Dafürhaltens, sie seien fortan darauf angewiesen, durch Lügen, Schimpfen und in den Kotherabziehen ehrlicher Leute sich den Unterhalt zu verdienen." „Man muß den Menschen ihr Vergnügen lassen, und was läßt sich zudem in einer Zeit von den Handhabern des Gesetzes erwarten, in welcher diese selbst den Pöbel und die Hetzer des Pöbels fürchten."

Zwei Blätter, die „Konstitution" und der „Freimütige", waren es, die sich speziell mit Brunner beschäftigten und fortwährend gegen ihn hetzten. Der aber hielt mutig Stand. Er erschien in den Wählerversammlungen und ging sogar einmal in eine Sitzung des revolutionären Sicherheitsausschusses im alten Musikvereinssaale. Als man ihn dort erkannte, umringte man ihn schreiend und mit drohenden Gebärden und Rufe wurden laut: „Den Brunner gefangennehmen, den Hochverräter am Volke!" Aber der riesenstarke Kooperator schwang seinen Stock mit dem Bleiknopfe und man ließ ihn schließlich ziehen.

Es kam die Belagerung Wiens. Am 28. Oktober übersiedelte Brunner, wie die meisten Bewohner der belagerten Stadtteile, mit seinem Kollegen Rebhan in den Keller. Und von dort hörten sie den Donner der Kanonen, den Lärm der pfeifenden und rollenden Kugeln, die Schmerzensrufe der Getroffenen und das Einstürzen der Schornsteine. Als aber einige Tage später Altlerchenfeld von der Schmelz aus eine ganze Nacht hindurch beschossen worden war, ging Brunner frühmorgens auf den Linienwall, um zu veranlassen, daß die dort von den Gardisten aufgestellten Kanonen entfernt werden, und so das Militär zum Einstellen der Feindseligkeiten gegen Altlerchenfeld zu bewegen.

Nach der Niederwerfung der Revolution wechselten die Systeme und die Persönlichkeiten schnell genug, aber ihnen allen war die „Kirchenzeitung"

ein Dorn im Auge; sie war wohl die am meisten gemaßregelte Zeitung Wiens. Freiherr von Helfert, der hochverehrte Nestor unserer Historiker, schreibt in seinem bekannten Buche „Die Wiener Journalistik im Jahre 1848“ darüber folgendes:

„Zu einer hervorragenden Bedeutung hat sich von allen Aprilgeburten des Jahres 1848 nur eine einzige emporgeschwungen, die ‚Wiener Kirchenzeitung‘, die sich Jahre hindurch als eines der entschiedensten und mutigsten Organe für die Interessen, als deren Vorkämpfer sie auftrat, behauptete. Ihr geistvoller, kenntnisreicher und schneidiger Leiter Sebastian Brunner, Humorist und Satiriker im Talar, fand übrigens nicht die geringsten Widersacher unter seinen eigenen Berufsgenossen, von denen die einen, die Rigorosen, an der teils launigen, teils grobkörnigen Manier Anstoß nahmen, während die Josefiner, die Staatstheologen, das Blatt für eine Kalamität ansahen.“ Brunner hatte sein Blatt gegen die unglaublichsten Angriffe zu verteidigen; so hielt ihm einmal ein Wiener Polizeichef vor, daß die Geistlichen überhaupt keine Zeitung schreiben sollten, weil die Apostel auch keine geschrieben hätten, worauf Brunner kurz erwiderte, daß diese auch nicht auf Dampfschiffen gefahren seien. Auch mit dem Konsistorium geriet Brunner in Konflikt: Ende Dezember 1848 denunzierte ein gehässiger Beamter den Pfarrer von Wiener-Herberg, daß er eine Predigt über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gehalten habe. Darauf wurde der Pfarrer in einem sogenannten „Steirerwagel“ mit Ketten an den Händen und in Begleitung von zwei Gendarmen öffentlich unter dem Zulaufe des Volkes nach Wien zum Tribunal der Militärbehörde gebracht. Er wurde zwar freigesprochen, starb aber schon nach einem Jahre, vielleicht aus Kränkung über die schuldlos erlittene Schmach. Das Gericht hatte erfahren, daß die Predigt an die Redaktion der Kirchenzeitung eingesendet worden war, und wollte in sie Einsicht nehmen. Statt an Brunner selbst, wandte sich das Gericht an das Ordinariat und von diesem erhielt Brunner die kategorische Aufforderung zur sofortigen Einsendung des Manuskripts. Brunner berichtete, es sei nicht vorfindlich. Darauf wurde ihm befohlen, es sofort zu suchen und einzuschicken. Nun gab er die Erklärung ab, daß die Redaktion nur infolge eines Verlangens des Einsenders die Auslieferung vornehmen könnte, worauf er vor das geistliche Gericht zitiert wurde.

„Um die anberaumte Stunde“, so erzählt Brunner selbst, „trat ich beim Erzbischof Milde ein. Er hatte den violetten Talar angezogen, ebenso sein General-Vikar, der Weihbischof Politzer, und auch der Kanzleidirektor war als Ehrendomherr mit der goldenen Kette geschmückt. Also alle im Festkleide.“ — Der Erzbischof war offenbar der Überzeugung, daß der kanonische Gehorsam Brunner zur Auslieferung der Predigt, also zum Bruche des Redaktionsgeheimnisses verpflichte. Der Erzbischof diktierte dem Kanzleidirektor die Suspension Brunners, aber es geschah in so unsicherer Weise, daß der Angeklagte selbst ihn aufmerksam machte, daß die Sätze nicht zusammenstimmen. Eine peinliche Pause trat ein. Brunner erklärte dann, er werde protokollieren lassen, daß das Manuskript nicht vorfindlich war. Das hatte er ja auch schon früher angeboten. „Tun Sie das,“ lautete die Antwort und die Sache war damit erledigt.

Dieser ganze Vorgang läßt sich heute wohl nur durch die Tatsache verstehen, daß damals der kirchliche Josefinismus noch in voller Blüte stand, daß sich die Konsistorien auch in rein geistlichen Angelegenheiten Befehle aus den Ministerien holten und daß selbst über Rosenkranz- und Herz-Jesu-Andachten polizeiliche Erhebungen gepflogen wurden.

Brunners literarische Tätigkeit beschränkte sich — wie schon erwähnt — nicht allein auf die „Kirchenzeitung". Er hat außerdem auf ganz verschiedenen Gebieten eine fast unbegreifliche Produktivität entwickelt und nicht weniger als etwa 60 Werke publiziert. Er war nicht bloß der Apologet und der begeisterte Vorkämpfer für die Freiheit der Kirche und der Verfasser herrlicher Andachtsbücher, sondern auch der Verfasser humoristischer Erzählungen und politischer Satiren und hat auch auf dem Gebiete der österreichischen Kirchen- und Profangeschichte Hervorragendes geleistet; er war außerdem ein Kenner der Kunst und der Literatur der verschiedensten Völker und ein vortrefflicher Übersetzer (er beherrschte sieben Sprachen) sowie ein vielgelesener und durchaus origineller Reiseschriftsteller.

Das Buch, durch welches Brunner zuerst in weiten Kreisen berühmt geworden, ist sein „Nebeljungenlied". Mit überlegenem Witz und Humor, mit vernichtendem Sarkasmus bekämpft er darin die Repräsentanten der damals in Deutschland grassierenden atheistischen junghegelischen Philosophie, dieser „Nachzügler des sog. jungen Deutschland", die er als „Nebeljungen" geißelt.

Von Brunners historischen Werken seien insbesondere erwähnt „Klemens Maria Hofbauer und seine Zeit" und „Der Predigerorden in Wien und Österreich". Ferner die auf durchaus selbständiger Durchforschung zahlreicher bisher nicht edierter Quellen beruhenden Werke „Die theologische Dienerschaft am Hofe Josef II.", „Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des 18. Jahrhunderts", „Die Mysterien der Aufklärung in Österreich (1770 bis 1800)", endlich die bei Herder erschienene Biographie Kaiser Josefs II., die eine der besten Lebensbeschreibungen dieses Fürsten ist, denn sie beruht auf umfassender Quellenforschung, ist vollkommen objektiv und macht darum der Geistesgröße und der von christlicher Liebe durchleuchteten Gesinnung Brunners um so mehr Ehre, da ja gerade er zeitlebens genötigt war, den kirchlichen Josefinismus als ein verderbliches Übel zu bekämpfen.

Die vielgelesene, im 40. Lebensjahre geschriebene Selbstbiographie Brunners „Woher, wohin?" — ein klassisches Buch in des Wortes bester Bedeutung — ist Goethes „Wahrheit und Dichtung" durch die Anmut und Anschaulichkeit der Schilderungen und die Schönheit des Stils an die Seite zu stellen, ihr aber an ethischem Gehalt überlegen. — „Paulus in Athen" und der „Atheist Renan und sein Evangelium" gehören zu den besten apologetischen Schriften Brunners. Das letztgenannte Buch wurde sogar offiziell in einem Gesamthirtenbriefe des bayerischen Episkopats besonders empfohlen. — Aus den Schriften über Kunst zitiere ich beispielsweise: „Die Kunstgenossen der Klosterzelle", „Fra Giovanni Angelico" und „Führich".

Brunner hat viele und große Reisen unternommen, in Italien allein ist er mehr als zwanzigmal gewesen und hat den Stoff zu manchem Buche von dort mitgebracht. Über eines dieser Bücher („Kennst du das Land?") urteilten seinerzeit die liberalen Leipziger „Blätter für literarische Unter-

haltung": „Das Buch frappiert durch Frische, Fülle und Geist der Auffassung. Eine so lebhafte, witzige und durch Laune anziehende Schilderung Italiens ist uns lange Zeit her nicht gegeben worden. Der Verfasser hat Universalität, Bildung und Tiefe des Geistes voraus, es steht ihm ein frisches, kühnes und oft treffendes Kunsturteil zu Gebote."

Vielfach angefochten wurden Brunners letzte Publikationen, seine „Hau- und Bausteine zu einer Literaturgeschichte der Deutschen" mit dem ironisch zugespitzten Motto:

Bis in die innersten Herzensfalten
Haben die Herren genau sich gekannt,
Ist es erlaubt für wahr zu halten,
Was sie sich gegenseitig genannt?

Getreu dem Motto seines Lebens: „Der Wahrheit eine Gasse!" entlarvte er in diesem Buche so manche Schönfärberei als Lüge, stürzte so manche angebliche Größe vom Piedestal.

Wie die Schriften Brunners immer geistreich und originell erscheinen, so war er auch im persönlichen Verkehr. Seine Gespräche glichen oft einem brillanten Feuerwerk: es folgte Schlag auf Schlag und Blitz auf Blitz und es sprühten die Geistesfunken.

Nicht bloß von Metternich war Brunner zu der obenerwähnten großen Informationsreise verwendet worden, er wurde wegen seines Scharfsinns und seiner durchdringenden Menschenkenntnis auch von Rom mit wichtigen Missionen betraut. Er selbst hat mir nachträglich erzählt, daß er nach dem Vatikanischen Konzil zu Döllinger nach München gesendet wurde und daß es ihm fast gelungen wäre, diesen zur Unterwerfung zu bewegen. Da aber trat im letzten Momente der bekannte Professor Friedrich dazwischen, mit der an Döllinger gerichteten Frage: „Was werden — die Zeitungen dazu sagen?" und Döllinger lehnte schließlich ab.

Von Rom aus wurde Brunner in Anerkennung seines Wirkens wiederholt durch hohe kirchliche Ehrenstellen ausgezeichnet — bereits 1865 war er zum apostolischen Protonotar und päpstlichen Hausprälat ernannt worden — in Wien dagegen hat er es nur zum Konsistorialrat und zu einem Einkommen von 600 fl. gebracht.

An seinem 70. Geburtstage hat Brunner einen ursprünglich nicht für den Druck bestimmten Rückblick auf sein Leben niedergeschrieben, der seinen Charakter vortrefflich kennzeichnet. Er trägt die Überschrift „Das letzte Sandkorn" und lautet:

„Ich hab' keinen Wagen und hab' keine Pferde
Und bin nie gesessen am eigenen Herde
Und hab' nie gegessen aus eigener Küche
Und war nie versessen auf eigene Sprüche.
Vor mir durfte niemals wer zittern und beben,
Es war mir als Herrn nie jemand ergeben,
Ich konnte verleihen nicht Güter und Gnaden,
Ich habe nie Gäste zur Tafel geladen.
Doch hab' ich auch nie verrenkt meinen Rücken
Durch gnadenbegehrendes tiefes Verbücken,

Ich suchte gerade durchs Leben zu schreiten
Und spielte nie doppelt auf zweierlei Seiten.
Ich hab' nie befaßt mich mit Ränken und Tücken
Und nie meine Gegner verwundet im Rücken,
Ich habe nie jemand mit Schlingen gefangen
Und bin jedem offen entgegen gegangen.
Man hat mich auch niemals mit Gütern beladen,
Mich nie überhäuft aus dem Füllhorn der Gnaden;
Traktierte der Hochmut mich öfter von oben,
So hat mich das nie aus dem Sattel gehoben;
Ich gab es ja auch wieder manchem zu kosten,
Daß er etwas zu dürftig sei für seinen Posten,
Daß sich sein Wert dann hoch hinauf schnelle,
Liegt in den Schalen: der Wert und die Stelle.
Ich hab' auch nie fromme Phrasen gedrechselt
Und niemals das Kriechen mit Demut verwechselt
Und niemals den Himmel als Vorwand genommen,
Damit ich zu Gütern der Erde gekommen.
Das kann ich mir in meinen herbstlichen Tagen
Vom Herzen zu meiner Beruhigung sagen.
Denn das, was der Mensch hier suchet und findet,
Ist doch nur ein Rauch, der kommt und verschwindet.
Geht über das Diesseits dein Sinnen und Trachten,
Dann kannst du die Güter der Erde verachten,
Nur was du erstrebst mit Gewissen in Ehren,
Wird über die irdische Wanderschaft währen.
Wir sehen die Tage des Lebens verrinnen
Wie Sandkörner in einem Stundenglas drinnen;
Sie senken sich nieder, bis das letzte fällt leise,
Ein Sandkorn wird Markstein der irdischen Reise.

Sebastian Brunner starb, fast 79 Jahre alt, am 26. November 1893 und wurde auf dem Friedhofe von Maria-Enzersdorf bestattet, wo auch Klemens Maria Hofbauer begraben war und wo so viele für Österreich bedeutende Männer ruhen. Noch bei seinen Lebzeiten hatte er sich dort eine Gruft errichten und mit der von ihm selbst verfaßten Inschrift versehen lassen:

Diesem Fleisch mitsamt den Knochen
Ist das Urteil schon gesprochen,
Doch wer glauben kann und hoffen,
Ist darüber nicht betroffen.





Der Einfluß der Napoleonischen Zeit auf die deutsche Literatur.

Von Karl M. Brischar.

Gewaltige Umwälzungen, schwere Kämpfe um politische oder nationale Fragen haben stets eine weittragende geistige Bewegung und in dieser einen Aufschwung künstlerischen Schaffens im Gefolge. Lange Epochen äußeren Friedens und innerer Ruhe, so förderlich sie der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung eines Landes sonst sein mögen, der Kunst, besonders aber dem Schrifttum eines Landes können sie wenig sagen. Daher eben pflegen solche Zeiten der Ruhe reich an Talenten, aber arm an gewaltigen überragenden Persönlichkeiten zu sein. Schwere Zeiten aber, Zeiten der Unterdrückung und des Kampfes hinterlassen tiefe Furchen im Kunst- und Literaturleben eines Volkes. Geheime Kräfte regen sich und in einzelnen wird zu Wort und Gestalt, was in der Masse unruhig gärt.

Große Zeiten werfen ihre Schatten weit vor und hinter sich. Doch nur wenigen, nur Auserlesenen ist es gegeben, diese Schatten zu erkennen. Es sind die großen Geister einer Nation, die vorahnend Richtiges erschauen. So wurden die großen Dichter des XVIII. Jahrhunderts die Rufer im Streite um die Befreiung aus dem Joche der Untertänigkeit unter der Herrschaft kleiner Duodeztyrannen; Voltaire und Montesquieu sangen die französische Revolution schon lange ein, bevor sich noch die ersten Zeichen regten.

Nun waren die Zeiten gekommen, die die großen Geister des vorigen Jahrhunderts ersehnt, erwünscht. Aber tiefe Enttäuschung hatten sie all denen gebracht, die sich eine Besserung der Zustände erwartet und erhofft hatten. Wie ein wilder Traum war die französische Revolution vorübergebraust, alle wilden Leidenschaften entfesselnd und auf den ersten Blick nichts zurücklassend als Blut und Jammer. Der Mann aber, der sich aus ihr emporgehoben, der sie bekämpft, erdrückt hatte, setzte sich selbst die Krone auf und ward nun Weltbeherrscher. Siegreich, wie der entfesselte Sturm, alles vor sich her zu Boden werfend, drang er vor, fegte kleine und große Fürsten von ihren altererbten Thronen, stürzte Verfassungen, änderte Gesetze und Landesgrenzen, nirgends Halt machend vor angestammten Vorurteilen. So brauste er, ein zweiter Attila, über Europa hin, überall Furcht und Schrecken, aber auch grenzenlose Bewunderung um sich her verbreitend.

Aber wie die großen Eroberer der Vorzeit, wie Holofernes und Attila überschritt er die Schranken, die die Natur ihm gesetzt, enttäuschte die Hoffnungen derer, die da gehofft hatten, er werde ein Regiment der Freiheit gründen, indes er selbst eine Gewaltherrschaft einrichtete, gegen die die Tyrannei von früher nur ein Kinderspiel war. Unbarmherzig unterdrückte

er jede nationale Regung der unterworfenen Völker, überall unbedingte Unterwerfung unter seinen Willen fordernd. Schwerer als andere Völker litt das deutsche unter dem Drucke seiner eisernen Faust. Und während die Fürsten sich vor dem großen Eroberer willig beugten und aus seiner Hand murrend die geraubten Kronen als Lehen nahmen, regte sich im Schoße des Volkes der Unwille und die Empörung. Was aber Tausende fühlten, dem gaben einzelne, die edelsten der Nation, begeistert Ausdruck. Es waren Körner, Arndt und Schenkendorf, die Sänger der Befreiungskriege. In ihren Gedichten, ihren Schlacht- und Wehrmannsliedern brach sich mächtig brausend Bahn, was längst im ganzen Volke gärte, der Unwille über die Schmach des Vaterlandes, der heiße, unbezwingbare Wunsch, mit dem Schwerte in der Hand den Usurpator zu vertreiben oder die geliebte Heimaterde mit dem eigenen Blute zu tränken.

„Es ist ja kein Kampf um die Güter der Erde“, sang der junge Theodor Körner in seinem „Gebet vor der Schlacht“. In beiden, im Dichten wie im Sterben, schritt er seinem Volke voraus. Denn das war es, was sie gemeinsam hatten, die Körners, Arndts und Schenkendorfs, das feste, unbeugsame Gottvertrauen, den Glauben an den endlichen Sieg des deutschen Volkes, die Bereitwilligkeit und den Mut, für ihre Sache zu leiden und, wenn es sein mußte, auch zu sterben.

Doch nicht allen war das schmerzlich-schöne Schicksal Körners beschieden, in frischer, freier Schlacht zu fallen. Wie ein gehetztes Wild zog der Greifswalder Professor Ernst Moriz Arndt durch ganz Deutschland. Er hatte es gewagt, in seinem „Geist der Zeit“ Napoleon anzugreifen, und als dieser bei Jena und Auerstädt Preußen besiegte, da mußte Arndt fliehen, wollte er nicht ein Schicksal erfahren wie so mancher vor ihm, der es gewagt, dem großen Korsen zu trotzen. In all dem Mißgeschick, gejagt durch ganz Deutschland, schuf Arndt seine von heiliger Begeisterung durchglühten Wehrmannslieder, seine von nimmer wankendem Gottvertrauen erfüllten Gedichte. Aus seinen und Max von Schenkendorfs Gedichten spricht die glühende Heimatsliebe der Edelsten der Nation. Die Not des Landes und des Volkes war ihr eigen Leid. Und diesem Leid, dieser Liebe gaben sie Ausdruck in flammenden Worten, in weithin tönenden Rufen.

Uns Nachkommenden erscheint manches dieser Gedichte und Lieder schal, der Klang der Worte oft hölzern und leer. Und nur weniges kann heute bestehen, was damals wie der zündende Funke lodernde Flammen entfachte. Es war die Zeit, die für sie sang.

Ich sagte schon, sie lebten, sangen und litten für ihr Vaterland und waren bereit dafür zu sterben und taten es auch. War es da ein Wunder, daß die Hand, die so oft die Leyer mit dem Schwert vertauschen mußte, dieses besser führte als jene? Und es war besser so. In jenen wilden Zeiten brauchte man Männer, tüchtige Fechter notwendiger als ästhetisierende Schöngeister. Der Kunst aber galt das, was sie als Dichter geschaffen, wenig, mehr, was sie als Soldaten erkämpft, erstritten hatten. Denn auf dem Boden, den sie mit ihrem Herzblut getränkt, den zu befreien sie mitgeholfen hatten, konnte wieder ein ungebeugtes Nationalgefühl und eine nationale Kunst aufleben. Die Dichter, die nach diesen Kämpfen kamen, sie

selbst oft nicht mehr erlebt hatten, ihre Schrecken aber noch wie etwas kurz vorher Gewesenes fühlten und erschauernd im Geiste mitmachten, sie waren es, in denen die große Zeit wieder auflebte. Unter ihnen fanden sich Große und Größte. Und nacherlebend schufen sie das Bild der großen Zeit, die sie selbst nur mehr in ihrem letzten Dämmern geschaut, die die meisten von ihnen nur vom Hörensagen kannten.

Den Freiheitssängern hatte sich der junge Friedrich Rückert angeschlossen. Seine Kränklichkeit verhinderte ihn, an den Kämpfen selbst teilzunehmen. Aber in seinen „Geharnischten Sonetten", die er unter dem Pseudonym Freimund Reimar herausgab, rief er in flammenden Worten zum Kampfe gegen den Landesfeind.

Ihnen allen aber war einer vorausgeeilt, der unter die ganz Großen zählt: noch bevor Arndt und Collin ihre Wehrmannslieder sangen, schuf Heinrich von Kleist seine „Hermannsschlacht". Im Spiegelbilde des römisch-germanischen Kampfes zeigte er den Deutschen seiner Zeit die Gegenwart und träumte damals schon von deutscher Einheit. Ein wilder, tief eingefleischter Haß gegen Napoleons welsche Tyrannei spricht aus diesem Werk.

Doch die Hermannsschlacht ist keine Gelegenheitsdichtung. Was sie von den Gedichten der Freiheitssänger unterscheidet, das ist ihr vom Stofflichen ganz unabhängiger Wert als Drama. Kleists Gestalten leben. Man sehe nur die Zeichnung des entschlossen-wortkargen Charakters Hermanns an, der so ganz anders geartet ist als der seiner, stellenweise mit bitterem Sarkasmus geschilderten Kampfgenossen. Und mit welch dichterischer Kraft zeichnet er im Zusammenbruch des römischen Heeres den Untergang der napoleonischen Gewaltherrschaft, den er seherischen Geistes voraussah zu einer Zeit, da Deutschland noch gedemütigt unter ihr seufzte. Was Kleist von den Dichtern der Freiheitskriege trennt und unterscheidet, das ist seine überragende Begabung, was er mit ihnen gemeinsam hatte, war sein Opfermut. Auch er wollte kämpfen für seines Volkes Ehre, traf aber zu spät bei Aspern ein. Und als dann ein von ihm geplanter Anschlag auf das Leben Napoleons nicht in Ausführung kommen konnte, da umdüsterte sich sein Gemüt und am 21. November 1811 erschoß sich der Dichter in Wannsee bei Berlin. So tief wurzelte das Gefühl für das Leid der Nation in den Besten der Zeit.

Nur Einer teilte die allgemeine Begeisterung nicht. Es war Goethe, der in dem Korsen nur die geniale Persönlichkeit sah; dem gegenüber trat der Feind des in Uneinigkeit zerrissenen, von despotischer Willkür beherrschten Deutschland zurück. Erst als das deutsche Volk sich geeinigt hatte, als Napoleon besiegt und seine Truppen verjagt waren, da schloß auch Goethe, wenn auch kühl und widerstrebend, sich dem allgemeinen Jubel an. In seinem allegorischen Festspiel „Des Epimenides Erwachen" brachte er den Befreiern Deutschlands den Zoll seiner Verehrung.

Doch war Goethe nicht der Einzige, den Napoleons Gestalt in ihren Bann zog. Beethoven hatte seine „Eroica" (III. Sinfonie) der Verherrlichung Napoleons bestimmt. Als dieser aber sich am 18. Mai 1804 zum Kaiser hatte proklamieren lassen, da geriet Beethoven dermaßen in Wut, daß er das Titelblatt der Partitur, das zuoberst das Wort „Buonaparte" trug, mitten durchriß.

Es war kein Wunder. Das Überragende in der Person des korsischen Eroberers, sein meteorgleiches Auftauchen, die Großzügigkeit seines Wesens, das Übermenschliche seiner Vorzüge und Fehler und vor allem sein Schicksal, das wie ein gewaltiges Drama verlief, mußten Phantasie und Gestaltungskraft mächtig anregen. Und so kam es, daß auch deutsche Dichter ihm den Zoll der Bewunderung und Anerkennung nicht versagen konnten und ihn in Liedern und Dramen verherrlichten.

So schrieb Franz Freiherr Gaudy seine „Kaiserlieder auf Napoleon", Rückert seine politische Komödie „Napoleon" und selbst Heine, der allzeit Spottbereite, weihte dem Gewaltigen in dem Gedichte „Die beiden Grenadiere" tief ergreifende Worte.

Das schönste dichterische Lob Napoleons aber, weil das gerechteste, finden wir in den Gedichten von Joseph von Zedlitz. Er hatte selbst im Kampfe gegen Napoleon gestanden, durchglüht von heiliger Heimats- und Vaterlandsliebe, und konnte doch dem großen Feinde die Verehrung nicht versagen. Voll Bitterkeit wendet er sich in denselben „Totenkränzen", in denen er auch den Sieger von Aspern verherrlicht, gegen die, die schmähend über den gefallenen Löwen herfielen. Und während er dem Erzherzog Karl, dem Helden von Aspern, zuruft:

„Sei mir gegrüßt in deinem Blutgewande,
Du jenes Tages glühende Aurore,
Ich seh die alten Fahnen wieder schweben,
Ein Siegespäan dringt zu meinem Ohre,
Und wieder hoch seh ich aus dunklem Brande
Den hehren Doppeladler sich erheben
Und auf zur Sonne streben!"

trauert er am Grabe Napoleons um dessen Größe, die ihm von Gott gesandt erscheint.

„In Waffen bin ich gegen ihn gestanden
Drum mocht ich ihn nicht schmähn, als er in Banden."

Und auch aus seinem Gedichte „Die nächtliche Heerschau" klingt die Bewunderung, die er dem Feldherrngenie Napoleons entgegenbrachte, durch.

Von den dramatischen Behandlungen des Napoleon-Stoffes ragen die Grabbes und Grillparzers hervor. Doch während Grabbe, dessen Leben und Schaffen in allem leider Stückwerk war und blieb, nur einzelne Szenen schuf, die, ungleich im Werte, nur durch die Person des Titelhelden untereinander verbunden, Napoleons Gestalt mehr durch indirekte Zeichnung schildern, zeigt uns Grillparzer diesen selbst. Denn Napoleon ist es, den er uns in seinem gewaltigen Drama „König Ottokars Glück und Ende" vor Augen führt. „Eines Gewaltigen Glück und Ende" hätte dieses Drama heißen sollen und an Napoleon als Titelhelden dachte Grillparzer zuerst. Die Zensur aber ließ dies nicht zu. Und es war gut so; freilich in anderem Sinne, als es die Zensur, mit der Grillparzer Zeit seines Lebens einen harten Kampf führte, vermeint hatte. Denn gerade dadurch, daß er statt des gewaltigen Eroberers und dessen weltumfassenden Plänen gezwungen war, den ebenso kraftvoll genialen, aber in der räumlichen Ausbreitung seiner Taten beschränkteren

Böhmenkönig Ottokar zu wählen, ergab sich jene Knappheit der Form, die einen Teil der Größe des Werkes ausmacht und die es, abgesehen von allem anderen, so turmhoch über Grabbes „Napoleon oder die 100 Tage“ stellt.

Scharf umrissen hebt sich Ottokar-Napoleons Gestalt vom Hintergrunde ab. Das Feste, Wortkarge seines Auftretens, seine kurzen, treffenden Befehle, der kühne, vor nichts zurückscheuende Heldenmut, aber auch die herrschsüchtige Willkür Napoleons treten in Ottokars Gestalt deutlich zu Tage. Und wunderbar weiß Grillparzer im kleinen Rahmen des Ottokarstoffes das Tragische im Schicksal Napoleons wiederzugeben. Seinen glanzvollen, unaufhaltsamen Aufstieg und seinen notwendigen, weil durch seine Schrankenlosigkeit bedingten Fall. In Rudolf von Habsburg aber stellt er dem Titanen, der zugrunde geht und gehen muß, weil ihm eines fehlt — die sittliche Größe, die Gestalt des einfachen, aber gerechten, in sich gefestigten Herrschers gegenüber. Rudolfs Größe liegt in dem hohen sittlichen Ernste, in der selbstlosen Pflichterfüllung, mit der er sich ganz der großen Aufgabe, die ihm geworden, unterwirft.

Gewaltiger noch als in der Gestalt des siegenden Ottokar ist Grillparzers Dichtung in der Schilderung des besiegten, dem Untergange geweihten. Tief erschütternd sind die Worte der Reue, die er den Gewaltigen sprechen läßt. Und hier in diesem Selbstbekenntnis Ottokars finden sich Sätze, die direkt darauf hinweisen, daß dem Dichter Napoleons Gestalt vorschwebte, als er sie schrieb.

„Ich hab' nicht gut in dieser Welt gehaust,
Du großer Gott! Wie Sturm und Ungewitter
Bin ich gezogen über deine Fluren; —“

„Ich hab' nicht gut in deiner Welt gehaust.“ Nur einem Weltbeherrscher, wie Napoleon es war, konnte der Dichter solche Worte in den Mund legen, ohne unfreiwillig komisch zu wirken.

Als dann Napoleon besiegt war, als Erzherzog Karl ihn zum erstenmal in offener Schlacht geschlagen und damit die Legende von Napoleons Unbesiegbarkeit zerstört hatte, als dann endlich am großen Tage der Völkerschlacht bei Leipzig Deutschland sich aus den Banden schmachvoller Fremdherrschaft befreite, da waren es wiederum Deutschlands Dichter, die wie einst dem Schmerz nun der Freude des Volkes in ihren Liedern Ausdruck gaben. In Jubelchören und Dankgebeten sangen sie das Hohelied der Freiheit. Wie Orgelton braust Schenkendorfs »Tedeum«:

„Herr Gott, dich loben wir,
Herr Gott, wir danken dir;
Es schallt der Freien Lobgesang
Vom Aufgang bis zum Niedergang.
Wir fochten mit dem Engelheer,
Wir alle dienten deiner Ehr,
Mit Seraphim und Cherubim
Singt nun der freien Menschen Stimm': —“

Aber nicht nur dem höchsten Lenker aller Schlachten tönte Lob und Preis. Alle, die da mitgekämpft und mitgestritten hatten, verherrlichte das Lied.

Von den Dichtern, die die Schlacht bei Aspern und ihren Sieger besangen, seien außer Joseph von Zedlitz noch die Tiroler Alois Weißenbach, dessen Cantate „Der glorreiche Augenblick“ Beethoven in Töne setzte, und Johannes Senn mit seinem Festspiel „Der heilige Augenblick“ erwähnt.

Doch nicht nur um die Kämpfenden, auch um den Rhein, das vielumstrittene Kampfobjekt, wand sich der Dichtung Kranz. Dem „Rheinlied“ Nikolaus Beckers folgte die „Wacht am Rhein“, Arndt widmete ein Gedicht „Das Lied vom Rhein“ Nikolaus Becker, während Schenkendorf das seinige Friedrich Lange zueignete.

Größer noch als der direkte ist aber der indirekte Einfluß der Befreiungskämpfe auf die deutsche Literatur. Durch sie erst wurde die politische Literatur, die bis dahin nur in wenigen Ausnahmen gepflegt worden war, im deutschen Volke heimisch. Die deutsche Dichtung ward sich wieder ihrer großen Aufgaben, einzutreten für Freiheit, Vaterland und Recht, bewußt. Die großen Fragen der Zeit verklangen nicht mehr ungehört vor dem Ohr weltfremder Männer und Phantasten. Ein starker nationaler Zug, der nur vorübergehend durch die soziale Dichtung der Modernen unterbrochen ward, geht seitdem durch unser ganzes Schrifttum. Und so hatten auch diese schweren Zeiten ihr Gutes. Sie ließen dem Deutschen bewußt werden, was er an seiner Heimat, seinem Volk und seiner Sprache besitzt.

Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein, all jene Dichtungen aufzuzählen, in denen die Erregung jener Zeit sich wiederspiegelt. Auch lag es nicht in der Absicht des Verfassers, eine Geschichte der politischen Literatur zu schreiben. Nur ein engumrahmtes Bild des Einflusses, der jene Zeit auf das Schaffen ihrer Dichter ausgeübt, wollte er geben.





Der Fall von Wien 1809.

Von Max Ritt. v. Hoen.

Freund und Feind waren in gleicher Weise überrascht, als sich die Haupt- und Residenzstadt Wien in den ersten Tagen des Monats Mai 1809 zur ernsthaften Verteidigung rüstete. Als aber das Unternehmen nach kurzem Widerstand ein ziemlich klägliches Ende fand, war alle Welt mit Hohn und Spott gleich bei der Hand. „Die Gascognade der Verteidigung von Wien" oder „Die Bombardementsposse" gaben den eifrig benützten Anlaß, den Oberkommandanten FML. Erzherzog Maximilian d'Este einer wenig schmeichelhaften Beurteilung zu unterziehen, und die Wiener mußten es sich gefallen lassen, entartete Nachkommen der heldenmütigen Verteidiger gegen die Türken gescholten zu werden. — Diese Urteile fußten auf teilweise oberflächlicher, teilweise unrichtiger Kenntnis der Tatsachen. Weder dem Erzherzog noch den Verteidigern fehlte es an gutem Willen und Hingebung, wohl aber stellte sie der Verlauf der Ereignisse vor eine überhaupt unlösbare Aufgabe.

Als Kaiser Franz am 30. April in Strengberg den erst im 27. Lebensjahre stehenden Prinzen, der als Bruder der Kaiserin Ludovika eines der eifrigsten Mitglieder der Kriegspartei am Hofe war, mit der Verteidigung von Niederösterreich betraute, lebte er in der sicheren Überzeugung, daß die Armee, die durch die Ereignisse bei Regensburg zum Rückzug in zwei Gruppen genötigt worden war, bei Linz ihre Wiedervereinigung bewirken und im Besitz des in der Zwischenzeit auf dem südlichen Donauufer anzulegenden Brückenkopfes die Streitkräfte Napoleons in Oberösterreich festhalten werde. Es schien sich also nur darum zu handeln, Niederösterreich und insbesondere Wien gegen Streifzüge requirierender Kavalleriekörper sicherzustellen, zu welchem Zweck bereits die Versammlung von 32 nieder- und oberösterreichischen Landwehrbataillonen und 2 Insurrektionshusarenregimentern bei St. Pölten und von 12 mährischen Landwehrbataillonen bei Krems angeordnet worden war.

Die geringe Kriegstüchtigkeit der erst kürzlich aufgebotenen Landwehr, das Versäumnis einer Befestigungsanlage in der wichtigsten Stellung westlich von Wien, am Abfall des Wienerwaldes gegen das Tullner Feld, endlich die vollständige Vernachlässigung der Festungswerke der Hauptstadt erfüllten den Erzherzog Maximilian sofort mit Bedenken, doch verpflichtete er sich endlich, die Verteidigungsanstalten so weit zu bringen, daß feindliche Streifkorps während der kurzen Zeit, bis der entscheidende Waffengang bei Linz gefallen sei, von der Hauptstadt abgehalten werden konnten.

Am 1. Mai spät abends in Wien eingetroffen, beschäftigte sich der Erzherzog am folgenden Tage vornehmlich mit Anordnungen zur Versammlung des Landwehrkorps bei St. Pölten, von der Hoffnung beseelt, den wegen des unglücklichen Ausganges der Kriegsereignisse in Bayern natürlich

äußerst bestürzten Bewohnern der Hauptstadt die Schrecken des Kampfes ersparen zu können. Ein am Abend eingelaufenes Schreiben des Kaisers ließ indessen die Lage in einem anderen Lichte erscheinen. Alles deutete darauf hin, daß Napoleon unerwartet früh bei Linz anlangen werde; ein beigelegter Bericht des Generalissimus Erzherzog Karl rechnete bereits mit der Möglichkeit, daß die Vereinigung der beiden Armeeteile erst bei Wien stattfinden könne. Da die Befestigung der Stellung im Wienerwald solch umfangreiche Arbeiten erforderte, daß an deren Fertigstellung in der Kürze der Zeit nicht gedacht werden konnte, wies der Kaiser den Erzherzog an, die Defensivanstalten auf Wien, und zwar ohne Rücksicht auf eine lange oder kurze Verteidigung zu beschränken. Immerhin ging aus den Ausführungen des Generalissimus hervor, daß es nur darauf ankommen werde, den ersten Anlauf einiger tausend Reiter abzuwehren, die kaum genügend Artillerie mit sich führen dürften, um der Stadt etwas anzuhaben. Außerdem wurde in Aussicht gestellt, daß schlimmstenfalls die südlich der Donau zurückgehende Armeegruppe des FML. Frh. v. Hiller an der Verteidigung mitwirken werde.

Erzherzog Maximilian berief nun am 3. Mai den Kriegsminister FM. Graf Colloredo-Waldsee, den Artilleriegeneral FML. Unterberger, den Ingenieurgeneral FML. Frh. de Vaux und den Stadthauptmann Baron Lederer zu einer Konferenz, deren Vorsitz der Regierungsverweser Erherzog Rainer führte. Der vom Erherzog Maximilian kundgegebene Entschluß, Wien verteidigen zu wollen, rief nicht geringes Entsetzen hervor. Trotz aller Mahnungen des Erzherzogs Karl war in den Friedensjahren für die Befestigung von Wien nichts geschehen; es schien ein nutzloses, mit dem unvermeidlichen Schaden nicht im Verhältnis stehendes Beginnen, die verfallenen Festungswerke verteidigen zu wollen. Im Sinne seiner Aufgabe wollte der Erherzog den Widerstand in die Linienwälle, welche den Kranz der Vorstädte umschlossen, verlegen, davon wollten jedoch die anderen nichts wissen und stimmten nach langem Drängen endlich dafür, wenigstens die innere Stadt, ferner die zur Verbindung mit dem linken Donauufer unentbehrliche Leopoldstadt und die Inseln nächst der Taborbrücke zu halten. Erzherzog Maximilian gab sich damit zufrieden, da hiedurch der Armee der Donauübergang gesichert blieb, doch nahm er sich vor, wenn die eigenen Streitkräfte und die Stärke des Angreifers es halbwegs zuließen, auch die Linienwälle zu verteidigen, um die Ressourcen der mehr als 150.000 Einwohner zählenden Vorstädte nicht voreilig dem Gegner preiszugeben.

Die Verhandlungen hatten einen ganzen Tag in Anspruch genommen und die vorgebrachten vielen Bedenken der Zuversicht des Erzherzogs einen argen Stoß gegeben. Am folgenden 4. Mai mußten die Beratungen unter Zuziehung der Spitzen aller Behörden wieder aufgenommen werden. Die Schwerfälligkeit der leitenden Persönlichkeiten zwang dem Erzherzog harte Kämpfe auf, es bedurfte vieler Stunden, ehe ein Programm der nötigen Anordnungen ausgearbeitet war. Am Abend traf aber die Nachricht ein, daß FML. Hiller am Vortag bei Ebelsberg an der Traun ein unglückliches Gefecht bestanden habe, Napoleon mit 60.000 Mann der Armeegruppe folge, deren Gros nach einer neuen Weisung des Generalissimus bei Krems das linke Donauufer gewinnen und nur 10.000 Mann gegen Wien zurückgehen

lassen sollte. An eine Verteidigung der vorgeschobenen Stellungen an der Traisen bei St. Pölten und im Wienerwald war angesichts der Vorrückung der feindlichen Hauptkräfte nicht mehr zu denken. Erzherzog Maximilian beorderte die Landwehr und die 10.000 Mann Hillers nach Wien, mit welcher Verstärkung er die Linienwälle zu halten hoffte. Glaubte er doch noch immer, daß der Generalissimus in Eilmärschen nach Krems rücken und Napoleon bei St. Pölten festhalten werde, so daß es die Verteidiger von Wien nur mit Vortruppen zu tun bekämen. Deren Vordringen wollte er durch Aufbietung des Landsturmes in Niederösterreich verzögern, wobei er weniger auf den tatsächlichen Widerstand als auf die moralische Wirkung des Massenaufgebotes rechnete.

Am 5. Mai vormittags begannen die Arbeiten an den Befestigungen. Beschränkten sie sich bei der Umfassung der inneren Stadt auch nur auf den Hauptwall, da die Instandsetzung der Vorwerke von vornherein aussichtslos schien, so gab es mit der Wegräumung von Häusern und Schupfen, die im Laufe der Zeit in die Basteien und den Graben eingebaut worden waren, mit der Schließung der Öffnungen, Brauchbarmachung der viele Jahre lang festgelagerten Aufzugbrücken, Herrichtung der Geschützstände und Bankette in Fülle zu tun. In der Leopoldstadt war längs des Augartens eine Verteidigungslinie wohl rasch herstellbar, doch der Bau der von der Franzensbrücke zum Praterstern und zur Donau reichenden, also gegen den Prater gerichteten Front, hätte 5 bis 6 Wochen Arbeitszeit erfordert. Endlich mußten die Inseln nächst der Taborbrücke durch Batterien und Schützengräben gesichert werden.

In der Eile erwies sich die Aufbringung der notwendigen 12.000 Arbeiter als unmöglich. Durchschnittlich erschienen nur 7000, überdies beeinträchtigte das am 6. Mai einsetzende Regenwetter die Arbeiten insbesondere in der tiefgelegenen Leopoldstadt und auf den Inseln beträchtlich. Wie in allen Ressorts der Verteidigung verfügte der Erzherzog auch im Ingenieurwesen nur über alte, verbrauchte Offiziere, da jeder halbwegs dienstfähige ins Feld gerückt war, oder über ganz junge, unfertige Zöglinge der Ingenieurakademie. So fehlte den Arbeitsleitern entweder Tatkraft oder Routine, sie leisteten weniger, als sich mit den vorhandenen Mitteln hätte erzielen lassen, und gar vieles, was sie schufen, war unzweckmäßig. Insbesondere die Erdarbeiten an der Praterfront kamen nicht über die ersten Anfänge hinaus, die davor angelegten Verhaue boten dem Angreifer mehr Vorteil als dem Verteidiger.

Eine schwere Sorge bereitete die Approvisionierung. Zu Land und zu Wasser wurden Vorräte für die Besatzung herbeigeschafft; der schwerfällige Bureaukratismus der zu gleicher Tätigkeit für die Einwohner angewiesenen Zivilbehörden versagte aber, trotz Beihilfen an Geld, die der Erzherzog bewilligte. Als der Feind unvermutet früh vor den Toren stand, fehlte es an allem und die Verpflegung der Bevölkerung hing gänzlich von der Zufuhr vom linken Donauufer, also von der Erhaltung der Taborbrücke ab.

Nicht allein die Verpflegsbeschaffung erforderte umfangreiche Transporte. Die obersten Reichsbehörden, die kaiserliche Schatzkammer, die Staatskassen und Archive, ärarische Vorräte und Kostbarkeiten der Privaten wurden auf Befehl des Kaisers für alle Fälle nach Ungarn in Sicherheit gebracht;

viele der wohlhabenden Bürger flohen mit ihrer besten Habe, die Fremden wurden ausgewiesen und mußten aus der Stadt geschafft werden, wogegen Flüchtlinge vom flachen Lande in der Stadt Schutz suchten, die ärarischen Vorräte aus den Depots der Vorstädte und Spitäler in die innere Stadt verlegt wurden. Die Bewohner der Häuser auf und an den Basteien übersiedelten in das Innere der Stadt, überdies war der übliche Umzugstermin, — kurz, alle Straßen waren mit kreuz und quer fahrenden Fuhrwerken vollgestopft, Fußgänger konnten sich kaum durchwinden und die Verteidigungsanstalten wurden vielfach behindert.

Der Hauptverkehr wickelte sich zu Wasser ab. Im Donaukanal stauten sich die der Entladung und Beladung harrenden Schiffe, gar als befohlen wurde, daß wegen Feindesnähe alle Fahrzeuge im Verteidigungsrayon zu sammeln seien. Zu allem Unglücke stürzte bei der Zerstörung der Franzensbrücke am 9. Mai das mittlere Feld ins Wasser und bildete ein unangenehmes Schiffahrtshindernis. Nicht genug daran: nachmittags schwammen plötzlich etwa 35 schwere Fahrzeuge der früher bei Mauthausen geschlagenen Brücke in das Chaos. Sie waren von Hiller nach Wien gesendet und irrtümlich in den Kanal geleitet worden. Mit vieler Mühe wurde ihre Weiterfahrt ermöglicht, doch stockte inzwischen die Abfahrt der übrigen Schiffe.

Wohin sich der Erzherzog auch wenden mochte, erblickte er Verwirrung. Dazu gesellte sich der Widerstand, dem sein Vorhaben bei den führenden Kreisen der Bevölkerung begegnete. Die Bürgerschaft erholte sich wohl rasch von der ersten Bestürzung und zeigte bald den redlichen Willen, sich der Verteidigung zur Verfügung zu stellen. Dagegen setzten die Regierungsvertreter und die Landstände Himmel und Hölle in Bewegung, um den Entschluß des Erzherzogs zu hintertreiben. „Freilich", läßt sich ein Zeitgenosse vernehmen, „wenn man den Stimmen der feigen Geldleute und der alten Perücken, denen militärische Ehre etwas völlich Unbegreifliches war, da man sie nicht auf der Börse verwerten konnte, Einfluß einräumen wollte, so mußte Wien je früher, je lieber übergeben werden."

Es ist begreiflich, daß der Ansturm dieser Kreise nicht ohne Einfluß auf die Stimmung des Erzherzogs blieb, noch mehr schlug ihn aber die allmählig reifende Erkenntnis nieder, wie die Verteidigungsmacht eigentlich beschaffen war, mit der er dem Feinde die Spitze bieten sollte. Vor allem rechnete er darauf, daß ihm die in Salzburg, Ober- und Niederösterreich dislozierten Depots der Linientruppen, zu welchen die sogenannten Reserven behufs Ausbildung einberufen waren, zur Verfügung stehen würden. Das wären 20.500 Mann und 900 Reiter, wenn auch minderer Qualität, gewesen. Infolge der Kriegsereignisse kamen aber nur wenige Depots mit reduzierten Ständen nach Wien, dabei viele Leute, die weder Uniform noch Waffen hatten und schließlich nach Mähren abgeschoben werden mußten, so daß kaum 5000 Mann und 350 Reiter übrig blieben, meistens Rekruten, die erst eine Woche dienten.

Nicht anders war es mit der Landwehr. Als am 7. der FML. Graf O'Reilly mit seinem Korps von St. Pölten in Wien anlangte, waren es statt 32 nur 10 Bataillone, die übrigen waren teils in die Kriegsereignisse hineingezogen worden, teils im Eskortedienst von Gefangenen; zwei waren

als Kern des Landsturmes nach Mariazell abgezweigt worden. So zählte die Landwehr statt 24.000 nur 8000 Mann, welche für den Erzherzog eigentlich eine Quelle der Verlegenheit wurden, da ihm der Kaiser ausdrücklich einschärfte, diese Truppen nicht der Gefangennahme auszusetzen. Von der mährischen Landwehr erreichten trotz der Vorsorge, sie auf Fuhrwerken Doppelmärsche machen zu lassen, nur 6 Bataillone, 5500 Mann, die Hauptstadt. Wie der Palatin mitteilte, war von einem Eintreffen der dem Landwehrkorps zugeteilten beiden Insurrektions-Husarenregimenter vorläufig keine Rede, da sie zu spät aufgeboten worden waren und erst am 15. Mai marschbereit wurden.

Die größten Hoffnungen setzte der Erzherzog auf das ihm von Hiller versprochene Korps von 10.000 Mann Feldtruppen, auch zweifelte er nicht, daß dieser General nach dem Donauübergang bei Krems nichts Eiligeres zu tun haben werde, als nach Wien zu marschieren. Das Einrücken des FML. Dedovich am 9. Mai brachte die erste große Enttäuschung. Der Erzherzog war zum Empfang zur Mariahilferlinie geritten und hatte bereits die Aufstellung hinter den Linienwällen im Detail ausmitteln lassen. Wohl waren die Erwartungen durch die bisher eingelaufenen Nachrichten über die Zusammensetzung der Division Dedovich sehr herabgestimmt worden, was aber dieser General endlich heranführte, machte einen geradezu niederschmetternd kläglichen Eindruck. Hiller hatte die Gelegenheit benützt, sich der inzwischen zu ihm gestoßenen Truppen fremder Korps zu entledigen. Es waren dies $5^1/_3$ dritte Bataillone, d. h. größtenteils aus Rekruten bestehende Formationen, ferner das Regiment Beaulieu, das ebenfalls fast zur Hälfte Rekruten in den Reihen hatte. Außerdem waren Reste der in Oberösterreich gewesenen Landwehrbataillone von Hiller in den Stand eingerechnet worden, so daß samt der als Nachhut dienenden Brigade Mesko auf dem Papier annähernd 10.000 Mann herauskamen. Fliegenmatt, durch starken Abgang an Maroden geschwächt, zog diese Streitmacht ohne Schuhe und Munition bei der Linie ein, zum überwiegenden Teile Leute, die noch nie einen Schuß abgefeuert, meist sogar statt der Flintensteine Hornstücke aufgeschraubt hatten.

Wenn auch Hiller auf die energischen Mahnungen des Erzherzogs die sechs Wiener Freiwilligenbataillone nachschickte und die schwache Brigade Nordmann, die ohnedies nicht mehr den Anschluß an das Gros finden konnte, nach Wien wies, so mußte der Erzherzog doch die geplante Verteidigung der Linienwälle aufgeben. Dies beraubte ihn aber einer großen Zahl von Streitern. Begreiflicherweise durfte er den Bewohnern der Vorstädte, die zur Bürgergarde zählten oder sich beim Landsturmaufgebot gemeldet hatten, nicht zumuten, in den Reihen zu bleiben, wenn ihre Häuser und Familien dem Feinde preisgegeben wurden. Er ließ dies der am 9. vormittags zur Parade auf dem Glacis ausgerückten Bürgergarde verkünden, worauf die meisten von der Erlaubnis zur Heimkehr Gebrauch machten. So blieben samt dem Korps der Universität und der Akademie der bildenden Künste nur 2400 Mann in den Reihen, statt etwa 6000. Verhältnismäßig noch mehr lichteten sich die Reihen des Landsturmes. Der Aufruf des Erzherzogs zum allgemeinen Aufgebot, welche revolutionäre Maßregel die politischen Regierungsbeamten nicht wenig erschreckte, aber die volle Billigung des Kaisers

fand, hatte einen großen Erfolg erzielt. Fast alle Männer, selbst Frauen und Kinder hatten sich aus dem Zeughaus Waffen geholt, Gewehre, Lanzen, Hellebarden, Morgensterne und Streitäxte. Nun war dies zwecklos geworden, nur 650 Mann zogen in die innere Stadt.

Alles in allem war die dem Erzherzog zur Verfügung stehende Streitkraft immerhin recht beträchtlich: 33.800 Mann, 600 Reiter und 1200 Artilleristen, 83 Festungskanonen auf den Basteien, 44 meist leichtere Geschütze in der Leopoldstadt und auf den Inseln. Doch diese Masse von Streitern war nicht nur zum größten Teile ungeübt im Gebrauch der Waffen, sondern auch in keine geregelten Befehlsverbände gefügt. In dem Wirrwarr von Truppen fehlte jede Übersicht, zudem verstand es der Stab des Erzherzogs nicht, den Befehlsapparat richtig zu handhaben und gewann auch bis zum Schlusse keine richtige Übersicht, welche Truppen sich eigentlich in der Stadt befanden. Täglich wurde eine neue Ordre de bataille entworfen, keine war richtig, ein Befehl jagte den andern und erhöhte die Verwirrung.

Es war beabsichtigt, 3 Gruppen zu bilden: eine in der inneren Stadt unter FML. O'Reilly, die Hauptkraft in der Leopoldstadt unter FML. Dedovich, endlich die dritte auf den Inseln und bei der Taborbrücke unter dem mährischen Landwehrdivisionär GM. Wodniansky. Die Generäle wußten aber nicht, wo sich die ihnen zugewiesenen Truppen aufhielten; diesen gingen von Berufenen und Unberufenen Befehle zu, der Stab des Erzherzogs hielt vielfach den Dienstweg durch die vorgesetzten Gruppenkommandanten nicht ein, sondern wandte sich direkt an die Befehlshaber der einzelnen Abschnitte. Es dauerte bis zum Morgen des 10. Mai, ehe die einzelnen Abteilungen annähernd in jenem Teil der Befestigung standen, wo sie hingehörten. Besonders in der Leopoldstadt herrschte noch eine arge Verwirrung, ungeordnet lagerten die Bataillone, wo sie der Zufall hingeführt hatte; Generalstabsoffiziere waren beständig auf der Suche nach Truppenkörpern, die teils wirklich zur Stelle, aber nicht auffindbar, teils überhaupt nicht nach Wien gekommen waren.

Zu dieser Zeit stand der Feind bereits vor den Toren.

Während der verflossenen Woche hatte ein reger Schriftenwechsel zwischen dem Erzherzog, dem Kaiser und dem Generalissimus, welch letztere sich am 5. Mai in Budweis getroffen, stattgefunden. Der Erzherzog Karl war an diesem Tage zur Überzeugung gelangt, daß Napoleon vor ihm Wien erreichen werde, doch glaubte er, daß der Vorsprung nicht nennenswert sein könne, weshalb er die Zuversicht aussprach, der Erzherzog werde dem Feinde während der kurzen Frist entschlossenen Widerstand leisten und der Hauptarmee den Donauübergang offen halten. Weniger optimistisch war der Kaiser, der in einem am selben Tage erlassenen Handschreiben den Erzherzog Maximilian beauftragte, im Falle eines übermächtigen Angriffes die Stadt zu räumen und sie unter denselben Bedingungen wie 1805 den Franzosen zu übergeben, aber besser, als es damals geschah, für die Zerstörung der Taborbrücke zu sorgen.

Am selben 5. Mai hatte der Erzherzog über die Einleitung der Verteidigungsanstalten berichtet, die Hoffnung auf einen gedeihlichen Fortgang derselben ausgesprochen, dabei aber ausdrücklich betont, daß er unbedingt auf baldige Hilfe entweder durch Einrücken der Hauptarmee in Wien oder durch einen Übergang im Rücken des Gegners rechne. Das Eintreffen der beiden

Schreiben des Generalissimus und des Kaisers am 7. abends beziehungsweise 8. früh gab dem Erzherzog erneuerten Anlaß, die Dürftigkeit der Verteidigungsmittel hervorzuheben und auf rasche Hilfe zu dringen. Just zu dieser Zeit blickte der Erzherzog hoffnungsfreudig in die Zukunft. Er erwartete eine ansehnliche Verstärkung durch die Division Dedovich, rechnete sicher auf Hillers Marsch von Krems nach Wien und entnahm aus den Meldungen der Vortruppen, daß sich die französische Offensive sehr verlangsamt habe, so daß die Aussichten auf zeitgerechtes Eingreifen der Hauptarmee wuchsen. So lautete der Bericht an den Kaiser ziemlich zuversichtlich, sprach von einer Verteidigung der Linienwälle und enthielt die Zusicherung, der Erzherzog werde die Stadt auf das äußerste behaupten.

Mittlerweile hatte der Kaiser den Bericht des Erzherzogs vom 5. Mai erhalten. Die daraus zu ersehende Rührigkeit in den Verteidigungsanstalten, die Meldungen Hillers über den längeren Stillstand der Franzosen an der Enns und die vom Generalissimus kundgegebene Absicht, mit Beschleunigung nach Krems zu rücken und den Übergang durchzuführen, mußten die Überzeugung wecken, daß Wien nur kurze Zeit dem Angriff ausgesetzt sein werde. Dies brachte der Kaiser am 7. zum Ausdruck, wobei er die Erwartung aussprach, daß die Hauptstadt eine standhafte Gegenwehr leisten werde.

Der Generalissimus war indessen wegen der unleugbaren Schwierigkeiten des Donauüberganges bei Krems in seinem Entschluß bald wieder schwankend geworden. In Unterschätzung der Schnelligkeit Napoleons glaubte er, daß noch einige Zeit vor dessen Erscheinen vor Wien vergehen werde, überdies hatte sich bei ihm unmerklich eine Meinungswandlung hinsichtlich der Widerstandsfähigkeit der Stadt vollzogen. Er übersah, daß alle Versicherungen hartnäckigen Widerstandes in den Berichten des Erzherzogs stets die rasche Hilfe zur Voraussetzung hatten; er überschätzte die Stärke der Garnison, die nach den ursprünglichen Anträgen und den übertriebenen Berichten Hillers auf etwa 100.000 Mann angewachsen sein mußte. So teilte er dem Erzherzog Maximilian am 8. unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß er denn doch erst bei Wien den Uferwechsel vollziehen werde und darauf rechne, daß die Hauptstadt sich bis zu seinem Herankommen, 17. oder 18. Mai, halten könne. Sollte das „unerwarteter Weise" nicht der Fall sein, so möge der Erzherzog die Verteidigung des linken Donauufers übernehmen und alle Übergangsmittel zerstören.

Dieses Schreiben traf in der Nacht zum 10. Mai in Wien ein. Erzherzog Maximilian hatte gerade die Enttäuschung mit der Division Dedovich erlebt, eine zweite bereitete ihm die Mitteilung Hillers, daß dieser auf ausdrücklichen Befehl des Generalissimus bei Krems verbleiben müsse und sich durch keinen Umstand verleiten lassen dürfe, nach Wien zu marschieren. Den Gegner wußte der Erzherzog hingegen in vollem Anrücken, dessen Vorhut bereits in Purkersdorf. Maximilian konnte nicht glauben, daß der Generalissimus in einem Entschluß verharren würde, der Wien mindestens eine Woche dem feindlichen Angriff aussetzte. Damit stand das kaiserliche Handschreiben vom 7. Mai im Widerspruch, überdies war der vormalige Armeegeneralstabschef GM. Prochaska am 9. mit einem neuerlichen Schreiben des Kaisers vom 8. eingetroffen, worin auf die Behauptung der Stadt wiederum

großer Wert gelegt, gleichzeitig aber auch baldiger Entsatz versprochen wurde. GM. Prochaska kannte zwar noch nicht den definitiven Entschluß des Generalissimus, glaubte aber, daß dieser zugunsten des Überganges bei Krems fallen werde. Da der Erzherzog wußte, daß die Armee am 8. Gratzen, 75 Kilometer von Krems, erreicht hatte, rechnete er, daß spätestens am 12. der Donauübergang erfolgen müsse. In dieser Hoffnung bestärkte ihn ein am 10. vormittags eingetroffenes Handschreiben vom 9. Mai, worin der Kaiser ankündigte, daß er sich am 10. zu einer Beratung in das Armeehauptquartier Zwettl begeben werde.

Erzherzog Maximilian zweifelte nicht, in welchem Sinne die Entscheidung nach all seinen Berichten fallen müsse. Dies war eine Täuschung. Kurz vor der Konferenz war dem Kaiser das günstig gefärbte Schreiben des Erzherzogs vom 8. Mai eingehändigt worden. Auf den Kaiser wirkte es trotz der darin angeführten und mittlerweile nichtig gewordenen Voraussetzungen höchst beruhigend, so daß er zum Marsch der Armee nach Wien seine Zustimmung gab. Dies erfuhr der Erzherzog erst am 11. Mai nachmittags.

War der Erzherzog zur Zeit, als der Feind vor den Toren der Hauptstadt erschien, in einem Irrtum hinsichtlich der nächsten Operationen der Hauptarmee befangen, so war er keineswegs darüber im Klaren, ob er unter allen Umständen, Wien dem sicheren Verderben preisgebend, den äußersten Widerstand leisten solle. Die Verhältnisse hatten sich seit Empfang des Auftrages wesentlich geändert. Es war sicher, daß nicht der Streifzug eines Kavalleriekorps, sondern der Angriff einer bedeutenden Streitkraft, vielleicht der ganzen feindlichen Armee, abzuwehren war. Indessen hatten die letzten Mitteilungen des Kaisers erkennen lassen, daß Wien eine wichtige Rolle bei den nächsten Operationen der Armee spielte. Der Donauübergang bei Krems hatte den Besitz der Hauptstadt, um den Feind zu teilen und zwischen zwei Feuer zu bringen, zur Voraussetzung.

Der Erzherzog hatte sich daher schon am 9. mittags den bestimmten Befehl erbeten, ob er die Stadt wirklich auf das hartnäckigste verteidigen solle, da bisher die Weisungen des Kaisers und des Generalissimus stets die Räumung und den Rückzug auf das linke Ufer in Rechnung gezogen hatten. Ein Zufall wollte, daß kurz nach Absendung dieses Schreibens der kaiserliche Bescheid auf die Bitte der Regierungsbehörden um Schonung der Stadt einlief. Abermals genehmigte der Kaiser die Räumung im Falle eines raschen und übermächtigen Angriffes, allerdings mit dem einschränkenden Zusatz „nur im äußersten Fall".

Während also im Armeehauptquartier allmählich die Meinung Wurzel faßte, daß Wien als haltbare Festung und Brückenkopf zu betrachten sei, war der Kommandant der Verteidigung noch immer nicht im Klaren, ob er den Widerstand aus militärischen Gründen so weit treiben dürfe, daß der Stadt daraus ein fühlbarer Schaden erwuchs.

Schon in den Morgenstunden des 10. Mai erschienen die leichten Reiter des BG. Colbert vor den Linienwällen, wo sie von der als Nachhut zurückgelassenen Landwehr mit Gewehrfeuer begrüßt wurden. Marschall Lannes rechnete daher mit einem ernsten Kampf und war nicht wenig überrascht, als die vom DG. Oudinot geführte Vorhut, ein Bataillon der Division

Tharreau, die Linienwälle geräumt fand und ohne Kampf durch die Mariahilferlinie in die Vorstädte einziehen konnte. Es schien, daß die Gerüchte einer Verteidigung von Wien falsch waren. Lannes sandte sofort an Napoleon die frohe Botschaft und schickte seinen Adjutanten Saint Mars, den vormaligen Gesandtschaftssekretär in Wien Lagrange, 6 Reiter und einen Trompeter in die innere Stadt, um mit den Behörden das Nötige wegen Unterkunft und Verpflegung zu verhandeln.

Saint Mars fand das Burgtor geschlossen und erhielt vom GM. Nordmann die Aufklärung, daß die Stadt zum Widerstand entschlossen sei. Er wollte die Gelegenheit benützen, um seinem Marschall über die Besatzung Aufschluß zu verschaffen, und ritt nicht direkt zurück, sondern rekognoszierend über das Glacis. Zur selben Zeit sprengten die Reiter der französischen Vorhut aus den Vorstädten heraus. Sie wurden mit Artilleriefeuer empfangen. Als eine Abteilung einen zum Kärntnertor strebenden kleinen Wagentransport bedrohte, machte GM. Mesko mit den Liechtensteinhusaren einen Ausfall und warf die Franzosen. In diesen Kampf gerieten Saint Mars und seine Begleiter, wurden übel zugerichtet und gefangen. In Verkennung der Umstände wurde Saint Mars später als Parlamentär bezeichnet, was er dem erhaltenen Auftrag, der Zusammensetzung der Begleitung und seinem Verhalten nach gar nicht war. Der angebliche Bruch des Völkerrechtes erschien dadurch verschärft, daß der Pöbel beschuldigt wurde, dem Eskadronschef Saint Mars die schweren Wunden beigebracht zu haben. Dies war eine Verwechslung mit 4 Jägern zu Pferde, die während des Kampfes durch das Kärntnertor in die Stadt gesprengt waren und von den Einwohnern erschlagen wurden.

Als die österreichischen Husaren den geworfenen Franzosen durch die Vorstädte nachjagten, gerieten die Bewohner in ungeheuere Erregung. DG. Tharreau, der sich etwas zu weit vorgewagt hatte, erhielt eine nicht unerhebliche Verletzung mit einem Holzscheit und wurde durch herbeieilende Soldaten gerade noch rechtzeitig den Händen einiger blutdürstiger Weiber entrissen. Nach diesem Zwischenfall räumten die Franzosen die Vorstädte. Das Gros des Korps Lannes marschierte vor der Mariahilfer- und Meidlingerlinie, auf der Schmelz und den Höhen bei Dornbach auf, je eine Kürassierdivision auf dem Wiener Berg, vor Schönbrunn und bei Döbling, eine Infanteriedivision rückte nach Klosterneuburg.

Napoleon, der sein Quartier in Schönbrunn nahm, hatte begreiflicherweise das größte Interesse, Wien ohne Gewaltanwendung in Besitz zu bekommen und die ihm höchst nötigen reichen Vorräte unversehrt zu lassen. Erst als die Entwicklung imponierender Massen die Vorstädter eingeschüchtert hatte, drangen einige Abteilungen der Division Tharreau um die Mittagszeit vor und setzten sich am Rande des Glacis fest, was die Artillerie auf den Wällen vergeblich zu hindern suchte. Sie richtete nur an den Häusern Schaden an, tötete und verwundete auch einige Vorstädter.

Der vormalige Botschafter in Wien DG. Andréossy wurde zum Gouverneur der Vorstädte ernannt und löste seine Aufgabe, die Bewohner auf gütliche Weise zur Räson zu bringen, in geschickter Weise. Nun handelte es sich darum, auch die innere Stadt kirre zu machen. Da man Napoleon irrig berichtet hatte, daß durch Saint Mars bereits eine Aufforderung zur

Übergabe an die Garnison gerichtet und dieser völkerrechtswidrig behandelt worden war, ließ er abends die Grundrichter und Pfarrer der Vorstädte zu sich rufen, die beauftragt wurden, dem Erzherzog am nächsten Morgen eine schriftliche Aufforderung zu überbringen. Um dieser mehr Nachdruck zu geben, sollten am Abend nicht nur Lagerfeuer auf den von den Truppen besetzten Höhen, sondern auch auf jenen des Wienerwaldes rings um Hütteldorf aufflammen, weshalb der mit dem 4. Korps noch bei Purkersdorf zurückgebliebene Marschall Massena Abteilungen auf die Berge am Ausgange des Wientaldefilés vorschob und dort zahlreiche Feuer unterhalten ließ.

Auf die Besatzung war schon die Entwicklung der bedeutenden Massen des Korps Lannes und der schweren Reiterdivisionen nicht ohne Eindruck geblieben. Allgemein wurde ein nächtlicher Sturm auf den Wall befürchtet und in dessen Erwartung die Nacht schlaflos verbracht. In der Aufregung erzeugte das zufällig losgegangene Gewehr eines Studenten einen allgemeinen Alarm. Die Nachbarn begannen sofort zu schießen, dies pflanzte sich von der Burgbastei bis zur Biberbastei am Donaukanal fort; mit Mühe konnte das zwecklose Feuern endlich eingestellt werden, das bei der Ungeschicklichkeit der Schützen einem Artilleristen das Leben kostete und dem vor das Theresientor vorgeschobenen Posten besonders gefährlich wurde. Die Franzosen glaubten an einen Ausfall und rühmten sich, ihn mit geringer Mühe zurückgeschlagen zu haben.

Nach diesen Vorgängen fand der hereindämmernde Morgen des 11. Mai die Besatzung, die überdies erfahren hatte, daß Napoleon in Person vor der Stadt stehe, in ziemlich niedergeschlagener Stimmung. Sie wandelte sich mit einem Schlage, als Adjutanten mit der Kunde durch die Stadt sprengten, FML. Hiller sei in Wien eingetroffen.

Der alte General hatte sich nur ungern dem Gebot, bei Krems stehen zu bleiben, gefügt. Aus persönlichen Wahrnehmungen und Mitteilungen des Erzherzogs Maximilian ging schon am 9. deutlich hervor, daß die Masse des Gegners unaufhaltsam gegen Wien strebte. Hiller hatte deshalb seine Pioniere mit der Ausbesserung der Marschlinie dahin betraut und am Abend das 2. Reservekorps nach Kirchberg am Wagram abrücken lassen. Indessen war auch beim Generalissimus die Besorgnis erwacht, Napoleon werde den günstigen Übergangspunkt bei Nußdorf benützen, um ehebaldigst auf dem linken Donauufer festen Fuß zu fassen. Hiller erhielt deshalb um 2 Uhr nachts des 10. den Befehl, bei Krems nur 8000 Mann zu lassen, das Gros aber im Eilmarsch donauabwärts in eine Stellung zwischen Tulln und Wien zu führen. Gleichzeitig war an den Erzherzog Maximilian die Weisung ergangen, einstweilen die Sicherung des linken Donauufers gegenüber Nußdorf zu übernehmen.

Hiller gewann während des Marsches am 10. die Überzeugung, daß alle französischen Truppen, wie die langen Staubwolken auf der Wienerstraße zeigten, sich in dieser Richtung bewegten, und beschloß, mit Aufbietung aller Kräfte ebenfalls nach Wien zu rücken. Unterwegs ließ er Erfrischungen bereitstellen und überdies jedem Mann einen Gulden versprechen, der in geschlossener Kolonne die Taborbrücke passieren werde. Die Mannschaft leistete, was sie nur vermochte: kurz nach 7 Uhr früh des 11. Mai langte das

Reservekorps bei der Brücke an. Hiller hatte inzwischen ein Schreiben des Erzherzogs erhalten, worin dieser seiner Freude über den Abmarsch von Krems Ausdruck gab und vorschlug, das 2. Reservekorps bis zur Taborbrücke vorrücken zu lassen. Hiller, der den radikalen Entschluß, bis nach Wien zu marschieren, ohnedies bereits bereute, sandte nun dem FML. Kienmayer den Befehl, an der Brücke stehen zu bleiben. Die übrigen Truppen wurden in Langenzersdorf, Korneuburg und Stockerau angehalten. Hiller fuhr nach Wien und traf um $^3/_4$ 11 Uhr vormittags im Kriegsgebäude Am Hof ein.

Der Erzherzog bestürmte Hiller, das 2. Reservekorps über die Donau rücken zu lassen. Nach einigem Zögern willigte der General ein, doch durften die Grenadierbataillone nicht vereinzelt und nur als Reserven verwendet werden. Während Hiller vollständig beruhigt über die Sicherheit von Wien nach Langenzersdorf zurückfuhr, marschierten nachmittags 2 Bataillone in die Stadt und 3 Bataillone und ein Dragonerregiment in die Leopoldstadt, wo FML. Kienmayer das Kommando zu übernehmen hatte. Auf der Rückfahrt erhielt Hiller abermals einen Befehl des Generalissimus, worin ihm ausdrücklich verboten wurde, Truppen in die Stadt zu senden. Dies ließ sich nun nicht mehr ändern. Die Division Vincent wurde zur Taborbrücke, der Rest des Korps nach Langenzersdorf beordert, wo sich der alte General nach den großen Anstrengungen der letzten 36 Stunden frühzeitig zur Ruhe begab.

Napoleon sah sich indessen genötigt, Ernst zu machen, da die Grundrichterdeputation unverrichteter Dinge zurückgekehrt war. Erst gegen Abend brachte ein Parlamentär die Aufforderung uneröffnet mit einem kurzen Begleitschreiben zurück. Massena, der mit 2 Divisionen herangezogen wurde, rückte nach Simmering, um sich des Praters zu bemächtigen, ferner wurden die vorhandenen Feldhaubitzen, zusammen 20 Stück, teils im Innenraum der Hofstallungen, teils bei der Getreidemarktkaserne und der Karlskirche in Stellung gebracht. Die Kanonade des Verteidigers vermochte den gedeckten Batterien nichts anzuhaben.

Bei Anbruch der Dämmerung fand sich Napoleon bei Massena ein und ließ den schwachen Posten, den der mit der Bewachung des Praters betraute GM. Mesko beim Lusthaus aufgestellt hatte, mit Artillerie- und Infanteriefeuer vertreiben. Die Franzosen bemächtigten sich einiger verspätet abgelassener Fahrzeuge und überschifften eine Voltigeurkompagnie, die das Lusthaus zur Deckung des Brückenschlages besetzten.

Erzherzog Maximilian war trotz mancher Anzeichen, die auf einen Übergangsversuch beim Lusthaus deuteten, eher geneigt, einen solchen in der Brigittenau zu erwarten, wo tagsüber von den an beiden Kanalufern stehenden Posten allerdings viel geplänkelt wurde. Eine ernste Verteidigung des Praters lag überdies nicht in seiner Absicht, da ihm berichtet worden war, daß der Kanal bei dem damaligen niederen Wasserstand an vielen Stellen furtbar sei. Wenn der Gegner auf den Gedanken verfiel, durch den Prater vorzudringen, stand es bei dem unfertigen Zustande der dahin gerichteten Verteidigungsfront freilich schlimm. Die Gefahr lag nahe, daß die Franzosen bis zur Taborbrücke durchdrangen und die Besatzung vom linken Donauufer abschnitten. Abgesehen davon, daß die Kapitulation der schlecht geschützten und verpflegten Stadt bei Gefangennahme der Garnison alsdann in kurzer

Zeit unvermeidlich war, erhielt der Erzherzog am Nachmittag zwei Nachrichten, die ihn vollständig niederschmetterten: einerseits ein Schreiben des Generalissimus, dem der Befehl an Hiller in Abschrift beilag, keinen Mann nach Wien zu senden, anderseits ein vom Generalstabsobersten Mártonitz überbrachtes kaiserliches Handschreiben mit dem Resultat der Konferenz in Zwettl. Trotz aller seiner Bitten war also doch der Entschluß gefaßt worden, der Wien noch eine Woche seinem Schicksal überließ, und vor der Stadt stand nicht nur ein feindliches Korps, sondern 60.000 Mann und Napoleon selbst!

Daß sich des Erzherzogs eine verzweiflungsvolle Stimmung bemächtigte, ist begreiflich, wohl auch, daß sich in dieser eine Zerfahrenheit in den Entschlüssen und Handlungen kundgab. Er ließ die Meldungen über ein drohendes Bombardement unbeachtet, was zur Folge hatte, daß keine Vorsorgen zum Feuerlöschen getroffen wurden. Als er die Nachricht vom Übergang beim Lusthaus erhielt, eilte er in den Prater und sorgte nicht dafür, daß dem FML. O'Reilly, der bisher in der Befehlserteilung konsequent übergangen worden war, formell das Kommando übergeben und er davon in Kenntnis gesetzt wurde. In der Leopoldstadt fand er eine heillose Verwirrung. Kienmayer suchte noch immer den FML. Dedovich, um endlich zu erfahren, welche Truppen ihm unterstanden. Als er den Erzherzog beim Praterstern traf, lag er ihm sofort mit Klagen über die Zustände der Verteidigungswerke in den Ohren und bestürmte ihn, die beiden Grenadierbataillone in der Stadt nicht der Gefahr auszusetzen, abgeschnitten zu werden. Sie erhielten tatsächlich den Abmarschbefehl, ohne daß O'Reilly verständigt wurde.

Von Mesko kamen aus dem Prater nur unbestimmte Meldungen. Der Erzherzog gewann den Eindruck, daß dort nur demonstriert werde, der eigentliche Angriff aber auf die Brigittenau drohe, gegenüber welcher soeben eine französische Batterie aufgefahren war. Um Klarheit zu erlangen, beauftragte er das 2. und 4. Wiener Freiwilligenbataillon mit einer Streifung im Prater, die schließlich in der Dunkelheit zu einem Angriffe auf das Lusthaus führte. Ein eigentlicher Kampf fand nicht statt, da beim Anmarsch ein Gewehr losging, worauf alles zu schießen begann, sich gegenseitig anschoß und schließlich in eiliger Flucht zurückging. Erst beim Rondeau, hinter dem Heustadelwasser, konnten die beiden Bataillone gesammelt werden.

Etwa zur selben Zeit, zwischen 9 und 10 Uhr abends, begannen die französischen Artilleristen das Bombardement. Sie beurteilten den Erfolg dieser für den Feldkrieg bestimmten Geschütze ziemlich skeptisch und meinten, daß nach Verfeuern der vorhandenen 2000 Granaten eine heillose Blamage unvermeidlich sei. Tatsächlich war die Wirkung der bis 3 Uhr früh fortgesetzten Beschießung eigentlich gering, wenn auch 97 Häuser beschädigt wurden und viele Fenster zersprangen. Dagegen war der moralische Eindruck groß, da eben niemand auf diese Eventualität vorbereitet, die Organisierung des Löschwesens versäumt worden war. So gab es eine unbeschreibliche Verwirrung, durch einige Brände vermehrt, denen man anfangs ratlos gegenüberstand.

Erzherzog Maximilian hatte indessen aus den Meldungen Meskos erfahren, daß doch ein ernster Angriff aus dem Prater drohe. Hierin erblickte er mit Recht die wirkliche Gefahr, während er das Bombardement zutreffend nur als Demonstration betrachtete. In der unvollendeten Praterfront durfte er

den Angriff nicht erwarten, es blieb nur das Mittel des Gegenstoßes übrig. Daß die zusammengewürfelte Garnison der Leopoldstadt hiezu nicht die Befähigung hatte, war klar. Es blieb nur die Hoffnung, daß Hiller trotz des Verbotes zu Hilfe eilen würde. Ein dringendes Schreiben ging an diesen ab, gleichzeitig wurde aber vorsichtshalber der Abmarsch des Trains auf das linke Donauufer angeordnet, wohin der Erzherzog auch die Truppen in Sicherheit bringen wollte, falls die Bitte erfolglos blieb.

Da es im Prater nach dem kurzen Gewehrfeuer ruhig geworden war, dagegen aus der Stadt beunruhigende Meldungen kamen, begab sich der Erzherzog kurz vor Mitternacht mit dem Dragonerregiment Knezevich und dem 3. Wiener Freiwilligenbataillon — das 6. war schon in der Stadt — über die Schlagbrücke zurück. Er wollte die Kommandofrage regeln, falls der Abmarsch unvermeidlich war, und hatte sogar den abenteuerlichen Gedanken, durch einen Ausfall die feindlichen Geschütze zum Schweigen zu bringen.

Während seines Rittes empfing er die ungünstigsten Eindrücke. Wie in der letzten Nacht war gerade zu dieser Zeit ganz grundlos auf dem Wall vom Kärntner- bis zum Rotenturmtor ein Gewehrfeuer entstanden, was den Glauben erzeugte, daß die Franzosen das Theresien- und Neutor bestürmten, woran sie gar nicht dachten. Auf der Burgbastei angelangt, berief der Erzherzog den FML. O'Reilly zu sich, fand aber angesichts der Erschütterung der Verteidiger nicht den Mut zu einer eindeutigen Aussprache über die Zukunft. Da sich auch ein Ausfall als undurchführbar erwies, kehrte er unverrichteter Dinge in die Leopoldstadt zurück. Hier waren inzwischen Meldungen eingelaufen, daß der Feind eine Brücke beim Lusthaus schon vollendet habe, eine zweite im Bau sei, daß Kavallerie den Kanal unterhalb durchfurtet und sich auf einer Wiese aufgestellt habe.

Die Situation war kritisch. Der Erzherzog berief die nächsten Generäle zu einem Kriegsrat, der nur im Rückzug über die Taborbrücke das Heil erblickte. Dieser Beschluß mußte dem Erzherzog umso triftiger erscheinen, als er das verspätete Herankommen der Hauptarmee und das an Hiller ergangene Verbot bisher verschwiegen hatte. Nach all den hochtönenden Proklamationen wurde es ihm aber begreiflicherweise nicht leicht, in ein solch unrühmliches Davonschleichen einzuwilligen. Er beschränkte sich darauf, den Befehl in die Stadt zu senden, daß die Linientruppen sofort in die Leopoldstadt abrücken sollten, während O'Reilly ermächtigt wurde, im Notfalle eine möglichst vorteilhafte Kapitulation abzuschließen.

Da kam ein Kundschafter mit der Meldung, beim Lusthaus befänden sich nur wenige Franzosen, die Brücke sei noch lange nicht fertig. Dies eröffnete die lockende Aussicht, daß vielleicht ein Gegenstoß schwächerer Kräfte erfolgreich sein und den Entschluß zum Abmarsch gegenstandslos machen werde. FML. d'Aspre wurde mit 2 Grenadierbataillonen abgesendet, um im Verein mit den noch beim Rondeau stehenden Wiener Freiwilligen den Versuch zu unternehmen. Zwischen 3 und 4 Uhr früh kam es beim Lusthaus zum Kampf, in dem die erste Staffel der Österreicher in das Kreuzfeuer der am anderen Ufer aufgefahrenen Geschütze geriet und beträchtliche Verluste erlitt. Eine Wiederholung des Sturmes unterblieb, da ein Adjutant den Befehl überbrachte, mit Rücksicht auf den allgemeinen Abmarsch den Rückzug anzutreten.

Diesen Entschluß hatte die Botschaft des von Hiller rückkehrenden Ordonanzoffiziers endgültig ausgelöst. Er brachte nur die Antwort: „Es ist gut. Reiten Sie zurück.“ Der Erzherzog mußte dies für eine Ablehnung halten und ahnte nicht, daß Hiller sofort seine Truppen von Langenzersdorf zur Taborbrücke in Marsch setzte.

In beängstigendem Durcheinander drängten sich die Truppen zur Brücke. Zum Glück hatte Massena beschlossen, erst nach dem Eintreffen seiner beiden rückwärtigen Divisionen die Vorrückung aufzunehmen, es wäre sonst zu einer Katastrophe gekommen. Um $^{1}/_{2}$7 Uhr früh war die letzte Abteilung auf dem linken Donauufer; die beiden ersten Brücken wurden sofort in Brand gesteckt, die große über den Hauptarm erst im Laufe des Vormittags. Zu seinem Erstaunen fand der Erzherzog auf dem jenseitigen Ufer die Truppen Hillers aufmarschiert, dem er in unbeschreiblicher seelischer Verfassung das Kommando übergab, um dem Kaiser persönlich Rechenschaft abzulegen.

Daß die Wiener, als sich die Linientruppen ohne Vorwissen O'Reillys aus der Stadt zogen, nicht gesonnen waren, nach dem Bombardement den aussichtslosen Widerstand fortzusetzen, ist begreiflich. O'Reilly selbst kam mit seinen Generälen zum Schluß, daß die Einleitung von Unterhandlungen unvermeidlich sei, die am 13. früh zur Kapitulation führten. Wohl wäre Napoleon in Verlegenheit gewesen, wie er die Stadt bezwingen sollte, ohne zum verderblichen Sturm zu schreiten, da eine Wiederholung des Bombardements wegen Munitionsmangel vorläufig ausgeschlossen war. Doch der Widerstand der Stadt war nach Zerstörung der Brücke für den Generalissimus wertlos, hätte ihn höchstens moralisch zu einem Entsatzversuch gezwungen, der gewiß kein gutes Ende genommen hätte. Er hätte dasselbe und vermutlich Ärgeres erlebt, als seinem Gegner wenige Tage später bei Aspern zustieß.

Erzherzog Maximilian fiel zuerst in Ungnade, doch siegte bald das Gerechtigkeitsgefühl des Kaisers und des Generalissimus. Sie konnten den Erzherzog in Erwägung aller Umstände nicht härter beurteilen, als dieser sich selbst. Wenn er sich einen Vorwurf machen könne, beteuerte er in einem Schreiben an den Generalissimus, so sei es nur der, „mit einem mit meinen Fähigkeiten vielleicht nicht im Verhältnis stehenden Eifer für das allgemeine Beste ein Geschäft unternommen zu haben, welches — ich wage es zu sagen — eine nicht gemeine Bereitwilligkeit erheischte, sich für den Dienst zu opfern und mit unzähligen Schwierigkeiten zu kämpfen, und dessen Ausführung unter jenen Umständen und Voraussetzungen, unter welchen ich es unternommen habe, möglich und nützlich, unter jenen aber, welche dann eingetreten sind, unmöglich und unnütz geworden war.“

Ebensowenig kann die Wiener ein Vorwurf treffen. Wie im ganzen Reiche flammte im Jahre 1809 auch bei ihnen der Patriotismus heftig auf und es ist ihnen nicht zur Last zu legen, daß die Verteidigung ein solches Ende nahm. Nur widerwillig trugen sie das Joch des Eroberers, fortwährend in bedrohlicher Gärung begriffen, und die Franzosen waren sehr erstaunt, wie sehr sich das Verhalten des sonst so leichtlebigen Volkes gegenüber jenem während der Okkupation im Jahre 1805 verändert hatte.



Der Einzug der Romantiker in Wien und die Wiener Presse.

Ein Beitrag zur Geschichte Wiens vor hundert Jahren.

Von **Karl Wagner.**

Die Fehde, die anläßlich des Einzuges der Romantik in Wien vor hundert Jahren die literarischen Kreise der Kaiserstadt erregte und sich in den Journalen Alt-Wiens abspiegelte, verdient es umsomehr, der Vergessenheit entrissen zu werden, als jene neue Strömung, welche sie veranlaßt hatte, nicht nur für das gesamte Geistesleben des damaligen Wien und Österreichs überhaupt von größter Bedeutung war, sondern sich in ihren Folgen, besonders in der Literatur, noch heute wirksam zeigt.

Wie ein Strom ergoß sich die Romantik über Österreich, riß zunächst den Damm ein, den Zensur und Reaktion um unser Vaterland aufgeführt hatten, um es vollständig isoliert erhalten zu können, rüttelte hier an veralteten Anschauungen in der Kunst, unterwusch dort die Grundsäulen allzustrenger und ängstlicher Sitten und Formen der Gesellschaft; aber allen, allen brachte das Mädchen aus der Fremde ihre Gaben dar: den Kindern reizende Märchen, den Frauen eine würdevollere Stellung in der Gesellschaft, dem Dichter sprengte sie alle die Tore, die ihm bisher den Zugang in das weite, große Reich der Phantasie versperrt hatten, dem Maler schenkte sie neue Motive und Stoffe, der Musiker lauschte den noch nie gehörten märchenhaften Tönen und das gesamte Volk, vor dem nun die Schatzkammern der alten nationalen Kleinode offen standen, lernte sich als Nation fühlen. Viel mehr als Nord- oder Mitteldeutschland, von wo die neue Richtung ausging, war Österreich für die Romantik geeignet mit seinen landschaftlich prächtigen, wechselvollen Reizen, seinem Reichtume an Sagen, seiner langjährigen, mit romantischen Zügen reich ausgestatteten Geschichte, seinem fest ausgeprägten, das Leben der Völker beherrschenden Katholizismus, seinem reichen Anteile an der altdeutschen Literatur, deren versunkene Schätze die Romantiker hoben, und seinen „Romantikern vor der Romantik“. Um 1808/9 aber leuchtete dieser romantische Schimmer Österreichs am stärksten: war doch unser Vaterland der einzige Staat im damaligen Europa, der sich vor Napoleon nicht demütig beugte.

Allerdings waren schon in den letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts romantische Anschauungen in Österreich eingedrungen, deren Vertreter hier zumeist in den Staatsdienst getreten waren und dort, so gut es eben anging, die romantische Doktrin vertreten hatten; auf die Literatur aber war ihr Einfluß nicht sehr groß; wichtiger war es schon, als der Innsbrucker Josef

Freiherr von Hormayr 1802 nach Wien kam, mit den romantischen Kreisen in Fühlung trat, zwischen ihnen und den altösterreichischen Schriftstellerkreisen vermittelte und für einige Zeit geradezu den Mittelpunkt aller patriotischen Kunstbestrebungen Österreichs bildete; am wichtigsten war natürlich der Einzug der Führer der Romantiker selbst: August Wilhelm Schlegel kam in Begleitung der Frau von Staël, die von Napoleon verfolgt wurde, was viel zu ihrer freundlichen Aufnahme in den Napoleon hassenden Adelskreisen Wiens beitrug, im Jahre 1808 in Wien an; sein jüngerer Bruder Friedrich folgte 1809 und erhielt eine Stelle bei der Hof- und Staatskanzlei, ein Posten, der ganz nach seinem Geschmacke war. Ludwig Tieck und viele andere Romantiker folgten dem Beispiele der beiden Schlegel und nahmen in Wien längeren oder kürzeren Aufenthalt. Die Fremden, welche im großen und ganzen von den Wienern mit der althergebrachten Gastfreundschaft empfangen wurden, verkehrten zumeist in den Häusern reicher Bankierfamilien, weniger in den gemütlichen, sich des Wiener Dialektes bedienenden altösterreichischen Schriftstellerkreisen, denen die Romantiker „exaltiert" oder gar „hirnwütig" erschienen, was sich natürlich zunächst auf die literarische Tätigkeit der Romantiker bezog, mit welcher sich eben die Wiener Nachzügler der Aufklärung im Gegensatze zur jüngeren Dichtergeneration, vertreten etwa durch Josef v. Collin, nicht befreunden konnten.

Der Gegensatz der beiden Literaturgattungen mußte nun besonders in der Presse zutage treten; leicht erklärlich warum! Für den weitaus größten Teil der Wiener Redakteure war der Kampf gegen die romantische Richtung ein Kampf um ihre Existenz: ihre Zeitungen fußten ja auf jener alten Literatur, deren Untergang auch den ihrer Blätter zur Folge gehabt hätte. Dazu kam gewiß auch der Unwille über das kühne, „freche" Auftreten der Romantiker, die in Feindesland zogen und dort geradezu ihre Werbetrommel ertönen ließen. Da hieß es denn alle Kräfte sammeln und vereint gegen den Feind des Althergebrachten losrücken, gegen einen Feind, der über starke, mächtige Kräfte verfügte und die österreichische Regierung auf seiner Seite hatte, — der erste, seit der Reaktion unerhörte Fall, daß jene Verwaltung eine geistige Neuerung unterstützte. Das, was dem einheimischen Gelehrten fast verwehrt war, hatte ein Fremder bald nach seiner Ankunft in Wien erlangt: die Erlaubnis, Privatvorlesungen halten zu dürfen; seiner Protektorin Staël hatte Wilhelm Schlegel dies zu verdanken, die in ihrer eifrigen Propaganda für jene Vorträge es verstand, die angesehensten Persönlichkeiten dafür zu interessieren, und sie bestimmte, die Bewilligung zur Abhaltung der Vorträge vom Kaiser zu erwirken. Das war aber keineswegs so leicht, als sich die Französin vorstellen mochte. Kaiser Franz wollte anfangs von einem derartigen Unternehmen durchaus nichts wissen; er argwöhnte, daß sich dabei „etwas Unrechtes" einschleichen könnte, und er verfügte: „Dem Schlegel ist auf keinem Falle die Erlaubnis zur Abhaltung besagter Vorlesungen zu erteilen." Graf Summerau aber, der eine günstige Erledigung anstrebte, ließ sich durch die barschen Worte des Kaisers nicht abschrecken; er verstand es in einer zweiten Eingabe, die Wolken der Besorgnis seines Monarchen zu verscheuchen und ihn auf den Nutzen aufmerksam zu machen, welchen der Staat aus der Bewilligung der Vorlesungen ziehen könnte, die „zum Gedeihen der guten

Meinung unter den auswärtigen Gelehrten geradezu erwünscht" sei, da sowohl Schlegel als auch die Staël im Auslande die „größte Zelebrität" genössen. Kaiser Franz, den seine Minister schon oft an die Notwendigkeit, das im Auslande seit der Reaktion so tief herabgesunkene Ansehen des geistigen Österreich wieder zu erhöhen, erinnert hatten, gab nun die Erlaubnis für einen Kurs von beiläufig 15 Vorlesungen, für deren „gänzliche Unschädlichkeit" ihm aber Graf Kolowrat bürgen mußte. Schlegel täuschte das Vertrauen seiner Protektoren keineswegs: in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, die er im Frühjahr 1808 in Wien im Janischen Saale vor einem durchaus vornehmen Publikum hielt — daß „Fürsten, Grafen, Herren, Minister, Generale, Gelehrte und Künstler und ebenso die Frauen dieser Klassen" den Vorträgen beiwohnten, hatte Schlegel wieder der Staël zu verdanken —, sprach er vielleicht weniger, als eigentlich notwendig gewesen wäre, über den Einfluß des Christentums auf die Romantik, gab aber stets seiner Hochachtung vor der „ebenso erhabenen als wohltätigen christlichen Religion" den vollsten Ausdruck; indem er am Schlusse seiner Vorträge den „politisch so wichtigen und uns am nächsten liegenden Zeitraum des Hauses Habsburg, das so viele große Fürsten und Helden erzeugt hat," als den würdigsten und erhabensten Stoff für das nationale Drama empfahl, dessen Pflege er den neueren Dramatikern ans Herz legte, stattete er der österreichischen Regierung vollends seinen Dank ab.

Die Kritik in der zeitgenössischen Wiener Presse hatte natürlich die Vorlesungen nicht nach dieser Seite hin zu untersuchen; der wissenschaftliche Wert derselben mußte sie vor allem interessieren, ihn galt es zu prüfen, eine Aufgabe, die sich zunächst Josef Schreyvogel-West stellte, das Haupt der antiromantischen Partei in Wien, der mit seinem „Sonntagsblatte" geradezu darauf ausging, die Kritik, Dichtung und Philosophie der Romantik zugunsten der Richtung des 18. Jahrhunderts zu vernichten: „Das Sonntagsblatt hat seine Bestimmung erfüllt, wenn ... Lessing mehr gilt als die Gebrüder Schlegel, Wieland mehr als Jean Paul und Tieck, Kant mehr als Fichte und Schelling." Damit ist schon gesagt, daß wir von Schreyvogels Blatte kein gerechtes Vorgehen gegen den Feind erwarten dürfen: schon das Vorurteil des Herausgebers und der Mitarbeiter gegen die Romantik überhaupt, dann ihre Erregung über einige Äußerungen und Ansichten Schlegels in den Vorlesungen machte ein unparteiisches Urteil unmöglich; etwas Provozierendes für Schreyvogel und seinen Anhang hatten die Vorlesungen schon durch die einleitenden Worte, worin Schlegel der bloß negativen Kritik Lessings und seines Nachfolgers Schreyvogel — die sich damit begnügte, die Fehler eines Kunstwerkes aufzudecken und dieses nach einem festen, unbeweglichen Maßstabe in diese oder jene Gattung einzureihen — die der „echten Kenner" gegenüber stellte, womit er selbstverständlich sich selbst und die Romantiker überhaupt meinte, — sowie durch die Seitenhiebe, welche Schlegel anläßlich seiner Polemik gegen das französische Theater und die daraus folgenden Konsequenzen für die „korrekten Klassiker" folgerichtig auch auf Lessing austeilen mußte, u. dgl. mehr. Das Sonntagsblatt eröffnete nun den Kampf und deckte mit großem Geschicke die Mängel in den Vorlesungen auf: zunächst die gewaltsame Gruppierung; die sachliche Ökonomie war zu leicht

genommen, sodaß gegenüber der Antike und Shakespeare einerseits und der Charakteristik des französischen Dramas anderseits besonders das deutsche Drama zu kurz gekommen war; der Stoff war keineswegs erschöpfend behandelt worden — was übrigens bei dem kleinen Kurse von 15 Vorlesungen nicht anders möglich war —, und der schwerwiegendste Vorwurf, der Mangel an Originalität, traf gleichfalls zu, da Schlegel nichts wesentlich Neues gebracht, sondern in vielen Punkten bloß die in Berlin gehaltenen Vorträge hier wiederholt hatte. Es fehle ferner eine gründliche Aufeinanderfolge der Ideen, die Kritik der neueren Dichter sei einseitig, über Ästhetik sei nur Unbedeutendes gesagt worden und in die Kunstwerke habe der Vortragende bloß neue philosophische Ideen „hinein kritisiert“, keineswegs aber ihre Schönheiten aufgezeigt; auch das Prunken mit Wörtern wird getadelt, Lessing, Engel und Winkelmann werden Schlegel entgegengehalten. Gerecht konnten die Rezensionen Schreyvogels schon deshalb nicht sein, weil sie die Vorzüge der Vorlesungen, die meisterhafte Charakteristik Shakespeares und dessen Zeitalters überhaupt, der drei großen griechischen Tragiker u. a. nicht erwähnten, wie sie denn auch Schlegels großartigen Erfolg totschwiegen.

Der Hetze gegen den gemeinsamen Feind, die Romantik überhaupt und Schlegel in Sonderheit, schloß sich auch Josef Richter, ein vielgelesener Tagesschriftsteller der Josephinischen Schule, mit seinem Blatte „Die Briefe des Eipeldauers“ an, den Vorfahren der allbekannten Hans-Jörglbriefe, jenem Stammblatte der Wiener Philister an der Scheide des 18. und 19. Jahrhunderts, das wie ein bissiger Köter den kleinen Unfug der Bürger mit lautem Bellen und Keifen verfolgte, nach „oben“ hin aber stets sich duckte und schweifwedelte. Von seinem Redakteur dürfen wir von vorneherein kein selbständiges Urteil über die „Vorlesungen“ erwarten: alles, was er sachlich über jene anführt, ist einfach dem sonst von ihm so oft verspotteten Sonntagsblatte nachgedruckt; was er aus eigenem über die Vorlesungen brachte, war harmlos; mit den billigen und daher von Richter gewöhnlich angewendeten Mitteln wie Wortverdrehungen und Namenverhunzungen war nichts anzufangen und so schrieb er denn einfach über die elegante Welt, die den Vorlesungen des fremden „Professors“ beiwohnte, über den teueren Preis derselben (25 fl.), belächelte, daß Schlegel den Shakespeare mit dem Stephansturme verglichen hatte, — der Vortragende wollte natürlich durch diesen Vergleich den turmhoch überragenden Dramatiker den Wienern besonders nahe bringen, — und meinte zum Schlusse spöttisch: „Jetzt werden wir auf die Vorlesungen gewiß eine Menge gute Theaterpoeten kriegen“. Weiter wagte sich Richter aber nicht vor.

Interessant ist die Frage, wie die Wiener Journalisten jene Zeitschrift aufnahmen, welche damals die Romantiker in Wien zu gründen gezwungen waren, um praktisch und theoretisch zugleich in ihrem Sinne wirken zu können, da ihnen wie vor einigen Jahren im Reiche nun auch in der Donaustadt der Zutritt zu den einheimischen Blättern verwehrt war. „Prometheus“ betitelte sich das neue Blatt, seine Herausgeber hießen Stoll und Seckendorff; es war gewiß eines der hervorragendsten Journale des damaligen Wien überhaupt und sicherlich jenes, welchem im Auslande die meiste Beachtung zuteil wurde; konnte es sich doch sogar der Mitarbeiter-

schaft Goethes rühmen, welche von den neidvollen Gegnern freilich als bloßer „Kunstkniff“ bezeichnet wurde. In Theorie und Praxis vertrat es die Ideen der Romantik. Hier stieß nun, wie einige Jahre früher im Reiche, die Literatur der Romantik mit ihrer Sehnsucht nach einem geheimnisvollen Halbdunkel, mit ihrem Streben nach möglichst viel Dämmerung, mit ihrer wirren Vermengung aller Künste durcheinander, mit ihren in alle Welten verflatternden Stoffen, für die es Fesseln formaler Natur nicht gibt, — auf jene der nüchternen Aufklärung mit ihrem klaren, verstandesmäßigen Inhalte, ihrer festen Form und ihrer auf praktischen Nutzen gerichteten Tendenz. Für den größten Teil der Wiener Blätter entbrannte der Kampf auf Tod und Leben: die rezensierenden Organe erkannten, daß sie all ihr Ansehen und ihre Bedeutung einbüßten, wenn es dem Gegner gelang, die Anerkennung seiner ganz anders gearteten Kritik als der einzig berechtigten zu erzwingen, die belletristischen Blätter wieder fußten auf jener von der Romantik so arg befehdeten Literatur, ja manche unter ihnen waren Nachkommen der einstens eifrig gepflegten moralischen Wochenschriften mit ihrer Richtung auf das Allgemeinmenschliche, während die Romantik und daher auch der „Prometheus“ mit ihrer tiefen Abneigung gegen jede Beschäftigung mit der gemeinen Wirklichkeit sich um keine Frage des Zusammenlebens der Menschen kümmerten, sondern in geradezu ermüdender Weise nur von der Kunst und den Künsten redeten. Das erste Wort im Kampfe sprachen natürlich die „Zünftler“ in ihrem Organe, den „Annalen der Literatur“. Sie meinten, die Bemühungen der Romantiker, alle gesunden Begriffe zu verwirren, alle natürlichen Gefühle zu verschrauben, seien keine Poesie, Philosophie, sondern das Zeichen verkehrter Schulbildung; zuletzt würden sie doch der Gescheitheit anderer Nationen unterliegen. Am „Prometheus“ fanden sie fast alles tadelnswert, urteilten über ihn kurzweg ab und spielten gegen ihn das „Sonntagsblatt“ aus, das sich den Zweck gesetzt habe, „eingebildete Schriftsteller von ihrem Dünkel, die irreredenden von dem Aberwitze zu heilen, ihnen und der Lesewelt die Nichtigkeit des Wortkrames, die Verworrenheit ihrer Ideen, die Schiefheit ihrer Urteile, die Geschmackwidrigkeit ihrer Sprache fühlbar zu machen“. Sie rieten ihrem Bundesgenossen, sich im Kampfe gegen die Romantik mehr der ernsten Untersuchung als des Spottes zu bedienen, was das Sonntagsblatt im großen und ganzen auch befolgte; sein Kampf gegen den „Prometheus“ nimmt geradezu den größten Raum des Blattes ein, wobei auch auf den Freund der Romantiker und Mitarbeiter am „Prometheus“, Josef v. Collin, Ausfälle gemacht werden; dieser nahm an Wests „in sarkastischem Höllenstein gebeiztem, geradezu aufs Totmachen ausgehendem kritischen Blatte“ Rache in einem — damals nicht veröffentlichten — Aufsatze, der zeigen sollte, daß West „in seinen ausgetretenen Lessingschen Pantoffeln seinem großen Vorbilde nicht folgen könne, sondern geradezu ein — Antilessingianer sei“, wofür uns aber Collin einen schlagenden Beweis schuldig bleibt.

Durch all diese Angriffe war die Romantik in Wien fast für vogelfrei erklärt; Blätter, welche sich sonst an gar niemand heranwagten, kühlten nun ihr Mütchen an den Romantikern: Joachim Perinet, ein herabgekommener Theaterdichter, den die Not zum Journalisten gemacht hatte, verspottete in seinen „Briefen der Tulbinger Resel“, einem kurzlebigen Gegenstück zum Eipel-

dauer, die form- und regellosen Romane der Romantiker, deren Überschwenken von der dichterischen Produktion zur Journalistik und gemeinsamen Rezensionstätigkeit; in Versen geißelt er die Selbstbespiegelung der Romantiker, den Götzendienst, den sie mit dem vermeintlich unübertrefflichen Ich trieben. Besonders Friedrich Schlegel, der immer erklärende, predigende, von dem Schiller nicht ohne gewisse Berechtigung sagte, daß er das, was er gestern gelernt, heute schon lehren wollte, wird hergenommen. Ganz harmlos und ohne Salz, weil veraltet, waren die Ausfälle gegen die Versspielereien der Romantiker, das „Reimgeklingel", den „Klingklangtroß", wie man sie nannte, oder gegen deren kosmopolitische Ideen, welche ja die beiden Schlegel selbst bereits vor 1808 aufgegeben hatten. Interessant ist, daß diese Vorwürfe z. T. von Blättern ausgingen, deren Gründung indirekt durch die Romantik veranlaßt worden war; eines derselben können wir geradezu als das Gegenstück zum „Prometheus" bezeichnen, da es ebenfalls ein dichterisches Organ ist, allerdings jener alten Richtung angehörend, deren Vertreter in der richtigen Erkenntnis, daß sie ihrem Gegner mit Hilfe der Kritik allein auf die Dauer keinen erfolgreichen Widerstand leisten könnten, sich eifrig nach einem Journal umgesehen hatten, das sich durch seinen Inhalt wie durch die Art und Weise der behandelten Stoffe dazu eignen konnte, dem „Prometheus" das Gegengewicht zu halten. Die Hilfe war von auswärts gekommen, von einem Freiherrn von Putlitz aus Preußen, der um jene Zeit in Wien eintraf, hier jenes Gegenstück zum „Prometheus", „Lebensakkorde" betitelt, gründete und es auf eigene Kosten in Wochenheften erscheinen ließ. Und zu viel größeren Hoffnungen auf eine längere Lebensdauer und auf Erfolg konnte das Konkurrenzblatt des „Prometheus" berechtigen als dieser selbst: es war weit mehr dem Geschmacke der Wiener angepaßt und stand auch ein wenig unter der Patronanz Schreyvogels, der in seinem viel gelesenen und einflußreichen Sonntagsblatte das Erscheinen der „Lebensakkorde" anzeigte und auch eine Probe aus ihnen abdruckte, während das Organ der Romantiker den Geschmack der Leser in neue, ihnen bis dahin fremde Bahnen lenken wollte und daher von der keineswegs kleinen Schreyvogel-Gemeinde aufs ärgste befehdet wurde. Wieland, dessen leichter, scherzender Ton den Wienern auf den Leib geschrieben war, weshalb denn auch kein Dichter so eifrig in Wien gelesen wurde als er, wird von Putlitz gegen die Romantiker, die bekanntlich sehr schlecht auf den Dichter der Grazien zu sprechen waren, ausgespielt; neben ihm ist Klopstock — und zwar nicht seine religiöse Richtung, sondern die Bardendichtung — das Ideal des Blattes.

Daß die vielen eingestreuten Ausfälle des Blattes gegen die Romantik um jene Zeit nicht mehr berechtigt waren, wurde bereits oben bemerkt; es ist aber nicht anzunehmen, daß Putlitz und die Wiener Partei überhaupt nichts gewußt hätten von dem großen Interesse, welches die Schlegel seit 1806 etwa der nationalen Sache Deutschlands entgegenbrachten, oder von ihrer Verwerfung des „Reimgeklingels", sondern der Grund, warum man jene bereits abgetane Sache neuerdings aufwärmte, ist wahrscheinlich der, daß man im Kampfe gegen die Romantik eben alles anwandte, was nur irgendwie dem Gegner schaden konnte, wie man ihm denn auch sein Gerede von der Emanzipation des Fleisches, mit der allerdings einige

Romantiker und Romantikerinnen Ernst machten, recht übelnahm und ihm Friedrich Schlegels „lüderliche“ Lucinde gerne unter die Nase rieb, ein Werk, das in Alt-Österreich einen wahren Sturm der Entrüstung hervorrief, der bekanntlich auch Grillparzer lebhaftesten Ausdruck gab. Putlitz war es übrigens nicht lange gegönnt, gegen die Romantiker das Wort zu ergreifen, da sein Blatt nach kurzem Bestande einging, ein Schicksal, das auch seinen Konkurrenten traf. Einen weitaus größeren Schlag aber erlitt die konservative Wiener Presse durch den Rücktritt Schreyvogels vom Kriegsschauplatze, wodurch ihr die stärkste Kraft im Kampfe gegen die Romantiker entzogen wurde. Das Feuer ihrer Nachhut verpuffte denn auch ganz wirkungslos; Castelli fühlte es selbst, daß er zu ohnmächtig sei zum Dreinschlagen und so suchte er Kotzebue, den ehemaligen Dramaturgen des Wiener Hoftheaters, gegen den gemeinsamen Feind zu hetzen: er erklärte in seiner Wochenschrift „Der Sammler“, Kotzebue allein könne durch Verspottung der Romantiker auf dem Theater dem „mystischen Unsinne“ derselben abhelfen. Auch den alten, damals schon längst abgetanen Streit der Romantiker mit Voß wieder aufzuwärmen, war ganz zwecklos: derselbe Castelli, der 1809 in seinem Blatte folgende mit „Apolls Edikt“ betitelte Verschen abdruckte:

„Ich gebiete langmutvoll,
Daß der neue Klingklangtroß
Ewiglich verbannt sein soll
Von Parnaß und meinem Schloß.
Unterschrieben: Gott Apoll
Weiter unten: Voß.“

konnte bald darauf seinen Gegnern den Zutritt zu seinem Blatte nicht mehr verwehren.

Der „Prometheus“ und die „Lebensakkorde“ sind keineswegs die einzigen Blätter des damaligen Wien, welche ihre Begründung dem Eindringen der Romantiker in Wien verdanken. Es ist bekannt, daß besonders die Frauenwelt den Romantikern entgegenkam, und so finden wir es denn leicht erklärlich, daß auch die einzige damals in Wien herausgegebene Frauenzeitung indirekt durch die Romantik hervorgerufen wurde, die ja einen höheren Typus der Frau schaffen wollte und manche gelehrte Frauen aufwies, wie man sie bis dorthin in Deutschland nicht gekannt hatte. Das Ideal dieses Blattes, das sich „Penelope oder Bildungs- und Unterrichtsblatt für Österreichs Töchter“ betitelte und 1808 von einer gewissen Lina Semler begründet wurde, ist die Frau, welche eine Mittelstellung einnimmt zwischen dem Weibe, welches sich nur auf die Kochkunst versteht, und der gelehrten Frau, welche selbst „den sanskritphilosophischen Systemenkram“ in sich aufnimmt. Das Blatt stellte sich die Aufgabe, sein Ideal zu verwirklichen, in folgender Weise: zunächst sollte die Moral der Frau gehoben werden; der hierauf zielende Teil des Blattes sollte in heiterem Tone verfaßt und in Briefform eingekleidet werden; daran sollte sich ein ästhetischer Unterricht in Dialogform schließen mit dem Zwecke, den Geschmack der Frauenwelt besonders hinsichtlich der Lektüre zu heben, wobei wir die mythologischen Aufsätze, Gedichte, Erzählungen, Anekdoten rc., welche versprochen wurden,

gleichsam als Musterproben einer gewählten und passenden Lektüre für die Frauenwelt zu betrachten haben. Obwohl sich kein Exemplar dieser Monatsschrift erhalten zu haben scheint, weshalb wir zu ihrer Charakteristik bloß auf die Ankündigungen in der „Wiener Zeitung" und eine kurze Kritik in den „Annalen der Literatur" angewiesen sind, so können wir doch sagen, daß das Blatt auch in seinem belletristischen Teile sicher nicht im Fahrwasser der „neuen Schule" segelte; die ganze Anlage des Journals veranlaßt uns, es zu den späten Nachläufern der „moralischen Wochenschriften" des 18. Jahrhunderts zu zählen, welche in Themenstellung und Form (Dialog-Briefform) das Muster boten. Die Erwerbung nützlicher Kenntnisse wollte die Zeitschrift durch Anweisungen zu verschiedenen weiblichen Handarbeiten und besonders durch Kupfer bewirken, welche eine Dame in einem Kleide vorstellen sollten, wonach sich die Leserinnen den Stoff selbst verfertigen könnten. Diese Modelle wurden nach weiblichen Gottheiten oder hervorragenden Frauen des Altertums benannt. Der Titel „Penelope" erklärt sich daraus, daß das Kupfer zum ersten Hefte ein Modell mit einem Kleide à la Penelope darstellte. Schon durch diese Richtung auf das Praktische wurde die „Penelope" eine Gegnerin der Romantik, ohne jedoch großen Schaden anrichten zu können, da sie wahrscheinlich ein recht minderwertiges Unternehmen war, über welches selbst seine Bundesgenossen im Kampfe gegen die neue Richtung aburteilen mußten. „Für das literarische Produkt eines Frauenzimmers ist das Journal immer recht brav," schrieben die „Annalen," „nur jene Damen bedauern wir, die daraus ihre Verrichtung kennen lernen und ihr Gefühl bilden wollen." Übrigens ging das Blatt nach kurzer Lebensdauer ein.

Das Kriegsjahr 1809 bereitete dem literarischen Streite, an welchem sich natürlich auch Adolf Bäuerle mit seiner damals unbedeutenden „Theaterzeitung" besonders durch theoretische Aufsätze über das Wesen der Romantik, über das Wort „Romantik" selbst u. dgl., dann auch durch Theaterkritiken beteiligt hatte, ein rasches Ende, indem es das Interesse aller ganz auf sich zog; für die Romantiker aber war es von der größten Bedeutung: sie verstanden es, die Sympathien der Regierung zu gewinnen, indem sie auf deren Ideen eingingen, und erhielten zum Lohne wichtige staatliche Anstellungen und die Redaktionen von Staatszeitungen übertragen, während ihre Gegner, die Herausgeber des Sonntagsblattes (Schreyvogel, Lindner und der junge Wieland) in Verdacht gerieten, „nicht mit Anhänglichkeit an den (österreichischen) Staat verknüpft zu sein", und daher polizeilich überwacht wurden.





Walten des Wiener Fürsterzbischofs Grafen Hohenwart im Jahre 1809.

Von Prof. Cölestin Wolfsgruber.

Da im großen österreichischen Volkskriege von 1809 Wien ein halbes Jahr lang von den Franzosen besetzt war und die entscheidenden Schlachten auf dem Marchfelde geschlagen wurden, mußten naturgemäß der Erzbischof von Wien und seine Erzdiözese in besondere Mitleidenschaft gezogen werden.

Den Hirtenstab der Wiener Erzdiözese führte damals Sigismund Anton Graf Hohenwart. Als Jesuit war er Lehrer der Universalgeschichte an der Theresianischen Ritterakademie gewesen. Nach Aufhebung der Gesellschaft Jesu schickte ihn Maria Theresia nach Florenz, damit er sich als Lehrer und Erzieher ihrer Enkel, der Hoffnung Österreichs, mitbetätige. Auf Erzherzog Franz hatte keiner der Lehrer so tiefen und einschneidenden Einfluß wie Hohenwart, und Erzherzog Karl hing zeitlebens an seinem ehemaligen Geschichtslehrer mit einer geradezu schwärmerischen Begeisterung*). — Seit 1803 war Hohenwart Erzbischof in der kaiserlichen Residenzstadt, das Jahr 1809 traf ihn als Greis von 79 Jahren. Doch wie der Kirchenfürst die Einfachheit der Lebensführung des Ordensmannes beibehalten hatte, so vermochte das hohe Alter nicht zu mildern, was von jeher in seinem Wesen lag: Geradheit, Festigkeit, eine gewisse Schärfe und Schneidigkeit. Seine und der Zeit Anspruchslosigkeit tritt bezeichnend genug hervor in der Weise, wie er zu Anfang des Jahres 1809 die Firmung in Wiener-Neustadt ankündigte. Es werde dort am 8. und 9. April die Firmung für die Firmlinge des Neustädter Dekanates erteilt werden „und für keine Anderen als diese entlassen sind". Fürsorglich wird beigefügt: „Ein jeder Pfarrer soll zwei Kirchenwachskerzen mit sich bringen oder mitschicken, damit allezeit wenigstens zwei Kerzen unter der Firmung, ohne Schaden der Kirche, in welcher gefirmt wird, brennen können."

Doch eben in den ersten Tagen des April bewegten sich die beiderseitigen Heeresmassen schon nach dem Schauplatze der ersten Kämpfe. Der Erzbischof hatte für seinen ehemaligen Schüler, den Kaiser Franz, eine fast grenzenlose Verehrung und für Österreich glühenden Patriotismus. In seinem Domkapitel waren ein paar Canonici Lichtensteinscher Stiftung Franzosen; diesen traute der Erzbischof nicht. Josef Graf von Zeil und Wurzach, früher decanus major von Straßburg, mußte resignieren, die übrigen zwei Franzosen, Gustav Fürst Croy, früher Domherr in Straßburg, und Xistus Graf de Ruffo, gewesener Kanonikus in Paris, mußten sich täglich vor ihm stellen."*)

*) „Erzherzog Karls Dankgesinnung gegen seinen ehemaligen Lehrer Bischof Grafen Hohenwart" s. Festgabe zum Jubiläum des Schotten-Gymnasiums, 1907, S. 344—354.

*) Zschokke, Geschichte des Metrop.-Kapitels zum hl. Stephan. 1895. S. 406.



Am 19. April ordnete Hohenwart die Kriegsandacht an. Jeder Priester habe täglich die Kollekte tempore belli zu nehmen. „Man versieht sich dabei, daß die Herren Seelsorger in ihren Predigten und sonstigen Unterredungen diese Kriegsandacht anempfehlen werden, daß sie, statt in selbe Personalitäten auf die Feinde einzumengen, lieber eifrige Andacht, Frömmigkeit, Geduld, Reue, Einigkeit der Herzen und besonders Gehorsam gegen die Vorgesetzten, festes Vertrauen auf den Schutz Gottes und auf die weisen Anordnungen unseres Landesfürsten einzuflößen sich bestreben werden."

Als nach den Unglückstagen von Abensberg, Landshut und Eckmühl der Feind gegen Wien heranrückte und aus der geängsteten Stadt jeder floh, der nicht bleiben mußte, hätte Hohenwart den Gedanken an Flucht als Ausgeburt hellen Wahnsinnes zurückgewiesen. Er sorgte aber auch dafür, daß sein Klerus am Platze bleibe. Das Domkapitel mußte ihm täglich in corpore sich zeigen. Er mahnte in vertraulicher Kurrende den ganzen Klerus, auszuharren unter jeder Mühe und den Posten nicht zu verlassen. Am 9. Mai befahl der Stadthauptmann Mertens dem Konsistorium, die Kirchen der Franziskaner, Kapuziner, der wälschen Nation (Minoritenkirche), S. Clara und Maria Stiegen sogleich zu schließen, weil sie zu Heu- und Strohmagazinen würden verwendet werden.

Am 10. Mai kamen die ersten Franzosen vor Wien an, vom Abend des folgenden Tages an beschossen sie es. Da eilte der Cursor in die Pfarrkanzleien der Stadt und der Vorstädte. Er brachte ein erzbischöfliches Schreiben: „Es ist Pflicht des Priesters, mit Aufopferung und Hingabe des eigenen Lebens den Verwundeten beizustehen. Soldat und Priester stehen hier auf einer Linie: der der Pflichterfüllung unter jeder Bedingung." Der Erzbischof hatte aber nicht bloß ernste Worte, heller noch leuchtete sein Beispiel: man sah ihn helfend und tröstend in den Straßen der bedrängten Stadtteile und in den Spitälern.

Schon am Morgen des 13. Mai verfügte sich eine Abordnung nach Schönbrunn, dem weltmächtigen Korsen die Übergabe der Stadt anzumelden. Der Erzbischof war dabei. Napoleon gab sich gnädig, ging den Abgeordneten sogar einige Schritte entgegen. Hohenwart aber fuhr er hart an*): „Warum haben Sie nicht besser Ihren Kaiser erzogen? Richten Sie sich doch auf und lassen Sie die Rolle eines Heuchlers. Sie sind ja auch für den Papst, ich weiß es." Und da sich der greise Oberhirt im Französischen nicht geschickt genug ausdrückte, zog er sich eine grobe Rüge Napoleons über die Jesuiten zu**).

Noch am 13. Mai rückte der Feind in Wien ein. Rasch gab der Erzbischof ein neues Umlaufschreiben hinaus. „Es ist Pflicht des Klerus, Bürger und Inwohner von unüberlegten Schritten abzuhalten, sie zur Geduld zu mahnen, den Feind nicht zu reizen — denn dies wäre ein unnötiger, ja schädlicher Patriotismus, — aber auch nicht zu kriechen, nicht viel zu reden, sondern, des Bewußtseins, Wiener und Österreicher zu sein, eingedenk, seiner Wege zu gehen und die Spitäler fleißig zu besuchen."

Napoleon ernannte zum Gouverneur der Stadt seinen früheren Gesandten in Wien Grafen Andreossy, einen ränkevollen Mann. Dieser kannte die Ge-

*) Wertheimer, zur Geschichte Wiens im Jahre 1809. Wien, 1889. S. 25.

**) Denkwürdigkeiten eines Livländers, hrsg. v. Fr. v. Smitt, 1858. I, 10



finnung des Erzbischofs und seinen Einfluß auf den Klerus sehr genau. Überdies hielt ihn der Spion Tóth Janos, Jurassor des Temeser Komitates, im Laufenden. Es faßte auch gleich nach dem Einmarsche des Feindes ein Reiterpiquet von 4 Mann und eine Abteilung Infanterie im erzbischöflichen Palais Posto. Den einen Ausgang des Palais sperrten sie zu, den anderen besetzten sie, die Reiter mit gezogenem Säbel, die Infanterie mit geladenem Gewehre.

Dem Erzbischof, der bisher als guter Hirt seinen Klerus Schritt für Schritt geleitet hatte, sollte dies unmöglich gemacht werden. Noch am 13. Mai wurde ihm verboten, „rituelle oder jurisdictionelle Akte" auszuüben. Gegen einen solchen Eingriff wehrte sich Hohenwart freilich mit aller Macht. Es gab eine „scharfe Szene". Doch was half es? Dem großen Eroberer ging Gewalt vor Recht. Am 17. Mai wurde dem Erzbischof eine neue Überraschung. Andreossy erschien bei ihm und teilte ihm mit, Kaiser Napoleon befehle ihm, in einem Hirtenbriefe dem Klerus die Wiederaufnahme seiner bischöflichen Funktionen zu verkünden, da die Sicherheit von Person und Eigentum verbürgt sei. Die Grundschrift eines solchen Hirtenschreibens, die der Erzbischof machte, wurde nicht angenommen. Dagegen brachte Andreossy am nächsten Tage einen fertigen Hirtenbrief mit dem Befehle des Kaisers, ihn sofort zu unterzeichnen. Nach dem apostolischen Gruß sagt dieses Schreiben wörtlich: „Seine Exzellenz der Herr Generalgouverneur hat uns eröffnet, daß wir zufolge Befehles Sr. Majestät des Kaisers Napoleon bevollmächtigt sind, die Ausübung unseres Hirtenamtes wieder zu übernehmen, wie wir solches vor dem Einrücken Höchstihrer Armee in dieser Hauptstadt verwaltet haben. Wir finden uns daher verpflichtet, Euch, geliebte Diözesanen, davon zu unterrichten und Euch zu ermahnen, in allen Ereignissen den Finger der göttlichen Vorsehung zu erkennen, die für unsere Sünden uns an dem straft, was uns am liebsten und am teuersten ist. Unser Herr und Meister ladet uns ein, Gott zu geben, was Gottes ist, und dem Kaiser was des Kaisers ist. Und wenn der Herr der Welt es sich hat gefallen lassen, der irdischen Macht, die das heilige Land seiner Geburt eroberte, untertänig zu sein, um wie viel mehr sind wir schuldig und verpflichtet, einer Macht zu gehorchen, welcher seine göttliche Vorsicht so augenscheinliche Beweise ihres Schutzes gegeben hat! Vergessen wir ja niemals, geliebte Diözesanen, daß Kaiser Napoleon es war, der die umgestürzten Altäre in Frankreich wieder aufgerichtet hat, daß er es war, der so viele verirrte Schafe in den Schoß der heiligen Mutter Kirche zurückgeführt hat, und der in allen Ländern, wohin ihn die Vorsehung als Wiederhersteller der schmachtenden Nationen sandte, unseren heiligen Glauben unterstützte und das Los der ehrwürdigsten Kirchenglieder, der Pfarrer, verbesserte. Das Evangelium empfiehlt uns als die vorzüglichsten Tugenden eine stille Ergebung und Gehorsam an. Die ersten Christen haben uns davon so strahlende und rühmliche Beispiele in den Zeiten der Verfolgungen aufgestellt. Sollten wir hinter ihnen zurückbleiben, da der großmütige Sieger erklärt hat, daß er die Maßregeln der Regierungen nicht an den Völkern entgelten lassen will?"

Der Stolz des Österreichers und das Bewußtsein der Pflicht des Bischofs bäumten sich in Hohenwart auf. Er fand wahrhaft apostolische Worte, die er sofort Andreossy zusandte. „Niemand in meiner Herde verkennt die Wohltaten, die Se. Majestät der Kaiser der Franzosen der katholischen Religion erwiesen

hat. Mit allen Zeitungen, Hirtenbriefen der französischen Bischöfe und deutschen Zeitungen wurden sie der Welt angekündet. Ein Hirtenbrief darüber würde zur Unzeit sein. Da alle Kirchen außer den Linien meiner diesseitigen Erzdiözese seit dem Einrücken der Franzosen zerstört, alle Kirchengerätschaften, Kelche, Ostensorien, Kleidungen, Pfarrhöfe geplündert, die Diener der Religion gemißhandelt, sogar das Heiligste der katholischen Religion verunehrt und ärgerlich ist beschimpft worden, glaube ich, daß es sicherer ist, über den Gegenstand der Religion gar zu schweigen. Ich wenigstens würde mit so einem Hirtenbrief keinen Eingang finden, keine Wirkung hoffen, indem man mich um alles Ansehen gebracht hat durch die bitteren öffentlichen Vorwürfe, mit welchen ich in Gegenwart mehrerer meiner angesehenen Diözesanen und durch sie bei meiner ganzen Erzdiözese ganz bin herabgewürdigt worden. Man würde mich für einen Heuchler, einen Schwachen, meinen Hirtenbrief als eine abgezwungene Schrift, eine sogenannte jesuitische Schleicherei ansehen und mit Beschämung verwerfen. Leiden kann ich Schmähungen, aber verdienen will ich sie nicht. . . . Schließlich ist es mir unmöglich, so eine Schrift herauszugeben, und halte es zum bescheidensten zu schweigen."

Der von Napoleon dem Erzbischof unterlegte Hirtenbrief ist „nicht mehr abgefordert worden".

Die Zeit der Schlacht von Aspern war im erzbischöflichen Palais eine ruhigere. Gleich nach derselben kam die Besatzung wieder, mit ihr Verdruß und Forderung über Forderung.

Kaum war die Schlacht von Deutsch-Wagram geschlagen, als Andreossy am 7. Juli dem Erzbischof den Befehl zugehen ließ, die Seelsorger zu ihren Gemeinden zurückzurufen. Der Entwurf eines Schreibens an die Geistlichen und Gläubigen liege bei. Vor der Drucklegung sei das Imprimatur zu erbitten. Der Entwurf stammte vom niederösterreichischen Statthalter Grafen Bissingen. Dem Erzbischof paßte die Sache nicht. Er schrieb am nächsten Tage gereizt zurück: „Mit gebührender Ehrerbietigkeit empfange ich die mir aufgetragenen Befehle, die Seelsorger zu ihren Gemeinden zurückzurufen, doch erlaube ich mir, dem Herrn Gouverneur-General zu berichten, daß, da ich selber seit mehreren Wochen sehr viele Seelsorger ihrer Pflicht, bei ihren Pfarrkindern zu bleiben, erinnert, sie erklärten, sie seien von den französischen Soldaten und Offizieren zu wiederholtenmalen geplündert, gestoßen, verwundet, geschlagen, beraubt, ihre Einrichtung ruiniert, zerschlagen, alles bis auf das schlechteste Kleidungsstück davongetragen, die Kirche verunehrt, die wenigen Kirchenkleider und Gefäße zerrissen, gebrochen, gestohlen, die Pfarrkinder seien, um der Mißhandlung zu entgehen, davongelaufen, und so haben sie sich auch entfernen müssen, um wenigstens das Leben zu retten. Ich bewirkte wenigstens, daß mehrere von Zeit zu Zeit in ihre Gemeinden schlichen, um an den Kranken und Verwundeten und wenigen Anwesenden ihrer Pflicht zu genügen. Ich muß noch bemerken, daß die meisten Seelsorger keine liegenden Gründe haben, sondern ihren Gehalt in barem Gelde von der Religionskasse empfangen. Diese Kasse ist dermalen nicht offen, somit haben sie gar keine Mittel, um nur auf das elendeste zu leben. Sind sie aber in den Pfarrhöfen, müssen sie Offiziere aufnehmen, Gemeine beherbergen, ernähren und unterhalten. Können sie es nicht, so müssen sie das Unvermögen

mit Schlägen, Stößen und Schmähungen büßen. Herr Gouverneur-General, meine armen geplünderten, geschlagenen und gestoßenen Priester flüchten sich gerne hieher in die Stadt. Hier finden sie doch hie und da einen Verwandten, Gönner, Freund, der ihnen einen Löffel Suppe, eine sichere Nachtruhe verschafft. Ich habe geholfen, soviel ich konnte, ich kann nicht weiter, wiewohl ich nicht nur zwei- oder dreimal wie meine Pfarrer geplündert worden bin. Mit Entsetzung darf ich nicht drohen, ich habe Mangel an guten Seelsorgern, muß die vorhandenen mit Sanftmut zu erhalten suchen. Den mitanbefohlenen Hirtenbrief werde ich genau nach der Vorschrift des Grafen Bissingen unterbreiten." Indes konnte sich Hohenwart zur Unterschrift immer wieder nicht entschließen. Andreossy und Bissingen drängten, es wurde im Bischofshofe die militärische Einquartierung vermehrt. Der Erzbischof ließ es geschehen. Als aber Bissingen am 13. Juli schrieb, er habe erneuten verschärften Auftrag erhalten, zu drängen, auch sei der Waffenstillstand eingeleitet, gab der Erzbischof seine Unterschrift mit der Rückdatierung auf den 7. Juli. „Ehrwürdige Brüder und liebste Schäflein!" schrieb er, „Auf ausdrücklichen Befehl vom 7. Juli Sr. Exzellenz des dermaligen Herrn Gouverneur von Österreich soll ich allen Seelsorgern und Pfarrkindern meines Kirchensprengels ankünden, daß nunmehr alle Seelsorger und Landesbewohner, die in die Wälder, Städte, Märkte entflohen sind, getrost in ihre Dörfer, Häuser, Pfarrhöfe zurückkehren und zu ihrem Berufe, benanntlich zur Seelsorge, zu dem Schnitte und Ackerbau greifen sollen. Obbemeldter Herr Gouverneur trägt mir ausdrücklich auf, zu erklären, daß dermalen auf dem Lande alles ruhig sei. Dieses vorausgesetzt ist meine Pflicht, den Seelsorgern meines Kirchensprengels ernstlich aufzutragen und zu befehlen, sich zu ihren Pfarren ehestens zu begeben, durch ihr Beispiel und berufmäßiges Zureden die Pfarrkinder zur Zurückkehrung in ihre Wohnörter einzuladen, auf den Kanzeln die Ruhe, den Gehorsam gegen die Vorgesetzten, die evangelischen Wahrheiten und Lehren zu predigen."

Getreulich folgten Hirten und Schäflein dem Rufe des Oberhirten. Doch von einem Schutze war keine Rede. Hohenwart beschwert sich am 1. August bei Andreossy: „Die Seelsorger haben keine Sicherheit, keine Ruhe, sondern Stöße, Schläge, Mißhandlungen. Ich fordere Schutz und Hilfe um so strenger, da Herr Generalgouverneur im Hirtenbrief ausdrücklich versicherten, daß die Seelsorger bei ihren Amtspflichten alle Sicherheit sich versprechen können, daß Eure Exzellenz jedem die notwendigste Unterstützung leisten werden." Doch aller Liebe und allen Trostes Worte waren umsonst. Wenn der Erzbischof klagte, die Seelsorger seien nun zurückgekehrt, „um das Hemd, das sie auf dem Leibe haben, auch noch zu verlieren", so ist das charakteristisch für das Treiben der Franzosen. Sie behandelten Wien als eroberte Stadt und saugten es samt dem Lande erbarmungslos aus. Die Kriegskontribution allein betrug 29 Millionen Francs. Fürst Metternich erzählt von der Niedergeschlagenheit seines Vaters über die Weisung, sich mit dem Erzbischof und den Grafen Pergen und Hardegg bis zur Zahlung der Kontribution als Geiseln nach Frankreich zu begeben. „Ich wandte mich an den Kaiser Napoleon und die Geiseln blieben fürder ohne Beunruhigung in der Hauptstadt *)."

*) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. 1880.



Dagegen ersuchte Landmarschall Amtsverweser Graf Johann Dietrichstein am 3. August den Erzbischof, die Geistlichkeit aufzufordern, dem namens der niederösterreichischen drei oberen Herrenstände eröffneten Zwangsanlehen beizutreten. „Der tiefe Kummer vermag nicht meine Überzeugung zu schwächen, daß von der Ew. fürstlichen Gnaden untergeordneten Geistlichkeit diejenigen, die noch in der Lage sind, an diesem Darlehen Anteil zu nehmen, auch diese Gelegenheit nicht versäumen werden, Beweise von der Anhänglichkeit für ihre Mitbrüder und Aufopferung fürs Allgemeine an den Tag zu legen." Am 5. August gab das Konsistorium das Umlaufschreiben hinaus: „Da Se. fürstbischöfliche Gnaden die Gesinnungen Sr. Exzellenz mit gerührtem Herzen teilen, so befahlen Sie, keine Zeit zu verlieren und die gesamten Ihnen untergeordneten Geistlichen aufzufordern, nach Vermögensumständen eines jeden Individuums diesem Anlehen beizutreten." Da konnten nun freilich Klöster und Pfarrer nur berichten, daß sie ganz ausgeplündert und ausgesaugt, wenig oder nichts beizusteuern vermöchten. Selbst zu Pfingsten, schrieb der Pfarrer von Aspang, habe er sich kein Pfund Fleisch kaufen können und nicht ohne Teilnahme liest man die Antworten einzelner Pfarrer. Um so mehr verdient die Steuer des letzten Groschens, ja die schließlich doch immer wiederkehrende Bereitwilligkeit, Schulden zu machen, um beisteuern zu können, Anerkennung. Der Dechant von Leobendorf sagte in der Eingabe:*) „Ich hatte schon 1805 das Unglück von dem Feinde ganz ausgeplündert zu werden, wo sich der erlittene Schaden bei 9000 Gulden belaufen hat. Nun traf mich den 17. Juli dieses Unheil zum zweitenmal, wo ich nicht allein alle meine Habschaften, Vieh, Wein rc. verloren, sondern gar samt der Kirche ein Raub der Flammen geworden bin. Und nachdem neben meiner noch 62 Häuser abgebrannt, so ist für mich in dem ganzen Ort keine Wohnung übrig, außer einigen unteren Gewölben des Pfarrgebäudes, wo ich mich dermalen, jedoch nicht ohne Gefahr des Einsturzes, aufhalten muß. Wird demohngeachtet befunden, daß ich ein Darlehen entrichten soll, so würde ich bemüht sein, einen Freund aufzusuchen, welcher in diesem Fall etwas vorzustrecken wird die Liebe haben."

Aus den Ausweisen, die der Erzbischof an die Regierung zu leisten hatte**), ersieht man genau, welchen Schaden die Einrückung und der Aufenthalt des Feindes „der Temporalität des Erzbistums" gebracht hat. Das Erzbistum besaß zu Wien nebst der Residenz die Häuser „Am Haidenschuß" und „Zum grünen Baum", einen Maierhof auf der Wieden, eine Mühle in Gumpendorf, auf dem Lande die Herrschaften St. Veit, Oberlaa, Neudorf, Neunkirchen, Kranichberg. Und überall gabs „schwere Lieferungen, Requisitionen, Verköstigungen, Plünderung, Verwüstungen". Der Betrieb des Schankrechtes in Wien mußte eingestellt werden, weil Wein und Fässer weggenommen worden waren. An Körnern gingen durch Plünderung verloren 60 Metzen Korn, 39 Metzen Gerste, 10 Metzen Hafer. Von der erzbischöflichen Herrschaft Neudorf kamen unter anderem weg 262 Stück Schafe, die ganze Wirt-

*) Jos. Maurer, Regesten zur Gesch. des Erzb. Hohenwarths, in: Kopallik, Reg. zur Gesch. der Erzdiözese Wien. 1894. II. 684.

**) Statthaltereiarchiv.



schaftseinrichtung, die Wäsche. Was sich nicht mitnehmen ließ, war zerstört oder gebrauchsunfähig gemacht worden. „Die Zimmereinrichtung beschädigt, das Billard abgezogen, Tisch und Sessel sammt einem Spiegel zerbrochen, die Spaliere zerrissen.“ Auf der Herrschaft St. Veit war „die Zimmereinrichtung, das sämmtliche Kuchelgeschirr und der Gartenwerkzeug dergestalten weggenommen, daß nicht das Mindeste übrig geblieben, weil von Seite des Militärspitals in Ermanglung des dürren Brennholzes Tische und Sessel nebst den Geräten des Gartens verbrannt wurden. Weiters ist ein Teil der Wasserleitung ganz zerstört, die bleiernen Röhren sammt den Wechseln sind weggekommen“. Die Herstellung der durch das Spital geschaffenen Beschädigung des Gebäudes werde nach kreisämtlicher Erhebung über 33.000 fl. erfordern.

Schlimmer noch erging es der Herrschaft Kranichberg. Alles in der Wirtschaft vorhandene Material wurde weggenommen, auch die ganze Schloß- und Kircheneinrichtung geraubt.

Der Erzbischof schlug zur Wiederherstellung des Inventars der Regierung vor: Verkauf von St. Veit, Verpfändung einer Realität, ja wie der erzbischöfliche Wirtschaftsdirektor Zaleker auswies, „haben Se. hochfürstlichen Gnaden seine Pretiosen bereits hergegeben, womit bei 10.000 fl. Konventionsmünz getilgt worden“. Die Landesstelle erlaubte endlich, zur allmählichen Herstellung der Inventare bis zu 100.000 fl. aufzunehmen.

Auf die Zumutung Andreossys, den Geburtstag Napoleons im Stephansdom mit einem Tedeum zu feiern, gab Hohenwart „scharfe Antwort“. Weil dies jedoch zugleich der große Frauentag war, hielt er wie gewöhnlich den Festgottesdienst. Von der Einladung zum Festessen machte der Erzbischof keinen Gebrauch. Am 25. August wurde auf Befehl Napoleons Louis Jean Varlet de St. Marsault erschossen, „weil er gesucht, dem Erzbischofe einige Dienste zu erweisen“.

Am 14. Oktober wurde der Schönbrunner Friede geschlossen, am 19. November Wien von den Franzosen befreit. Besorgt eilte der Erzbischof ins Marchfeld, tröstete das erbarmungswürdig verarmte Volk und spendete Almosen. Am 1. Dezember erging von Kaiser Franz an den Erzbischof die Aufforderung, sich über eine Angelegenheit zu äußern, die dem Kaiser sehr mißfällig war: während der Anwesenheit der Franzosen hatte der Priester der Diözese Przemysl Michael Korczynski für seine Doktor-Disputation am 18. August Thesen drucken lassen, die verfänglich waren, und es fragte sich nun, wie sie das Imprimatur erhalten konnten. Der Erzbischof gab schon am 5. Dezember die Auskunft. Ärgerlich schreibt er: „Kann es wohl klug und unverdächtig scheinen, gerade in der Epoche, wo die Wiener Universität, die Landesregierung, die Bücherzensur, die Polizeistelle unter französischer Übergewalt stand, Sätze öffentlich aufzustellen, die ihren Gesinnungen zu schmeicheln scheinen, Sätze, welche auswärtigen Katholiken, die sie gelesen und der Verteidigung derselben beigewohnt haben, die österreichische Kirche verdächtig machen, als französiere sie schon.“ Dies war offenbar der springende Punkt. An sich sind die Thesen tatsächlich harmlos. Den Direktor der theologischen Fakultät Hofrat Spendou, der das Imprimatur gegeben, sucht Hohenwart zu entschuldigen. „Ich vermute, daß die stürmischen Umstände der französischen Landesbesetzung dem Hofrate Spendou wie vielen anderen den Kopf irre gemacht haben, daß er nicht imstande war,

mit kaltem Geblüte zu überdenken, was die Klugheit und die älteren Vorschriften ihm doch anrieten." Doch das half nichts. Es erging an den obersten Kanzler Grafen Ugarte das Handschreiben: „Sie haben dem Direktor der theologischen Studien mein Mißfallen zu erkennen zu geben, daß er höchst unzeitige Lehrsätze, die den Schülern nur inter parietes mit vieler Behutsamkeit vorgetragen werden sollen, zur öffentlichen Verteidigung aussetzen und zum Druck befördern ließ."

Von Schönbrunn aus hatte am 17. Mai Napoleon den Kirchenstaat für einen Teil des französischen Reiches erklärt und in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli war Pius VII. nach Savona abgeführt worden, wo er im bischöflichen Palaste wohnen sollte. Hohenwart reichte am 24. März 1810 eine Vorstellung bei der Staatskanzlei der auswärtigen Geschäfte ein. „Der Papst, d. i. der Bischof von Rom als Nachfolger des hl. Petrus, als sichtbares Oberhaupt des überall in der Welt ausgebreiteten oder tolerierten katholischen Christentums, als der Vereinigungspunkt aller besonderen Hirten und Herden der katholischen Kirche muß bei der dermaligen politischen und physischen Lage der Welt und um das zu sein, was er der katholischen Kirche sein soll, selbständig, d. i. unabhängig von jedem zeitlichen Oberherrn, unabhängig in seinen Einkünften, unabhängig in seinen notwendigen geistlichen Räten, unabhängig in seinem Sitze und in seinem das Gewissen und die Religion betreffenden Briefwechsel sein. Ohne so eine Selbständigkeit kann er den Endzweck seines Daseins nicht erreichen." Hohenwarts Ruhm ist es, die erweislich erste Eingabe für die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Heil. Stuhles gemacht zu haben. Einen Erfolg ließ die Zeitlage nicht erwarten.

So groß auch die Verlegenheiten und Trübsale waren, in die das Kriegsjahr den Erzbischof versetzte, so waren doch ungleich größer die Kümmernisse, die ihm die Eheangelegenheit Napoleons und der Erzherzogin Maria Louise bereitete. Die Wurzeln dieser Verbindung senken sich zeitlich und ursächlich in das Jahr, das durch den großen österreichischen Krieg gekennzeichnet ist. Geschlossen wurde sie allerdings erst im folgenden Jahre. Doch die von Jahr zu Jahr sich mehrenden Zeichen ihrer Ungiltigkeit versetzten den Erzbischof von Wien in große Gewissenspein und verdüsterten seinen Lebensabend.





Die Vermählung der Erzherzogin Marie Luise.

Nach den handschriftlichen Aufzeichnungen des Hofkontrollors **Joh. Bapt. Skall.**

Im vorigen Hefte der „Kultur“ ist — auf Seite 194—212 — eine Probe aus einem in der k. u. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek in Wien aufbewahrten handschriftlichen Memoirenwerke des am 1. März 1832 verstorbenen ehemaligen „k. k. Hofkontrollors“ Joh. B. Skall über „Kaiser Franz im Jahre 1809“ gegeben worden. Im Nachfolgenden bieten wir ein weiteres Stück aus diesen interessanten Aufzeichnungen eines Zeitgenossen, der vermöge seiner amtlichen Stellung am österreichischen Hofe und seiner weitreichenden persönlichen Beziehungen in der Lage war, manches historische Detail aus eigener Kenntnisnahme der Nachwelt zu übermitteln.

„Nachdem Seine Majestät der Kaiser der mit Ruhm gekrönten Armee seinen und des Vaterlandes Dank erstattet und ihr alle in damaliger Lage möglichen Belohnungen angedeihen lassen hatte, gedachte Allerhöchstderselbe auch der Landwehr, die ihrer Bestimmung so vollkommen entsprach, und erließ einen eigenen Armeebefehl, worin er ihr gleichfalls seinen Dank ausdrückte und sie in den Schoß ihrer Familie zurückkehren ließ. Dieser Armeebefehl ist wohl der ehrendste und wichtigste Kommentar zur Geschichte eines Instituts, das seither bei den Fürsten Europas unter verschiedenen Benennungen Nachahmung fand und dem Vaterlande, je länger bestehend, je mehr Nutzen schaffen durfte.

Zugleich beeilten sich Seine Majestät, einem ebenso starken Drange ihres Herzens dadurch Genüge zu leisten, daß sie, zwar nicht allen, die sich in Hinsicht persönlicher Aufopferungen und wirksamer Pflege kranker und verwundeter Krieger Anspruch auf die öffentliche Dankbarkeit erworben haben, doch zum wenigsten jenen Personen, die sich darin vorzüglich ausgezeichnet haben und öffentlich bekannt geworden sind, soviel möglich angemessene Belohnungen zuzuwenden geruhten. Gutsbesitzer und Wundärzte, Beamte und Pächter, Bürger und Bürgerinnen erhielten teils öffentliche Belobungen, teils Anwartschaftsdekrete auf kaiserliche Bedienstungen, teils goldene Zivil-Ehrenmedaillen; auch einige Mädchen, Bürgerstöchter von Wolkersdorf, wurden nicht vergessen und sind für ihren ganz außerordentlichen Eifer in Pflege verwundeter Krieger — besonders nach den beiden nicht weit von diesem Orte entfernt gelieferten grauenvollen Schlachten bei Aspern und Wagram — von Seiner Majestät mit Heiratsausstattungen begnadigt worden. — Wie groß die Zahl derjenigen war, die sich darin verdient gemacht, aber mit edler Bescheidenheit sich allen öffentlichen Lobeserhebungen entzogen und stillen Lohn in erfüllter Pflicht fanden, läßt sich für jene enthusiastische Zeit schwer bestimmen.

Sobald Seine Majestät auf diese Weise ihrem Herzen Genüge getan, bemühten sie sich mit unablässiger Sorge, den Staatseinrichtungen im

allgemeinen jene Richtung wiederzugeben, die sie vor dem Kriege hatten, in allen Zweigen des öffentlichen Haushaltes aber Ersparungen einzuleiten, welche den beträchtlichen Länderabtretungen, die der Friede nach sich zog, das Gleichgewicht halten sollten. Nichts war der allerhöchsten Aufmerksamkeit entgangen, nichts von ihr zu geringfügig erachtet worden; auch der Haushalt des Allerhöchsten Hofes wurde, wie ehedem, wieder ins Auge genommen ... Keine unter allen Anstrengungen war indessen Seiner Majestät dem Kaiser dringender und keine mehr am Herzen gelegen als die Herstellung der Finanzen, wozu ein dauernder Friede sich als erstes Bedingnis ausgesprochen hatte.

Man konnte sich nicht verbergen, daß die so oft und so unverhohlen ausgesprochenen Grundsätze des neuen Kaiserkabinetts in Frankreich zu diesen Hoffnungen keineswegs berechtigten. Der Minister für die auswärtigen Angelegenheiten Seiner Majestät, Graf (später Fürst und Hof- und Staatskanzler) Clemens Metternich, das System des Fürsten von Kaunitz, dieses in der Geschichte Österreichs ausgezeichneten Staatsmannes, mit Liebe umfassend, schien dasselbe auch dem damaligen jungen Riesenstaate gegenüber in Anwendung bringen und mit diesem Staate nach wiederhergestellter Ruhe die aufrichtigsten und freundschaftlichsten Verbindungen einleiten zu wollen. Sehr gewandt benützte dieser Minister die öffentliche Stimme, welche sich über versöhnende Vermählungen so laut vernehmen lassen hatte, um bei der eben erst erfolgten Trennung der Ehe des damaligen Oberhauptes in Frankreich eine Vermählung mit der durchlauchtigsten Erzherzogin Marie Luise, Prinzessin-Tochter Seiner Majestät, in Anregung zu bringen.

So groß das Opfer war, welches Seiner Majestät für das Wohl des Staates durch Verleihung der Hand seiner geliebtesten Frau Tochter an Napoleon zu bringen zugemutet wurde, so war es Allerhöchstdemselben dennoch nicht zu kostbar, um damit die Ruhe seiner Völker, vielleicht jene von ganz Europa, zu erkaufen und die allerdings bedrohte künftige Existenz seiner Dynastie zu sichern.

Die Ansichten der Minister beider Staaten schienen sich darin wunderbar zu begegnen; denn auch im französischen Staatsrate wurde, wie man später erfuhr, die Vermählung des damaligen Kaisers mit einer österreichischen Erzherzogin in Anregung gebracht und als für Frankreichs Interesse am vorteilhaftesten geschildert.

Man hatte trotz des strengsten Geheimnisses in Erfahrung gebracht, daß bei der bekannten Zusammenkunft der beiden Kaiser Alexander I. von Rußland und Napoleon zu Erfurt im Jahre 1808 von der Heirat einer russischen Großfürstin die Rede gewesen, da Napoleon schon damals seine erste Ehe, aus welcher er sich keine Nachkommen versprechen konnte, getrennt zu wissen wünschte. Allein die Kaiserin-Mutter Maria, eine geborene Prinzessin von Württemberg, Höchstwelche in Rußland, besonders in Heiratsangelegenheiten der Kaiserfamilie, eine große Stimme hat und allgemein verehrt wird, war ebensowenig wie früher bei einem im Jahre 1805 entstandenen Gerede Marie Therese, Marien Luisens allerdurchlauchtigste Frau Mutter, in diese Idee einzugehen geneigt.

Die Verhandlungen wegen der in Frage stehenden Vermählung begannen zu Paris und der Prinz Eugen, Vizekönig von Italien, Napoleons Stiefsohn, erhielt den Auftrag, dem k. k. Generale Fürsten Karl v. Schwarzenberg, der sich als kaiserlich österreichischer Botschafter daselbst befand, die Eröffnung zu machen und darauf anzutragen, daß die Heiratsartikel jenen zwischen König Ludwig XVI. von Frankreich mit Marien Antoinetten von Österreich ähnlich entworfen würden.

Während nun die Verhandlungen fortschritten, ließen Seine Majestät ihre durchlauchtigste Frau Gemahlin, deren Genesung allmählich erfolgt war, sowie die Allerhöchste Familie von Ofen nach Wien zurückkommen. Ihre Majestät die Kaiserin hatten sonach mit des Erzherzogs Ferdinand, Kronprinzen, und der Erzherzogin Marie Luise kaiserlichen Hoheiten am 27. Januar 1810 ihre Rückreise von Ofen nach Wien angetreten und Seine Majestät der Kaiser geruhten am 30. darauf, Allerhöchstihnen einige Posten weit entgegenzufahren, an welchem Tage dann beide Majestäten mit Ihren kaiserlichen Hoheiten mittags in der k. k. Hofburg zu Wien eingetroffen sind. Das Publikum in der Residenz war durch diese unerwartete Ankunft der Allerhöchsten Familie, die nach und nach, bis zum 2. und 3. Februar, in Wien versammelt gewesen, überrascht; zugleich hatte aber die bei so rauher Jahreszeit unternommene Reise jene bangen Besorgnisse um die Gesundheit Ihrer Majestät der Kaiserin zerstreut, welche der Ruf verbreitet und wie gewöhnlich vergrößert hatte.

Bei einer geheimen Unterredung, die über zwei Stunden gewährt, bereitete Seine Majestät der Kaiser seine durchlauchtigste Prinzessin-Tochter, die Frau Erzherzogin Marie Luise, zu dem Schritte vor, welcher zwar das größte Opfer von Seite des Herzens erheischte, aber auch für das Wohl der Völker Österreichs von der größten Wichtigkeit war ....

Sogleich nach dieser Unterredung, die für beide Teile mit einer sichtbaren Erschöpfung wechselseitiger Gefühle geendet hatte, war die durchlauchtigste Erzherzogin in ihre Kammer (ins Vorzimmer) herausgekommen und kündigte einer ihrer Dienerinnen ihre Vermählung .... unter freudiger Teilnahme an."

Skall schildert die Erziehung und die Lebensweise der Erzherzogin, die mit zärtlicher Liebe an ihrem Vater hing, zählt die Lehrer auf, die ihren Unterricht geleitet hatten, und fährt dann fort:

„Die durchlauchtigste Frau Erzherzogin Marie Luise, Höchstwelche im Jahre 1810 ihr neunzehntes Lebensjahr erreicht hatte, kann unter die größeren weiblichen Gestalten gezählt werden. Ihr ganzes Wesen ist äußerst liebreich. Ein schönes, blaues, seelenvolles Auge, geistreich und mild — ein Erbteil der erlauchtesten Kaiserfamilie —, strahlt aus einem Oval, auf dem unsterbliche Rosen zu blühen scheinen, unter dunkelbraunen, weichen Locken hervor. Ihre Stirn ist edel und königlich, die Nase nach Griechenlands schönsten Formen gebildet. Der kleine Mund, die wohlgeformten, etwas vollen Lippen, — die Wahrzeichen echter Abkunft des hohen Geschlechtes der Habsburger! — die Zähne wie Perlen, das runde Kinn, das ganze Gesicht scheint, was wir Hoheit, Anmut, Zartheit, Lieblichkeit, Güte und Milde nennen, zu verkünden. Der hohe königliche Wuchs zeigt Fülle und Rundung, Festigkeit und Anmut zugleich; damals schien es, als könnte er in einigen Jahren zu stammhaft und beleibt werden, wie dieses unter den hohen Frauen der Allerhöchsten

Kaiserfamilie oft der Fall gewesen; allein in ihrem neunzehnten Jahre hatte Marie Luise wirklich ganz das Aussehen der Göttin ewiger Jugend."*)

Zur Schilderung Napoleons, den der Verfasser der Memoiren nicht persönlich kannte, zitiert er eine Beschreibung desselben aus „Posselts europäischen Annalen" (Tübingen, Cotta; 1804, Bd. 4, p. 143—145), wo der erste Kaiser der Franzosen mit Pipin, dem ersten König des Frankenreiches, verglichen wird. „Nach dieser nicht schmeichelhaften, aber auch nicht übertriebenen Schilderung und bei dem Umstande, daß Napoleons Benehmen gegen seine erste Gemahlin im häuslichen Zirkel (wenn ihn gleich seine frühere Stellung ihr gegenüber sehr behutsam hätte machen sollen) zwar mitunter zärtlich, doch auch strenge und herrisch, im ganzen aber als sehr unstät und ungleich erkannt worden, wird es weder befremdend noch unglaublich scheinen, wenn Ihre kaiserliche Hoheit die durchlauchtigste Frau Erzherzogin Marie Luise ihre Einwilligung zur Vermählung mit ihm nicht ohne Widerstreben und nur als ein Opfer ihrer kindlichen Liebe und der Liebe für ihr Vaterland gegeben hat."

Am 7. Februar war das förmliche Verlöbnis durch den Fürsten Schwarzenberg und den Herzog von Cadore, den französischen Minister des Auswärtigen, in Paris abgeschlossen worden, am 21. wurde es in Wien durch Metternich und den französischen Botschafter Grafen Moloy ratifiziert. „Diesem großen Bande huldigen Millionen!" schrieb die „Wiener Zeitung" vom 24. Februar 1810; „in ihm sehen die Völker Europas das Unterpfand des Friedens, nach nun erloschenen Kämpfen die Segnungen der Zukunft."

„Seine Majestät der Kaiser befahlen", heißt es weiter bei Skall, „daß dieses für zwei Kaiserreiche so erfreuliche Ereignis mit der Pracht gefeiert werde, welche der Größe des Gegenstandes und den erhabenen Gefühlen des sorgenden Monarchen und des zärtlichen Vaters angemessen sind. Schon seit einigen Wochen war dieser Allerhöchste Befehl gegeben und alle Vorbereitungen zu dieser Feier wurden unter den Augen des erhabenen Hausvaters vorgenommen; alle Anstalten hatte der Kaiser selbst übersehen und die nötigen Verfügungen sogleich an Ort und Stelle getroffen ... Ihre Majestät die Kaiserin selbst hatten es übernommen, die durchlauchtigste Erzherzogin Marie Luise in den Pflichten zu unterrichten, welche ihr als Ge-

*) Skall macht hierzu die Anmerkung: „Seine Majestät der Kaiser hatten die Allerhöchste Gnade, einige Jahre später dem Verfasser dieses Memoires eine Wachsbüste der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin, welche vor Höchstderselben Abreise nach Paris von dem Freiherrn von Dubsky nach dem Leben abgeformt wurde, mitzuteilen, um solche für seine Sammlung hoher Frauen Österreichs kopieren zu lassen. Diese sowohl, als die getreue Kopie eines Gobelin-Gemäldes aus der berühmten französischen Manufaktur von Beauvais und mehrere andere Porträts dieser welthistorischen Frau, welche der Verfasser besitzt, gleichen ihr nur höchst unvollständig. Das beste Porträt jener Zeit war unstreitig das von Krafft, nach der Natur gemalt und von Rahl zu Wien in Kupfer gegraben." — Die erwähnte, sehr realistisch gehaltene lebensgroße Wachsbüste befindet sich noch heute in den Sammlungen der k. u. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek in Wien.



mahlin zukommen würden, und der k. k. Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf Clemens Metternich . . . kam, von Ihrer Majestät der Kaiserin gerufen, die junge Erzherzogin über die Verhältnisse des neuen französischen Hofes aufzuklären und ihr den Schlüssel für ihr Benehmen in Frankreich mitzuteilen."

Kaum war die Verlobung der Erzherzogin im Reiche bekannt geworden, „als die Stände des Kaiserstaates, und zwar jene von Österreich unter und ob der Enns, die von Mähren und Schlesien, die von Böhmen, von Steiermark und Kärnten sowie die weniger entfernten Gespanschaften des Königreichs Ungarn sich beeilten, Seine Majestät um die Bewilligung zu bitten: die Gefühle der innigen und gerührten Teilnahme von Ständen und Volk an einem so hochwichtigen und folgereichen Ereignisse sowohl Seiner Majestät als der erhabenen Braut durch besondere Abgeordnete ausdrücken zu dürfen. Seine Majestät erfüllten diese Wünsche auf eine ebenso huldvolle als schmeichelhafte Weise. Die den ständischen Deputierten gewährten Audienzen sind weniger wegen der Art, womit sie nach altem Herkommen erteilt worden waren, als wegen der außerordentlichen Huld und unendlichen Anmut, mit welcher die durchlauchtigste Erzherzogin Braut ihre Anreden mit den passendsten, selbstgedachten und selbstempfundenen Antworten erwiderte, merkwürdig, die zugleich als der kräftigste Beleg ihres für die höchste Würde geborenen Geistes und Gemütes erschienen."

Skall läßt es sich nicht nehmen, den Empfang jeder einzelnen dieser Deputationen eingehend zu schildern, und erzählt dann weiter: „Während dieser Vorgänge war der kaiserlich französische Großbotschafter Marschall Alexander Berthier, Fürst von Neufchatel, Vizekonnetable des französischen Reiches und Napoleons vieljähriger intimster Freund und Waffengefährte, von Paris über Straßburg an der Grenze des österreichischen Kaiserstaates, wo ihn der k. k. Kämmerer Fürst Paul Esterhazy feierlich empfangen hatte, eingetroffen. Kanonendonner verkündigte dieses Ereignis und der Fürst wurde in allen Städten der Monarchie, durch welche die Straße nach Wien führt, ebenfalls mit der größten Feierlichkeit empfangen. Die Generale und Offiziere der Besatzungen, die Staatsbeamten und die Magistrate bewillkommneten ihn; das Volk, begeistert durch die Hoffnung schönerer Zeiten, die es sich aus dem engen Bande zwischen Frankreich und Österreich hervortreten zu sehen versprach, strömte ihm entgegen. — Bei dem Eintreffen in der Hauptstadt, welches am Faschingsonntag, den 4. März 1810, erfolgte, nahm der Großbotschafter das Inkognito an, da sein feierlicher Einzug erst auf den nächsten Tag festgesetzt war. Er hatte die für ihn von Seite des Allerhöchsten Hofes in Bereitschaft gesetzte Wohnung im vormaligen Reichskanzleigebäude der k. k. Hofburg bezogen . . . Montags, den 5. März, am Tage des feierlichen Einzuges, hatte der Großbotschafter dem k. k. Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten in dessen Eigenschaft als k. k. geheimer Haus-, Hof- und Staatskanzler des Morgens inkognito die erste Visite gemacht und die vier k. k. Obersthofämter beschickt. Hierauf begab er sich nachmittags um 2 Uhr in das vor dem Kärntnertor liegende fürstlich Schwarzenbergsche Gartenpalais. Dorthin war nach 2 Uhr auch der k. k. Obersthofmarschall Anton Graf von Schaaffgotsche in einem sechsspännigen k. k. Hofwagen, in welchem

zugleich, ihm gegenüber sitzend, ein k. k. Truchseß saß, gekommen.“ Mit großem Gepränge fand nun der Einzug des Großbotschafters statt; der feierliche Zug, der aus einer ganzen Reihe sechsspänniger Hofgalawagen, Reitern und Läufern bestand, ward von je einem Kavalleriedetachement eröffnet und beschlossen; „auf dem Wege, den der Zug nahm, waren k. k. Kavallerieposten aufgestellt; das k. k. Militär paradierte, die Wachen traten ins Gewehr und präsentierten. Der Zug ging aus dem fürstlich Schwarzenbergschen Gartenpalaste über eine durch den Wiener Stadtmagistrat mit höchster Schnelligkeit in der Nähe erbaute Brücke, durch die erweiterte Allee auf dem Glacis zum Kärntnertore, dann durch die Kärntnerstraße, über den Stock-im-Eisen-Platz, den Graben, die Bognergasse, den Hof, die Freyung, durch die Herrengasse, auf den Burgplatz, nach dem sogenannten Schweizerhofe, in welchen jedoch nach Vorschrift des am kaiserlichen österreichischen Hofe bestehenden Botschafterzeremoniells nur der erste k. k. Hofwagen und der erste Wagen des kaiserlich französischen Großbotschafters einfuhren. Der Botschaftssekretär, der Zeremonienmeister und der k. k. Truchseß stiegen auf dem Burgplatze ab und folgten dem Großbotschafter zu Fuße nach.“ Unter feierlichen Zeremonien wurde der Großbotschafter dann zum Kaiser zur Audienz geleitet. „Seine Majestät standen unter dem Thronhimmel, den Rücken gegen den Tisch gekehrt und den Rücken- und Armlehnsessel zur Rechten, in der k. k. österreichischen Feldmarschallsuniform, mit allen Orden geschmückt, das Haupt bedeckt .... Mit entblößtem Haupte und drei tiefen Verbeugungen nahte der Großbotschafter dem Throne. Bei der ersten dieser Verbeugungen griffen Seine Majestät nach dem Hute, bedeckten sich aber sogleich wieder. Nach der dritten Verbeugung begann der Großbotschafter, vor dem Throne stehend, seine Anrede in französischer Sprache und überreichte während derselben seine Kreditive und Vollmachten. Seine Majestät hatten ihn, als er zu reden begann, erinnert, daß er sich bedecken möge, welches er auch getan: nur hatte der Großbotschafter, so oft er den Namen Seiner Majestät und jenen seines Herrn aussprach, jedesmal den Hut abgenommen und sogleich wieder aufgesetzt, welches bei Nennung des letzteren Namens auch Seine Majestät zu machen geruhten.“ Nach den üblichen Reden und Vorstellungen wurde der Großbotschafter abermals in feierlichem Zuge in das Spiegelzimmer Maria Theresias geleitet, in dem ihn die Kaiserin in Audienz empfing. Dann machte er den in der Hofburg wohnenden Erzherzögen seine Aufwartung, um schließlich in die für ihn bestimmten Appartements zurückzukehren.

„Nachts besuchten Seine Majestät der Kaiser, begleitet von Ihren kaiserlichen Hoheiten den Erzherzögen ihren Brüdern und dem kaiserlich französischen Großbotschafter den Wolfsohnschen Apollosaal in der Vorstadt Mariahilf, Zieglergasse. Dieser Saal war wegen seiner Größe, seiner schönen Verhältnisse, dann wegen der äußerst glänzenden und zugleich lieblichen Einrichtung — das Innere stellte einen großen, mit frischen Blumen und jungen frischen Bäumchen reich besetzten Garten vor —, hauptsächlich aber wegen seiner imposanten Zugangstreppe, die bei gefülltem Saal einen überraschenden Anblick gewährte, berühmt geworden. Durch die am Faschingsonntage erfolgte Ankunft des französischen Großbotschafters hatten schon die letzten Tage des Faschings eine unerwartete Lebhaftigkeit bekommen; zudem war das Publikum von dem

Besuche Seiner Majestät im Apollosaal, der an und für sich nichts Gewöhnliches gewesen, unterrichtet; somit hatte sich die ganze schöne Welt von Wien daselbst versammelt und das Ganze hatte hiernach einen der schönsten und angenehmsten Anblicke dargeboten. 5—6000 Menschen aus allen Ständen waren hier beisammen, brachen bei dem Anblick ihres über alles geliebten Landesvaters und dem interessanten Anlasse dieses höchsten Besuches in einen allgemeinen, rührenden Freudenruf aus und lange verweilten Seine Majestät hier unter dem guten und frohen Volke."

Am nächsten Tage fand in den Gemächern der Kaiserin eine Familientafel zu 20 Gedecken statt. „Da bei dieser Familientafel nicht alles nach dem Etikette bemessen war, geschah es, daß der französische Großbotschafter — wie es schien, auch hier Etikette erwartend, — nicht recht wußte, wohin er zu sitzen käme. Als sich Seine Majestät gesetzt hatten, befand sich derselbe eben im Gespräche mit Ihrer kaiserlichen Hoheit der durchlauchtigsten Erzherzogin-Braut, und der Verfasser dieser Blätter, welcher als k. k. Hofkontrollor bei dieser Tafel fungierte, kam in die Nähe der durchlauchtigsten Erzherzogin, ihr den Sessel zu rücken. Da sah ihn der Großbotschafter an, als wolle er von ihm die Anweisung des bestimmten Sitzes erwarten. Der Hofkontrollor rückte Ihrer kaiserlichen Hoheit den Sessel und der Großbotschafter war auf seinem Platz neben der durchlauchtigsten Erzherzogin geblieben. Höchstdieselbe erschien an dieser Tafel im gewöhnlichen, äußerst einfachen Hauskleide. Ein weißes Gewand aus ostindischem Stoffe — Perkal — von einem blauen Bande gehalten, umschwebte die schöne Gestalt. Sie war in bloßem Haar frisiert. Huldvolle Güte, Milde und Anspruchslosigkeit strahlte aus jedem Zuge." Der Abend brachte einen bal paré in den k. k. Redoutensälen, zu dem gegen 6000 Karten ausgegeben worden waren. „Soll es aber der Verfasser, welchen seine Dienstpflichten ebenfalls dahin bestimmten, der Wahrheit gemäß bekennen, so war es eine sehr wehmütige Freude, die sich in der zahlreichen Versammlung ausgesprochen hatte. Viele betrachteten die junge durchlauchtigste Erzherzogin als jene der schönsten Prinzessinnen aus der Märchenwelt, welche dem Drachen geopfert wird; manche zweifelten an dem guten Erfolge eines dauerhaften Friedens für Österreich und glaubten, dieser sei nicht im Charakter Napoleons; alle aber kamen darin überein, daß das Opfer dieser liebenswürdigen Fürstin, über jeden Ausdruck erhaben, die Dankbarkeit von den Millionen treuer Untertanen des österreichischen Kaiserstaates für eine lange Zukunft hinaus in Anspruch nehme."

Am 7. März gab der französische Großbotschafter in seinen Appartements ein Diner zu 50 Gedecken, wobei er sich persönlich um die Vorbereitungen bekümmerte und sogar mit Hilfe seines Adjutanten eigenhändig die Tische nach seinem Sinne umstellte, der 8. März aber war zur feierlichen Werbung bestimmt. „Bei Hofe war große Gala und großes Appartement im neuen sogenannten Zeremoniensaale angesagt worden. Wohlgekleideten Personen beider Geschlechter wurde durch die k. k. Hoffouriere der Zutritt in die Durchgangszimmer unter gehöriger Auswahl, welche sogleich beim Aufgange an der Botschaftsstiege getroffen werden mußte, gestattet, insoweit solche auf den in diesen Zimmern errichteten Tribünen Platz fanden. Nach $5^1/_2$ Uhr abends waren die k. k. Truchsesse, die Kämmerer und Geheimen Räte bei Hofe in

Gala aufgefahren und versammelten sich in der zweiten Antikammer. Um 6 Uhr kam der Großbotschafter nebst seinem Gefolge in drei sechsspännigen Wagen bei Hofe aufgefahren . . . Der Großbotschafter wurde von den k. k. Obersthofämtern und dem k. k. Audienzkommissär mit demselben Zeremoniell wie bei der ersten Audienz empfangen und Seine Majestät hatten ihn, auf ihrem Throne stehend, angenommen. Nachdem er sich diesem Throne unter tiefen Verbeugungen genähert hatte, eröffnete er Seiner Majestät in einer Anrede in französischer Sprache den ihm anvertrauten Auftrag, um die Hand Ihrer kaiserlichen Hoheit der Erzherzogin Marie Luise für Seine Majestät den Kaiser Napoleon zu werben. Seine Majestät erwiderten die Anrede ebenfalls in französischer Sprache, gaben ihr Vertrauen, welches sie in dieses Band setzten, zu erkennen, indem sie zugleich als Vater und Familienhaupt öffentlich in diese Verbindung willigten, und nahmen das ihnen von dem Großbotschafter überreichte Schreiben des französischen Kaisers an, das sie sogleich ihrem Oberstkämmerer einhändigten, der es auf den Tisch zur Seite legte. Darauf erhielt der Oberstkämmerer von Seiner Majestät einen Wink, die durchlauchtigste Erzherzogin Marie Luise, Höchstwelche bereits in den dem Saale zunächst gelegenen Zimmern — in ihrer Wohnung oder, nach der Hofsprache, in ihrer Kammer — gegenwärtig war, herbeizurufen. Höchstdieselbe erschien in einem sehr geschmackvollen Kleide, obschon nicht im Galaanzuge, begleitet von dem k. k. Oberstkämmerer, von ihrer Obersthofmeisterin (Gräfin Lažanský, geb. Gräfin Falkenheim) und ihrem Obersthofmeister Philipp Grafen und Herrn von Edling, endlich von zwei k. k. Palastdamen. — Die durchlauchtigste Frau Erzherzogin hatte sich dem Thron ihres erhabenen Herrn Vaters unter den üblichen Verbeugungen genähert und sich im Vorübergehen auch etwas gegen den Großbotschafter geneigt. Höchstdieselbe stellte sich sofort auf den Thron neben Seine Majestät zur Linken, das Gesicht gegen ihren Herrn Vater gerichtet . . . Jetzt wiederholte der Großbotschafter öffentlich und feierlich das Begehren des Kaisers von Frankreich, seines Herrn, und überreichte der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin zugleich das Schreiben und das Bildnis des Kaisers Napoleon, die ihm von einem Kavaliere seines Gefolges gegeben worden waren. Die durchlauchtigste Frau Erzherzogin machte hierauf gegen Seine Majestät eine Verbeugung und erteilte, als volljährig, ihre Zustimmung zu dem Antrag, nahm das Schreiben ihres Bräutigams, gab es ihrem Obersthofmeister, der es auf den zur Seite stehenden Tisch legte, und ließ sich das Porträt ihres künftigen Gemahls durch ihre Obersthofmeisterin vor die Brust heften. Hierauf hatten sich Seine Majestät mit dem Großbotschafter in eine kurze Unterredung eingelassen, in welcher sie ihm Allerhöchstihre Zufriedenheit wiederholten, daß der französische Kaiser seine Aufträge in eine so achtungswerte Hand gelegt, und nickten mit dem Kopfe als Zeichen der Verabschiedung, worauf sich der Großbotschafter, rückwärts gehend, das Antlitz immer gegen Seine Majestät gerichtet, unter den vorgeschriebenen drei tiefen Verbeugungen aus dem Saale entfernt hatte, von den k. k. Obersthofämtern, dem Audienzkommissär und den Dienstkämmerern begleitet. Als er unweit der Eingangstür die dritte Verbeugung gemacht, rückten Seine Majestät den Hut, die durchlauchtigste Erzherzogin aber hatte sich ein wenig gegen ihn verneigt, und die Türflügel des Eingangs wurden

von dem k. k. Kammerdiener geschlossen. Augenzeugen versichern, dies wäre der Moment gewesen, wo die ganze Stärke väterlicher und kindlicher Empfindungen bei Seiner Majestät und der durchlauchtigsten Erzherzogin Marie Luise ausgebrochen sei. Sie küßte weinend des erhabenen Vaters Hände und fiel ihm in höchster Rührung um den Hals, während der Kaiser, nicht minder gerührt, seine väterlichen Liebkosungen nicht mehr zurückhielt und die heißgeliebte Tochter segnend in ihre Wohnzimmer führte."

Gleich nach der feierlichen Werbung begab sich der Großmeister zur Audienz zum Erzherzog Karl, drückte ihm Napoleons Wunsch aus, daß der Erzherzog dessen Stelle bei der Vermählung vertreten wolle, und überreichte die in einem Schreiben Napoleons dem Erzherzog erteilte Prokura, die dieser zu übernehmen sich bereit erklärte. Inzwischen hatten die Allerhöchsten Herrschaften sich nach dem „neuen Saale" begeben, in dem „großes Appartement in Gala" abgehalten wurde. „Sowohl Ihre Majestät als die durchlauchtigste Frau Erzherzogin-Braut hatten von dem versammelten Adel die Glückwünsche angenommen. Es waren Spieltische errichtet, an denen einige der Anwesenden Platz genommen hatten. Seine Majestät der Kaiser spielten, wie gewöhnlich, nicht, sondern unterhielten sich mit den fremden Gesandten und Botschaftern. Ihre Majestät die Kaiserin, die durchlauchtigste Frau Erzherzogin-Braut und mehrere der ersten Damen unterhielten sich mit dem beliebten Lotto-Dauphinspiel. Da die Fastenzeit eingetreten war, wurden bei diesem Appartement auf Allerhöchsten Befehl nur Limonade und Mandelmilch serviert. Während der Dauer des Appartements hatte sich der k. k. erste Obersthofmeister Fürst von Trauttmansdorff in Begleitung des k. k. Obersthofmeisteramts-Hofsekretärs Freiherrn von Löhr in die Geheime Ratsstube verfügt, um daselbst nach alter, lange nicht mehr beobachteter Hofsitte unter den ihm dahin gefolgten Kämmerern und Geheimen Räten diejenigen Beförderungen und Ordensverleihungen zu proklamieren, welche Seine Majestät bei der gegenwärtigen Vermählungsfeier vorzunehmen sich veranlaßt befunden hatten . . Jeder Vaterlandsfreund hatte hierbei mit Freude und mit wahrer Erhebung wahrgenommen, wie sehr Seine Majestät der Kaiser und König die große Anstalt der Landwehr durch Ernennung sieben ihrer vorzüglichsten Förderer zu Geheimen Räten, zweier Bataillonskommandanten zu Theresienrittern, zwölf anderer zu Kommandeurs und zehn zu Rittern des Leopoldsordens ausgezeichnet haben."

Am 9. März fand in der sogenannten Geheimen Ratsstube der feierliche Renunziationsakt statt, am Abend aber wohnten die Allerhöchsten Herrschaften mit dem französischen Großbotschafter und dem österreichischen Hofstaate einer Aufführung von Glucks „Iphigenie" im Theater an der Wien bei, „zu welcher die Eigentümer des Theaters eine bestimmte Anzahl von Eintrittskarten an den Hof, den Adel, die Staatsbeamten und andere Honoratioren der Stadt verteilt hatten. Indes war die Freude des Publikums nicht lauter und rein. Eine wehmütige Empfindung hatte sich auch hier des größeren Teiles der Gemüter bemächtigt. Man fühlte einige Beruhigung über das Schicksal des Staates, man zweifelte aber auch nicht an der Erfüllung jener Behauptung, welche die meisten von Wien abschiednehmenden Franzosen einstimmig aussprachen: sie würden nach drei Jahren wiederkommen. Man

hielt den Frieden nunmehr durch Bande der Natur befestiget, aber man hatte auch das Opfer nicht verkannt, welches in der Person der durchlauchtigsten Erzherzogin gebracht worden war. Der Titel der Oper, ‚Iphigenie‘, hatte ganz unwillkürlich die Saiten der allgemeinen Empfindung berührt. Man hatte diese schöne Blume wachsen, gedeihen und blühen gesehen! Man wünschte sich Glück mit tränenden Augen. Aller Witz der naiven Wiener war versiegt.“

Für den 10. März war ein Ordensfest aller vier damals am österreichischen Hofe bestehenden Orden — des goldenen Vließes, des Maria-Theresien-, des Stephans- und des Leopoldsordens — angesagt; „niemals vorher sind die Feste der bestehenden Orden bei Hofe zu einer und derselben Zeit gefeiert worden“. Wiederum hatte „wohlgekleidetes Publikum mit Auswahl“ Zutritt zu den Durchgangszimmern und dem Zeremoniensaale erhalten und die Ordensritter in ihren purpurfarbigen, grünen und hochroten Samtmänteln und Baretts oder in goldstrotzenden Uniformen hatten die lebhafteste Bewunderung der Zuschauer erregt. Unter den althergebrachten feierlichen und prunkvollen Zeremonien ging dann die Aufnahme der neuen Ritter durch den Kaiser vor sich.

Während der letzten Tage war mit Eifer an den Vorbereitungen für die Vermählungsfeier, die am 11. März um 6 Uhr abends in der Augustinerkirche stattfand, gearbeitet worden. Zur festgesetzten Stunde war alles bereit. In festlichem Zuge begab sich die Braut, geführt von der Kaiserin, durch den mit grünem Tuch belegten, mit prächtig gewirkten Tapeten und mit Spiegelwandleuchtern reich behangenen und beleuchteten Augustinergang in die Kirche, an deren Eingang der zum Kopulanten ausersehene Erzbischof von Wien, Graf Siegismund von Hohenwart, sie mit großer Assistenz erwartete; Erzherzog Karl, der Bräutigam in Prokura, hatte, von allen Erzherzögen und ihrem Gefolge begleitet, bereits vor ihr die Kirche betreten. Bei Ankunft des Brautzuges ertönten Trompeten- und Paukenchöre. Die eheliche Einsegnung erfolgte nach dem Wiener Rituale und in deutscher Sprache. Den Ring, der dem Erzherzog Karl an den Finger gesteckt worden war, sowie noch elf andere geweihte goldene Eheringe nahm die Erzherzogin Marie Luise nach Paris mit, denn: „Über Veranlassung des k. k. Geheimen Kammerzahlmeisters, Hofrats Albert von Mayer, sind für Seine Majestät den Kaiser von Frankreich, nachdem das Maß seines Fingers, an welchem er den Ehering zu tragen beschlossen, nicht bekannt gewesen, deren zwölf von verschiedener Größe, mit gleicher Chiffre und darin gegrabenem Datum und Jahreszahl der vollzogenen ehelichen Verbindung, angefertigt worden.“ Ein auf dem Neuen Markte aufgestelltes Grenadierbataillon tat der Bevölkerung den Vollzug der Trauung durch eine Salve kund, in das Geläute aller Glocken der Stadt und der Vorstädte mischte sich der Donner der auf den zertrümmerten Wällen aufgepflanzten Kanonen. Eine zweite Salve verkündete die Rückkehr des Brautzuges in die Hofburg, wo im Spiegelsaal die Gratulationscour stattfand. „Hier empfing die Allerhöchste Neuvermählte die heißesten, von der höchsten Verehrung und von den innigsten Dankgefühlen durchströmten Segenswünsche des gesamten Adels und der Fremden, denen sie durch ihre allerdurchlauchtigste Freundin und Stiefmutter vorgestellt wurde. Inzwischen war die öffentliche Tafel in dem festlich und reich be-

leuchteten neuen Zeremoniensaale, unter dem Throne, der von kirschrotem Samt und reich mit goldenen Borten und schweren goldenen Franzen verziert war, auf der eine Stufe hohen, mit persischen Teppichen bedeckten Estrade in Form eines Hufeisens errichtet, gedeckt und bereitet worden . . . Es wurden elf Kuverts aufgelegt, und zwar auf dem Ehrenplatze obenan für Ihre Majestät die neuvermählte Kaiserin der Franzosen, Allerhöchstwelche zwischen Seiner Majestät dem Kaiser, der ihr zur Rechten, und Ihrer Majestät der Kaiserin, die ihr zur Linken saßen, den Sitz bekam; dann acht Kuverts an beiden Tischflügeln, für sieben durchlauchtigste Erzherzöge, Brüder Seiner Majestät, die nach ihrer Jahresfolge sich gereihet haben, und das letzte für den kaiserlich französischen Großbotschafter Fürsten von Neufchatel . . . Für Ihre kaiserlichen Hoheiten die jüngeren durchlauchtigsten Herren Erzherzöge-Söhne und Erzherzoginnen-Töchter Seiner Majestät und für ihre Begleitung waren Plätze auf den Galerien des Saales, auf der Seite über der Eingangstür, dem Throne gegenüber, bereitet." Unter Trompetenfanfaren betrat der Hof den Saal; als die Allerhöchsten Herrschaften die Estrade betreten hatten, „wurde Seiner Majestät dem Kaiser sowie den beiden Kaiserinnen Majestäten von den die Stelle der Vorschneider versehenden k. k. Truchsessen das Handwasser über silbernen Tassen aufgegossen. Der erste k. k. Obersthofmeister hatte Seiner Majestät dem Kaiser, die beiden Obersthofmeister aber den Kaiserinnen die Handtücher zum Abtrocknen gereicht. Jetzt war der Weihbischof mit dem geistlichen Hofzeremoniär — letzterer im Rochette — vorgetreten und sprach das Benedicite. Darauf hatten die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften ihre Sitze eingenommen, welche Ihren Majestäten und den durchlauchtigsten Erzherzögen von ihren Obersthofmeistern, dem Prinzen von Neufchatel aber von seinem Kavalier gerückt wurden, nur blieb der letztere nicht auf der Estrade stehen, sondern mußte unter dieser seinen Stand nehmen. Auf ein Zeichen, das der k. k. Oberststabelmeister jenen Truchsessen gab, welche die Stelle der k. k. Mundschenken vertraten, wurden von diesen die Mundgläser nebst den Souscoups von den Kredenzen zur Tafel getragen. Die Karaffinen wurden von k. k. Edelknaben auf silbernen Tassen nachgetragen. Man kredenzte Ihren Majestäten und den höchsten Gästen den ersten Trunk, — und die dritte Salve aus den kleinen Gewehren sowie aus den Kanonen auf den Wällen der Stadt wurde gegeben, als Seine Majestät der Kaiser getrunken hatte. Darauf stellten sich die Mundschenken, die silberne Tasse in der Hand haltend, unter die Estrade. — Mit dem Beginnen der Tafel fing die Vokal- und Instrumentalmusik an und dauerte bis zum Ende derselben. So meisterhaft aber auch die k. k. Hofmusiker und Virtuosen ihren Part ausführten, so waren doch aller Anwesenden Gefühle zu sehr von der erhabenen und liebenswürdigen Braut und von den sich bei ihrem Anblicke unwillkürlich aufdrängenden Betrachtungen hingerissen, als daß die reizendsten und himmlischesten Töne der Jünger Apollos und des Orpheus diesmal beachtet worden wären." Nachdem die Majestäten die Prunktafel, bei welcher die Speisen unberührt geblieben waren, wie es die althergebrachte Hofetikette heischt, aufgehoben hatten und ihnen abermals das Handwasser gereicht worden war, trat der Weihbischof wiederum vor und sprach das Deo gratias; dann begab sich der Festzug in die Gemächer des Kaisers,

in denen das eigentliche Mahl im Allerhöchsten Familienkreise eingenommen wurde.

„Am Abend dieses Tages war Freispektakel in allen Theatern der Stadt und der Vorstädte. Dann waren die k. k. Burg, alle Häuser der Stadt und Vorstädte, alle k. k. Ärarialgebäude und Hotels der Privaten abends glänzend beleuchtet, nur hatte ein den ganzen Tag über stürmisch wehender Wind die Pracht der Beleuchtung sich nicht entwickeln lassen. Dessenungeachtet fuhren gegen 10 Uhr nachts Ihre Majestäten die beiden Kaiserinnen unter Trompeten- und Paukenchören, die von den Balkons des Reichskanzleigebäudes ertönten, in einem sechsspännigen Hofwagen, umgeben von 2 k. k. Arcieren- und 2 kön. ung. Leibgarden zu Pferde und gedeckt von einem Detachement Kavallerie, in Begleitung mehrerer Wagen, worin Ihre kaiserlichen Hoheiten die durchlauchtigsten Herren Erzherzöge-Brüder Seiner Majestät, dann im Gefolge vieler Wagen, worin die Obersthofmeisterinnen und mehrere Hofdamen sich befanden, durch die bevölkertsten Straßen der Stadt und waren unter häufigen Vivatrufen des der geliebten Kaiserstochter innigst huldigenden Volkes erst um 12 Uhr nachts nach der k. k. Hofburg wieder zurückgekommen, worauf sich dann alles zur Ruhe begeben hatte und das Fest des Tages geschlossen war, ohne daß sich ein Unfall ereignet hätte.

Zur Feier der Vermählung ihrer geliebtesten Prinzessin-Tochter hatten Seine Majestät noch überdies eine große Promotion k. k. Kämmerer vorgenommen. Es wurden bei dieser Gelegenheit 72 k. k. Kämmerer, größtenteils mit vollständig erprobten Ahnen, teils aber auch mit Allergnädigster Nachsicht und Dispens der vollständigen Erprobung, ernannt." Die neuvermählte Kaiserin von Frankreich ihrerseits hatte am Vermählungstage ihren Dienstkämmerer in die Wiener Militärspitäler gesandt und jedem krank darniederliegenden französischen Soldaten 1 Napoleond'or, jedem in der Heilung begriffenen Amputierten 5 Napoleond'ors auszahlen lassen.

Am 12. März verabschiedete sich Fürst Neufchatel von dem Kaiser und der Kaiserin und reiste nach Braunau ab, um die Kaiserin Marie Luise, für deren Abreise der 13. März ausersehen war, dort zu erwarten. Der 13. März war ein Dienstag. „An diesem traurigen Tage hatte sich des Morgens um 8 Uhr der gesamte k. k. Hofstaat, die Truchsessen, Kämmerer, Geheimen Räte, Minister und Obersthofämter in der k. k. Burg in Halbgala versammelt. Die k. k. Arcieren- und die kön. ung. Leibgarde machten Spaliere von der ersten Antikammer durch die Ritterstube bis zur Trabantenstube. Auf dem Burgplatze paradierte eine Brigade der kön. ung. Leibgarde zu Pferde, zwei Abteilungen der k. k. Trabantenleibgarde und der k. k. Hofburgwache, ferner zwei Eskadrons Bürgerkavallerie der Stadt Wien, jede zu 90 Mann, und eine Division des k. k. Kürassierregimentes Prinz Lothringen.

Die Allerhöchste Abschiednehmende hatte in der k. k. Hofburg-Pfarrkirche einer stillen Messe mit rührender Andacht beigewohnt, sich hierauf in die Retraite zu Ihren Majestäten verfügt, wo bereits die Allerhöchste Familie versammelt war. Keine Feder beschreibt den zärtlichen Abschied, den die heißgeliebte Prinzessin Tochter, Nichte und Schwester von ihren erlauchten Verwandten genommen, ebensowenig vermag die tiefe Rührung geschildert zu werden, welche Höchstdieselbe den Zurückgebliebenen eingeflößt hatte. — Nun begann

der Zug zum Reisewagen. Die k. k. Hoffouriere, Edelknaben und Kammerfouriere eröffneten ihn; diesen folgten die k. k. Kämmerer, Geheimen Räte und Obersthofämter; hierauf Ihre Majestät die durchlauchtigste Neuvermählte am Arme ihres erhabenen Herrn Oheims, des durchlauchtigsten Erzherzogs Karl, gefolgt von der Obersthofmeisterin Gräfin von Lažanský und mehreren Hofdamen. Die Durchgangszimmer, die Korridore und Treppen, der Hofraum selbst, in welchem der Reisewagen stand, waren mit einer Menge Menschen gefüllt. Manche heiße Träne floß der erhabenen Kaiserstochter, die für ihren durchlauchtigsten Herrn Vater und ihr Vaterland, ein erhabenes Opfer, ihrer Bestimmung entgegenrückte und sich durch ihre Tugenden, ihren edlen, anspruchslosen Charakter, ihren reinen Sinn für häusliches Glück und ihre innige kindliche Liebe alle Herzen gewonnen hatte. — Ein kurzer Abschied von ihrem höchsten Begleiter, ein rascher Schritt und sie saß im Reisewagen. Ihr zur Seite die Obersthofmeisterin Gräfin Lažanský. Die übrigen Damen von der Reisebegleitung und der k. k. erste Obersthofmeister (Fürst Ferdinand zu Trauttmansdorff), welcher von Seiner Majestät zum k. k. Übergabshofkommissär der durchlauchtigsten Braut ernannt worden ist, waren ebenfalls im Schweizerhofe, der Obersthof- und Erblandpostmeister Fürst Paar, der bisherige erzherzogliche Obersthofmeister Graf von Edling und die übrigen Kavaliere der Reisebegleitung aber auf dem Burgplatze nächst der Hauptwache eingesessen. Der ernste, feierliche Zug*) hatte den Weg über den Burg- und den St. Michaelsplatz, über den Kohlmarkt, den Graben und die Kärntnerstraße, durch das alte Kärntnertor, über das Glacis nach der Straße Mariahilf genommen. Auf den Plätzen und in den Gassen der Stadt, durch welche alle diese Wagen fuhren, paradierte teils k. k. Militär, teils die uniformierte Bürgerschaft der Stadt Wien . . . An der Linie Mariahilf harrte eine Bürgerin von Wien mit 14 weißgekleideten Mädchen, welche Blumen streuten. Ihre Majestät die Neuvermählte ließ anhalten und hörte liebreich ein kurzes Abschiedsgedicht, welches eines der Mädchen sagte. — Der durchlauchtigste Erzherzog Karl war zu Fuß an der Linie Mariahilf angekommen, seiner verehrten Nichte noch einmal Lebewohl zu sagen. Viele k. k. Generale hatten sich gleichfalls daselbst zu Pferde eingefunden und salutierten die Prinzessin-Tochter des Kaisers an der Spitze der dort aufgestellten, in Wien garnisonierenden k. k. Kavallerie. Als Ihre Majestät die neuvermählte Kaiserin an dieser Linie angelangt waren, wurden zwei daselbst aufgepflanzte Kanonen gelöst, welches das Signal war, daß alle um die Wälle der Stadt aufgepflanzten Kanonen gelöst worden sind, gleichsam das letzte Lebewohl nachzudonnern, und die Kirchturmglocken der Stadt und Vorstädte wurden geläutet. Allerwärts, wo sich der Reisezug bewegte, sah man das in Masse herbeigeströmte Volk und bei diesem die verschiedenartigsten Gefühle, sich nur in dem einen vereinigend: die Scheidende mit Rührung zu segnen.

Bei Purkersdorf, der ersten Poststation, paradierte alles Militär aus der Umgegend. Hinter dessen Front gab die Artillerie eine Salve aus schwerem Geschütz. Auch hier hatten Ihrer Majestät junge, niedlich gekleidete Mädchen

*) Der Zug bestand aus zirka 20 sechsspännigen Hofwagen, einigen Eskadronen Militär, berittener Leibgarde und mehreren Postillonen zu Pferde.



ein Gedicht überreicht, welches Ihre Majestät mit gleicher Herablassung angenommen hatte, während die Bürgerkavallerie nebst einem Detachement Kürassiere sich zum Abschiede in Parade aufstellten. Die Allergnädigste Frau, Höchstwelcher keine ihr bezeugte Aufmerksamkeit entging, ließ dieser Kavallerie in Ausdrücken voll Wohlwollens danken . . . Die Straße von Mitterdorf nach Michaelsdorf war mit jungen Fichten geziert. Landmädchen im Festtagsputze schmückten die Ankunft der Königin der Jugend und des Liebreizes; unzählige Salven aus kleinem Gewehr drückten Rührung und Freude aus.

Schon früher und auf dem kürzesten Wege hatten sich Seine Majestät der Kaiser in Begleitung seines Oberstkämmerers, des Generaladjutanten und des Geheimen Kabinettsdirektors inkognito nach St. Pölten begeben, waren daselbst bereits um 1 Uhr mittags angelangt, speisten bei dem Bischofe Crüts von Creits zu Mittag und wollten die Ankunft ihrer erlauchten Frau Tochter abwarten, um ihr noch einmal Lebewohl zu sagen, als ebenso unvermutet auch Ihre Majestät die Kaiserin in Begleitung ihres Oberst-hofmeisters und ihrer Obersthofmeisterin — eine Stunde später — zu gleichem Zwecke angelangt waren, um ihre erhabene Jugendfreundin mit einem nicht geahnten Besuche zu überraschen.

Um 5 Uhr abends verkündeten der Donner der Kanonen und das Geläute der Glocken die Ankunft der neuvermählten Kaiserin. Höchstdieselbe war im Bischofshofe abgestiegen und durch die wirklich nicht erwartete Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin auf das freudigste überrascht . . . Der Bischof und sein Kapitel, der k. k. Brigadier General v. Mayer mit dem Offizierskorps und der k. k. Kreishauptmann von Roschmann mit allen Zivil- und Militärbeamten empfingen die hohe Reisende in tiefer Ehrfurcht. Die Stadt war glänzend erleuchtet."

Marie Luise gewährte bald nach ihrer Ankunft in St. Pölten verschiedenen Gratulationsdeputationen Audienzen und widmete dann den Abend ihren Eltern. Am nächsten Morgen kehrte die Kaiserin nach Wien zurück, während Kaiser Franz nach Enns weiterfuhr. „An diesem Tage früh um halb 7 Uhr hatte die durchlauchtigste Neuvermählte einem Meßopfer, welches der Bischof von St. Pölten in der Kathedrale hielt, in stiller Andacht beigewohnt, darauf ihre Weiterreise unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute der Kirchturmglocken und unter Paradierung des k. k. Militärs sowie des Bürgerkorps von St. Pölten angetreten. In Melk empfing Ihre Majestät der Abt mit seinem Kapitel und die Kanonen donnerten vom hohen Stifte herab. In Amstetten paradierte das schöne Bürgerkorps der industriösen Stadt Waidhofen an der Ybbs. Bei Ennsdorf wurde Ihre Majestät von der uniformierten Bürgerschaft zu Pferde erwartet. Mit Festgewinden von Sträußen war die Ennsbrücke verziert. Vom Schlosse zu Ennseck donnerten abermals Kanonen und verkündeten die Ankunft der durchlauchtigsten Fürstin, welche abends um 8 Uhr durch die hell erleuchtete und jubelnde Stadt erfolgt war. Der fürstliche Besitzer des Schlosses Ennseck, Fürst Auersperg, hatte alles zur Aufnahme der hohen Kaiserstochter mit Pracht und Geschmack veranstaltet. Trompeten und Pauken ertönten an dem hell erleuchteten Portale des Schlosses, in dem nicht minder reich beleuchteten Schloßhofe paradierte das k. k. Militär mit türkischer Musik. Die hohe Reisende wurde von dem Fürsten Karl von

Auersperg, einem Bruder des Schloßeigentümers, von dem Statthalter Grafen v. Saurau, dem Bischofe und dem Adel von Linz und Enns an der Treppe empfangen. Im Vorzimmer streuten junge Mädchen Blumen, und auch hier hatte Ihre Majestät die kurze Anrede eines dieser Mädchen mit der liebevollsten Herablassung angehört . . .

Donnerstag, den 15. März, des Morgens nach der Messe, schied Seine Majestät der Kaiser segnend und gerührt von der liebenswürdigen und heißgeliebten Tochter und begab sich nach Linz. Ihre Majestät die junge Kaiserin setzte ihre Reise unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute der Glocken, der Paradierung des Militärs und der bewaffneten Bürgerschaft fort, indem sie den Fürsten Karl v. Auersperg mit einem Auftrage und einem eigenhändigen Schreiben an Ihre Majestät die Kaiserin-Mutter beglückte und ihm zugleich, als ein Zeichen ihrer Zufriedenheit, eine kostbare Tabatiere zum Andenken gab. — Zu Ebelsberg hatte der Ortspfarrer ein Gedicht überreicht. Bei Wels wurde die hohe Reisende von dem Bürgerkavalleriekorps eingeholt und nach der Stadt begleitet, wo zwei geschmackvolle Triumphpforten von grünen Tannenreisern niedlich errichtet waren, die Bürgerkompagnien aber und die Schuljugend, festlich gekleidet, der hohen Ankommenden auf dem Platze harrten. Bei Lambach hatten sich die Salzschiffer, ihre Hüte mit Bändern und Blumen verziert, die weiß und rot gestreiften Ruder in den Händen haltend, in zwei Reihen aufgestellt. Auf dem Platze stand ein k. k. Jägerregiment in Parade. Die Kanonen wurden gelöst, die Glocken geläutet, die herzlichsten Vivats ertönten. Noch mehrere Ehrenbezeugungen waren der hochverehrten Kaiserstochter auf der Reise zu ihrer Bestimmung bereitet worden, aber sie konnten nicht ausgeführt werden, denn unaufhörlicher Regen und Schneegestöber hatten alle Vorbereitungen zunichte gemacht. Nur die Herzen der Bewohner konnten durch nichts von dem Ausbruche tiefster Ehrfurcht, welche sie durch innige Glückwünsche und frohe Vivats ausdrückten, zurückgehalten werden. Es war, als entferne sich die hohe Reisende aus dem Schoße einer einzigen großen Familie . . . Jenseits der Grenzpfähle, eine kleine Meile hinter Lambach, stand eine starke Abteilung kaiserlich französischer Husaren und Chasseurs mit den Generalen Lauriston und Montbrun an der Spitze, diesseits der Pfähle eine Abteilung österreichischer Kavallerie unter dem FML. Baron Strauch aufgestellt. An der Grenzscheide erwartete der Statthalter Graf v. Saurau, der mit dem Präsidenten der Landrechte und einigen ständischen Deputierten vorausgeeilt war, Ihre Majestät abermals. Tausende von Menschen waren trotz des schlechten Wetters hier versammelt. So wie sich Ihre Majestät der Grenze genähert hatten, rollte der Donner der Kanonen. Der Wagen hielt einen Augenblick an, um dem Statthalter die Gelegenheit zu gönnen, die letzten Segenswünsche des Vaterlandes auszudrücken, und rollte nun mit dem schönsten Kranze aller Tugenden und des höchsten Liebreizes dahin! Sogleich hatte französische Kavallerie die österreichische abgelöst, doch behielten die zwei k. k. Arcieren und zwei königlich-ungarischen Garden ihre Plätze; die beiden französischen Generale Lauriston und Montbrun ritten unmittelbar nach denselben. Es war ein feierlicher Augenblick, als die junge Kaiserin nachmittags 3 Uhr die damals so eingeschränkte Grenze ihres Vaterlandes verließ, um der Stolz und der Segen eines großen Volkes

zu werden! Zu Haag und zu Ried wurden bei Ankunft Ihrer Majestät schon französische Kanonen gelöst. In Ried auf dem Platze paradierten französische Husaren sowie die uniformierte Bürgerschaft, welche ihre Gefühle durch türkische Musik übertäubte. Ein Teil des Marktes war beleuchtet. In Ried — und so überall bis zum Übergabsorte — besetzten die kaiserlich österreichischen Garden die inneren Posten an der Zimmertür, während das französische Militär die äußeren besetzt hielt.

Freitag, den 16. März, um $^1/_2$ 8 Uhr des Morgens, wohnte Ihre Majestät die Kaiserin zu Ried der Messe bei und setzte dann unter dem Donner der Kanonen und unter Parade des französischen Militärs sowie der Bürgerschaft ihre weitere Reise fort. Zwanzig k. k. österreichische Leibgarden — Arcieren und ungarische — waren an den Übergangsort vorausgefahren, sich dort zur Dienstleistung in Gala zu setzen; ebenso hatte sich auch der Hofrat von Hudelist und der Regierungsrat und Hofsekretär des k. k. Obersthofmeisteramtes Freiherr v. Löhr als Zeremonienmeister voraus dahin begeben. Ihre Majestät die Kaiserin und die begleitenden österreichischen Damen und Kavaliere machten zu Altheim Toilette zur Gala und nahmen dort ein Dejeuner à la fourchette. Das Galakleid Ihrer Majestät der Kaiserin war dasselbe, welches sie am Vermählungstage getragen hatte. (Es ist üblich, daß kaiserl. und königl. Prinzessinnen am Übergabsorte sich vom Fuße bis zum Kopfe umziehen und hier die Kleider vom Trousseau des Landes, wohin sie vermählt werden, anziehen. Kein Schuh, kein Strumpf ihrer vorigen Kleidung wird bei solchen Gelegenheiten mitgenommen. Dieses wurde auch hier beobachtet, nur geschah solches erst in Braunau, wo übernachtet wurde, und Ihre Majestät hatten das Brautkleid mit nach Paris genommen, wo es, einem alten Gebrauche nach, wahrscheinlich die Bestimmung erhalten haben dürfte, zu einem Meßornate verwendet zu werden.) Uniformierte Bürger mit türkischer Musik, französisches Militär und verbündete Portugiesen paradierten vor dem Hause zu Altheim, in welchem Ihre Majestät abgestiegen waren; vor den Zimmern Ihrer Majestät aber hatte ein kaiserl. österr. Arcieren- und ein königl. ung. Garde den Posten besetzt.

Der Ort der Übergabe war an der Straße zwischen Altheim und Braunau nächst St. Peter, auf einer Wiese, wo von den französischen Behörden ein großer Pavillon von Holz erbaut und von außen niedlich ausgestattet war. Dieses hölzerne Gebäude bestand aus einem Salon zwischen zwei Seitenzimmern. Zwei kleinere achteckige Pavillons befanden sich zu beiden Seiten des größeren, wovon jener auf der Seite gegen Altheim mit einer schwarzgelben, der gegen Braunau zu aber mit der dreifarbigen weißrotblauen Seidenflagge geziert war. Gleiche Flaggen wehten an den beiden Ecken des Dachgiebels vom großen Pavillon. Frisch gesetzte junge Tannenbäumchen, welche teils das Hauptgebäude umgaben, teils in Alleen zu beiden Seitenpavillons führten, würden ein zartes Bild gewährt haben, hätte das fortwährende Schneegestöber mit untermengtem Regen nicht jeden lieblichen Anblick gestört. Zwei Regimenter Kavallerie und ein Regiment Infanterie waren auf der französischen Seite in höchster Parade aufgestellt." Das Innere des großen Pavillons war auf das eleganteste mit Damastmöbeln, Spiegeln und Kron-

leuchtern ausgestattet; im Salon, in dem die Übergabsfeierlichkeit vor sich gehen sollte, war ein Thron errichtet.

„Ihre Majestät die Kaiserin wurden beim Aussteigen aus dem Wagen feierlich empfangen und in das Zimmer auf der österreichischen Seite geleitet, in welchem Allerhöchstdieselbe am Sopha Platz genommen hatten. Jetzt meldete der Freiherr v. Löhr als Zeremonienmeister dem kaiserlich französischen Übernahmskommissär Fürsten Neufchatel die Ankunft Ihrer Majestät, worauf sich dieser nebst dem französischen Gefolge sogleich aus dem Salon in das für dieses Gefolge bestimmte Nebenzimmer zurückzog." Der österreichische Übergabskommissär Fürst Trauttmansdorff besichtigte nun das für die Zeremonie bestimmte Gemach und erklärte sich mit den französischerseits getroffenen Vorbereitungen einverstanden. Inzwischen war der Erzherzog Anton in Begleitung des Fürsten Clary in dem österreichischen Zimmer angelangt, um der jungen Kaiserin einen letzten Abschiedsgruß von ihrem Vater zu überbringen. Nun führte Fürst Trauttmansdorff die Kaiserin von Frankreich, die jetzt zum letztenmal von ihrem österreichischen Hofstaate begleitet wurde, in den Salon des Hauptpavillons zum Throne, um den sich das Gefolge gruppierte. Der Zeremonienmeister begab sich in das französische Zimmer, um dem Fürsten Neufchatel zu melden, daß die Kaiserin ihn erwarte, worauf der Fürst mit dem französischen Gefolge den Salon betrat. „Vor dem Throne angelangt, von beiden Zeremonienmeistern (dem österreichischen und dem französischen) begleitet, hielt der Fürst eine kurze, ehrfurchtsvolle Anrede an Ihre Majestät in französischer Sprache über den Zweck seiner Sendung und wie glücklich ihn diese mache. Mit der huldvollsten Anmut beantwortete Allerhöchstdieselbe diese Anrede in eben dieser Sprache aus dem Gedächtnisse, ohne sie, wie sonst geschieht, von einem Zettel abzulesen, und nahm auf dem Sessel Platz." Es gelangten nun die Vollmachten der beiderseitigen Übergabskommissäre zur Verlesung; außerdem las der französische Sekretär einen Separatartikel vor, kraft dessen der Grund und Boden, auf dem die Übergabe vor sich ging, für die Dauer dieses Aktes als neutral erklärt wurde. Diese Dokumente wurden von den Fürsten Trauttmansdorff und Neufchatel unterzeichnet. Dann wurden das österreichische Übergabs- und das französische Übernahmsdokument verlesen und unterfertigt. „Hierauf begab sich der Fürst Trauttmansdorff zum Throne, machte vor Ihrer Majestät, Höchstwelche sich von ihrem Sitze zu erheben geruhte, eine tiefe Verbeugung und erhielt zum Abschiede von Allerhöchstderselben die Ehre des Handkusses, welche nach ihm auch den Damen, den Kavalieren, den bisherigen Kammerfrauen, dem ganzen anwesenden kaiserl. österreichischen Hofstaate ... so auch den sämtlichen k. k. Arcieren- und kön. ung. Leibgarden zuteil wurde. Bei dieser Szene waren Ihre Majestät, nachdem sie bis hierher alle Standhaftigkeit behauptet hatten, sehr bewegt. Der leichte Frauenanzug in Gala, die Kälte im Saale, die mit Vorsicht geordnete nur wenige Beheizung im Empfangszimmer, die Abschiedsszene, die Erwartungen, mit welchen die neue Lage ihr Gemüt alarmierte, dürften die Ursache gewesen sein, daß Ihre Majestät, obschon im übrigen vollkommen wohl, von einem Froste befallen wurden, der bei Gestattung des Handkusses, namentlich als ihre Kammerfrauen an die Reihe kamen, mit einer Art von krampfhafter Empfindung verbunden war. Tränen, die sie zu unterdrücken suchte, ein

fortwährender Wechsel der Gefühle erhöhten dann ebenso plötzlich die sonst gewöhnliche Röte ihrer jugendlichen Wangen wieder, von denen sich noch kurz vorher das Blut in ihr Herz geflüchtet zu haben schien, und es geschah mit einer Art heroischen Entschlusses, daß sich Ihre Majestät vom Throne erhoben, um dem Fürsten Trauttmansdorff, welcher sich nach vollendetem Handkusse unter einer tiefen Verbeugung dem Throne genähert, ihre Hand zu reichen und nun von diesem dem französischen Übernahms-kommissär Fürsten von Neufchatel, der sich mit dem französischen Gefolge an der Tür der entgegengesetzten Seite des Saales eingefunden hatte, feierlichst entgegenführt zu werden." — Während dann der Fürst Trauttmansdorff sich nebst der österreichischen Begleitung in das Nebenzimmer zurückbegab, stellte Neufchatel der Kaiserin die 6 französischen Damen und 10 Kavaliere vom Ehrendienst vor, um gleich darauf mit dem Rufe »l'Impératrice!« vor ihr die Tür zum Nebenzimmer zu öffnen, in welchem Napoleons Schwester, die Königin von Neapel, sie erwartete. In diesem Zimmer fand auch Erzherzog Anton sich ein, um sich der Königin von Neapel vorstellen zu lassen und sich von seiner Nichte zu verabschieden. „Zugleich hatte der Fürst Trauttmansdorff dem Fürsten Neufchatel den Brautschmuck für Ihre Majestät die neuvermählte Kaiserin, — welchen die k. k. Kammerfrau Diwald, der solcher unmittelbar von der Kaiserin-Mutter in einer Schatulle mitgegeben worden ist, überbrachte und der einen Wert von mehr als 200.000 Gulden Konventionsmünze hatte, auch aufs genaueste verzeichnet war, — gegen schriftliche Empfangsbestätigung eingehändigt. Zur Übernahme des Brautschmuckes war übrigens der Fürst Neufchatel vom Kaiser Napoleon besonders autorisiert, sowie demselben auch bereits während seiner Anwesenheit in Wien die Dot, das Heiratsgut der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Braut, bestehend aus 200.000 Gulden Konventionsmünze, durch den k. k. Geheimen Kammerzahlmeister Hofrat Albert Edlen v. Mayer gegen Empfangsbestätigung übergeben worden war."

In Begleitung der Königin von Neapel setzte Marie Luise nun ihre Reise fort. Auch der größte Teil des österreichischen Gefolges fuhr noch bis Braunau mit, wohin es von dem Fürsten Neufchatel zu einem Diner eingeladen worden war.

„Ihre Majestäten wohnten zu Braunau im Gasthofe des Weinwirtes Michael Fink. Als sich Ihre Majestät die Kaiserin bald nach dem Einzuge am Fenster zeigte, schallte ihr ein tausendstimmiges ‚Vivat' von dem jubelnden Volke und den paradierenden Truppen entgegen." In Braunau war der Königin von Neapel das österreichische Gefolge, der Kaiserin Marie Luise die französische Generalität vorgestellt worden, dann hatten die beiden Damen zu Abend gespeist und sich zur Ruhe begeben, während der österreichische und der französische Hofstaat als Gäste Neufchatels zu Tafel saßen. Gleichzeitig fand ein von der französischen Generalität veranstalteter Ball für die Honoratioren der Umgegend und eine Bewirtung der Truppen statt. Die Stadt war illuminiert und dabei „zeichneten sich mehrere Gebäude durch Transparente und Denksprüche aus. So hatte der Aufriß des Rathauses, dem Finkschen Hause gegenüber, eine sehr schön beleuchtete Triumphpforte mit

dem kaiserlich-österreichischen und dem französischen Adler geziert, mit einem Transparente und der Inschrift:

Die Liebe sichert uns vor künftigen Gefahren;
O machte sie uns doch so glücklich, als wir waren!

Der kaiserl. österreichische Hofstaat fand ziemlich anständige Quartiere in Braunau, und Fürst Trauttmansdorff hatte in seiner Wohnung die für die österreichischen Damen und Kavaliere sowie für einige andere distinguierte Personen des österreichischen kaiserlichen Gefolges bestimmten Präsente nebst einem genauen Verzeichnis derselben vorgefunden, die er sogleich am nächstfolgenden Tage dem vormaligen erzherzoglichen Obersthofmeister Grafen von Edling zur Verteilung an jene Personen übergeben ließ, deren Namen auf dem Präsente selbst gestanden haben. Da jedoch der Fürst erfahren, daß sich auch der französische Hofstaat von Seite des österreichischen kaiserlichen Hofes Präsente erwartet habe und diese noch nicht bereitet waren, so ließ er, wo er es nur immer schicklich fand, verbreiten: er sei beschämt, die für den französischen Hofstaat bestimmten Präsente nicht auch schon übergeben zu können; allein ihre Anfertigung, namentlich der Porträte Seiner Majestät, habe die Kürze der Zeit nicht erlaubt. Indessen werde Graf Metternich solche nach Paris überbringen oder es würden ihm dieselben durch einen Kurier dahin nachgesendet werden.

Samstag, den 17. März 1810, erfolgte die Abreise Ihrer Majestät der Kaiserin um halb 7 Uhr morgens von Braunau, nachdem sie zuvor einer stillen Messe, welche ihr Aumonier, der Bischof von Metz, gelesen hatte, mit inniger Andacht beigewohnt. Der Fürst Trauttmansdorff ergriff diese Gelegenheit, um sich — mit dem französischen Hofstaate im pêle-mêle — von Ihrer Majestät zu beurlauben, und hatte die Freude, von Ihrer Majestät ein Briefchen an des Kaisers und Königs Majestät ihren erhabenen Herrn Vater zu empfangen. Die Kaiserin war darauf mit der Königin von Neapel in einen viersitzigen Reisewagen eingesessen und fuhr, von ihrer teils vor, teils hinter ihr fahrenden Suite begleitet, ihrer hohen Bestimmung entgegen."







Gott erhalte!

Szene aus der Heptalogie „Die Revolution“ von **Richard v. Kralik.**

Wien. Haydns Wohnung in Gumpendorf. Mai 1809.

Beethoven (kommt): Gut, Elsler, daß ich Euch wenigstens treffe.

Elsler: Ja, was habt Ihr denn, Herr von Beethoven? Ihr seht ja furchtbar aus!

Beethoven: Ist's ein Wunder? Bei dieser Zeit! Die Franzosen bombardieren die Stadt Wien. Ich habe mich zu meinem Bruder Karl in die Rauhensteingasse in den Keller geflüchtet, um nicht diesen unmusikalischen Lärm zu hören. Aber nichts hat genützt, obwohl ich mir den Kopf mit Kissen bedeckte. Da ich hörte, daß die Stadt kapituliert habe, wagte ich mich wieder hervor und bin durchs offene Tor in die Vorstadt hier heraus zu Papa Haydn gegangen. Denn wenn einer, so kann er mir Trost geben.

Elsler: Ach, Herr von Beethoven, wir haben selber die ärgste Angst ausgestanden. Der erste Schuß ist unweit von hier abgegeben worden. Wir zitterten alle, aber Haydn nahm seine Kraft zusammen und rief seinen geängsteten Hausgenossen zu, wir sollten uns nicht fürchten, wo er sei, da wolle er dafür sorgen, daß uns nichts geschehe. Er nimmt als guter Patriot lebhaften Anteil an den Schicksalen seines Vaterlands. Aber bei seinem hohen Alter müssen diese Ereignisse doppelt erschütternd auf ihn wirken.

Haydn (kommt): Freund Beethoven! Ein seltener Besuch.

Beethoven: Mein lieber Meister, ich komme nach langer Zeit wieder als Euer Schüler. Ihr wart es, der Ihr mir bei meiner ersten Ankunft in dieser Stadt der Musen Eure Lehre angedeihen ließet. Ich brauche sie noch jetzt. Wenn ich mich damals im Kontrapunkt noch nicht ganz auskannte, so jetzt in der Welt. Ich bin der Verzweiflung nahe. Ihr wißt gewiß Trost, Ihr habt immer guten Rat gewußt.

Haydn: Freilich, mein lieber Beethoven. Es gibt keine Dissonanz, die nicht nach allen Regeln der Kunst aufgelöst werden könnte, mögen manchmal auch einige Freiheiten dabei nötig sein. Aber Ihr seid ein feuriger Sprudelkopf, ich bin ein Greis, den Gott schon längst hätte abholen sollen. Hin ist meine letzte Kraft, alt und schwach bin ich.

Beethoven: Nein, Ihr lebt noch und wirkt durch Euer Dasein wohltätig. Wo alles zusammenstürzt, gewährt Ihr das Bild des Beharrenden.

Haydn: Warum sollte alles zusammenstürzen, wenn der erhabene Komponist der Welt die Stimmen seiner Weltsymphonie in einer großen Fuge durcheinander wirft, in doppeltem Kontrapunkt über- und untereinander

setzt, in enger und weiter Führung bald drängt, bald entfernt und sie auf alle Stufen der Tonleiter und in alle Tonarten versetzt?

Beethoven: Gut, aber dabei geht Deutschland zugrunde. Napoleon ist schon zweimal in Wien eingerückt. Das erstemal, vor vier Jahren, hat er noch das Reich schonen müssen. Wird er es auch jetzt? Nein, er wird es zertrümmern.

Haydn: Ihr habt ihn doch selber einmal in die Wolken erhoben?

Beethoven: Ja, ich wollte ihm meine heroische Symphonie widmen; aber als er den Kaisertitel annahm und sich nur als eitler Streber erwies, kratzte ich seinen Namen vom Titelblatt meines Werkes aus. Er hetzt Deutsche gegen Deutsche. Er unterdrückt die Freiheit bei sich und bei uns.

Haydn: Lieber Beethoven, ich verstehe nichts von Politik und von Kriegskunst. Vielleicht versteht auch mancher andere mehr als ich von der Gelehrsamkeit in meiner Kunst. Aber wenn es mit dem Komponieren einmal nicht mehr vorwärts gehen will, wenn mich häuslicher Ärger oder Straßenlärm oder sonst was hindert, wenn mir nichts einfällt, ei nun, dann bete ich einen Rosenkranz, denke an den Meister, der mir zum Vorbild die Schöpfung und die unerschöpflichen Zauber der Jahreszeiten geschaffen hat, und es geht, und ich kann zum Schluß mein „Gott sei Lob und Dank" auf die letzte Seite schreiben.

Beethoven: Ein gutes Mittel für Euch, Papa Haydn. Aber nicht für uns andere, die wir diese feste Zuversicht verloren haben.

Haydn: Ich weiß kein besseres Mittel. Seht Euch doch die Tiroler an! Die siegen auch nur nach dieser Methode.

Griesinger (kommt): Papa Haydn, lassen Sie mich auch nachsehen, wie es Ihnen geht.

Haydn: Ei, Freund Griesinger, erzählt uns lieber, was alles draußen vorgeht!

Griesinger: Alles geht durcheinander. Die Bevölkerung ist sehr ungehalten, daß man kapituliert hat. Die Bürger haben alle Anstrengungen und Gefahren, denen sie bereits ausgesetzt waren, nur deshalb opferwillig ertragen, weil man an einen Widerstand bis aufs Äußerste glaubte. Sie wissen nicht, daß, nachdem Napoleon in die Leopoldstadt vorgerückt war, jeder Widerstand vergeblich gewesen wäre, Erzherzog Maximilian sich zurückziehen mußte und den menschenfreundlichen Befehl zurückließ, die Stadt zu übergeben, um weiteren Zerstörungen zu begegnen. Aber das Volk hoffte bis zum letzten Augenblick auf die Hilfe von Erzherzog Karl, der sein Heer durch Böhmen hieher zu bringen eilt und bald da sein muß. Es kam zu Schlägereien zwischen dem Bürgermilitär und den feindlichen Truppen. Napoleon, der in Schönbrunn eine Deputation der Stadt empfing, soll ihr in den härtesten Worten den Widerstand der Stadt und die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus vorgeworfen haben.

Beethoven: Freilich, wie zu Tisch gebeten, erscheinen diesmal die Gallier nicht.

Griesinger: Man hat ihnen auch beim Einzug die saure Arbeit angesehn. Kein Truppenteil vollzählig. Sie schritten durch volksleere Gassen, an verschlossenen Häusern entlang, selbst finster und unmutig über den

Widerstand und den Abscheu, auf den sie getroffen. Die Beutestücke, die sie an sich trugen, waren auch nicht geeignet, einen günstigeren Eindruck zu machen.

Beethoven: Fort aus diesem Treiben! Ich sehne mich hinaus in die reine Natur, an den murmelnden Bach. Beim Sang des Kuckuks und der Wachtel möchte ich in den Hirtengesang mit einstimmen, froh und dankbaren Gefühls nach diesem Gewittersturm der Weltgeschichte.

Elsler: Da kommt der Fürst Esterhazy mit einem französichen Offizier herauf.

Beethoven: Dem möcht' ich nicht begegnen. Ich könnte mich nicht beherrschen.

Haydn: Bleibt mir zu Liebe, lieber Beethoven!

(Fürst Esterhazy und ein französischer Offizier treten ein.)

Esterhazy: Lieber Papa Haydn, da bring ich Euch einen französischen Offizier, der mich gebeten hat, ihn hieherzuführen, um die Huldigung der Sieger dem höheren Sieger darzubringen.

Französischer Offizier: Ich bin glücklich, den Liebling auch unserer Nation zu begrüßen, dessen sanfter Charakter jeden Hörer gefangen nimmt. Sie erobern die Welt durch Schönheit, Ordnung, Reinigkeit, feine und edle Einfalt. Sie lassen den Hörer baden in einem Zaubersee, dessen reines und helles Wasser, von einem südlichen Hauch zuweilen gekräuselt, sich erhebt und Wellen wirft, ohne daß es seine Ufer verläßt. Ihr Genius, nun männlich stark, erfindsam, reizend, einnehmend, schmeichlerisch, natürlich, scherzend, anlockend, findet nirgends verschlossene Tore. Ihr Name ist ein Turm voll Macht, Ihre Verehrer blicken zu Ihnen wie zu einem Heros der Geister empor.

Haydn: Beschämen Sie mich nicht, mein Herr! Ich weiß es nicht anders zu machen. Wie ichs habe, so geb' ich es. Die Leute mögen aus meinem Beispiel lernen, wie aus dem Nichts etwas werden kann durch Fleiß und Gottvertrauen. Was ich bin, ist alles ein Werk der dringendsten Not. Sie zwingt mich, zu meiner Kunst zu flüchten. Wenn ich an sie und an Gott denke, so ist mein Herz so voll von Freude, daß mir die Noten wie von der Spule laufen. Und da mir Gott ein fröhlich Herz gegeben hat, so wird er mirs schon verzeihn, wenn ich ihm fröhlich diene.

Offizier: In der Tat, Sie holen das Feuer vom Himmel, um irdische Herzen zu erwärmen.

Haydn: O könnte ich das! Oft, wenn ich mit Hindernissen aller Art rang, die sich meinen Arbeiten entgegenstemmten, wenn oft die Kräfte meines Geistes und Körpers sanken, und mirs schwer ward, in der angetretenen Laufbahn auszuharren, da flüsterte mir ein Gefühl zu: es gibt hienieden so wenige der frohen und zufriedenen Menschen, überall verfolgt sie Kummer und Sorge, vielleicht wird deine Arbeit eine Quelle, aus welcher der Sorgenvolle oder der von Geschäften belastete Mann auf einige Augenblicke seine Ruhe und seine Erholung schöpft. Dies war dann ein mächtiger Beweggrund, vorwärts zu streben, und

dies ist die Ursache, daß ich auch noch jetzt mit seelenvoller Heiterkeit auf die Arbeiten zurückblicke, die ich eine so lange Reihe von Jahren mit ununterbrochener Anstrengung und Mühe auf die Kunst verwendet habe.

Offizier: Sie hätten sehen sollen, mit welcher Begeisterung die Pariser Ihre „Schöpfung" aufnahmen.

Haydn: Mir lag daran, das Wesen der Gottheit in Liebe und Güte auszudrücken. Aber ich habe meine Kräfte dabei übernommen, wenn auch mit der Abnahme meiner Geisteskräfte nur meine Lust und der Drang zum Arbeiten zuzunehmen schienen. O Gott, wie viel ist noch zu tun in dieser herrlichen Kunst! Die Welt wundert sich über das Feuer meiner letzten Arbeiten, aber niemand will mir glauben, mit welcher Mühe und Anstrengung ich es hervorsuchen muß.

Offizier: Dann mache ich mir ein Gewissen daraus, Sie, wie ich wollte, zu bitten, mir etwas zu spielen.

Haydn: Ich bin niemals ein Hexenmeister auf dem Klavier gewesen. Mozart hätten Sie spielen hören sollen! Das ging ans Herz. Er stand weit über mir. Aber Sie haben hier einen würdigeren Nachfolger Mozarts als mich. Herr van Beethoven —

Esterhazy: Freilich, Freund Beethoven wird uns etwas phantasieren. Der versteht zu donnern und zu blitzen wie Euer Napoleon. Nun Beethoven, tun Sie doch nicht so, als hätten Sie nicht gehört!

Beethoven: Für diesen Herrn bin ich nicht zu haben.

Esterhazy: Verzeihen Sie, mein Herr! Unser Freund ist etwas wunderlich. Aber mir zu liebe wird er es tun, wenn ich ihn bitte.

Beethoven: Ich lasse mich weder erbitten, noch mir befehlen, selbst nicht von einem Fürsten. Was Sie sind, sind Sie durch Zufall und Geburt. Was ich bin, bin ich durch mich. Fürsten hat es und wird es Tausende geben; Beethoven gibts nur einen. (Er geht ab.)

Esterhazy: Hahaha, da läuft er fort, das närrische Genie!

Haydn: Entschuldigen Sie diesen Auftritt in meinem Hause! Herr van Beethoven meint es nicht so schlimm.

Offizier: Ich würdige vollkommen die patriotischen Gefühle, die den feurigen Künstler zum Mißmut gegen einen feindlichen Krieger hinreißen. Glauben Sie mir, daß ich selber nur ungern dem Rufe Bellonas folge und mich auf die Zeit freue, wo endlich wieder die Lyra die Kriegstrompete ablösen wird. Auch seien Sie überzeugt, daß ich von aufrichtiger Bewunderung voll bin für die Heldentaten Ihres österreichischen Heeres unter der trefflichen Führung des Erzherzogs Karl. Aber was wollen Sie! Uns alle reißt ein Fatum hin. Ich bin gezwungen, ich weiß nicht wie, gegen die Nation zu kämpfen, der ich doch mehr an geistigen Genüssen verdanke als meiner eigenen. Leben Sie wohl, edler Meister! Ich eile in die Schlacht gegen Ihr Volk. Aber ich weiß, dort oben im Himmel gibt es elysische Gefilde, wo wir wieder zusammenkommen wollen, um die parnassischen Freuden nachzuholen, die uns hier das Tosen des Kampfes versagt. Ich bin

noch jung; aber wer weiß, ob ich nicht Ihnen, dem Greise, voraneile und dort jenseits schon bereit stehe, Sie zu empfangen!

Haydn: In diesem Sinne werden Sie mirs nicht übelnehmen, wenn ich Ihnen zum Abschied einen Gesang biete, der uns freilich jetzt entzweit, aber doch meinen ganzen irdischen Trost ausmacht. Lassen Sie mich zum Klavier! — Sie haben eine Stadt betreten, der unser geliebter Kaiser flüchtig fernbleiben muß. Dieser Kaiser hat bis jetzt nur Niederlagen erlebt, die deutsche Kaiserkrone verloren, das Reich um blühende Provinzen geschmälert gesehn. Er hat uns in furchtbare Kriege gestürzt, die das Leben und den Wohlstand seiner Untertanen aufgezehrt haben. Und doch, sollten Sie es glauben, findet unser Herz nur Trost in der Treue gegen ihn und selbst ein Sterbender wie ich hat kein anderes Gebet auf den Lippen als das für ihn, den Inbegriff des gemeinen Wohles. (Er singt und spielt.)

Gott! Erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!
Lange lebe Franz der Kaiser
In des Glückes hellstem Glanz!
Ihm erblühen Lorbeerreiser,
Wo er geht, zum Ehrenkranz!
Gott, erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!

Esterhazy: Was hat er! Er ist wie verzückt!

Offizier: Es ist, als ob er nicht den flüchtigen Kaiser mit den Augen des Geistes schaue, sondern ihn als Sieger in Paris einziehen sähe, geleitet vom Genius seines Liedes!

Elsler: Ach, er sinkt, er wird ohnmächtig. Er stirbt!

Esterhazy: Tragen Sie ihn in sein Bett! Diese Tage des Schreckens haben den Greis zu sehr erschüttert.

Offizier: Wahrlich, die Gestalt dieses schlichten und doch so erhabenen Meisters hat mir Dinge gesagt über Kunst und Erdenleben, die bis dahin in meiner Seele tief geruht haben. Mir ist, als hätte ich eine Sonne scheiden gesehn, deren Glanz nie ganz verbleichen kann. Ich erkenne, daß wir eine Nation, die voll solchen Geistes ist, wohl vorübergehend besiegen, aber nie dauernd überwinden können. Ihren Söhnen gehört die Zukunft.





Forum-Stimmung.

Von Marga Lammasch.

Dicht belebte, sonnige Straßen,
Eng romantisch dunkle Gassen
Führen von Sankt Peters Dom,
Dem Juwel des heil'gen Rom,
Südwärts uns zum Forum hin.

Wundervolle, strahlende Welt,
Grünumkränztes Trümmerfeld,
All' ihr Säulen, groß und mächtig,
Marmorstücke, bunt und prächtig,
Seid gegrüßet für und für.

Glühend hell die Sonne strahlt,
Alles doppelt schöner malt.
Blauer Himmel, Licht und Schatten,
Bunte Blümlein, grüne Matten
Mildern hold den stillen Ernst.

Weiß in leuchtend hellem Schein
Ragt in Himmelsblau hinein
Mancher Zeuge alter Zeit,
Mancher Bogen fest und weit,
Manche Säule schlank und hoch.

Stolze Tempel, liegt darnieder,
Nimmer hört ihr fromme Lieder.
Seid gestürzet gleich der Macht,
Die geschaffen eure Pracht,
Nur in Trümmern lebt ihr weiter.



Doch verklärt von Poesie
Zarter Farbenharmonie,
Kündet ihr von fernen Tagen,
Lautem Jubel, bittern Klagen
Auch noch heute uns die Märe.

Sanft umweht von Blumendüften,
Holden, linden Lenzeslüften,
Lauscht' ich manche traute Stunde
Der geheimnisvollen Kunde,
Die aus euren Trümmern spricht,

Und versenkte mich in's Schauen
Jener Welt voll Lust und Grauen.
Horch — vielstimm'ger Glockenklang
Übertönt den Vogelsang:
Verbum caro factum est.

Deine Saat in heiligen Worten
Sprosset hier und allerorten,
Trotzte blinder Heiden Wut,
Dürstend nach der Christen Blut,
Das dort drüben oft geflossen.

Doch nicht lange währt ihr Trauern,
Dicht bei diesen blut'gen Mauern
Wölbt sich des Triumphes Bogen,
Durch den siegreich eingezogen,
Der in Deinem Zeichen kämpfte.

Säulen, Bogen ihr und Trümmer,
Warum prangt ihr hier noch immer?
Als Triumph der Christenheit,
Bleibt ihr schön in Ewigkeit!





Eine Tiroler Bauernkomödie.

Herausgegeben von phil. Oswald Menghin.

(Schluß.)[1]

Actus 3.

Pallas, Honestas, Concordia.

Pallas — khombt herbei vnd thiet mir sagen
wie es zuegegangen sey
hat woll niemand was zu Clagen
das was vnrechts war darbey
Ist als ehrbar auch gewësen
war darbei die ehrbarkheit
auch der Friden außerlesen
wan[2]) es also mich erfreit.

Honestas — Thue in warheit dir bekhenen,
große Göttin glaube mir
Ich kan alles Erbar nenen
also war es fir vnd fir
nichts vnehrbars ließ sich blickhen
hab wohl aufgmërckht Jederzeit
wan als wie es sich thuet schickhen
das es mich hat selbst Erfreit.

Concordia — Ich thue auch iezt dir andeiten
öffentlich die wahrheit frey
aller vnfrid war bey seiten
alles fridlich war darbey
ob sie sich schon lustig machen
ist doch alle Einigkheit
vnd also bei disen sachen
waren all Zufriedenheit.

Pallas — wan es also zue ist gangen
wie ihr mir gezeiget an
alles Erbar angefangen
bis ich billich loben khan
vnd sich fridlich aufgefiehret
vnd als recht war mit ein wort,
welches dan ihr spihl recht zieret
sollen also fahren fort.

Actus 3. Scena 1.

Gory, Greetl.

Gory — Daß ich Kinig worden ßeye
sey hiemit dir angesiegt.

Greetl — Mainst dan nit das es mich freye,
bin darmit gannz wohl Vergniegt
wie so I bill den haißen.

Gory — Gnediger Herr schatz.

Greetl — Ja Gulä[3]) des werd än furmb habn Gnediger Herr schatz, das Vergiss
I woll hundertmahl.

Gory — zu prächten[4]) mit gemainen Leithen
ich hiemit dir auch Verbiet,
das sag ich dir fein bei Zeiten
mein offensive Verhiet.

Greetl — Was ist des offensive ein Eiferſucht.

Gory — Muesst wissen das sich nit mehr zimbt
zu Rëdn mit Jeden schnapper
das man dir dein Despect nit nimbt

---

[1]) Vgl. „Kultur" IX, 1. Heft, S. 101, und 2. Heft, S. 238.
[2]) weil. [3]) Narr (Schöpf 222). [4]) sprechen, schwätzen (Schöpf 52, Schmeller I. 345).

I sag dirs sey khain Plapper
wan du solst iber d' gassen gien
(merckhs wohl vnd alßbald wisse)
thue bei den Leiten nit lang Stien
das haimb gehn nit Vergisse
Zum andern bist du iezt ein Frau
vnd Kinigin darneben
sey du nit mehr die alte Sau
die arbeit muest begeben
lass du die sackhen,[1]) sackhen sein
Rier nit mehr an die gspuelä[2])
die Diern trag die gspuel hinein
die oxen bßech[3]) der Velä,
thue nit mehr in Henen khait[4])
deine hend vmb wielen[5])
laß das mensch[6]) fein sauber vnd gnait[7])
die milch schifflen spielen.
Morgn khomben in garten
die Herrn zu Karten[8])
auf einen Letizl[9])
schaug gschwind vmb ein Kizl[10])
Richt etwas darzue.
Greeil — wan dan in der fruhe.
Gorg — Nä auf die Marend.
Greil — däs di sakrament
was geht auf souil Leit.
Gorg — Mach du dich bereit
ich alß Kinig dirs beuilch.
Greil — I gib ihnen halt ein abgrämte[11]) milch
darzue Käß und Brait,
dan leidens khein nait.
Gorg — hin firan thue du mir alzeit
ein seiberers Gwäntl anlegen
den Henen außbuzen lass du mir vnkheit[12])
thue besser dein glegenheit pflegen.
Greil — Wie soll I mi dan Kleiden.
Gorg — In samet vnd zeiden
auf den Kopf ein Glory.[13])
Greil — Gulä Gori,
da werd I dir än tschaupen[14]) tragen
was wurd die burgermaisterin sagen
Gorg — Waß geht di dießelbe an
muest auf des nit denckhen.
Greil — wahr ists was geht si mi an
si thuet mir nichts schenckhen.
Gorg — dein gßicht ist auch zu blaich
sichst aus wie ein frosch laich,
oder wie ein gspibne gersten[15])
du muesst dir di wangen anfärben,
mit spänischen anstrich Tornesol[16]) genant.
Greil — Ja zelm wur I woll ä schiens Gßicht bekhemen,
wen I solt ä schuech sol nemen
I khan woll ä bluet aufheben
vnd an die Wangen Kleben.
Gorg — sodan muest auch lehrnen franzeßisch tanzen
Greil — Wie thuet man dan franzeßisch tanzen.
Gorg — Die armb außnander alß woltst du di Ranzen[17]),
du muest auch silberne geheng
an die ayrn lassen sechen.
Greil — O da war I ä Närrin, wolt mir ä weil
lassn die ayrn derstechen.
Gorg — Diß alles mues ein Kinigin thuen
wilst du nit Kinigin sein so schaug
I mier vmb ein andere.
Greil — sche[18]) sel[19]) mag I ä nit, das
ein andere die Ehr vnd den Nuzen soll haben,

---

[1]) Schweine. [2]) Spülicht, Schweinefutter. [3]) besehe, warte. [4]) Kot. [5]) wühlen. [6]) das Mensch, weibliche Dienstperson. [7]) nötig, schnell, genau (Schöpf 474, Schmeller I. 1773). [8]) Karten spielen. [9]) Ergötzung durch Essen, Trinken und Tanzen (Schmeller I. 1533.) [10]) Zicklein. [11]) abgerahmte. [12]) ungeschoren, in Ruhe (vgl. A. II. Sc. 6.). [13]) einen Glorienschein. [14]) Frauenhut (Schöpf 765), wenn nicht der Frauenrock, der im Etschtal tschoapn genannt wird, gemeint ist (Schmeller II. 354). [15]) „Bloach wie a gschpiebene Gerscht", eine in Tirol allgemein übliche Redensart. [16]) Sonnenblume (ital. tornasole), dann auch Lackmus, Färbestoff, der aus Flechten gewonnen wird. [17]) sich dehnen (Schöpf 535, Schmeller II. 127). [18]) wohl verschrieben für „se", (vgl. A. I. Sc. 6) vielleicht aber schear, Geliebter (Schmeller II. 453). [19]) selbes (Schöpf 668, Schmeller II. 263).

I will Ehnder diß alles gien tragen,
Ists den nit schier gar hast no was zusagen.

Gory — I het dir schon no mehrer
zubefelchen hab aber nit zeit,
man hat schon die Crönung zuebereit,
Komb vnterdessen nur disen nach,
was ich dir beuolchen hab.

Grell — wie werd I do Verzeich mirs Gott
sosst in mein grindt[1]) derkhalten[2])
deß sein woll mehr als 10: gebott.
khänt I dieselb recht halten,
Gott thue I zwahr wol erkhenen,
aber gar offt eitel nenen
die Feyrtag zwahr in d'Kirchen geh,
ein heilig Meſſ zu hören
woll lenger no auf d'gassen steh
alß Gott in d'Kirch Verehren,
mi dunckhts nit schien mi dunckhts nit sein
all tag Communicieren
I mecht woll khain betschwester sein
die Beichuätter exercieren
es ist ein pure Gleißnerey
sie thien å gosch[3]) aufreißen
alß woltens Inßern Herrn gley
die Zeech vnd Füeß abbeißen
sie schnappen zue mit Ihrer Khuy[4])
den ganzen Tag thiens beten
war besser wans a rechte Ruy[5])
vnd Laid in Herzen helten.
I sag zwahr woll Von andern Vill
bin selber Voller massen
wär feiner auch ich schwige Still
mich selbst züch bei der Naßen,
iezt solt i nest[6]) zum Kaufman gien
waiß nit die halben Posten
das gott was werden die Claider gstien[7])
was wird die seiden Kosten
Die Kaufleit sein so bitter theuir
sie haben gar khein Boden
was hab I nur fir gelt werch huir[8])
gebraucht zu disen Loden,
vnd Inßer ains Verstehts halt nit
das ist der ergste Tadl,
mit aller sach seins theuir darmit
vnd seis auch nur ein Nadl.
Ja Gret du muest wol eyer gien
laß dirs nur lei belieben
Vill gschäfften auf di warten thien
die lassen sich nit schieben.

Actus 3. Scena 2.

Confirmation.

Jaggl, Gori, Bastl, Fridl, Gall, Liendl, Veit, Raths diener.

Jaggl — Nu Ihr Herrn Bleibts darbei,
waß wür gester bschlossen
das der Gory Kinig sey
hats Ja khain Verdrossen.

Gory — I bins nit I mags nit sein
ein andern thiets erwellen
I khan mi gar nit schickhen drein
I khan mi nit recht gstellen.

Bast — Ist ihm nit ernst gläbts den Bast.
Die Demueth will Er zeigen
Von mir die Stimb heint wider hast
thue du nur ley grad schweigen.

Fridl — er ist erwelt waß brauchts lang Vill,
Ich thue ihm Confirmieren
muest Kinig sein vnd sei nur Still,
du thätst dirs selbst derrieren

Gall — Das gsäg ist schon ganz in der Statt
den Keißer thue betrachten

[1]) Kopf (Schöpf 214, Schmeller I. 1003). [2]) behalten (Schöpf 239, Schmeller, I. 1099). [3]) Mund (Schöpf 200, Schmeller I. 952). [4]) Gebiß, Kiefer (Schöpf 351). [5]) Reue (Schöpf 509, Schmeller II. 2). [6]) wohl verschrieben für „negst", nächst. [7]) „dös Gwand gsteaht ('steht) auf a groaßes Geld" tirolische Redensart für „kostet ein großes Geld". [8]) heuer.

er maint du thätst ihm seine Gnad
im hegsten Grad Verachten,
Liendl — was sagts lang Vil Verzeich mirs Gott
ists do schon lengsten gschriben
es wär den ganzen orth ein spott
wans no wurd hintertriben.
Veit — Bild dir nur lei nichts anders ein
alß Kinig zuuerbleiben
gib dich nur fein geduldig drein
thue vns khain Naaß vmbreiben.
Jaggl — Rats diener.
Rats d. — Waß.
Jaggl — Grober Besti da khumb her
geh lauf gschwind zum schneider
vnd Von ihme flux begehr
alle Kinigs Kleider.
Rats d. — Ich bin zwahr berait. allein
thuet mir diß einfallen
wie ists mit dem macher Lain [1])
welts ihms gleich bezahlen
Goll — Waß geht di dasselbig an
lass den schneider sorgen
des ist sist [2]) ä dunders man [3])
schneider wird schon Porgen.
Bastl — wan er nit sofl [4]) Kinder hät
thät I orlä hezen.
das man Von sein Dienst ihm thät
alsobald absezen.
Fridl — Vmb den Dienst wär ä khain Gräb
ist ein armer Heiter. [5])
Veit — Gieng er nu grad auß den Stäb
vnd Versäch sich weiter
wurd man sechen wieuill gschwind
vmb des ambt wurdn Renen
das er ist ein pures Kind
khan mans Ihm ankhenen.
Gall — Mit Ihm ist es schon als vmbßist [6])
Er macht ä ding so häfftig [7])
vnd dechter nichts darhinter ist
er ist lei sunst so gschäfftig.
Liendl — Er ist sonst schon ein gueter Christ
er ist halt zimblä fahret [8])
Er ist halt (das khain wunder ist)
Hunts Jung vnd Kälbl Narret [9]).
Jaggl — Zwui [10]) mueß es aber g'heirat sein
bey sellän Jungen Leithen
ein spott ists das sie also khlein
vnd Jung in Ehestand schreiten.
Gory — Von der Mäterj schweigt nur Still
wür hätten lang zu Brächten
weill heint auch ist all Eirer will
alß wies ist gweßn nächten [11])
so gib ich mich auch willig drein
mein will mues Confirmieren
wan Gory dan mueß Kinig seiu
so thiets mi absolvieren.

Actus 3. Scena 3.

Erönung.

Komen alle Jaggl, Gory, Liendl, Bastl, Fridl, Gall, Veith.

Jaggl — Allo ihr Herren iezt ist zeit
das man einmahl zur Erönung schreit
Ich resignier nun meinen Thron
eich Kinig Steht es besser an
der Kinig in die mit thuet g'hern.
Gory — So sich I woll es hilfft khein Rern
weil I mit Gwalt mues Kinig ßein
so sez I mi in d' mit herein.
Liendl — Gebts Ihm z'ersten den degen
thiets ihm s wehrgheng anlegen.

[1]) Lohn fürs Machen. [2]) sonst. [3]) Donnersmann (Verstärkung). [4]) soviel. [5]) Schlucker (Schmeller I. 1188). [6]) umsonst. [7]) eifrig, ungestüm (Schöpf 230, Schmeller I. 1066). [8]) hochfahrend (Schöpf 120). [9]) Eine ähnliche Zusammenstellung ist heute noch gebräuchlich: kitzldumm und kalblnarret. [10]) wozu. [11]) gestern.

Jaggl — Man wird gwis d'Ross bein Arsch auf zämen
des miesſten wür vns alle ſchämen,
ſo ſchreiten wür dan iezt zur ſach
der Crönung ich den anfang mach,
das iſt gwis von ein Lew ein Balg
mit dieſen dan bedeckh dein ſchalckh.

Bastl — ein Kinig wan er ſitzt in Thron
mues haben auf ſein Kopf ein Chron
Zur Cron winſch ich ein langes Leben
das wöll eich vnßer Herrgott geben.

Friedl — ain Halßband ſamt den Edlgſtain
ſchenckht eich der Fridl auch allain.

Gall — ein Rockh ein Kinig tragen ſolt,
Von Silber vnd dergleichen gold.

Hiendl — Da hat der Kinig auch ain Kolbm[1])
der taugt nit grad fir ieden Tolbm[2])

Veith — Gory thiets auch dißen Degen
an der ſeiten hibſch anlegen.

Jaggl — Den Bſchluſſ mues noch der Mantl machen
der gibt der ſuppen recht den gſchmachen[3])
nun iſt der Kinig außſtaſiert
mit Kiniglicher Zierde
ſein wirdigkheit Consideriert
Zu Gmiet ein Jeder fiehre,
Eür wirdigkhait dan auch begehrt,
Eür Mayeſtet zuſagen
mit diſen Titl werden g'ehrt,
die Cron vnd Scepter tragen,
hingegen aber ärſchling denckht
wer ihr zuuor ſeit gweßen
das wür eich haben alſo bſchenckht,
Zum Kinig außerleßen.

Gory — J bin woll ſelber ſoſt gſcheid
es derfft mi nit zu mahnen
die Kinigliche wirdigkheit
will J eich ſchon belohnen,
Jedoch das gley nit gſchechen khan
mues mich zuuor bedenckhen
mues machen Vor reflexion
wie ich eich mueß beſchenckhen.

Actus 3. Scena 4.

Ratsdiener, Gory, Cramer, Fridl.

Rats d. — Jhr Kinigliche Majeſtet,
halt gar ä graiße bitt J het
thien ſi mi doch erhörn
vmb einen beſſern Dienſt J bitt
khan weib vnd Kinder ainmahl nit
hinfiran mehr ernehrn.

Gory — Du ſolſt halt nit än Pfiferling[4])
du biſt mir ganz zu wider
Jedoch ſey du mein Kämerling
weil du Vor mir falſt nider.

Cramer — O Giniglicher Err
das Vnßfut[5]) ding iſt ſchwer
das Puggl[6]) thuet ſy weh
mein Seel dertrag nit mehr[7]).

Gory — Nu da khanſt di fein beclagen
mainſt J ſoll dein Kramä[8]) tragen.

Cramer — Nit ä ſo, nit ä ſo ickh ſi main
geb ſi mir Dienſt vnd zu Lain
will Er ä Errn dien
gläb ſi mer geld Verdien
bin ickh do gerl friß auf[9])
an grader Füeß Vrtig gan lauf.

Gory — khei[10]) du di nur khein Preeßl[11]) drumb
du taugſt mir fir ein Narrn
mueß J do habn än Medicum
du haſt Vihl Guete wahrn
Geh nur zum ſchneider frimb[12]) dran
wie du es ſelbſt wilſt habn.

---

[1]) Kolben (Schöpf 332, Schmeller I. 1239), d. h. wohl das Szepter. [2]) dummer Kerl (Schmeller I. 505, 1393 leitet das Wort von mhd. twalm, ahd. tualm, Qualm, ab, die volkstümliche Etymologie bringt es mit dem kleinen Fische „Dolm“ zuſammen). [3]) Geſchmack. [4]) Eierſchwamm, dann ein nichtiges Ding wie der Eierſchwamm (Schöpf 497, Schmeller I. 433). [5]) Hundsfot. [6]) Buckel, Rücken. [7]) meiner Seel'! ich ertrag' es nicht mehr. [8]) Kram. [9]) bin ich doch ein Kerl friß auf, d. bin ich doch einer, der alles auffrißt, dem nichts zu ſchwer iſt. [10]) kümmere. [11]) Bröſel, Bißchen. [12]) beſtellen (Schöpf 157, Schmeller I. 819).

Cramer — O wer J si ä Steifes[1]) man
wan J nuis glaid werd abn[2])
at[3]) si dës Vill lëgger[4]) schan
frisst si den di schabn
O gaßo bin si wohl fro,
bin J si glegen offt auf Stro
bei der Baurn auf Nacht[5])
gaßo zu winters seit[6])
an J Vill Vnger[7]) gleit[8])
bin si schier ganz Verschmacht
Ist er groß gëlt[9]) gewësst
an si gain greißer glesst[10])
mein Err ist si wahr
an si glitt graißer Noth
ganß Tag kain Prëggl[11]) brodt
trincht an ä nit a ar[12])
was J an glitt fir noth
waiß woll das liebe gott
Einsti gwesst dëcht zu frid,
weill bin gedultig gwesst
mi ies[13]) mein Err gott tresst[14])
sein gnad vnd ilf[15]) thaillt mit
gaßo irs bin ä Err
ies will nit tragen mehr
sag J mein Err gott Danckh
die Endt[16]) aufrëggen[17]) will
schenckh si der gnaden vill
wan nur mein Err nit granckh
Waß er Versprochen an
werd si ä alten[18]) dan
an si gain Zweifl
wan si Eir Mayestët
gaßo nit alten thët
bschiss si das Deifl,
mein gott wie offt geschicht[19])
das groß Err Vill Verspricht
vnd wenig alten thuet,
sein Errn arger fix[20]),
das Baur zalt ä gar nix
ist sie der ding nit guet
adio signori Patroni
will gehn schneiderin grießen.

Gory — Der taugt mir trefflich woll zu Hof
hats hintert ohren Steckhen
noch mehrer Gspäss Von ihm Verhof
es Steckht was vnter der Deckhen
wan etwas fählt in meinen Sin
man khan nit alzeit lachen
so wan J melancholisch bin
khan er mi frölich machen.

Fridl — Eur Vëst[21]) J bitt vmb audienz
hab was in g'haimb zu Rëden.

Gory — Macht alle Vor mir Reverenz
vnd thiet zugleich abtrëten.

Actus 3. Scena 5.

Gory, Fridl, Raths diener.

Gory — Waß ist dan eür Petition
Eur will vnd eür begehrn
Ihr seit mir schon ein lieber man
Drumb will ich eich anhërn.

Fridl — Mein lieber Kinig bitte dich
thue du mirs nur Verzeichen
das alt Vertrauen sueche ich
J khan daruon nit weichen.
Eür Gnaden khunts dan miglich sein
das ichs khänt anderst machen
khan anderst mi nit schickhen drein
J bleib bein alten sachen
schau brueder wan ä soltest mich
frey Exemplarisch Straffen
khunt dëchter J nit Jerzen[22]) dich
J thät mi do Vergaffen
Herr brueder wan du ä so gar
die ayrn mir solst Stuzen
so miesst J dëchter dich firwahr

---

1) steif, fest, tüchtig. 2) haben. 3) hat. 4) Löcher. 5) Nacht. 6) Zeit. 7) Hunger. 8) gelitten. 9) Kälte. 10) habe keinen Kreuzer gelöst. 11) Bröcklein. 12) getrunken habe ich auch nicht ein Haar. 13) jetzt. 14) tröstet. 15) Hilfe. 16) Hände. 17) aufrecken, aufheben. 18) halten. 19) geschieht. 20) die Herren sind arge Füchse. 21) „Ehmals ein Ehren-Prädikat, wie jetzt wohlgeborn, woledelgeborn u. dgl. als Substantiv und Adjectiv gebraucht" (Schmeller I, 774). 22) ihrzen „Ihr" sagen.

aus Purn Vertrauen duzen
schau brueder Narr was wilst du
thien
J bin ein alter Grotten [1])
Das J di duz ist zwahr nit schien
J schickh dir z'lain [2]) än Tschotten [3])
Herr brueder so J bit di schain
thue du nit Vill drauß machen
dan weill wier ieztum sein allain
so laß es halt iezt Krachen
J bit di schau thue do die Gnad
den Fridl nit Versagen
wie haisst man di Eir Mayestat
das khänt J gar nit sagen.

Gorg — Eh ich ein Resolution
gib auf dein Grobs begehren
muesst wissen das ich ieztund khan
dir andre mores lehren
ein Wandersman wan er in Wald
ein wetter sicht Von feren
wird er den Mantel alsobald
gläb nach den wetter kheren
die Sunn in Sumer hëcher Steigt
Jhr Strallen hëcher fiehret
Je hëchers Steigt ie mehrs erzeigt
ie mehrs effectuieret
Verstehst du woll was ich dir sag
was ich dir will Probieren
wans nit Verstehst nur weiter frag
will dirs schon explicieren.

Fridl — Mit mein Verstand J nit
erraich
auf was du dich hast bßunen
däs heilig Creiz der Narr ist haich
Vergleicht sich gar der Sunen
secht wie sich gschwind der Mensch
Verkhert
ist halt ä Baür ä gweßen
er Rëdt alß wär er schrifft gelehrt
vnd khan khain Buechstabn leßen
wilst oben aus so Pufft du an
dein Sin schon fliegt vnd tanzet
du hast zwahr schiene Klaider an
ist nit als Gold was glanzet
mit wäxnen Fliglen flieg hinauf
wie Icarus ist gflogen
dein Hoffart ist zu schnell in Lauf
Von Hochmuet wirst betrogen
meinthalben magst du nach Gebihr
Verbleiben bei der Sunen
wan nur mein lieber Herr gott mir
den himel thuet Vergunen.
J bit di gar schien brueder mein
thue dich nit Jbernemben,
die haichn Geister spërre ein
vnd thue sie bësser zehmen
es ist mir gnuegsam ia bekhant
das wirdigkheit vnd Ehren
des menschen sitten vnd Verstand
Verändern vnd Verkheren

Gorg — Die Lehr hët ich in Ebigkheit
Von dir niemahl erwartet,
so machs nur wie Vor alter Zeit
als wür mitnander Kartet
laß aber das man mir khein schandt
dessthalben khan zuemëssen
sag du wür sein sonnst ä Verwandt
will deiner nit Vergëssen. leitet
Jezt Kämerling Ruef all zu sam
thue du dich nit Verweillen
so will ich dan in Gottes nahm
die ämbter giehn [4]) außtheillen.

Rais d. — Jhr Herrn vnd Frauen
gehts außi da.

Gorg — Du flëgl khansts nit in der
Still einen ieden ansagen.

Rais d. — Da het Jwol ä weill zu-
thien
wan J vmb ein ieden soll bßun-
der giehn
gehts fein waidlä wens wëlt dienst
erlangen
thiets nit ä weill vmb der Prece-
denz prangen.

[1]) zweirädiger Wagen (Schöpf 208, Schmeller I. 385). [2]) als Lohn, Entschädigung, Gegengabe. [3]) Topfen (Schöpf 769, Schmeller II. 486). [4]) in der oft vorkommenden Bedeutung „anfangen".

Actus 3. Scena 6.

Gory, Liendl, Veit, Fridl, Cramer.

Gory — Vnter allen Vntugenden dißer weld, gedunckht mich nichts abschenlichers zu sein, alß die vndanckhbarkheit, damit ich dan dißes Lasters nit theilhafftig werde, bin ich gedacht in geliebter Kirze die mir wohl meritiert: Erwißne Wirdigkheit, in Erwellung eines Kinigs mit andern gnaden zu compensieren, vnd zu erßezen, dahero dan einen Jed wederen hofentlich nach seinen Contento ein Stell offeriere, alß nemblichen
der Herr Burgermaister Jaggl, der soll mein Hof Prosident sein,
der Gall obrist Stallmaister
der Bast obrist Jägermaister
der Liendl obrist Wachtmaister.

Liendl — Wachtmaister mag I nit sein, I thue lieber schlaffen.

Gory — Du narr du hast nur yber die wacht zu schafen.

Liendl — Dës wär ä anders Kohrn, sonst hät man mi woll ab der wacht Verlohrn.

Gory — Veit, du solst refrendari ßein.

Veit — was ist dan sell, ëpper ä schërgen ämbtl.

Gory — Waß mir zu wissen gebihrt, muest du mir zuetragen.

Veith — Nacher hät I Von mein weib woll an Mehristen zusagen.

Gory — Dir Fridl thue ich dißen Gnad Verhof du seyst zu friden
du solst iezt sein mein 'Ghaimber Rath
Du muest die Händl schmiden,
Herr Stattschreiber der Herr sey Hof Canzler Wälscher Häfftlmacher[1])
du mein leib medicus, vnd so offt ichs befilch mein Hof Narr. Der Raths diener sey mein Camerdiener,
Dein Frau soll der Kinigin negste aufwarterin ßein.

Fridl — sel mëchti selbsten zum liebsten sein.

Gory — Nu Ihr Herrn ßeits alle zu friden.

Alle — wür sein alle zu friden, vnd bedanckhen vns gar schien.

Gory — Wans alle zu friden seit. so thiet mir das anloben Erstaten.

Alle — Fiat, fiat.

Gory — Weill dan Jeder Vergniegt ist, mit sein Von mir anerbotnen ambt, so khombts in mein Garten auf ain khlainen schlampp.[2])

Cramer — Der ein sagglts[3]) glaid an hat, ist ä ä schlampp.

Gory — Ich Versteh ein Mayen Butter.[4])

Cramer — Butter Stinckht er si gar schiech[5]).

Gory — Du sau Magen I man[6]) nit Purgiern,
den man von der Milch thuet abriern.

Alle — So wëllen wür alle Gratuliern das Eür Vëst thuen lang Regiern.

Epilogus.

1.

Nun ein Jeder hat gesechen
Vnßer Königliche wahl
das sie sey guet meinend gschechen
ob sie zwahr nit Jeden gfall
wühr thuen vns accommodieren
Regulieren nach der Zeit
lass sich niemand Distgustieren
man wür etwan gfellet weit.

---

[1]) Haftelmacher, Spottwort (Schöpf 230, Schmeller I. 1064). [2]) Gasterei, comessatio (Schmeller II. 523). [3]) zaggelt, zerlumpt. [4]) Maibutter, halbgeschlagener Rahm (Schöpf 412). [5]) häßlich (Schöpf 604, Schmeller II. 389). [6]) meine.

2.

In den Frieling thuet man ßehen
drĕschen auch zu winters Zeit,
In den July thuet man mehen
Rohren in August man schneidt
dißer weint vnd der thuet lachen
alles Richt sich nach der Zeit
Frölich in der Faßnacht machen
Ist des Gmiets Ergĕzlichkeit.

3.

Anstatt aller ich dan allen
schuldigisten Danckh Ertheill
das sye seyen vns zu gfallen
gwesen hier so lange weill
lasst den Himel eich bezahlen
die Von vns gemachte schuld,
Ich bitt noch wie alzumahlen
Vns gewogen bleibt mit Huld.

Die Titel der Komödie, die am Anfang irrtümlicher Weise fortgelassen sind, lauten:

(S. I)

E*I*nfä*L*t*I*ge
*V*orze*I*g*V*nng
*D*er Crön*V*ng e*I*nes Kö-
n*I*gs. Be*I* *S*. *M*art*I*n *I*n
Passe*IJ*er *V*orgestë*LL*et
*
N*V*n e*I*n Cron *D*e*M* Ba*V*r th*V*et z*I*eren
so*L*Ches *I*ezto e*X*h*I*b*I*eren.
1780.

(S. II)

In schuelhaus gehalten worden.
1780.

(S. III)

In Schuelhaus bei sanct Martin in
Passeyr zur faßnacht zeit gehalten worden.
1780.

(S. IV)

E*I*nfäl*L*t*I*ges sp*I*h*L*
*V*on
SCh*V*e*L*-K*I*nDeren
Be*I* *S*. *M*art*I*n *I*n
Paße*I*r e*X*h*I*b*I*ert.

(S. V wie S. I.)

Zitierte Werke: A/tz und Schatz, Der deutsche Anteil des Bistums Trient, IV. Band Das Dekanat Lana und Meran. 2. Aufl. Bozen, Auer und Wohlgemut, 1907. — Heyl, Tiroler Volkssagen, Brixen, Preßvereinsbuchhandlung, 1897. — Schöpf, Tirolisches Idiotikon, Innsbruck, Wagner, 1866. — Sikora, Zur Geschichte der Volksschauspiele in Tirol. Ferdinandums Ztschft. Innsbruck, Wagner, 1906. — Schmeller-Fromann, Bayerisches Wörterbuch. Zweite, ver:, mehrte Ausgabe. München, Oldenbourg, 1872. — Wieser, Geschichte des k. k. Gymnasiums der Benediktiner von Marienberg in Meran. Meraner Gymnasialprogramm, 1904. — Zingerle Sitten 2c. des Tiroler Volkes, 2. Aufl. Innsbruck, Wagner, 1871.



Umschau.

Wie ein modernes Konversations-Lexikon entsteht. — Nach fast zwölfjähriger sorgfältiger Arbeit, die zuweilen durch unerwartet eintretende Schwierigkeiten als kaum zu bewältigen erscheinen wollte, ist vor wenigen Monaten **Herders Konversations-Lexikon***) vollendet worden. Es ist hier nicht der Ort, über die längst anerkannte Unentbehrlichkeit eines derartigen Nachschlagewerkes im allgemeinen oder die Vorzüge des in Rede stehenden im besonderen zu sprechen; schon seit dem Erscheinen des ersten Bandes des neuen „Herder" — der dem Titel nach die dritte Auflage des 1853—57 erschienenen Herderschen Konversations-Lexikons, im Grunde aber ein vollständig neues, allen heutigen Anforderungen entsprechendes Werk ist — steht es fest, daß damit einem tiefempfundenen Bedürfnis und einem oft geäußerten Wunsche der deutschen Katholiken entsprochen wird, und jeder folgende Band hat stets von neuem dargetan, daß wir es hier mit einem Werke zu tun haben das trotz seines mittleren Umfanges und verhältnismäßig niederen Preises an Reichhaltigkeit, Genauigkeit und Zuverlässigkeit des Inhaltes ebenso wie in der Ausstattung nicht hinter seinen Konkurrenten zurücksteht, ja diese sogar oft übertrifft. Nicht darum handelt es sich also, das Lob des jüngsten Konversations-Lexikons zu singen; es soll hier nur in Kürze dargelegt werden, welche Unsumme von Mühe und Arbeit, geistiger wie körperlicher, welcher Aufwand von Kraft und Geldmitteln notwendig war, um ein solches Unternehmen so musterhaft zu Ende zu führen, wie das hier der Fall ist.

Die Hälfte der Zeit, welche die Herstellung von Herders Konversations-Lexikon erforderte, war den Vorarbeiten gewidmet: dem Exzerpieren unzähliger Zeitschriften und Fachwerke; der Zusammenstellung des Nomenklators, der zuerst von der Redaktion selbst, dann von auswärtigen Fachgelehrten gesichtet und schließlich nochmals von der Redaktion nach bestimmten Grundsätzen durchgearbeitet wurde; der Auswahl der verschiedenen Schriftgrade; der Feststellung eines jeden im Verlaufe der Arbeit voraussichtlich notwendigen Akzentbuchstaben — über 800 solcher Typen sind eigens geschnitten worden —; der Umfangsbestimmung für jeden einzelnen Artikel, damit der zur Verfügung stehende Raum nicht überschritten werde; der Ausarbeitung der Regeln für das Alphabet (Umlaute, Reihenfolge von deutschen und fremden, groß- und kleingeschriebenen Wörtern), für die Bezeichnung von Aussprache, Betonung und Geschlecht, für die Abkürzungen und Verweise, für die ein sehr einfaches und übersichtliches System gefunden wurde; die aufgestellten Regeln mußten auf ihren praktischen Wert durch zahlreiche Druckproben untersucht werden; dann galt es, den

*) Herders Konversations-Lexikon. 3. Auflage. Reich illustriert durch Textabbildungen, Tafeln und Karten. 8 Bände. Lex.-8° (LXIV S. und 14.454 Spalten Text, 73 Karten, 189 Tafeln und 132 Textbeilagen mit 6540 Abbildungen.) Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. Geb. Mk. 100.—.



Rahmen für die Textillustrationen, die Bildertafeln und Karten, die durchwegs neu angefertigt sind, zu bestimmen und die richtigen Wege für einen geregelten, schnellen und sicheren Geschäftsbetrieb zu finden. Zu all diesen Vorarbeiten, die notwendig waren, wenn man auf einen ununterbrochenen Fortgang der Drucklegung rechnen wollte, kam die Korrespondenz mit den Mitarbeitern, von deren Umfang sich der Fernerstehende kaum eine Vorstellung machen kann und deren Bewältigung gar nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht für öfters wiederkehrende Dinge gedruckte Formulare hätten verwendet werden können. So entstanden im Laufe der Zeit 120 Formulare für die Korrespondenz und 60 für den übrigen Betrieb, wovon das vorgedruckte Blatt, das der Verlag den Mitarbeitern zur Niederschrift der Artikel zur Verfügung stellte, in zirka einer halben Million Exemplaren verbraucht worden ist. Trotz all dieser Behelfe blieb noch genug zu korrespondieren übrig und Redaktion wie Mitarbeiter mußten sich hierbei — um unnütze Zeitverschwendung zu vermeiden — der größten Kürze und Sachlichkeit bedienen, wie die auf den Verlagsbriefbogen vorgedruckte Notiz beweist: „Im Interesse schneller Arbeit wolle man die Weglassung aller Förmlichkeiten freundlich entschuldigen." In besonders dringenden Fällen flogen außerdem zahlreiche Telegramme zwischen der Redaktion und den auswärtigen Mitarbeitern oder verschiedenen Auskunftsstellen hin und her, und die Unsummen, die für Brief- und Telegrammporto ausgegeben werden mußten, lassen sich nur im Hinblick auf das bestimmt vorgeschriebene Ziel verantworten, zu dessen Erreichung jedes zweckdienliche und zulässige, wenn auch noch so kostspielige Mittel gerade recht war.

Sobald alle Vorarbeiten erledigt waren, wurde mit der Drucklegung begonnen, die von einem ganzen Redaktionsstabe überwacht wurde: außer dem Hauptredakteur und zwölf Fachredakteuren, die mit der Verarbeitung des Materials und dem Herrichten der eingelaufenen Manuskripte betraut waren, arbeiteten in der Redaktion elf Hilfskräfte, deren Aufgabe es u. a. war, für die Berücksichtigung der zahllosen Vor- und Rückverweisungen zu sorgen sowie jeden Buchtitel und jedes Erscheinungsjahr nachzuprüfen. Außerdem waren einige Herren des Verlages ausschließlich von der technisch-geschäftlichen Leitung des Lexikons in Anspruch genommen. In der Druckerei waren beständig 12—14, gegen den Schluß hin sogar 18—20 Setzer für das Werk tätig, wobei regelmäßig 4—6 Druckerpressen in Aktion standen. Kein geringerer Anteil an der Arbeit fiel auf die Buchbinderei des Herderschen Verlages: durchschnittlich die Hälfte des zirka 180 Köpfe zählenden Personals war allein für den Lexikoneinband beschäftigt.

Die Zahl der ständigen auswärtigen Mitarbeiter betrug reichlich 500; dazu kamen Tausende von gelegentlichen Mitarbeitern — Ortsbehörden, Gesandtschaften, Konsulate, Missionsgesellschaften, Vereine 2c. —, die um Auskunft gebeten werden mußten, denn der Verlag hatte es sich zur Regel gemacht, sich auch aus dem Auslande die neuesten und zuverlässigsten Angaben womöglich von erster Quelle zu verschaffen. Von der Genauigkeit der Daten, die eine Folge dieses Verfahrens ist, kann sich jeder Benützer des Lexikons schon durch wenige Stichproben überzeugen.

Um die Exaktheit der Setzarbeit nach Möglichkeit zu verbürgen, wurde der einzelne Bogen auf dem Wege, den er von der Hand des Setzers durch Korrekturstube, Redaktion, Stereotypie bis zum Einheben in die Druckerpresse zu machen hatte, 14mal gelesen, verglichen und korrigiert, und zwar 6mal in der Druckerei und 8mal in der Redaktion; außerdem aber wurde jeder Bogen in rund 60 Abzügen an die wichtigsten Mitarbeiter zur Revision versandt, so daß die meisten Artikel des Lexikons

von zirka 150 Augen kritisch geprüft worden sind, bevor sie dem Werke endgültig einverleibt wurden.

Bei aller Arbeit mußte naturgemäß auch mit mancherlei unvorhergesehenen Störungen — Krankheits- und Todesfällen, Verkehrshindernissen, Mißverständnissen und anderem — gerechnet werden, auch beanspruchten einzelne Artikel ganz besondere Mühe und großen Zeitaufwand. So waren z. B. für die Zusammenstellung der Tafel und der Textbeilage „Schrift" erforderlich: zwei persönliche Besuche des auswärtigen Mitarbeiters in Freiburg i. Br., die Reise eines Geschäftsvertreters der Verlagshandlung ins Ausland, 18 Zeichnungen und 50 photographische Aufnahmen (jede Probe ist einem andern Schriftdenkmal entnommen), der Austausch von 63 Briefen, 50 Postkarten und 11 Telegrammen zwischen der Verlagshandlung, den Mitarbeitern und den Reproduktionsanstalten. Dafür weist der betreffende Artikel aber auch eine Vollkommenheit auf, die bisher in keinem Nachschlagewerke erreicht wurde.

Die vielseitige Arbeit der auswärtigen und häuslichen Kräfte hätte nicht völlig ausgereicht, wenn nicht für alle Faktoren und für jeden Tag genau das ihnen zufallende Pensum voraus berechnet und die tatsächliche Leistung täglich kontrolliert worden wäre. Bevor ein Band in Angriff genommen wurde, war längst schon ein „Fahrplan" aufgestellt und in jedem Redaktionslokal gedruckt ausgehängt. Darauf waren für jeden Band rund 55 Bogen vorgesehen, die zur leichteren Handhabung in 110 Halbbogen oder Faszikel eingeteilt wurden. Alle Beteiligten wußten nun im voraus, bis zu welchem Stichwort jeder Faszikel reichen mußte und an welchem Tage das Manuskript dazu in die Druckerei zu gehen hatte. Sechs Wochen vor dem betreffenden Tage wurden den Fachredakteuren alle fälligen Manuskripte nebst den zugehörigen Verweisungen und vorhandenen Exzerpten zugestellt. Drei bis vier Tage vorher erhielten sie dann noch einmal ein Verzeichnis aller Lücken, so daß an dem Tage, an dem mit dem Drucke begonnen werden sollte, eine ziemliche Vollständigkeit des Materials erreicht war. — Außer dem „Fahrplan" waren verschiedene andere Listen und Tabellen zusammengestellt worden, die den Gang der Korrekturen kontrollieren halfen und es ermöglichten, daß die ganze Arbeit jederzeit vom ersten bis zum letzten Stadium genau überschaut werden konnte; trat irgendwo eine Stockung ein, so war die Ursache mit Leichtigkeit zu ergründen und es konnte sofort an deren Beseitigung gegangen werden.

Verlagshandlung, Redaktion und Mitarbeiter haben sich keine Mühe verdrießen lassen, um das Riesenunternehmen zu einem guten Ende zu führen; in acht stattlichen Bänden, die an Text und Beilagen rund 8400 Seiten = 16.800 Spalten oder 1,159.200 Zeilen = 46,368.000 Einzelbuchstaben einschließen, steht Herders Konversations-Lexikon vollendet da; möge ein nach allen Seiten befriedigender Erfolg die aufgewandte Arbeit und Sorgfalt keine verschwendete sein lassen!

* * *

Wiener Kunstausstellungen 1907/08. — Wenn Talententdeckungen zu den „Schlagern" einer Saison gehören, so können wir die danach Lüsternen mit einem solchen sofort überraschen und wir hoffen, daß wenigstens ein Teil der Leser die Kollektion Viktor Müllers im Kunstverein als eine solche ansehen wird.

Müller, ein Schüler Bergers, ist mit dieser Kollektion zum ersten Mal mit größeren Werken in die Öffentlichkeit getreten. Der Grundzug seines Wesens ist eine reiche künstlerische Phantasie, gepaart mit einem eindrucksvollen Hang zur Melancholie. Hervorragend aber sind auch seine humorvollen Bilder, welche das Thema,

Don Quichote behandeln, und eine Anzahl von Gemälden, auf welchen er die dunklen, heimischen Wälder mit Fabel- und Märchengestalten bevölkert. Aus diesen phantastischen Bildern spricht viel Liebe zu den Gestalten der deutschen Märchenwelt. Eine Madonna, eine Versuchung des hl. Antonius mit dem in vorzüglicher Verkürzung gegebenen Akt der dämonischen Versucherin vervollständigen das künstlerische Gesamtbild Müllers. — Gleichzeitig mit ihm hatten ausgestellt Kupfer und Lach. Ersterer ist als Darsteller Wiener Lebens hinreichend bekannt und es kann ihm eine gewisse Frische der Anschauung nicht abgesprochen werden. Ob aber seine Art, bekannte Personen in Wiener Straßenveduten zu setzen, künstlerisch besonders feinfühlend ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. — Lach ist ein flotter und sicherer Aquarellist; hier zeigt er, daß er an Beherrschung der Form und Farben sowie an Freiheit der Auffassung bedeutend gewonnen hat.

Wenige Monate vorher fand im Künstlerhaus die Gedächnisausstellung für Charles Wilda statt. Warum mußten wir erst darauf warten, um ihn voll schätzen zu lernen? Ein stiller und bescheidener Mensch, sprach er auch nicht gerne von sich. Seine kleine Gemeinde hing an ihm mit großer Liebe und verehrte ihn als einen der feinsinnigsten Repräsentanten echt wienerischer Kunst Wilda war mit einem subtilen Farbenempfinden begabt wie kaum ein zweiter Künstler in der Donaustadt; außerdem war ihm auch eine seltene Größe der Auffassung zu eigen, welche, gemischt mit einem leise anklingendem Humor, seinen Bildern eine wohltuende Naivität und Gemütlichkeit gab. Sein Hauptfeld war das Genre, Porträt und reine Landschaft sind bei ihm selten zu finden. Aber auch auf religiösem Gebiete hat er sich versucht und gerade darin einige vollwertige Proben seines reichen Könnens geliefert. Unter den weltlichen Genrestücken des verstorbenen Meisters gebührt wohl ein Ehrenplatz dem Ölgemälde „Ball aus der Biedermeierzeit". Welche Fülle altwienerischer Gemütlichkeit geht von dem hell erleuchteten Saale aus, in dem sich leichte, fröhliche Paare drehen! Und alles verwoben in jenen zarten Duft leichter Sentimentalität, welcher der Biedermeierzeit so eigentümlich gut stand.

Die Ausstellungen im Künstlerhaus waren auch in dieser Kunstsaison gut wie immer, aber eben nur dies; spezifisch Neues konnten sie uns nicht bieten.

Unter den Porträtisten behauptete wieder Adams den ersten Platz, den ihm sein blendendes Kolorit, seine sichere Zeichnung und sein flotter, lebendiger Vortrag sichern. Neu und frappierend kam uns Vater und Sohn Styka, zwei Polen mit starkem Temperament; der Ältere entsprechend abgeklärt und gereift, während der Jüngere noch recht ungeberdig und genialisch tut. Jan Styka, der Vater, steht manchmal sichtlich unter dem Einfluß der Franzosen, namentlich dem Henners. Unter den Genremalern müssen wir mindestens Schattenstein, Poosch, Ružička und Larwin hervorheben. In Domenik Brošik scheint sich eine neue tüchtige Kraft anzukündigen, wenigstens was sein Ölgemälde „Andacht" betrifft. — Die Landschaft war sowohl in der Herbstausstellung als auch in der Exposition des Aquarellistenklubs gleich gut und zahlreich vertreten, und auch an hervorragenden plastischen Arbeiten — erwähnt seien die von G. Meyer, Hujer, Hofer, Krisch, Zelezny — fehlte es nicht.

Ganz auf der Höhe steht die „Jubiläumsausstellung" im Künstlerhause. Was an erstklassigen Kräften in Wien und in der Provinz zu finden ist, hat sich hier zu einem wirklich künstlerischen Ensemble vereinigt Auch die Raumgestaltung und die Lichtverteilung sind als vorzüglich zu bezeichnen. Der Entreesaal ist diesesmal ganz der Plastik gewidmet und enthält in der Mehrheit sehr gute Werke. Weyr hat sich

mit einer allegorischen Kaiserhuldigung eingestellt, einer Arbeit, welche, obwohl in nur wenigen Tagen geschaffen, von hohem Reize ist.

Wir besitzen in Wien eine Schar von Porträtisten, prächtige Künstler, mit welchen wir getrost die Konkurrenz mit dem Auslande aufnehmen können. In dieser Ausstellung ist ein leuchtender Kranz von so vorzüglichen Arbeiten geboten, daß es sehr schwer fällt, aus den vielen Namen einige herauszugreifen. Beginnen wir mit John Quincy Adams' „Familienidyll": Adams skizziert im Beisein seiner Gattin, die sich in tadellos wiedergegebener Bewegung über ihn beugt, und seines sich an den Vater schmiegenden Töchterchens seinen jüngsten Knaben als Akt. Dieses Bild ist sofort ein Liebling des Publikums geworden und hat es durch die Wärme des Vortrages und durch die herzerfreuende Innigkeit vollauf verdient. — Sehr bedeutend ist Temples Bildnis des greisen Bildhauers Zumbusch; ebenso sind die Porträtstücke von Joanowitsch, Rauchinger, Schattenstein, Torggler, Leddihn, Brüch, Michalek u. a. durchaus einwandfreie, erstklassige Arbeiten, während Windhagers Bildnis mit seiner Frau nicht ganz befriedigt; wir haben von ihm in seiner Akademikerzeit Besseres gesehen. Egger-Lienz hat in dem Konterfei seines Töchterchens ein Werk von besonderem Zauber geschaffen, den das eigenartige, fast symbolisch wirkende Ornament, welches durch den Körper des Kindes und die Sessellehnen gebildet wird, nur noch erhöht.

Mit Egger-Lienz betreten wir das ebenfalls reichlich und auch sehr gut beschickte Gebiet des Genres. Der letztgenannte Meister mutet uns mit seinem Totentanze von 1809 sehr sonderbar an. Düster, wie von einem Verhängnis getrieben, schreiten die Tiroler Freiheitskämpfer wuchtigen Schrittes einher, der Tod nimmt sie mit behaglichem Grinsen unter den Arm und führt die Tapferen ins sichere Verderben. Warum aber der — natürlich skelettierte — Tod nur e i n e n Unterschenkelknochen hat und auch sonst ein anatomisches Novum bildet und warum der vorderste Bauer ein Gewehr trägt, welches mit einer Kinderflinte primitivster Art bedenkliche Ähnlichkeit zeigt, bleibt unklar; diese Details stören den Eindruck des sonst so hoch bedeutsamen Bildes. — Einen geschickten Griff in echtes Wiener Volksleben tat Larwin mit seinen Bildern „Beim Heurigen" und „Sonntagabend in Neustift am Walde", in dem letzteren Gemälde ist auch das Lichtproblem geradezu genial gelöst. Eine eigene Gruppe bildet das Militärbild, repräsentiert durch den wie immer brillanten Koch (Attacke der Trani-Ulanen bei Custozza 1866), Kossak und durch den diesmal sehr schwachen Ottenfeld. Nennen wir dann noch den neu auftretenden Grabwinkler, dann Kinzl, der in den Bahnen Spitzwegs wandelt, Kempfs poetische „Weihnacht", die beiden für das Rathaus bestimmten sehr wirkungsvollen Entwürfe in Originalgröße zu Wandbildern von Adams und Schram sowie die guten alten Bekannten Scharf, Jungwirt, Schattenstein, vielleicht auch noch v. Blaas, so können wir damit das Genre verlassen und uns dem weiten, wohlbebauten Gebiete der Landschaft zuwenden. Greifen wir aus demselben sofort eine achtunggebietende Dreizahl heraus: Darnaut, Quittner und Brunner, die drei Landschafter mit dem gemeinsamen Grundzug: der Melancholie. Nur selten wird man ein gleich brillant gemaltes Wasser finden, wie es in Quittners „Schleuse" zu sehen ist. Tieftraurig ist sein anderes Bild: „Fallende Blätter". Durch eine in großartiger Charakteristik gegebene herbstliche Allee zieht unter silbrigem Himmel ein Leichenzug dem nahen Friedhofe zu. Im Vordergrund ein stilles, dunkles Wasser, auf welches der Wind die fallenden Blätter weht, während sich im Mittelgrund der mit frappierender Einfachheit gegebene Kondukt bewegt. — Darnaut malt wieder seine stimmungsvollen

Waldweiher und herbstlichen Landstraßen in seiner bekannten wirkungsvollen Art. Brunner reserviert ein Fünftel seiner großen Leinwand „Der Wanderer" für eine leicht hügelige, beschattete Landschaft, in welche er ein kleines Figürchen stellt, und baut darüber eine kolossale Haufenwolke mit unfehlbarem Geschicke auf. Außerdem hat der Künstler noch eine schöne „Stille Flur" eingesendet.

Lieb und vertraut sind uns von jeher Namen wie Robert Ruß, Wiesinger-Florian, Tomec (der sich mit Interieurs eingestellt hat), Tina Blau, Damianos, Ameseder (der diesmal leuchtender und klarer in der Farbe ist als sonst), deren Werke zum eisernen Bestand unserer Ausstellungen gehören. Sehr schöne Arbeiten haben auch Kaufmann, Wilt, Becker, Grill, Bauer (mit dem gelungenen Vesuvbild) und dann besonders Suppantschitsch geboten, welcher diesmal ungewöhnlich farbig und geschmackvoll auftritt.

Unter den Graphikern herrschen uneingeschränkt Unger und der von Tag zu Tag bedeutender werdende Michalek. Die Architektur ist durch Prutscher, einen jungen, vielversprechenden Künstler, und Friedrich Schön nicht gerade glänzend vertreten.

Nachdem das erste Kopfschütteln, welches teilweise durch das Gebäude des „Hagenbundes" selbst, dann auch durch die ersten Ausstellungen in demselben verursacht worden war, sich gelegt hatte, wurde der Kreis der Anhänger dieser liebenswürdigen Künstlervereinigung immer größer und es gibt jetzt schon in Wien recht viele kunstverständige Leute, welche behaupten, daß die in Form und Farbe beste Ausgestaltung des Ausstellungsinterieurs im Hagenbund zu finden sei. Dieses verdiente Lob wurde namentlich durch die Exposition der Mitglieder selbst im Herbst 1907 neuerlich bekräftigt. So stimmungsvoll in der Farbe und mit so prächtigem, ruhig flutendem Licht haben wir noch selten diese Räume gesehen. Was uns jedoch darinnen geboten wurde, war leider nur das Alte, das zwar liebgewonnene Bekannte, aber eben doch nur das Altbekannte: dieselben Namen mit denselben typischen Arbeiten. Als sich die Pforten des Hagenbundes neuerlich öffneten, begrüßten wir mit Freude zwei alte Freunde aus München: den Maler Professor Zügel und den Bildhauer Wrba. Zügels herrliche Tierstücke und Wrbas kräftige, kerndeutsche Plastiken sind zu gut bekannt und in zu vielen Reproduktionen zu sehen, als daß wir noch darüber im Detail berichten sollten. Der dritte Gast war ein Italiener, Zanetti-Zila; seine leuchtkräftigen Landschaften sowie seine Marinen haben allgemein gefallen.

Das dritte Mal stand der Hagenbund mit der Ausstellung der Künstlervereinigung „Sztuka" im Zeichen polnischer Nationalkunst. Die meisten Aussteller gebärdeten sich dabei in der Tat recht national; nicht deshalb, weil sie heimische Motive wählten — dagegen könnte man nichts einwenden —, sondern die Art, wie sich die meisten von ihnen gaben, mußte Befremden erregen; durch gesuchtes Unterstreichen der Persönlichkeit haben sich die Künstler im feinfühlenden Wiener Publikum nicht viele Bewunderer verschafft. Es waren aber auch einige unter ihnen, welche, ohne die Abkunft zu verleugnen, soviel europäisches Kunstempfinden aufbrachten, daß man die Arbeiten von ihnen ohne bitteren Beigeschmack genießen konnte.

Zu diesen wenigen gehören in erster Linie Axentowicz und Frau Boznanska. Der erstere ist neben seinen trefflichen Porträts besonders durch seine Genrebilder interessant, mit welchen er schöne, fast dekorative Wirkungen erzielt. Auch Chelmonski ist noch ein Gemäßigter, während Mehoffer, wohl eines der stärksten Talente der „Sztuka", sich schon in Extremen bewegt und manchmal glaubt, seine Nationalität durch eine Anhäufung von ungelenken, ja geradezu barbarischen Formen dokumentieren

zu müssen. Prächtig dagegen ist sein Porträt eines galizischen Edelmannes; auch die Entwürfe zu Friesen im Wiener Parlament, in denen das Farbenproblem — rot in rot — freilich noch nicht ganz gelöst ist, sind beachtenswert.

Zum Schluß wollen wir noch mit wenigen Worten der Jubiläumsausstellung in der „Sezession" gedenken. Sie bietet — wie es in der Sezession stets der Fall ist — wenige Bilder und Plastiken im hellen und ungemein freundlichen Saal, so daß der Beschauer in der angenehmen Lage ist, alle Kunstwerke mit Genuß betrachten zu können. Im Vorraum ist ein dekorativ prächtiger Brunnen von Andri untergebracht; den Mittelsaal aber beherrscht Andris „Hl. Georg", der für das Haus Zacherl bestimmt ist. Von den anderen Plastiken erwähnen wir die vorzüglichen Arbeiten Engelhardts, Cancianis und Hellmers, sowie die sehr interessanten Bildwerke Müllners; Hanaks „Die Freude am Schönen" erscheint uns mit Rücksicht auf den Titel unklar und gesucht.

Unter den Porträtisten nimmt einen hohen Rang Otto Friedrich ein; sein Bildnis des Fräulein Galafrés ist nach jeder Hinsicht vorzüglich. Auch Wieden ist sehr gut in Zeichnung und Farbe. Kruis' stimmungsvoller Wintertag ist in seiner bravourösen Technik sehr bemerkenswert. Ederer hat die Werkzeichnung zu seinem Altarbild für die Kirche am Steinhof eingeschickt; hier kann man die künstlerische Größe dieser Arbeit beurteilen, während in der Kirche erst das Mosaik die gewünschte Wirkung erzielen dürfte. Warum Tichys „Brunnen der Liebe" so arrogant blau ist, wissen wir nicht. Harlfinger ist ein sehr tüchtiger und ernster Künstler; sein „Motiv aus dem Belvedere" beweist dies neuerlich. Einfache, bodenständige, aber kraftvolle und großzügige Kunst. Die geheimnisvolle Stimmung eines Wintermorgens im Hochgebirge zeigt uns Filipkiewicz, während uns Nowak mit seinen groß gesehenen Bildern an die freundlichen Ufer der Wachau führt. Sehr Sympathisches bringen Friedrich König (besonders das Ölgemälde „Stiller Teich" ist schön), Stringa und Louise Pollitzer. — Einen besonderen Genuß bereitet der Saal, welcher für graphische Arbeiten reserviert ist. Da bemerken wir eine reizvolle Kohlenzeichnung von Rösch: „Orangenbäume bei Valencia", dann die prächtige, mehrmals verkaufte Zeichnung „Gespann" von Roux, farbige Blätter von Pollitzer, Stoitzner und Oerley. E. Schaffran.

* * *

Musikalische Rundschau. — Das vergangene Kunstjahr war für die Entfaltung des Musiklebens in Wien kein Sturm- und Drangjahr gewesen. Dennoch war es von einem Charakteristikum beherrscht. Mit dem Frühling dieses Jahres bereitete sich eine Wendung auf musikalischem Gebiete vor. Es machten sich intellektuelle Bestrebungen geltend, die aus einer bedeutsamen Kulturäußerung hervorgegangen waren. Der machtvolle Einfluß der Technik der Modernen drängte die Musikbewegung in neue Bahnen der künstlerischen Entwicklung. Dem Werdekampf der neuartigen Kunst folgt nun eine neue Phase der Kunsterscheinungen, in welcher sich die Musikübung der Errungenschaft der Moderne bemächtigt und den bis zur höchsten Potenz gesteigerten Musikbetrieb in umfassender Einheit zu gestalten strebt. Die Gesellschaft der Musikfreunde gab die Initiative zu der Verwirklichung eines Kunstprogrammes, dessen Erfüllung eine neue Musikkultur für Österreich bedeutet.

Über die erste Hälfte des Musikjahres ist hier (IX, 116 ff.) schon berichtet worden; auch die zweite brachte reiche Ernte. Von den Pianisten sei an erster Stelle M. Bauer genannt, ein denkender Musiker und feiner Charakteristiker, der mit künstlerischer Einfachheit ohne jede Pose spielt. O. Gabrilowitsch hat seiner Kunst

die ursprüngliche Größe und Genialität bewahrt. Sein Spiel ist von elementarer Wucht und klanglicher Feinheit. G. Galston hat musikalische Intelligenz, läßt aber seelische Vertiefung vermissen. Doch ein Klavierspieler, dem solche stolze Kraft der Ausdauer eigen ist, kann für die Kunst nicht verloren sein. F. Busonis Klavierspiel ist über alle Tradition erhaben, sein Ton zeugt von wunderbarer musikalischer Einfühlung. J. Powell ist ein Poet am Klavier, ein Künstler, der zur Klarheit und Verinnerlichung gekommen ist. Als ein fertiger Klavierkünstler, der aus dem Vollen einer reichen Musiknatur schöpft, kam auch T. Lambrino zur Geltung. A. Baumann verriet eine glückliche Begabung und bewies Kraft der Auffassung und geniale Individualität. Ihm fehlt es trotz kühner Diktion nicht an dem Beschaulichen, wie es nur großen Künstlern eigen ist. Eine ernststrebende Künstlerin ist N. Drewett; sie verfügt über eine ausgebildete Technik und kluge Besonnenheit. — Von den Geigenspielern erschienen bei uns Künstler ersten Ranges. Florizel v. Reuter, der musikalische Frühreife, hat große Fortschritte gemacht; seine musikalische Frohnatur deutet auf natürliche Beanlagung, er hat zweifelsohne eine Zukunft. Hubermann besitzt die Gnade der Inspiration; was sein Spiel so bedeutend macht, ist das tief Überzeugende seiner Auffassung. Ysays Charakterkopf durfte auch diesmal nicht fehlen. Dieser Geiger, der von Jahr zu Jahr in Wien seinen Ruhm befestigt, ist ein Künstler der Energie; seine Wiedergaben sind die klarste Ausdeutung der musikalischen Werke. Marteaus adeliges Künstlertum hat einen überragenden Eindruck hinterlassen; er spielt mit der abgeklärten Ruhe eines Genies und ist als ein im Geiste der Klassiker nachschaffender Meister anzusehen. — Die Gesangskunst war durch Berufene und Auserwählte vertreten: Gärtner gab als Schubertsänger das Beispiel hoher Künstlerschaft, Sistermans imponierte durch seine gewaltige Stimme, Gestaltungsgabe und Empfindungstiefe. Tilly Koenen offenbarte in einem Liederabend alle Fülle ihres gesanglichen Könnens, Schmedes, Heß, Messchaert, Heinemann, Durigo bewiesen, daß sie mit Recht Lieblinge des Wiener Publikums sind. Einen reizenden Typus der Konzertsängerinnen repräsentiert J. Culp. Ihre klangschöne Stimme scheint an Natürlichkeit und voller Rundung noch gewonnen zu haben. Das Gesangsquartett Tschampa beherrscht die Domäne der Volksliedkunst in echt musikalischer Weise, satte Klangfülle und subtile Nüancierung bilden die Merkmale dieses Ensembles, das man sich vollkommener wohl kaum denken kann. — Im reichen Maße wurde die Kammermusik gepflegt. Zur Ästhetik dieser edlen Kunstgattung trägt das zu schöner Kunstvollendung gelangte Rosé-Quartett bei. Die Quartettisten haben auch in den letzten Musikabenden ihre oft gerühmten Vortragsqualitäten bewährt. Mit viel Glanz und Schwung hat auch das „Böhmische Streichquartett“ seine Soireen abgeschlossen. Das Spiel dieser Großmeister der Quartettkunst ist durch musikalische Reinheit und durch technische Noblesse gekennzeichnet. Einen charakteristischen Klangreiz entfaltete das Sevzik-Quartett. Vier ausgezeichnete Künstler von musikalischem Impuls und Geschmack, welche ihr temperamentvolles Zusammenspiel und die markige Schönheit ihres Instrumentaltones glänzend erwiesen haben. Eine vollwertige Erscheinung war auch das Triestiner-Quartett, das sich durch intuitives Erfassen, rhythmische Festigkeit und Klarheit und ein leidenschaftgetragenes Spiel hervortut. Großes künstlerisches Wollen und Können zeichnet das neu begründete Ondricek-Quartett aus, das Anspruch auf eine führende Stellung im Wiener Konzertleben erheben darf. Als eine Konzertinstitution, deren Wiedergaben sich durch eine meister-

liche Objektivität über bloße Virtuosenleistungen erheben, erschien eine neue Triovereinigung, der die Künstler O. Dachs, A. Rosé und A. Buxbaum angehören. Diese ausgezeichneten Musiker charakterisiert eine kraftstrotzende Künstlerart, die alles intensiv auffaßt und doch in der musikalischen Empfindung immer vornehm bleibt. — Von hoher künstlerischer Bedeutung waren die Sonatenabende, welche H. Marteau im Vereine mit E. v. Dohnanyi gab. Die Konzerte waren Beethoven gewidmet und verwirklichten in der grandiosen Interpretation Sehnsucht und Erfüllung des Kunstideals. — Als Leiter des zweiten Konzertes der Philharmoniker wurde Richard Strauß berufen; seine virtuose Wiedergabe zeigte den modernen Orchesterkenner und phänomenalen Techniker. — Von unvergeßlichem Eindruck war das VI. Abonnementskonzert. Die Dirigentenmeisterschaft Weingartners war von solcher Unmittelbarkeit, daß sein Auftreten als Orchesterleiter für das Schicksal der Philharmoniker entscheidend wurde: er wurde einstimmig zum ständigen Leiter der philharmonischen Konzerte gewählt. So ist denn endlich die Zeit der Gastdirigenten bei den Wiener Philharmonikern vorüber. Weingartner ist der „kommende Mann", der den Ruhm dieser bewährten Institution neu begründen soll; daß er diese hohe künstlerische Aufgabe erfüllen wird, dafür bürgt seine geniale Persönlichkeit. — Die Gesellschaft der Musikfreunde förderte unter der Leitung des Hofopernkapellmeisters Schalk nach gutem künstlerischen Brauch die Oratorienkunst. Das II. Gesellschaftskonzert brachte eine wertvolle Novität, S. v. Hauseggers Chorwerk „Requiem". Der Komponist steht unter dem Einfluß des musikdramatischen Stils. Seine Tonwerke haben aber auch ein eigenes Profil. Sein Requiem ist ein Werk von poetischer Schönheit und musikalischer Tiefe. Die Elite-Aufführung von Händels „Messias" hat wiederum die hohe Leistungsfähigkeit des Chors wie des Orchesters bewiesen. Es ist fast unmöglich, vom modernen Standpunkte aus die Bedeutung dieses kolossalen Oratoriums für die musikalische Kunst zu beurteilen. Der „Messias" ist ein Werk voll religiöser Weihe, welches als ein ehernes Denkmal der Tonkunst des 18. Jahrhunderts in unser Zeitalter hereinragt. Einen Lichtpunkt in der zweiten Hälfte der Musiksaison bedeutete ferner die klare und begeisterte Wiedergabe von Haydns „Schöpfung", die eine überaus warme Aufnahme fand. Es ist wunderbar, in welch verjüngter Lebenskraft und Volkstümlichkeit sich dieses Oratorium erhalten hat. Zu hohem Ruhme muß der Gesellschaft der Musikfreunde die vollständige Aufführung der „Johannes-Passion" von J. S. Bach angerechnet werden. Die Leistungen des Dirigenten, des Chors und Orchesters standen auf respektabler Höhe; nicht so glücklich war die Besetzung der Solopartien. In der Gesamtheit wurde eine große Wirkung erzielt, besonders mit dem prävalierenden musikalischen Teil, den Chören. — Auf gewohntem künstlerischen Niveau standen die Orchesterleistungen des Konzertvereins unter der genialen Führung Löwes. Die Symphonieprogramme waren von einheitlicher Gestaltung, der Pflege der Klassiker und nebenher den Modernen gewidmet. Aus der Reihe der Konzerte sei die großzügige Wiedergabe von Bruckners „Neunter" und Beethovens d-moll-Symphonie hervorgehoben. Von eindrucksvollem Gepräge war die zur fünfundzwanzigsten Wiederkehr des Todestages R. Wagners veranstaltete Feier. — Eine anregende Tätigkeit entwickelte das Tonkünstler-Orchester, dessen Existenz für das Wiener Konzertleben einen Aufschwung bedeutet. In prächtiger Ausführung wurden unter der Leitung Stavenhagens und Nedbals die Interpretation von Schuberts „Unvollendeter", von Mozart-Symphonien, Dvořáks „Aus der neuen Welt", Beethovens „Eroika" und Brahms C-moll-Symphonie geboten. Berechtigtes Interesse

erweckte die Erstaufführung von Pfitzners „Christ-Elflein", Smareglias „Ozeana, Suite", Wachsmanns „Faust-Musik" und der Jugendouvertüren Wagners. Ein Gewinn für die Konzerte war die Beteiligung namhafter Solisten: Halir, Sauret-Eisner, Rosental u. a. m. Die Intelligenz und Kunstleistung des jugendlichen Orchesters hat sich im II. Zyklus der Konzerte in erfreulicher Weise gesteigert. — Unter den Konzertveranstaltungen verdient das Jubiläums-Konzert anläßlich des 50jährigen Bestandes der Wiener Sing-Akademie Erwähnung. Zur erstmaligen Aufführung kam hierbei Wolf-Ferraris Werk „Vita nuova" für Chor und Orchester. Der Komponist hat das Essentielle der Dante-Dichtung in den religiösen Momenten glücklich erfaßt, was besonders in der musikalischen Illustration des „Engelreihen" zum Ausdruck gelangte. Die Stimmführung und Orchestertechnik sind meisterhaft behandelt und von edler Mäßigung. — Von den eigenen Konzerten ist von einem Liederabend des Jungwiener Komponisten F. Schreder viel Gutes zu berichten. Schreders Musik wirkt durch liedmäßige Einfachheit und individuell-tonmalerische Reize und die entzückend frischen Melodien mancher Gesänge verraten echt wienerischen Frohsinn, während die elegisch gehaltenen Lieder in ihrer unmittelbaren Eigenart darauf schließen lassen, daß sie aus innerem Drange, als Ergebnis einer reichen Phantasie entstanden sind. Unverkennbare Begabung auf dem Gebiete des musikalischen Schaffens bekundete M. v. Kralik in ihrem Kompositionskonzerte. In ihren Liedern, echten Tongedichten von klarer Form und melodiöser Erfindung, liegt eine Fülle von Stimmung; in der dramatischen Komposition „Blume und Weißblume" ist der Stoff mit vortrefflicher Charakteristik vertont, die Musik von feiner Klangschönheit. — In der Hofoper ist mit Weingartner ein frischer Kunstgeist eingezogen. Der neue Direktor hat mit der Neueinstudierung und Inszenierung der Opern „Fidelio" und „Der Widerspenstigen Zähmung", die ihn in einen direkten Gegensatz zu seinem Vorgänger Mahler setzte, wahren Kunstheroismus gezeigt. Wie verheißungsvoll haben die vollendeten Aufführungen dieser Opernwerke in die Zukunft gewiesen! Weingartner ist auf dem Wege, der Wiener Hofoper das zu geben, was sie schon lange verloren zu haben scheint: ein klassisches, aber auch modern ausgestaltetes Repertoire. Mit der Wiederbelebung eines reizenden Genres, des Opernballetts, hat er den Musikgeschmack der Wiener getroffen. Daß sich an der Hofoper eine glückliche Ära vorbereitet, das bewies auch die vortreffliche Wahl der Novitäten. D'Alberts musikalisches Psychodrama „Tiefland" und Bittners „Die rote Gred", das Werk eines Heimatkünstlers, scheinen für den dauernden Bestand des Opernspielplanes geeignet. — Die Wiener Volksoper ist in raschem Emporblühen begriffen, neue Beweise dafür, daß der Leiter einer Opernbühne auch in unseren Kunstgezeiten vollem Verständnis begegnet, wenn er bestrebt ist, den künstlerischen Genius, der im Volke schlummert, zu wecken. Das künstlerische Interesse Direktor Rainer-Simons' war auf eine harmonische Wirkung der Opernaufführungen bedacht. Zu den schönsten Operntaten gehören die stilreinen Aufführungen der Opern „Fidelio", „Lohengrin" und „Figaros Hochzeit". Eine wertvolle Bereicherung hat das Repertoire durch die Aufnahme von Smareglias „Istrianische Hochzeit", Puccinis „Manon", Dukas „Arianne und Blaubart", Eggers „Frau Holde" und — last not least — durch die Wiedergabe der amüsanten Operetten „Die Glocken von Corneville" und Heubergers „Opernball" erfahren. Der künstlerische Erfolg der diesjährigen Spielzeit ward durch die zur Feier des 60jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers veranstalteten Maifestspiele

gekrönt. Die Festaufführungen der Opern von Mozart und Wagner und von Beethovens „Fidelio“ gestalteten sich durch die glänzende Besetzung der Hauptpartien zu einem Fest und waren von einem vollen Erfolge begleitet. A. M. Pirchan.

* * *

Eine Ehrenrettung. Es ist interessant zu verfolgen, wie sich seit einiger Zeit eine Literaturgattung, die man seit langem gewohnt war, kaum als literarisch überhaupt gelten zu lassen, zu einer immer allgemeineren Wertschätzung durchringt: ich meine den sogenannten Kriminal- oder Detektivroman. Es liegt hier ein klassisches Beispiel dafür vor, wie man — um ein gutes deutsches Sprichwort zu gebrauchen — „das Kind mit dem Bade ausschüttete“. Daß die Darstellung eines Verbrechens auf das Gemüt mancher Leser eine verrohende Wirkung ausüben kann, ist ja unbestreitbar; ebenso unbestreitbar, daß Bücher, welche darauf ausgehen, den rohen Instinkten der Menge zu schmeicheln, mit Recht abzulehnen sind; etwa wie kein Mensch von Geschmack sich an den blutrünstigen Darstellungen — in Wort und Bild — erfreuen wird, welche eine gewisse Presse von den Mord- und Gräuelszenen, wie sie zumeist das Großstadtleben fast tagtäglich zeitigt, von Unglücksfällen und dgl. darbietet. Aber damit hat diejenige Sorte der modernen Erzählungsliteratur, die unter den Bezeichnungen Kriminalroman oder Detektivroman subsumiert zu werden pflegt, nichts zu tun. Ich möchte, um nicht mißverstanden zu werden, gleich vorausschicken, daß natürlich auch auf diesem Gebiete gesündigt werden kann und gesündigt wird und daß es Werke der bezeichneten Art gibt, die tatsächlich nur den Zweck zu verfolgen scheinen, mit den stärksten Mitteln die erschlafften Nerven aufzupeitschen und die in der Schilderung von Grauenhaftem und Schrecklichem ihr einziges Endziel erkennen lassen. Aber kann nicht jede Literaturgattung ad pessimum geführt werden, gibt es nicht neben dem keuschesten Liebeslied freche erotische Gesänge, neben dem feinen Lustspiel die derbste Posse?

Daß das Verbrechen an sich nicht nur nicht ausgeschlossen war aus der Reihe der Stoffe, welche die Dichter mit Vorliebe behandeln, ja daß es in allen Literaturen und zu allen Zeiten geradezu den Mittel- und Ausgangspunkt der Dichtung bildete, ließe sich leicht erweisen. Liegt nicht der Ilias der Ehebruch Helenas zu Grunde, bilden nicht die schlauen Praktiken des „erfindungsreichen“ Odysseus den Inhalt der Odyssee? Und die griechischen Tragiker . . .? Ich verweise nur auf die Arestie. Im Nibelungenlied ist es der Verrat Hagens, der Mord an Siegfried, das Blutbad am Hofe Königs Etzels, — in den älteren Stücken der Betrug Siegfrieds an Brunhild, was den Kern der Sage bildet. Und daß die Kriminalerzählung im modernen Sinne sich das volle Bürgerrecht in der Literatur seit je erworben hat, dafür haben wir der Beweise genug: Kleists „Michael Kohlhaas“ gilt als zum eisernen Bestand unserer klassischen Literatur gehörig, gerade so wie die Erzählungen des genialen E. T. A. Hoffmann und die des ihm verwandten Edgar Allan Poe, einem der Begründer der modernsten Abart eben jener Gattung, von der hier die Rede ist.

Das eigentliche Objekt der Dichtung ist und war seit je der Mensch, sein Schicksal, sein Tun und Handeln, seine Erlebnisse, und in der verfeinertsten Form seine Psyche, sein seelischer Entwicklungsgang. Wo aber könnte das Gefühlsleben des Menschen in eigenartigeren Schwingungen erbeben, als wenn er in Konflikt gerät mit den ewigen Sittengesetzen, gegen die sich kein Sterblicher ungestraft auflehnen darf und kann? Das, was man in der Ästhetik den „tragischen Konflikt“ nennt, der in der künstlerischen Wiedergabe „Furcht und Mitleid“ (nach der Aristotelisch-Lessing-

schen Definition) erwecken soll, — was ist es anderes als das Zuwiderhandeln gegen ein von Gott eingesetztes Sittengebot und die sich aus dieser Verletzung ergebenden Folgen, die Sühne der beleidigten Weltenordnung?

Der Kriminalroman stellt zumeist nicht eigentlich das Verbrechen, das den Mittelpunkt seiner Fabel bildet, selbst dar, sondern gewöhnlich entweder den Weg, der denjenigen, der zu schwach war, den ersten Anreizungen zur Sünde zu widerstehen, allmählich immer tiefer in das Gestrüpp bis zum Abgrund des Verbrechens oder in das Sumpfland des Lasters führt, — oder er geht von dem bereits begangenen Verbrechen aus und zeigt nun das Walten der göttlichen Gerechtigkeit auf, welche kein Vergehen ungestraft läßt: mögen Gottes Mühlen oft noch so langsam mahlen, — nimmer entgeht ein Körnchen Ungerechtigkeit den zermalmenden Steinen des Gerichts. — So betrachtet, erfüllt der vielgeschmähte Kriminalroman eine hohe ethische Aufgabe und man sollte meinen, daß er geradezu als ein eminentes Bildungsmittel betrachtet und demgemäß geschätzt werden sollte. Daß dies nicht der Fall ist, liegt in erster Linie wohl an dem Umstande, daß ihm auf Grund von älteren, künstlerisch wenig wertvollen, vielleicht auch in der Tendenz verfehlten Stücken der literarische Wert kurzweg aberkannt worden ist, dann aber auch, weil man ihn oft, — leider meist unbesehen — mit jenen Erzeugnissen der Hintertreppen- und Kolportageliteratur in einen Topf wirft, welche tatsächlich keinen anderen Zweck zu haben scheinen, als die niedrigen Instinkte der Menge auszunützen.

In jüngster Zeit sind zwei kleinere Schriften erschienen, die sich mit der Gattung Kriminalroman befassen: die eine, von Alfred Lichtenstein, nennt sich „eine literarische und forensisch-medizinische Studie“ (als 7. Heft der „Grenzfragen der Literatur und Medizin in Einzeldarstellungen“, mit einem Anhang: Sherlock Holmes zum Fall Hau. München, E. Reinhardt, 61 S. gr.-8°, Mk. 1.50) die andere, von Dr. Arth. Schimmelpfennig, betitelt „Beiträge zur Geschichte des Kriminal-Romans“ einen „Wegweiser durch die Kriminal-Literatur der Vergangenheit und Gegenwart“ (Dresden, Moewig & Höffner, 16 S. kl.-8°, 30 Pf.); beide sind in ihrer Art recht tüchtige Vorarbeiten, schenken aber jenen höheren Gesichtspunkten, die ich oben darzulegen versuchte, allzuwenig Berücksichtigung. Sie sind aber wertvoll als Beweis dafür, daß man nun doch schon von verschiedenen Standpunkten aus an das Problem des Kriminalromans heranzutreten beginnt. Beide Schriften fußen in ihren Darlegungen zumeist auf der großen Sammlung „Lutz' Kriminal- und Detektiv-Romane“ (Stuttgart, R. Lutz), von der bis jetzt 55 Bände vorliegen zum Preise von 1—2 Mk. pro Band. Die vorzüglichsten Namen finden sich hier vertreten: A. K. Green, J. Hawthorne, E. Gaborian, Mark Twain, R. Kohlrausch, A. v. Perfall, E. A. Poe, B. E. Stevenson, W. Collins u. a., vor allem aber der Führer und das in gewissem Sinne unerreichte Muster, Conan Doyle, dessen „Sherlock Holmes-Geschichten“ einen Siegeslauf durch die Welt angetreten haben und denen es in erster Linie zu danken ist, daß die ganze Gattung, insbesondere des sogenannten Detektivromanes, literarische Bedeutung gewonnen hat. Sch.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leogesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.



Theologie und Universität.

Von Prof. Dr. E. Eichmann.

Die theologischen Fakultäten an unseren Staatsuniversitäten haben das eigentümliche Geschick, von zwei Geistesrichtungen befehdet zu werden, die einander diametral entgegengesetzt sind. Die einen bestreiten ihnen das Existenzrecht im Namen der „Kirchlichkeit", die anderen im Namen der „voraussetzungslosen Wissenschaft".

Das Trienter Konzil, sagen die ersteren, wolle als ausschließliche Bildungsstätten für den Klerus die „Seminarien", d. h. Diözesanlehranstalten, welche einzig und völlig dem bischöflichen Einflusse unterstellt seien und dadurch eine Bildung und Erziehung der künftigen Geistlichen verbürgen, wie die Kirche sie wünschen müsse. Die Gefahr liege nahe, und die Erfahrung bestätige es, daß die Universitätstheologen den liberalisierenden Tendenzen ihrer Umgebung sich zugänglicher erweisen als die weltabgeschiedenen Seminartheologen.

Der theologische Wissenschaftsbetrieb, sagen die anderen, sei dem der weltlichen Fächer nicht ebenbürtig. Die Theologie sei an Voraussetzungen, Dogmen und lehramtliche Entscheidungen gebunden, sie werde vom Autoritätsprinzip statt von wissenschaftlicher Kritik beherrscht; die theologischen Fakultäten seien daher aus dem Universitätsorganismus auszuscheiden.

Die Frage nach der Berechtigung der theologischen Fakultäten im Organismus der Universitäten ist in den letzten drei Jahrzehnten häufig zum Gegenstand akademischer Erörterungen gemacht worden. Ich nenne, indem ich mich auf deutsche Gelehrte beschränke, nur die Namen Kraus, Schell, Harnack, Ehrhard, Schanz, Heiner, Schindler, Merkle und Troeltsch, welche sich eingehend und von den verschiedensten Gesichtspunkten aus mit dem Problem „Theologie und Wissenschaft" beschäftigt haben. Es sind naturgemäß solche, denen die Frage auf die Finger brennt: katholische und protestantische Theologen; von nichttheologischen Gelehrten hat sich meines Wissens nur der gern gehörte Paulsen eingehender über unsere Frage geäußert. Aus den Debatten, welche in jüngster Zeit in der Presse, im Parlament und in mehr oder minder unwürdigen Demonstrationsversammlungen über die Existenzberechtigung der theologischen Fakultäten geführt wurden, war freilich nicht zu entnehmen, daß die Demonstranten und ihre Wortführer auch nur über die notdürftigste Literatur- und Sachkenntnis in vorliegender Frage verfügt hätten. Sie waren gewiß „voraussetzungslos", aber in einem besonderen Sinne.

Im Folgenden sollen die Hauptgesichtspunkte zusammengestellt werden, welche meines Erachtens bei Freunden und Feinden unserer theologischen Fakultäten einen Anspruch auf Beachtung erheben dürfen. Unsere gebildeten Kreise müssen über eine Frage orientiert werden, welche von weittragendster Bedeutung ist nicht bloß für die Reputation der christlichen Weltanschauung, deren wissenschaftliche Repräsentantin die Theologie ist, sondern zugleich für die Organisation des staatlichen Unterrichtswesens überhaupt. Vielleicht tragen diese Ausführungen doch ein Weniges zu der Erkenntnis bei, daß das Problem „Theologie und Universität" mit mehr Ernst und Sachlichkeit behandelt zu werden verdient, als dies bisher vielfach geschehen ist.

Ich beschäftige mich zunächst mit den Vertretern des einseitigen Seminarstandpunktes, welcher durch Berufung auf das Konzil von Trient sich gedeckt glaubt; ich kann mich hiebei, da von dieser Seite gegenwärtig die geringere Gefahr droht, kurz fassen.

Die Verordnung des Konzils von Trient vom 15. Juli 1563 (sess. XXIII. cap. 18 de ref.) bestimmt, daß „alle bischöflichen, erzbischöflichen und in noch höherem Range stehenden Kirchen verpflichtet seien, nach Maßgabe ihres Vermögens und des Umfanges der Diözese eine bestimmte Anzahl von Knaben aus der Stadt oder Diözese in einem Kollegium, das bei den betreffenden Kirchen oder an einem anderen, vom Bischof zu bezeichnenden geeigneten Orte errichtet werden soll, zu unterhalten, religiös zu erziehen und in den kirchlichen Disziplinen zu unterrichten". Auf diesen Erlaß wollten streng kirchlich gesinnte Schriftsteller — ich nenne aus neuerer Zeit Irenäus Themistor, Holzammer und Kannengießer — die Behauptung stützen, das Konzil wolle von der Universitätsbildung der künftigen Geistlichen nichts wissen; das bischöfliche Priesterseminar sei der Ort, wo der Kleriker seine wissenschaftliche, aszetische und praktische Ausbildung empfangen solle. Dieser Auslegung widersprach nun schon die Tatsache, daß dasselbe Konzil für Bischöfe und höhere Kleriker den Doktorgrad aus der Theologie oder dem kanonischen Rechte verlangt, welcher nur von den theologischen Universitätsfakultäten verliehen werden kann, und daß dasselbe Konzil die alten Privilegien der Universitäten wie z. B. das bekannte Studieuprivileg anerkannt und erneuert hat. Wie kann man angesichts dieser Tatsachen aus dem erwähnten Erlasse eine Abneigung gegen die Universitätsbildung der Theologen herauslesen? Die abschließende Untersuchung der Frage durch den Würzburger Kirchenhistoriker Merkle hat denn auch zur Evidenz ergeben, daß die Absicht des Konzils nicht dahin gegangen ist, die theologischen Fakultäten an den Universitäten zu unterdrücken oder auch nur ihre Rechte zu schmälern. „Die Seminarien als Lehranstalten sollen für die Armen und nur da errichtet werden, wo keine Universität ist; wo eine solche vorhanden, sind sie als Kollegien, Konvikte gedacht."

Der Streit „Seminar oder Universität" ist nun freilich verstummt, nachdem die Kurie vor kurzer Zeit zur Errichtung einer neuen theologischen Fakultät in Straßburg ihre Zustimmung gegeben und den beiden katholisch-theologischen Fakultäten in Bonn und Breslau das Promotionsrecht verliehen hat. Aber wie groß die Gefahr gewesen ist, welche für unsere Fakultäten vonseite der gewiß ehrlichen Eiferer drohte, geht daraus hervor, daß der

spätere Kardinal Hergenröther, damals Professor in Würzburg, ihnen warnend zurufen mußte: „Kaum könnte die Kirche ihren Todfeinden einen größeren Gefallen erweisen.“ Sollte es denn nicht zu denken geben, daß der Renegateneifer eines Grafen Paul von Hoensbroech ausgesprochenermaßen gerade um deswillen die Entfernung der Theologie von der Universität fordert, um dadurch den Katholizismus von der Bildung der Zeit und von der Teilnahme am nationalen Kulturleben abzusondern, zu isolieren und so der Rückständigkeit zu überantworten? Wenn Graf Hoensbroech sich auf das Tridentinum beruft und sagt, die Theologie gehöre dorthin, „wo die Kirche selbst, nach dem Ausspruche des Konzils von Trient, sie haben will: in die bischöflichen Konvikte und Priesterseminare“, so wird man über die Inkonsequenz, mit welcher ein Abgefallener sich auf einen (dazu noch mißdeuteten) Konzilserlaß beruft, nur lächeln können; der Zweck muß ihm eben das Mittel heiligen. Wenn aber Katholiken, die es mit Religion und Kirche gut und ehrlich meinen, mit einem Apostaten gemeinsame Sache machen, so treiben sie eine selbstmörderische Politik.

Schon aus taktischen Gründen wäre es verfehlt, dem Gegner die Position zu räumen und ihm die staatlichen Hochschulen als unumstrittene Domänen zu überlassen. Wer von der ewigen Wahrheit des Christentums und der Bedeutung desselben für einen gesunden Fortschritt unseres kulturellen Lebens durchdrungen ist, kann es unmöglich begrüßen, daß die Brücke, welche die Theologie mit den weltlichen Wissenschaftsgebieten verbindet, gewaltsam abgebrochen werde. Oder ist es etwa ein christlicher Grundsatz, die Welt dem Unglauben zu überlassen, statt sie für das Reich Gottes zu gewinnen? Wohl ist es psychologisch erklärlich, wenn angesichts religions- und kirchenfeindlicher Strömungen, welche von einzelnen Hochschullehrern direkt oder indirekt gefördert werden, in gläubigen Kreisen die Neigung entsteht, sich zu isolieren und, wie unsere Gegner spöttisch sagen, ein „konfessionelles Häuschen“ neben das große staatliche Haus zu bauen, die Theologen abseits der argen Welt mit dem Frieden des Seminars zu umschließen. Aber ist nicht zu fürchten, daß die, allerdings durch keinen Lärm der Tagesmeinungen und -kämpfe gestörte Ruhe allzu teuer erkauft wäre, — nämlich mit der Disqualifizierung der Theologie und der christlichen Weltanschauung, mit dem Verzicht auf das Apostolat, allen alles zu werden? Welches Armutszeugnis für die Theologie und für die christliche Weltanschauung, wenn sie vor dem hellen Licht der Öffentlichkeit hinter die schützenden Mauern des Seminars oder in eine Winkelanstalt sich verkriechen müßte! Eine so eingeleitete faktische Trennung der Wissenschaft des Christentums von den staatlichen Bildungszentren müßte schließlich mit unabwendbarer Notwendigkeit zur rechtlichen Trennung von Staat und Kirche führen, welcher wir uns doch schon von ideellen Gesichtspunkten aus widersetzen müßten. Stellen wir unser Licht nicht unter einen Scheffel, sondern auf den Leuchter, damit es allen leuchte! Halten wir die Position an den Universitäten, welche zumeist dem christlichen Opfersinn unserer Vorfahren ihr Dasein und ihre Blüte verdanken; suchen wir mit den ehrlichen und friedlichen Mitteln wissenschaftlicher Arbeit verlorenes Terrain wiederzugewinnen und unserer Weltanschauung das Ansehen und die Achtung zu verschaffen, welche ihr nach ihrem inneren Werte und ihrer Geschichte gebührt.

Wenden wir uns dem zweiten Gegner zu, dessen Argumentation wir ja bereits kennen: Die Theologie kennt keine Freiheit der Forschung; darum ist sie von der Stätte zu verbannen, die der freien ungebundenen Wissenschaft geweiht ist.

Von vornherein wird bei diesem Einwand ganz übersehen, was die ursprüngliche und durch Jahrhunderte hindurch ausschließliche Aufgabe der Universität gewesen ist und heute im Wesentlichen noch ist: nämlich die Ausbildung zu einem praktischen Berufe. Von dieser Seite aus betrachtet, kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß die theologische Wissenschaft an der Universität ebenso berechtigt ist wie die Jurisprudenz, Medizin und Philosophie, welche in erster Linie doch die Ausbildung zu einem praktischen Berufe vermitteln sollen. Die Vereinigung der verschiedenen Fakultäten zu einem Ganzen, zum Universitätsorganismus, bietet hiebei dem künftigen Richter, Arzt, Lehrer ꝛc. den unschätzbaren Vorteil, eine über die eigentliche Fachbildung hinausgehende allgemeine Bildung sich anzueignen und den Gesichtskreis zu erweitern. Es bedarf nun aber keines Beweises, daß auf die Art der Ausbildung des künftigen Seelsorgers außerordentlich viel ankommt, — unmittelbar für die Kirche und mittelbar für die Allgemeinheit, für den Staat und das Volkstum. An der theologischen Fakultät soll der Kleriker seine berufliche Ausbildung durch die möglichst besten Lehrer empfangen; der Zusammenhang mit der Universität aber soll ihm ermöglichen, einen Blick über die Zäune des eigenen Faches hinaus zu tun. Der Geistliche braucht heute eine umfassende Bildung, um auch der gebildeten Welt Führer und Hirte werden zu können. Nichts von den geistigen Strömungen der Gegenwart, von ihren Zweifeln und „Fragen" soll ihm ganz unbekannt bleiben. Eine solche umfassende Bildung, die sich nicht auf das eigentliche Fach beschränkt, ist aber doch am sichersten zu erreichen an den Zentralstätten des Wissens, an den Brennpunkten des geistigen Lebens, an den Universitäten. Der vorhin erwähnte Kardinal Hergenröther hat schon darauf hingewiesen, daß dem Theologen an der Universität „die Benützung vielseitigerer Bildungsmittel offen stehe sowie eine mehrfache Anregung zu eigener Forschung und literarischer Produktivität gegeben werde, während an den abgeschiedenen Seminaranstalten eine gewisse Einseitigkeit und Beschränktheit des Gesichtskreises kaum vermieden, ein tieferer Einblick in den inneren Zusammenhang der einzelnen Wissenschaften nur schwer von ihm gewonnen werden könnte". Wenn nun aber eine solche möglichst tiefe und allseitige Bildung vom Geistlichen verlangt werden muß, dann hat der Volksteil, der an seiner von den Vätern ererbten Religion festhält, ein wohlbegründetes Interesse und durch seine Steuerleistungen ein Anrecht darauf, daß seine künftigen Seelsorger nicht von den ersten Bildungsstätten ausgesperrt werden, die ihnen die notwendige allgemeinere und zeitgemäße Ausbildung ungleich sicherer und vollkommener zu gewähren vermögen, als eine von dem Universitätsorganismus losgelöste theologische Fachschule zu tun vermöchte. Und daß unsere Theologen von dieser segensvollen Verbindung der theologischen Fakultäten mit den Staatsuniversitäten gerne Gebrauch machen, zeigt sich darin, daß wohl im keinem Stande sich so viele Männer finden, welche neben der Theologie noch andere Fächer, wie

Geschichte, Philosophie, Rechts-, Staats- und Naturwissenschaften absolviert haben, als im geistlichen Stande. Dies würde gewiß noch mehr der Fall sein, wenn nicht die pekuniären Verhältnisse des Einzelnen oder der Mangel an Seelsorgsgeistlichen sich als hinderlich erweisen würden. Wenn bei den Angehörigen der weltlichen Berufe nur ein Teil dieses Interesses für die Theologie vorhanden wäre, dann würden viele landläufig gewordene Vorurteile schwinden und mancher Gelehrte würde nicht eine manchmal so verblüffende Unwissenheit in religiösen und kirchlichen Dingen an den Tag legen. Mußte sich doch Häckel von einem katholischen Theologen sagen lassen, daß er in Fragen der Theologie eine geradezu unheimliche abergläubische Naivität und Ignoranz zur Schau trage.*)

Die theologische Fakultät hat im organischen Zusammenhang mit der Universität die Aufgabe, dem jungen Theologen das für seinen künftigen Beruf nötige Wissen zu vermitteln. In dieser Hinsicht unterscheidet sie sich in nichts von ihren weltlichen Schwesterfakultäten, mit welchen sie sich auch eins weiß in dem ehrlichen Wahrheitsdienste. Veritati! Unsere theologischen Fakultäten sind keine Anstalten zur „Verklerikalisierung" oder „Ultramontanisierung" der Wissenschaft. Wir Theologieprofessoren dienen nicht etwa einer Partei oder Richtung, welche, die Opportunität über die Wahrheit stellend, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung meistern möchte; wir betrachten es vielmehr als erste, heilige und unverletzliche Pflicht unseres Berufes, der Wahrheit und nur der Wahrheit zu dienen. Und es ist ja nach Paulsen die schönste Wirkung der Universität, daß sie mit unmerklichem, leisem Zuge alle, die zu ihr gehören, hiezu erzieht.

Erst verhältnismäßig spät kam zu der ursprünglichen Aufgabe unserer Universitäten, zu praktischen Berufen heranzubilden, eine weitere hinzu: wissenschaftliche Forschung. Die theologischen Fakultäten sind auch hier nicht zurückgeblieben. Die theologische Wissenschaft hat im 19. Jahrhundert Großes geleistet, nicht bloß für ihre Disziplinen, sondern mittelbar auch für die weltlichen Wissenschaften. Und es ist wirklich nicht zu kühn, wenn Schanz sagt, daß die Theologen den Kreis ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit am weitesten ausdehnen, daß sie die universellste Vorbildung erstreben und alles Wissenswerte aus den entlegensten Profandisziplinen in ihren Bereich ziehen.

Wesentlich im Zusammenhang mit dem sogenannten Voraussetzungslosenrummel vor einigen Jahren steht nun die lärmende Propagierung eines neuen Wissenschaftsbegriffs. Wir leben in der Zeit des Hyperkritizismus, welcher die

*) Sogar einem Leopold von Ranke hat die Unkenntnis der Theologie bezw. der kirchlichen Rechtssprache einen schlimmen Streich gespielt. Ranke erzählt in seiner „Französischen Geschichte" Bd. I. S. 469, daß der Dominikaner Clement, welcher bekanntlich den König Heinrich III. von Frankreich ermordet hat, seinen Oberen fragte, ob es eine Todsünde sei, wenn ein Priester einen Tyrannen ermorde. Der Obere machte den Mönch darauf aufmerksam, daß eine solche Handlung ja den Priester „irregulär" mache, d. h. unfähig, die Weihegewalt fernerhin auszuüben. Der Terminus „irregulär" war aber Ranke nicht geläufig und er übersetzt daher die Antwort des Oberen: eine solche Handlung sei eine „Unregelmäßigkeit", keine Todsünde.



Aufgabe der Wissenschaft darin erblickt, vor keiner noch so verbürgten oder gesicherten Tatsache Halt zu machen; welcher der wissenschaftlichen Forschung das Recht wie die Pflicht zuweist, an allem zu zweifeln und alles bisher als feststehend Angenommene über Bord zu werfen. Wenn diese Methode die einzige wissenschaftliche sein, das Kriterium wissenschaftlicher Forschung bilden soll, dann freilich ist der Theologie, aber nicht bloß dieser, sondern jeder Disziplin, welche sich an gewisse, feste Tatsachen gebunden sieht, der wissenschaftliche Charakter abzusprechen. Dann war es allein echte Wissenschaft, beispielsweise die Wirklichkeit der Außenwelt zu bestreiten. Welchen Fortschritt hätte die Menschheit dieser „Wissenschaft" zu verdanken? Konsequenterweise müßte dann jeder Forscher wieder von vorne beginnen und so kämen wir über das ABC der Wissenschaft niemals hinaus. Dieser Hyperkritizismus wird sich selbst ad absurdum führen. „Man wird es müde werden", sagt Troeltsch, „immer wieder die Voraussetzung der Voraussetzung zu unterwühlen und alle Selbstverständlichkeiten zu zerreiben."

Insoferne ist keine Wissenschaft ganz voraussetzungslos, als jede an gewisse Tatsachen gebunden und jeder gewisse Grenzen gezogen sind. In dem ignoramus et ignorabimus Dubois-Reymonds hat die Naturwissenschaft ihre Ohnmacht bekannt, die Welträtsel ohne Annahme eines Schöpfers befriedigend und restlos zu erklären, und Häckel muß die „dichtende Phantasie" zu Hilfe rufen, um die Lücken auszufüllen, welche der Verstand in der Erkenntnis des Zusammenhanges der Dinge offen lasse. Die Theologie nimmt nun die Gedankenarbeit dort auf, wo die profane Wissenschaft ihr ignoramus bekannt hat und der dichtenden Phantasie die Ausfüllung der Lücken überlassen muß. Das sowie der Umstand, daß die Theologie Tatsachen kennt und anerkennt, welche dem übersinnlichen Gebiet angehören und deshalb leichter bestritten werden können als die Tatsachen der realen Außenwelt, bringen diese Wissenschaft in den Verdacht, als ob sie in ihrem Betriebe wesentlich anders geartet sei als die weltlichen Disziplinen. Hiebei spielt immer die bekannte Neigung mit, alles das nicht als „Wissenschaft" anzuerkennen, womit man von seinem Standpunkt aus nicht übereinstimmt. Wenn wir es nicht erlebt hätten, daß die Philosophen der Naturwissenschaft und die Empiriker der Metaphysik oder der Philosophie überhaupt den Charakter der Wissenschaft abgesprochen haben, so könnte uns ein Blick in die kritischen Fachblätter diese Tatsache tagtäglich bestätigen.

Das Christentum hat sein Glaubensgebäude wie jede andere Religion. Dogmen bilden das einigende Charakteristikum jeder einheitlichen Weltanschauung. Eine Weltanschauung ohne Dogmen, d. h. ohne gewisse, von ihren Anhängern anerkannte Grundwahrheiten kann es so wenig geben, als einen Staat ohne Rechtsordnung. Auch der Unglaube, das Freidenkertum hat seine Dogmen, ja sogar der wissenschaftliche Sozialismus hat seine „Dogmen", an denen er nicht ungestraft rütteln läßt; und doch behauptet der letztere, daß er die Wissenschaft schlechthin sei! Und kennt nicht auch das Freidenkertum einen Dogmenzwang? Hat jemals im Laufe der Kirchengeschichte ein Konzil getagt, welches in so herrisch-anmaßender Weise einen Glaubenssatz verkündet hätte wie jene unter der Ägide eines Wiener Privatdozenten in Prag versammelte Schar von Jünglingen, welche als „Konzil der freien

Geister" die theologischen Fakultäten vor ihr „Gericht" rief, um ihnen „im Namen der Wissenschaft" zu gebieten, von der Bildfläche zu verschwinden?

Die Theologie ist die Wissenschaft vom Christentum. Wenn wir als Gegenstand der Wissenschaft die Erkenntnis, Feststellung und Erklärung von Tatsachen in Natur, Geschichte und in unserem Bewußtsein bezeichnen (Schanz), dann ist nicht der geringste Grund vorhanden, den Charakter der Theologie als Wissenschaft zu bestreiten.

Auch die Theologie operiert mit Tatsachen, so in der Geschichte der Kirche als der Gemeinschaft der Bekenner Christi. Und einer der erleuchtetsten Päpste der Neuzeit, Leo XIII., hat der kirchengeschichtlichen Forschung die Pflicht eingeschärft: „Sie soll es nicht wagen, etwas Unwahres zu berichten, aber sie soll es auch nicht wagen, etwas Wahres zu vertuschen." Die kirchengeschichtliche Forschung unterscheidet sich weder hinsichtlich der Methode, noch hinsichtlich der Freiheit in der Feststellung der Ergebnisse von der Profangeschichtschreibung. Ebenso steht es mit der wissenschaftlichen Darstellung des Rechts und der Verfassung der Kirche, der christlichen Literaturgeschichte, der Kunstgeschichte und Archäologie. Diese Disziplinen gewähren dem Theologen ein weites Feld freiester wissenschaftlicher Betätigung. Anders freilich verhält es sich mit Dogmatik, Moral und Bibelexegese; hier ist der theologische Forscher an Glaubensgesetze (Dogmen) und lehramtliche Entscheidungen gebunden; er kann nicht über sie hinausgehen, er muß ehrfurchtsvoll vor ihnen Halt machen.

Aber wenn er die Glaubens- und Sittengesetze, die Offenbarungstatsachen wissenschaftlich zu begründen, spekulativ zu erfassen und systematisch darzustellen unternimmt, so ist seine Tätigkeit nicht minder wissenschaftlich als die des Juristen oder des Philologen, der ja auch an Tatsachen gebunden, von gegebenen Größen ausgehen muß. Treffend spricht sich hierüber Paulsen aus (Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium, S. 189), wenn er sagt, daß beispielsweise auch für den Juristen der Inhalt der Lehre durch Satzung gegeben sei. Der Jurist erkennt als seine Aufgabe an, „nicht durch freie wissenschaftliche Forschung das Recht hervorzubringen, wie dies etwa das alte Naturrecht unternahm, sondern das durch Satzung geltende Recht wissenschaftlich zu behandeln, oder in die Form eines dogmatischen Systems zu bringen, nicht wesentlich anders als die katholische Theologie das geltende Dogma in die Form der Dogmatik bringt. Freilich wird dem Juristen nicht verwehrt, zum geltenden Recht kritisch Stellung zu nehmen, wenigstens nicht im einzelnen, denn eine Verwerfung des Rechts im ganzen und der Autorität, die es setzt, würde ja auch hier ohne Zweifel für unzulässig befunden werden.

Aber auch dem katholischen Theologen ist, selbst in der Dogmatik und Moral, die Anerkennung der kirchlichen Autorität im ganzen vorausgesetzt, ein beträchtlicher Spielraum gelassen; und daneben gibt es auch hier neutrale Gebiete. Also man übertreibe nicht den Unterschied; er ist vorhanden, aber er ist kein absoluter." Daran hat sich auch weder durch den alten, noch durch den neuen Syllabus, noch durch die Enzyklika Pascendi und deren disziplinären Teil etwas geändert. Wenn auch nach dem Erscheinen des zuletzt genannten Erlasses eine gewisse Beunruhigung Platz

gegriffen hatte, so war doch kein Grund vorhanden, von einer „Krisis" der deutschen und österreichischen theologischen Fakultäten zu sprechen, besonders nachdem wiederholt autoritativ erklärt worden war (so vom Münchener Nuntius), daß das päpstliche Rundschreiben viel mehr die französische und italienische als die deutsche Theologie berühre. Die deutschen und österreichischen Bischöfe haben denn auch zu besonderen Maßregeln keinen Anlaß gefunden, da hier der „Modernismus" im Sinne des Rundschreibens wohl von keinem einzigen Theologen vertreten wird.

Noch ein anderes Moment weist auf das Existenzrecht der Theologie an der Universität hin, auf welches meines Wissens zuerst Hermann Schell in seiner Rektoratsrede hingewiesen hat. Das Christentum ist eine der größten weltgeschichtlichen Tatsachen, eine „ganze Gedankenwelt von Idealen, Gesetzen, Beweggründen und Zielen, eine Welt von Tatsachen, die sich als treibende, gestaltende, befruchtende und belebende Kräfte noch heute erweisen". Wenn nun die Universität, so folgert Schell, ein Inbegriff und eine hohe Schule des geistigen Lebens ist, wenn sie ein Brennpunkt und Läuterungsherd aller geistigen Bestrebungen sein soll, dann muß sie auch organisch alle treibenden Geistesmächte in sich zusammenschließen, welche das öffentliche Leben bewegen und befruchten; dann sind die theologischen Fakultäten, deren wissenschaftliche Tätigkeit sich mit der Gedankenwelt des Christentums befaßt, ein notwendiges Glied in dem Organismus der Universität; „es ist nicht eine geschichtliche Nachwirkung der Vergangenheit, sondern es ist ein Recht, eine innere Notwendigkeit und ein Vorzug unserer Universitäten".

Die Gegner der theologischen Fakultäten wollen nun freilich der historischen Bedeutung des Christentums insoferne Rechnung tragen, als sie die Errichtung von eigenen Lehrstühlen für vergleichende Religionswissenschaft und allgemeine Religionsgeschichte an Stelle der theologischen Universitäten fordern. Die eine solche Forderung erheben, sind sich, wie Harnack schon ganz richtig bemerkt hat, der ungeheuren, ja unmöglichen Aufgabe nicht bewußt geworden, welche den Dozenten dieser Fächer gestellt werden. Das Studium jeder einzelnen Religion, sagt Harnack, könne nicht losgelöst werden von der gesamten Geschichte des betreffenden Volkes, und diese wieder sei nicht denkbar ohne Kenntnis der Sprache des Volkes und seiner Literatur, seiner sozialen und politischen Verhältnisse. Wer könne das leisten?

Würde man den oder die Dozenten nicht zu einem heillosen Dilettantismus verurteilen? Ähnlich spricht sich über den gemachten Vorschlag der bekannte protestantische Theologe Ernst Troeltsch aus: „Eine in die philosophische Fakultät etwa einzustellende Professur für Kirchengeschichte und die Vorlesungen der Philosophen über Religionsphilosophie und Ethik können bei dem großen Umfang der hier vorliegenden Aufgaben und Stoffe nicht genügen. Wollte man aber etwa eine religionswissenschaftliche Sektion in der philosophischen Fakultät schaffen, so bekäme man entweder eine Disziplin, die zu entwicklungsgeschichtlichem Herumschweifen in allen Zeitaltern, zum Dilettantismus ohne Spezialfach, zur Religionsforschung ohne religiöse Stellungnahme verbunden ist und daher niemand, am wenigsten sich selbst, Freude bereitet; oder man hätte bei Vertretung eines religiösen Programms doch wieder unter anderem

Namen eine theologische Fakultät; und fehlen würde ihr nur das wichtigste, ein geordneter Zufluß von Hörern." *) Troeltsch ist sogar der Meinung, daß auch nach Durchführung der Trennung von Staat und Kirche das Problem nicht gelöst, sondern nur auf einen andern Boden hinübergeschoben würde. Er sagt: „Diejenigen, welche die Trennung nur als Anfang vom Ende der Religion betreiben, wiegen sich in der trügerischen Hoffnung eines künftigen religionslosen Zustandes oder einer alle überzeugenden wissenschaftlichen Ethik und Weltanschauung. Derartiges hat es nie gegeben, gibt es heute nicht und wird es nie geben." Die Gesellschaft, sagt dieser Gelehrte, braucht eine starke, tiefe und lebendige Religion, sie kann sich von ihr nicht trennen, auch wenn sie die Kirche vom Staate trennt. „Eine solche Religion ist aber unter uns das Christentum, das man mit der modernen Ideenwelt verschmelzen mag, das man aber nicht durch ethisch-pantheistische Abstraktionen wirkungskräftig ersetzen kann." Darum könne die Trennung von Staat und Kirche keine Trennung von Staat und Christentum sein und daher auch keine unchristliche oder neutrale Schule zur Folge haben. Der Staat bliebe also angewiesen auf die Wissenschaft vom Christentum, d. h. auf eine theologische Fakultät, die ihm seine Religionslehrer ausbildete und deren Leistung dann die oberste Quelle für den Religionsunterricht wäre.

Ich habe schon gesagt, daß ich diesen Optimismus nicht zu teilen vermag. Diejenigen, welche die Trennung von Staat und Kirche betreiben, tun dies nicht aus religiöser, sondern aus ausgesprochen antireligiöser Gesinnung; sie hoffen durch die Laisierung des Staatswesens die Religion zunächst aus dem öffentlichen und dann von selbst auch aus dem Privatleben auszuschalten. Auf die „Toleranz" eines sieghaften Freidenkertums darf man keine Häuser, vor allem keine christlichen Schulhäuser bauen. Wer wird angesichts des Fanatismus des Unglaubens, welcher heute das Christentum und seine wissenschaftliche Vertretung von den Hochschulen verdrängen will, noch so naiv sein, zu glauben, daß im Falle der Durchführung der „Trennung" unseren theologischen Fakultäten auch nur ein bescheidenes Plätzchen an den Staatsuniversitäten gegönnt werde?

Unsere Hoffnung muß vielmehr dahin gehen, daß alles, was sich noch zu der „tiefen, starken und lebendigen Religion" bekennt, welcher unsere Völker und Reiche so unendlich viel verdanken, sich gegen die Unduldsamkeit und den Fanatismus zur Wehr setzt; nicht um die Gewissens- und Unterrichtsfreiheit zu unterdrücken, sondern um sie zu schützen; nicht um die Freiheit der Lehre und Forschung zu unterbinden, sondern um auch der christlichen Weltanschauung den ihr gebührenden Platz an der Sonne zu behaupten.

*) Diese Ausführungen Troeltsch's sind jüngst von einem hervorragenden reichsdeutschen Gelehrten der besonderen Beachtung empfohlen worden, weil sie „gegen den in der akademischen Kinderstube Österreichs neuerdings auftretenden Paroxysmus ein geeignetes Beruhigungsmittel sein dürfen". Das war freilich ein großer Optimismus, und inzwischen hat ja die Bewegung gegen die theologischen Fakultäten auch an verschiedenen Universitäten des deutschen Reiches eingesetzt.





Die Entwicklungsstufen des Wirtschaftslebens.*)

Von Eugen Schwiedland.

Macht, wirtschaftliche Interessen, Freiheit wie Kultur der Menschen, mit einem Worte ihr gesellschaftlicher Zustand, unterliegen steter Umbildung. Reste absterbender und Ansätze neu anbrechender Ordnungen bezeichnen jede Zeit. Aus ihnen hebt sich ab und vollzieht sich beständig — doch langsam und ohne Sprung — die kommende Entwicklung. Nach und nach, in Übergängen, bilden sich so die besonderen Epochen der Staatengeschichte wie der wirtschaftlichen Verfassung. Und wenn auch die Perioden der allgemeinen Geschichte und des wirtschaftlichen Lebens der Völker nicht zusammenfallen, so nimmt man doch zwischen ihnen einen Zusammenhang wahr.

Um die Entwicklung der politischen Gestaltungen sowie den Gang der sozialen und wirtschaftlichen Kultur zu erfassen, die Zeiträume festzustellen, in denen eine halbwegs einheitliche Ordnung der Erscheinungen sich kundgibt und die Verschiedenheit der anderen Epochen erkennbar ist, pflegt man die eigentümlichen Züge und das Wesen einer Zeit schlagwortartig zu kennzeichnen. Man konstruiert danach, gemäß der jeweiligen Einsicht in die geschichtlichen Wandlungen, Theorien über die Stufen der menschlichen Entwicklung und gestaltet sie um mit den Fortschritten der Erkenntnis.

Die politischen Bildungen konnten während langer Zeiten zu keiner großen Entfaltung, Konsistenz und Dauer gelangen. Viele Stämme brachten es nie „über Körper von 1000 Personen", „Dorffürstentümer". Andere vereinigten sich zwar zu größeren Stammesbündnissen, diese fielen aber leicht auseinander. Stärkere, kriegerische Stämme dagegen unterwarfen andere und bildeten Eroberungsstaaten; aber auch ihnen drohten, da sie nur auf Gewalt beruhten, wieder Verfall und Auflösung.

Alle diese Stämme, Bündnisse und Eroberungsreiche kurzen Bestandes trieben Naturalwirtschaft, d. h. ihre Angehörigen produzierten überwiegend für ihren eigenen Bedarf; der lose Tauschverkehr, der die Menschen verband, blieb auf enge Kreise beschränkt; der Geldverkehr fehlte oder war gering; Städte entstanden aus kriegerischer, kirchlicher und politischer Absicht, nicht auf Grund von Berufsteilung, Handel und Gewerbe; die Gebiete des Reiches waren kaum durch Verkehr miteinander verbunden, sondern nur mechanisch vereinigt durch die Despotie der Staatsgewalt, das ist durch ihre Priester, Krieger, Fronvögte und Naturalsteuer-Einheber.**)

Diese Schwäche der politischen Gebilde weicht in Südeuropa erst mit der griechisch-römischen Kultur, in Mitteleuropa im Mittelalter. Jetzt

*) Aus der demnächst erscheinenden „Einführung in die Volkswirtschaftslehre" des Verfassers. Wien, Manz.

**) Schmoller, Grundriß der Allg. Volkswirtschaftslehre. S. 1124 f.



entstehen auf Grund der reichen sittlichen, rechtlichen, religiösen, technisch-künstlerischen, wissenschaftlichen Kultur der Griechen und Römer dauerbare Klein-, Mittel- und Großstaaten. Ihre Träger gehören „hochstehenden Rassen" von politischer Begabung an. Auch entwickelt sich jetzt ein Zusammenhang und Zusammenhalt unter den Wirtschaften durch die Ausbildung der Arbeitsteilung und Geldwirtschaft, durch ein höher stehendes Arbeitsverhältnis, das nicht mehr auf Sklaverei ruht, durch das Aufkommen freier wirtschaftlicher Unternehmungen in großer Anzahl, durch bessere Sicherung der Person und des Eigentums, gesündere Klassenbildung, Teilnahme des Volkes an Regierung und Verwaltung, das wachsende Gewicht des eigenen Haushaltes der Staaten.

Schaeffle*) ist der Ansicht, daß die staatliche Entwicklung fünf Stufen aufweist, die in großen Epochen auf einander gefolgt und aus einander entstanden und heute noch ethnographisch und geographisch neben einander gelagert sind. Auf jeder dieser Stufen ist jede Regierungsform: Monarchie, Aristokratie und Demokratie, anzutreffen; die jeweils höhere Stufe faßt die Gebilde der niedrigeren Stufe zu einer höheren Einheit zusammen. Auf die altpatriarchalische Verfassung der Volkszeit folgt eine berufsständische (kriegerische, priesterliche, grundherrliche), dann eine stadt-staatliche, sodann eine landesherrliche und endlich eine nationalstaatliche Stufe.

Die Hauptphasen der w i r t s c h a f t l i c h e n und der damit zusammenhängenden sozialen Gestaltung werden gleichfalls allmählich erkennbar. Schon der Herzog von Sully bezeichnete die Landwirtschaft als „das ernährende Euter der Menschheit". Alle Völker ziehen ihre Nahrung und die Rohstoffe zur Herstellung gewerblicher Erzeugnisse aus dem Reiche der Natur. Beschränkte man sich aber anfangs auf die Erwerbung der Dinge, welche die Natur darbot, so erlernte man allmählich die zweckbewußte Erschaffung der Nahrungs- und Rohstoffe und ihre immer kunstvollere Umformung.

Friedrich List erblickte denn auch die maßgebenden Grundlagen der wirtschaftlichen Entwicklung in der jeweiligen Hauptrichtung der Produktion. Er meinte, alle Völker der gemäßigten Zone durchliefen Perioden: 1. des Jägerlebens, 2. des Hirtenlebens, 3. des Ackerbaues, 4. eine Agrikultur-Manufaktur- und 5. schließlich eine Agrikultur-Manufaktur-Handelsperiode.

Demgegenüber hat nun Bruno Hildebrand**) bemerkt, daß diese Entwicklungslehre offenbar aus der Geschichte Großbritanniens abstrahiert sei. Indes „nicht einmal in Britannien trifft seine Stufenfolge vom Ackerbau durch die Fabrikation zum Handel zu. Die englische Handelsmacht von der Zeit der Königin Elisabeth bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts hat sich durchaus unabhängig von der englischen Fabrikation ausgebildet. Sie stützte sich ebenso wie die Seemacht der Niederlande auf den Handel mit Kolonialprodukten, und die Weltindustrie Englands seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ist erst aus seinem Weltverkehr, nicht umgekehrt sein Weltverkehr aus seiner Fabrikation hervorgegangen." „Die Lage am Meere führt die

*) Bau und Leben des sozialen Körpers, 2. Auflage, II., S. 566 f.
**) Natural-, Geld- und Kreditwirtschaft, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 1864, S. 1 f.



Menschen naturgemäß zum Fischfang, zur Schiffahrt, zum Handel; Bergvölker treiben vorherrschend Jagd und Viehzucht und in den Ebenen entwickelt sich am frühesten der Ackerbau, und mit diesen mannigfaltigen Anfängen einer nationalen Produktion sind auch verschiedene Wege des weiteren Verlaufes derselben vorgezeichnet, so daß das Fortschreiten der Produktion überhaupt nicht als allgemeine Norm der ökonomischen Völkerentwicklung angesehen werden kann." Vielmehr hält Hildebrand den Güterverkehr für die Grundlage der Gestaltung und unterscheidet nach ihrer Art: Natural-, Geld- und Kreditwirtschaft. Diese Aufeinanderfolge sei eine allgemeine Tatsache. In den Verhältnissen der Naturalwirtschaft sind Grundbesitz und Arbeitskräfte die einzigen Güterquellen. Auch der Staat bestreitet seine Bedürfnisse durch Grundbesitz; Domänenwirtschaft, Naturalabgaben, Lehensnexus kennzeichnen ihn. Der Güterumsatz vollzieht sich als Tausch. — In den Epochen der Geldwirtschaft entstehe neben dem Grundbesitzer und dem Arbeiter der Kapitalist, der Besitzer beweglichen Eigentums; die Grundherren verlieren also ihr Besitzmonopol. Vom Kapitalisten empfange der Arbeiter Lohn in Geld. Er kann seinen Lohn aufsparen und so Kapital sammeln und allmählich sozial emporsteigen. Kauf tritt an Stelle des Tausches als Grundlage des Güterverkehrs. — In einer dritten Epoche endlich tritt an Stelle des Kaufes gegen Metallgeld der Kauf gegen Zahlungsversprechen, also der Kredit. Kredit gebe es für den, der etwas hat, und für den, der etwas ist. Damit trete eine neue ökonomische Lebensordnung ein.

Diesen Ausführungen läßt sich hinzufügen: in den primitiven Verhältnissen beschafft die angestrebten Dinge und Leistungen unmittelbar derjenige, der sie selbst nutzen will, und zwar in der Form, in der er ihrer bedarf. Ein Austausch entwickelt sich erst allmählich. Geldwirtschaft kennzeichnet dagegen die Zeit, da die Menschen mehr und mehr Gegenstände herstellen, die sie weder selbst gebrauchen noch verzehren, sondern vertauschen wollen. — Man erwirbt zumeist die benötigten Gegenstände. Bei diesem allgemeinen Austausch werden die Objekte gegen Geld hingegeben bzw. erworben, d. h. an Stelle des Tausches tritt der Kauf, bei dem die eine der hingegebenen Waren Geld ist: ein allgemeines Tauschmittel, das jeder zu nehmen stets bereit ist. Hier wird Zug um Zug geleistet: Ware gegen Geld, Geld gegen Ware. Eine Epoche der Kreditwirtschaft bricht endlich an, wenn gekauft wird, indem man den Kaufpreis, das Geld, schuldig bleibt, die Bezahlung sich stunden, kreditieren läßt. Man verkauft nurmehr allgemein gegen Versprechen künftiger Bezahlung.

Diese Organisation des Güterumsatzes übt weitgehende Rückwirkungen auf die Produktion und den Vertrieb der Erzeugnisse, mithin auf alle wirtschaftliche Gestaltung. Auffällig ist namentlich der Unterschied zwischen eigenwirtschaftlichen und tauschwirtschaftlichen Zuständen und zwischen den Trägern der wirtschaftlichen Entwicklung — der Stadt beziehungsweise der Landesherrschaft —, welche die öffentlichen Angelegenheiten regelt.*)

*) G. v. Below, Über Theorien der wirtschaftlichen Entwicklung der Völker mit besonderer Rücksicht auf die Stadtwirtschaft des deutschen Mittelalters, in: Historische Zeitschrift, 1901.



Schmoller*) will nun nicht allein die Tauschbeziehungen, sondern die gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse charakterisieren und erkennt hiebei fünf Epochen: bis ins 10. und 11. Jahrhundert eine agrarische Eigenwirtschaft der Stämme, — vom 12. bis zum 16. Jahrhundert ein Vorwalten der stadtwirtschaftlichen Gebiete, — eine Epoche der Mittel- und Territorialstaaten: vom 16. Jahrhundert ausgehend, im 18. und 19. Jahrhundert vollendet, — und die Epoche der neuen Weltstaaten und der vordringenden weltwirtschaftlichen Beziehungen, die im 19. Jahrhundert einsetzt. So ergeben sich ihm die Begriffe Dorf-, Stadt-, Territorial-, Volks- und Weltwirtschaft als zusammenhängende Klassierungsreihe.

Dorfwirtschaft ist die Hauswirtschaft viehzüchtender Ackersleute. Sie produzieren für den Bedarf ihres Hauses, nicht für den Markt; alle Dorfgenossen vergeben und besitzen gemeinsam den Boden und schreiben seine Bewirtschaftung durch den einzelnen vor. Nach und nach gerät aber der Bauer meist in Abhängigkeit vom Feudalherrn. Dieser führt eine ähnliche (nur größere) Naturalwirtschaft, gleichfalls auf Eigenproduktion beruhend, aber ergänzt durch Abgaben und Frohnden der von ihm abhängigen Hörigen. Die Geschlossenheit dieser Wirtschaftskreise bedingt ihre Abhängigkeit von Fehden, Mißwachs und Viehsterben.

Auf dem städtischen Markte — auf dem Adel und Bauern die Überschüsse ihrer mählich verbesserten Ackerwirtschaft sowie städtische Händler und Handwerker gewerbliche Erzeugnisse verkaufen — entsteht der erste erhebliche Verkauf, ein umfänglicherer, aber immerhin örtlich begrenzter Güterumlauf. Diesen Verkehr regelt die Stadtverwaltung.

Ihre Maßnahmen ahmt, nach der Bildung der mittleren Landesherrschaften, der Territorialherr nach für sein Gebiet; Berufsteilung und Kauf, ein Verkehr in größerem Umkreise erwächst; die Kapitalbildung erfolgreicher Unternehmer nimmt zu; ein landesherrliches Berg-, Hütten- und Salinenwesen, fürstliche industrielle Musterbetriebe entstehen; der Ausbeutung der Bauern seitens der Grundherren wird durch die Staatsgewalt gewehrt.**)

In einer Zeit mehrhundertjähriger Handels- und Kolonialkriege entsteht die moderne Volkswirtschaft. Die königliche Gewalt bildet sich im Staate aus, unter Rückdrängung der ständischen Verfassung und der lokalen Gewalten. Die Kämpfe zwischen verschiedenen Klassen, zwischen Stadt und Land, zwischen Städten und Provinzen werden durch die Staatsgewalt eingeschränkt. Zugleich vollendet sich die Einheit der Nationen durch die Verbindung, welche Buchdruck, Presse, Schule, die religiös-kirchliche und die Bildungspropaganda schaffen. Niederlassungs- und Gewerbefreiheit, Verkehrserleichterungen und größere Freiheit der Unternehmungen vervielfältigen die Beziehungen; erfolgreiche Unternehmer bilden eine Geschäftsaristokratie, die unter der Geltung der wirtschaftlichen Freiheit den Staat und die Volkswirtschaft von sich abhängig zu machen sucht und sich zu mächtigen Gesellschaften und Kartellen verbindet. Der Arbeiterstand wächst, bildet Vereine, führt

*) Umrisse und Untersuchungen, S. 1 ff.; Grundriß der Allg. Volkswirtschaftslehre.

**) Die Aufstellung einer eigenen Kategorie der Territorialwirtschaft bekämpft Below, Zeitschrift für Sozialwissenschaft, 1904, S. 373 f.



Lohnkämpfe und erlangt Arbeiterschutzmaßnahmen von der Staatsgewalt. Im ganzen sind hiebei Produktion und Verkehr riesenhaft gewachsen und auf allen Gebieten entstehen internationale Beziehungen: eine weltwirtschaftliche Epoche bahnt sich an.*)

Ähnlich faßt Bücher**) die Entwicklung der mittel- und westeuropäischen Staaten in drei Perioden zusammen, deren jede das Leben anders gestaltet: die geschlossene Haus-, die Stadt- und die Volkswirtschaft.

1. Die Zeit der geschlossenen Hauswirtschaft bildet nach Bücher eine ganz allgemeine Erscheinung aller Völker***) und reicht bis etwa zum Beginn des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung. Produktion für den eigenen Bedarf kennzeichnet sie. Das einzelne Haus, die Familie, das gemeinsam hausende Geschlecht produziert alles, was es braucht, und konsumiert, was es selbst erzeugt. Wie die Gewinnung des Rohstoffes, so erfolgt auch die Herstellung des Erzeugnisses und sein Verbrauch innerhalb des Hauses; der Bedarf der Hausangehörigen bestimmt Art und Maß der Betätigung. Ausgebreitete Arbeitsgeschicklichkeit, Vielseitigkeit des Könnens und Verstehens sind dabei erforderlich. Wie die kleinen Wirtschaften mit ihren Angehörigen, also arbeiten die großen (der Könige, des Adels, der Kirche, des Staates) auf ausgedehntem Grundbesitz, mit Leibeigenen und Hörigen; aber immer ist der Verbrauch auf die eigene Erzeugung beschränkt. Als im Mittelalter der freie deutsche Bauer seine Landstelle unter einen Großgrundherrn stellte, sich ihm ergab („kommendierte“), um der Militärpflicht ledig zu sein und vom Grundherrn in Zeiten der Not Schutz und Unterstützung zu empfangen, nahm er die Leistung von Diensten und Abgaben für dessen Wirtschaft auf sich.

2. Diese Formen der Eigenproduktion werden allmählich durch Kundenproduktion ersetzt, durch Erzeugung zur Abgabe an Käufer.

Der Stadtbewohner im klassischen Altertum ist zugleich Landwirt; Bürger und Bauer; die Bürger unserer mittelalterlichen Städte dagegen sind in erster Linie Handwerker, mochten sie immerhin noch einen Garten oder ein paar Feldstücke besitzen. Das Land liefert Rohstoffe und Nahrungsmittel; die Stadt verarbeitet sie und führt durch den Handel aus der Ferne herbei, was nicht in ihrem Bereiche gewonnen wird. „Bürger und Bauer begegnen sich auf dem städtischen Markte zum Austausch ihrer beiderseitigen Erzeugnisse“; die Verkehrsverhältnisse gestatten nicht den Transport größerer Gütermengen auf weitere Entfernungen. Stadt und umliegende Landschaft bilden so ein geschlossenes Wirtschaftsgebiet, das sich arbeitsteilig selbst versorgt und selbst genügt.†) Bildete also ursprünglich die einzelne Hauswirtschaft eine geschlossene Einheit, so besteht jetzt ein Zusammenschluß unter einer Anzahl von Wirtschaften: die Stadt und die umliegende Landschaft ergeben einen gemeinsamen Wirtschaftskreis.

---

*) Schmoller, Volkswirtschaftslehre, S. 1129 f.

**) Die Entstehung der Volkswirtschaft; 6. Auflage, 1908.

***) Dieser Annahme widerspricht lebhaft der Historiker Ed. Meyer, Die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums, in: Jahrbücher für Nationalökonomie. 1895.

†) Bücher, Die Großstadt, S. 22; auch in der „Entstehung der Volkswirtschaft“, 6. Aufl. Vgl. über das Folgende das letztere Buch.

Mit Mauern und Gräben befestigt, bietet die Stadt Zuflucht und Schutz der Gegend. Ein Schutzverband vereinigt die ländlichen Ansiedler zu einer militärischen Gemeinschaft mit ihr; sie unterhalten wie die Bürger die Befestigungswerke der Stadt und verteidigen sie im Kriegsfall bewaffnet, und können dafür, so oft es nottut, mit Weib und Kind, Vieh und Fahrhabe hinter ihren Mauern sich bergen.

Die Angehörigen dieses Kreises haben in der Stadt Markt- und Zollfreiheit: das Recht freien Kaufes und Verkaufes. Besucher des Marktes genießen auf dem Hin- und Rückwege besonderen königlichen Schutz, für die Dauer ihres Aufenthaltes in der Stadt den Marktfrieden, d. h. Sicherung gegen gerichtliche Verfolgungen wegen früherer Schulden und Schutz ihrer Beschädigung an Leib und Gut durch doppelt hohe Strafen.

Die gewerblichen Erzeugnisse der Stadt verkauften die Erzeuger selbst; Händler durften sie nur zur Ausfuhr aufkaufen, da sie bereits zu Markt gestanden und unverkauft geblieben waren. Soweit als möglich soll öffentlich und aus erster Hand gekauft und alles, was in der Stadt selbst erzeugt werden kann, auch dort hergestellt werden.

Die Bauern bringen so Lebensmittel und Rohstoffe zur Stadt und kaufen für den Erlös Erzeugnisse städtischer Gewerbe. Handwerker sollen auf dem Lande nicht wohnen (Städtezwang, Meilenrecht). Sonst besteht ein gegenseitiges direktes Kundenverhältnis zwischen Bauer und Gewerbsmann.

Das Handwerk hat Pflichten gegen die Allgemeinheit: der „Meister" soll gerechte Arbeit liefern. Wurde ihm das Rohmaterial vom Besteller übergeben: Webern das Garn, Kannengießern Zinn, Goldschmieden Silber und Gold, so sorgte man, daß er's nicht verfälsche. Lieferte aber der Handwerksmann den Stoff, so steht er unter der Überwachung von Marktmeistern und Schaubeamten und im gegenseitigen Wettbewerb mit seinen Kollegen: Handwerker gleicher Art wohnen meist in der gleichen Straße und halten ihre Waren an öffentlichen Stellen nebeneinander feil; auf dem Markte, um die Kirche, an den Toren, in den Straßen, wo sie ihre Wohnstätte hatten (daher noch die Namen: Tuchlauben in Wien, Färbergarde in Kopenhagen, Gewandhaus in Leipzig u. s. f.). Vorschriften regeln den zu verwendenden Rohstoff, das Arbeitsverfahren, Länge und Breite der Stoffe sowie die Preise, alles zum Schutz der Konsumenten.

Fremde Verkäufer werden durch beamtete Unterkäufer, Messer und Wäger kontrolliert. Die Handhabung der Maße ist Beamten übertragen, deren Heranziehung bei jedem Kauf von Fremden erfolgt. Unterkäufer bringen Käufer und Verkäufer zusammen, vermitteln bei der Preisbestimmung, prüfen die Waren auf etwaige Fehler, suchen dem Käufer aus, soviel er gekauft hat, sind für die richtige Lieferung besorgt.

Der Großhandel schafft, als Wander- und Markt- oder „Meßhandel", Güter herbei, die im Zufuhrgebiete der Stadt nicht produziert werden: Gewürze und Südfrüchte, getrocknete und gesalzene Fische, Pelze, feine Tücher, Wein. Salz bezieht meist der Rat selbst von den Produktionsstätten und gibt es mit einem Aufschlag den „Hocken" oder „Salzstößern" zum Vertrieb.

Großhändler durften Waren nicht unter bestimmten Mengen abgeben. Den Verschleiß besorgen Krämer und Hocken.*)

Allgemach erfährt dieser Verkehrskreis eine Ausdehnung: nach Schmollers Sprechweise beginnt die Epoche der Mittelstaaten, dann jene der nationalen Volkswirtschaften, nach Büchers Ausdruck die Epoche der „Volkswirtschaft“.

3. Der moderne Staat, welcher im 15. Jahrhundert entsteht, hat ein namhaftes Bedürfnis nach Geld, denn er richtet eine zentrale Verwaltung durch besoldete Beamte und seine Verteidigung durch stehende Heere ein. Die königliche Gewalt trachtet, im Interesse der Gesamtheit Sondergewalten zurückzudrängen, die nationale Einheit auszugestalten. Getragen von der Erleichterung und zunehmenden Sicherheit des Verkehres, erwächst so eine lebendige Interessengemeinschaft des Volkes. „War im Mittelalter jede Stadt befestigt, so genügen heute wenige Grenzfestungen zum Schutze des ganzen Staatsgebietes; hielt früher jede Stadt ihre Söldner, so genügt heute eine beschränkte Zahl von Garnisonsstädten für ein mächtiges Kriegsheer.“ „Im Mittelalter suchte jede Stadt alle Handwerkszweige in sich zu vereinigen; seit dem Vorwalten der Großbetriebe strebt jeder Ort, bei sich dasjenige Gewerbe auszubilden, für welches die Lokalbedingungen am günstigsten sind.“**)

Das Erstarken der eigenen Produktion und eines nationalen Handels erstrebt der Merkantilismus: die Praxis aller bedeutenden Staatsmänner von Karl V. bis Friedrich dem Großen, am konsequentesten ausgebildet durch Colbert unter Ludwig XIV. Dazu erfolgt: Aufhebung oder Ermäßigung der Binnenzölle wie Wegegelder;, einheitliche Gestaltung des Grenzzollwesens; Anlegung von Kunststraßen, Kanälen, Seehäfen; Vereinheitlichung des Geld-, Maß- und Gewichtswesens; Ausfuhrerschwernis der zur eigenen Versorgung notwendigen Rohstoffe und Nahrungsmittel; Einfuhrverbot für fremde Fabrikate; Einbürgerung neuer Industrien; Staatsunterstützung und technische Regelung der Gewerbe; Pflege der Technik, der Kunst und der Wissenschaften in Staatsanstalten; Begünstigung der Ausfuhr heimischer Fabrikate; Förderung der Marine und Mehrung der Kolonien; Regelung des Handelsrechtes nnd des kaufmännischen Nachrichtendienstes; Ordnung des Staats- und Kommunalhaushaltes, Beseitigung der Ungleichheiten der Steuerbelastung. Die nach außen abgeschlossenen Wirtschaften sollten möglichst alle Bedürfnisse der Staatsangehörigen durch nationale Arbeit befriedigen und durch einen lebhaften Verkehr im Innern alle natürlichen Hilfsmittel des Landes entfalten.***)

Einzelne Markt- und Handwerksstädte erheben sich nun zu Mittelpunkten der Verwaltung oder zu Handelsplätzen. Das Handelskapital begnügt sich nicht mehr mit dem Import und Umschlag fremder Rohstoffe, sondern stellt das städtische Handwerk und den bäuerlichen Gewerbefleiß in seinen Dienst, indem der Kapitalist, als sogenannter „Verleger“, der einzige Abnehmer dieser Produzenten wird und sie dadurch von sich in Abhängigkeit bringt. Die arbeitsteilige Massenproduktion in den Fabriken erschafft den Lohnarbeiterstand. Das Transportwesen, einst ein Bestandteil des Handels, verselbständigt sich.

---

*) Zu dieser Darstellung Büchers vergl. Sieveking, Die mitteleuropäische Stadt, in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, II., S. 189.

**) Bücher, Die Großstadt, S. 25.

***) Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft.



Von ihm löst sich dann das Speditionsgewerbe und das Lagerhauswesen los. Das Kreditwesen wandelt sich, es entsteht die moderne Bank, die für produktive Zwecke Geld borgt. Staatsposten, Zeitungen, nationale Handelsflotten entstehen, das Versicherungswesen entwickelt sich: alles Organisationen, welche die Zwecke vieler zu befriedigen suchen. Überall macht sich das kapitalistische, spekulative Unternehmerprinzip als treibendes Element bemerkbar.

Im Verlauf dieser Entwicklung wird das Nationalitätsgefühl zu einem gewaltigen Faktor. Die kleinen Territorialstaaten, den großen wirtschaftlichen Aufgaben der Zeit nicht mehr gewachsen, gehen in einem großen Nationalstaate unter, wie Italien, oder vereinigen sich zu einem Bundesstaat, wie das Deutsche Reich oder die Schweiz. Ein Wiederaufleben der Schutzzölle, die Verstaatlichung der Verkehrsanstalten vollenden die nationale Einheit. Die Staatstätigkeit wächst und erhält ein soziales Gesicht; es handelt sich nicht mehr bloß um möglichst reichliche nationale Produktion, sondern auch um gerechtere Güterverteilung und um die Bemühung des Staates, daß seine Angehörigen nach ihren Leistungen an der Kultur teilhaben.

So grenzt sich die Gesamtheit der Wirtschaften eines Staatsgebietes ab. Die zur nationalen Volkswirtschaft zusammengefaßten Wirtschaften haben gemeinsame Interessen und verfolgen dadurch gemeinsame Ziele, denen auch die Machtmittel des Staates zu Gebote stehen. Diese Gemeinsamkeit verleiht den Wirtschaften eines Volkes Selbständigkeit fremden Volkswirtschaften gegenüber.

Neben den anderen Wirtschaften, deren Beziehungen und Interesseneinheit er fördert, führt der Staat seine eigene „Staatswirtschaft". Er vermag die Sonderwirtschaften zu kräftigen und zu leiten und kann ihnen dienen. Durch solches Eingreifen wird die Volkswirtschaft erst recht zu einer organischen Verbindung, zur Vereinheitlichung aller Wirtschaften in einem Staatsgebiete.

Das Land, die Bevölkerung, das Volksvermögen bilden die Grundelemente des Staates. Er bedarf eines bestimmten Gebietes, einer darin ansäßigen Bevölkerung und der Organe, dieser gegenüber seinen herrschenden Willen durchzusetzen. Er bestimmt, welche Personen zu ihm zählen und in welcher Art er seine Herrschaft über sie betätigt, bestimmt sich sein Gebiet und herrscht darin ausschließlich, bestimmt Gestalt und Wirksamkeit der Organe, durch die er seinen herrschenden Willen vollzieht.*)

Alle Wirtschaften innerhalb eines, solcher einheitlichen staatlichen Macht unterliegenden Gebietes wirken zusammen, beeinflußen einander und sind von einander abhängig. Wer überhaupt Arbeit leistet, tut dies für sich und für andere. Selbst soweit er nichts tut, ist er für andere Wirtschaften wichtig: als Abnehmer, Käufer oder als Subjekt, das versorgt werden muß.**)

Durch den Zusammenhang ihrer Standorte und durch ihr wechselseitiges Zusammenwirken bilden also die Wirtschaften jedes Volkes eine höhere Einheit, deren Zusammenhalt durch die zielbewußte Tätigkeit des Staates besonders gekräftigt und ausgestaltet wird. Die also staatlich abgegrenzten Wirtschaften bilden die einzelne „Volkswirtschaft".

*) G. Seidler, Das juristische Kriterium des Staates, 1905.

**) Wir sehen, wie man heute selbst die armen Auswanderer, welche die Heimat für immer verlassen, zwingen oder sonst wie bewegen will, ihr Land zumindest aus einem nationalen Hafen, auf einem nationalen Schiff zu verlassen!

Heute reichen indes die Zusammenhänge über diese Volkskörper hinaus. Auch national fremde Wirtschaften ergänzen einander, wirken zusammen, sind von einander abhängig. Aus ihren Beziehungen erwächst ein weltwirtschaftliches Getriebe, — eine charakteristische Eigenheit unserer Zeit. Eine (erst noch rohe) Planmäßigkeit gelangt damit in die Tätigkeit der Wirtschaften der Welt, die sich in der Beschaffung von Sachen oder in der Darbietung von Leistungen spezialisieren und einander dabei im Wege des Austausches über den ganzen Erdball hin ergänzen.

Auch die Psychologie der Menschen ändert sich in den einzelnen Abschnitten der Entwicklung. Die weitgehenden qualitativen: organisatorischen, sozialen und massenpsychologischen Unterschiede der Zeiten sind noch nicht genügend erfaßt. Die ersten Epochen tragen ein agrarisches Gepräge; der Boden gewährt jedem Unterhalt: als Grundherrn, als dessen Knecht oder als freiem Bauern. Dann gewinnt die gewerbliche Arbeit Bedeutung für den wirtschaftlichen Bestand; endlich bildet sich aber der kaufmännisch-spekulative Geist aus und wird zur Quelle des Reichtums und sozialer Macht.

Der Historiker Below bemerkt zur Konstruktion von Entwicklungsstufen des Wirtschaftslebens: „Von einem Gesetz solcher Stufenfolgen in dem Sinne, daß alle Völker die betreffenden Stufen durchmachen müssen, kann gar nicht die Rede sein.“ Immerhin sieht auch er in solchen Stufen Idealtypen, welche für die Veranschaulichung einer Zeit Dienste leisten, ja nützlich und unentbehrlich sind*). Ob wir nun der einen oder der anderen Einteilung beipflichten, der allgemeine Verlauf weist unleugbar eine immer reichere Entfaltung auf. Der Menschheit stellen sich immer weitere Ziele; die Wechselwirkungen zwischen den Wirtschaften entfalten sich immer mehr und die Sonderung zwischen Produktion und Konsumtion nimmt zu: keine Wirtschaft verbraucht mehr vornehmlich das, was sie selbst produziert. Kauft aber in der Stadtwirtschaft der Konsument Arbeitsleistungen oder Naturprodukte noch vom Erzeuger, so erwirbt er sie in der Volkswirtschaft von einem Unternehmer oder Händler. Und beschränkte sich das Zusammenwirken bei der Hauswirtschaft auf Blutsverwandte, in der Stadtwirtschaft auf Bürger und benachbarte Bauern, so knüpfen sich in der Volkswirtschaft Beziehungen unter den Volks- und Staatsangehörigen und in der Weltwirtschaft in hohem Maße darüber hinaus. Auch in die Gegenwart reichen indes noch Elemente der Stadtwirtschaft und selbst der geschlossenen Hauswirtschaft herein.

---

*) Vgl. Wörterbuch der Volkswirtschaft, 2. Auflage, II., S. 1330 f.



Neuere Shakespeare-Literatur.

Von Dr. **Roman Dyboski.**

Nachdem sich die ungeheuere Masse wissenschaftlicher Publikationen über Shakespeare jahrzehntelang unter der Anregung und Leitung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft wie auch der New Shakespeare Society durch Anbau immer neuer und immer minutiöserer Einzeluntersuchungen zu einem geradezu mosaikartigen und vielfach ins Absurde sich verlierenden Gewimmel entwickelt hat, zeigt sich in der letzten Zeit — teils durch natürliche Reaktion gegen solche Kleinkrämerei, teils im Zusammenhange mit dem rasch aufwärtsstrebenden Volkshochschulwesen und einer von ihm der ganzen wissenschaftlichen Darstellungsweise mitgeteilten Popularisiertendenz — in den Arbeiten der Shakespeare-Forscher ein Zug nach gemeinverständlicher Zusammenfassung des Gewonnenen, nach befreiender Synthese in Themawahl und Anlage. Und gerade die letzten zwei Jahre haben hüben und drüben wieder je ein Werk gebracht, in welchem auf Grund langjähriger Detailstudien ein enzyklopädisches Gesamtbild zu zeichnen versucht wird. Freilich haben das deutsche und das englische Buch wohl nur diese eine Hauptabsicht gemein, und auch diese in so verschiedenem Sinne, daß sie geradezu als Typen der grundverschiedenen Auffassung dienen können, welche man in Deutschland einer- und in England, welches hierin der ästhetisch-kritischen französischen Schule sich anschließt, andererseits von Inhalt und Form literarhistorischer Darstellung hat. Während nämlich der in elisabethanisches Wesen und die Realien elisabethanischer Kultur mit begeisterter Liebe vertiefte Oxforder Professor Raleigh[1]) uns in sechs stilistisch blendenden, gänzlich zwang- und systemlosen Kapiteln eine Fülle von Perlen aus der Welt der Gedanken hingestreut hat, welche ihm seit Jahren bei der Beschäftigung mit Shakespeare gekommen sind, also gewissermaßen das individuell hochinteressante, subjektive Fazit aus dem Leben eines verständnisvollen Shakespeare-Verehrers vorführt, hat der Deutsche Max J. Wolff[2]) aus den Quadern gründlicher bibliographischer Vorstudien ein massives Gebäude aufgeführt und in seinen soliden zwei Bänden ein Kompendium der Shakespeare-Kunde für die weitesten Kreise der Gebildeten geboten. Raleighs Buch ist ein Erlebnis oder vielmehr eine Reihe von solchen: an jeden Satz, an jedes Wort knüpfen sich für den stetigen Shakespeare-Leser eine Menge von Reflexionen und Assoziationen; man wandert in bunter Abwechslung durch die herrlichsten Haine und Fluren,

[1]) Walter Raleigh, Professor of English Literature in the University of Oxford: Shakespeare. [English Men of Letters. New Series.] London, Macmillan & Co., 1907.

[2]) Shakespeare. Der Dichter und sein Werk. Von Dr. Max J. Wolff. In zwei Bänden. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1907/8.



Berge und Täler der Shakespeareschen Poesiewelt und lauscht den klangvollen Reden des Mystagogen bald zustimmend, bald leise widersprechend, immer durch und durch subjektiv interessiert. Wolffs durchaus objektiv gehaltene Zusammenstellungen hingegen bieten — besonders dem Laien — eine äußerst wünschenswerte Durch- und Übersicht des Tatsachenmaterials und werden uns in diesem Sinne auch in folgendem als stofflicher Leitfaden zur Anknüpfung von Mitteilungen über Einzelschriften am besten dienen können.

Wolff behandelt, wie schon der Titel seines Buches besagt, „den Dichter und sein Werk" gleichlaufend und schiebt Kapitel über Gruppen innerlich gleichartiger Dichtungen eines Zeitraumes zwischen die Abschnitte persönlicher Entwicklungsgeschichte ein. Das einleitende Kapitel beschränkt sich nicht auf das übliche Bild des elisabethanischen England. Es soll vielmehr von „Land und Leuten" überhaupt einen Begriff geben; es kennzeichnet den Zwiespalt zwischen „Handeln und Träumen" in dem verhaltenen, aber im Grunde wie einst leidenschaftlichen Wesen des heutigen Engländers und sucht ihn aus der nationalen Entwicklung zu erklären. Die zügellose Phantasie der Kelten, die melancholische Gemütstiefe der germanischen Seeräuber und die Verstandesschärfe der Normannen werden geschildert; die zwei letzteren liefern die Elemente zur Synthese des Nationalcharakters; die soziale Kulturgeschichte wird über die vereitelten Anfänge und den späteren Sieg der Reformation und die Belebung von Sprache und Literatur durch die Renaissance bis auf Elisabeths Tage in dem Sinne skizziert, daß Shakespeare als Vertreter einer siegreichen „nationalen und populären" Richtung, welche politisch in Cromwell ausklingt, den unterlegenen Mächten von Klassizismus und Feudalismus gegenübersteht, welche in den moralischen Allegorien ihres letzten Ritters Spenser „ein Geschlecht, das sein Ideal in sich selber findet," vergeblich „für ein außermenschliches Vorbild zu begeistern" suchen. — Schon hier bemerken wir bei allem Zutreffenden historischer Detail-Illustration eine gefährliche Schematisiertendenz, welche vielfach wesentliche Züge eines komplizierteren Kulturbildes entstellt.[1])

Familiengeschichte der Shakespeares und Ardens[2]), Stratford und das Alltagsleben in Bürgerhaus und Schule, die Schauspielertruppen und die Feste zu Kenilworth[3]), des Dichters fragliche Jugendbeschäftigung, Jagdabenteuer, Ehe und Flucht — führen uns zum Kapitel „London" hinüber, worin das damalige bauliche Bild der Hauptstadt, die steigende Lust an

[1]) Besonders bezüglich Spensers wird man nicht beistimmen. Sein Menschheitsideal ist, wiewohl er es in der Faerie Queene in die Formen verklungener ritterlicher Zeit gekleidet hat, durchaus das Ideal des aristokratisch denkenden elisabethanischen England und manche der von ihm allegorisch verherrlichten Tugenden sind geradezu in Heldenleben jener Zeit glanzvoll verkörpert, so das eines Sir Philip Sidney, eines Walter Raleigh oder seines Halbbruders, des philosophierenden Seefahrers Humphrey Guilbert, welcher auf hoher See mit den Worten unterging: »We are as near God by sea as by land.«

[2]) Mary Arden war der Mädchenname von Shakespeares Mutter.

[3]) Auf diesem in der Nähe von Warwick, nicht weit von Stratford gelegenen Schlosse wurde Königin Elisabeth von ihrem Günstling Grafen Leicester im Jahre 1575 unter glänzenden, zum Teile auch theatralischen Veranstaltungen empfangen, wovon vielleicht Shakespeare als Knabe etwas mit angesehen hat. Diese Feste haben durch Walter Scotts Roman „Kenilworth" literarische Berühmtheit erlangt.

Glanz und Luxus im Alltagsleben, die im wilden Drang und Kampf der neuen Ideen zunehmende religiöse Gleichgültigkeit, das im Studium der Antike steigende Interesse aller Kreise für Literatur überhaupt, des jungen Schauspielers Lektüre und Umgang, der Charakter der Königin Elisabeth, Roheit und Ritterlichkeit, der Junker und die Bürgerfamilie, Realismus und aufstrebender Puritanismus in den Sitten mit glücklicher Plastik geschildert werden. Die eigentlich literarhistorischen Züge zum Bilde trägt der folgende Abschnitt, „Drama und Bühne", bei. Durch seine Bemerkungen über Spuren des epischen Stils im älteren Drama und selbst noch bei Shakespeare eingeleitet, folgt eine kurze Charakteristik der Mysterien, Moralitäten, Zwischenspiele, ältesten Historien und der Seneca-Nachahmungen, dann der Persönlichkeiten: Kyd (als Verfasser des „Urhamlet"! [1]), Marlowe [2]), dessen Überschätzung getadelt und dessen „Eduard II." als Fortschritt gegen das frühere durch den Einfluß Shakespeares (!) erklärt wird, Peele und Greene, endlich Lilys Komödien mit salonfähiger Sprache und gefährlicher Neigung zu aristokratischer Greisenhaftigkeit [3]). „Das Theater" wird im Anhang durch zwei bekannte alte Abbildungen

---

[1]) Im Sinne von Gregor Sarrazin, Thomas Kyd und sein Kreis. Eine literarhistorische Untersuchung. Weimar, E. Felber, 1895. Der Schulmeister Thomas Kyd († 1594), hauptsächlich durch das blutrünstige und auf die Produktion seines Zeitalters höchst einflußreiche Greuelstück „Das Trauerspiel in Spanien" bekannt, soll nach dieser Theorie der Autor eines alten Hamletdramas gewesen sein, welches in Anspielungen der Broschürenliteratur um 1587 herumspukt, uns aber nicht überliefert ist (wenn man nicht den ältesten und von der endgültigen Form vielfach wesentlich verschiedenen Druck des Hamlet von 1603 als Niederschlag dieser Urform ansehen will, wie manche tun). Dieses Stück und nicht die „Hamblet"-Novelle aus Belleforests Histoires Tragiques wäre dann (ähnlich wie die erhaltenen alten Stücke von König Johann und König Lear) Shakespeares Vorlage gewesen.

[2]) Christopher Marlowe († 1593), der genialste von Shakespeares Vorläufern auf der englischen Bühne, Verfasser der Trauerspiele „Tamerlan" (1587), durch welches der Blankvers auf der Volksbühne heimisch wurde; „Dr. Faustus" (1588); „Der Jude von Malta" (1589); „Eduard II." (1590). Shakespeare zeigt sich als sein Schüler in allen Jugenddramen, besonders in „Richard III."; unter dem Einfluß seiner epischen Dichtung Hero and Leander stehen die Gedichte Shakespeares „Venus und Adonis" und „Lucretia" und noch Shylock im „Kaufmann von Venedig" zeigt Züge des „Juden von Malta", Barrabas.

[3]) John Lily († 1606), Autor höfischer Komödien und Tragödien, wie „Endymion oder der Mann im Mond", „Das Weib im Mond", „Galathea", „Alexander und Kampaspe" ꝛc., ist insbesondere durch den moralisierenden Roman „Euphues" bekannt geworden, in welchem er eine neue, durch Antithesen, Alliteration und weit hergeholte naturgeschichtliche Vergleiche gekennzeichnete Prosadiktion schuf, die lange Zeit Mode blieb. So affektiert sie auch erscheinen mag, so ist dennoch die darin eingekleidete Moral des „Euphues" durchaus gesund und männlich, in allen Dingen echt englisch und volksmäßig, durchaus aber nicht vornehm schlaff und greisenhaft. — Alle diese dramatischen Vorläufer Shakespeares werden, weil sie graduierte, aber meist verbummelte Studenten waren, oft unter dem Namen University Wits („die akademischen Schöngeister") zusammengefaßt, auch der Pamphletist Thomas Nashe und der später als solider Arzt geachtete Thomas Lodge (dessen Novelle „Rosalinde" die Quelle von „Wie es euch gefällt" ist) gehören zu dieser Gruppe. Ihre Kunstart sowie den Einfluß der vor 1581 übersetzten Seneca-Dramen auf das englische Drama studiert man am besten in der Schrift von Prof. Rudolf Fischer: Zur Kunstentwicklung der englischen Tragödie. Straßburg, 1893.

illustriert, darnach die — freilich noch sehr problematische — Bühnenkonstruktion beschrieben (Polemik im Anhang), Kostüme, Requisiten, Fehlen des Vorhangs und dessen technische Folgen, Vorteile gegen die griechische und die moderne Bühne besprochen, der Verlauf einer Aufführung, besonders das Benehmen des Publikums, in lebendigen Farben geschildert und eine Geschichte des Schauspielerstandes im sozialen und Berufsleben, in seinem Verhältnis zur Aristokratie und zur Politik (Zensur), endlich die Daten über die ältesten stabilen Theaterbauten und die Schauspielertruppen um und nach 1586 geboten.[1]) Mit Shakespeares rascher Karriere als Dramaturg und Regisseur gehen wir zu den Anfängen seines Schaffens über.

Nach einer Charakteristik der textlichen Schwierigkeiten und der Autorschaftsprobleme, wobei der Verfasser schließlich doch auf die erste Folio[2]) als oberste Autorität zurückkommt, werden meist im Anschluß an Sarrazin die Dramen von „Shakespeares Lehrjahren"[3]) besprochen. Es ist erquickend, keine organisch-historiosophische Einheit in den ersten Teil von „Heinrich VI." hineingedeutet zu finden, wie dies seit Ulrici so oft getan worden ist, die „Unselbständigkeit des Anfängers seinen Quellen gegenüber" und das notwendige Scheitern der Dichtung an den Forderungen des Nationalgefühles werden treffend betont, der Inhalt (wie in allen folgenden Fällen) ausführlich analysiert, ein dankenswerter Stammbaum der Yorks und Lancasters geboten, die chronologischen Kriterien gemeinverständlich dargestellt. — Bei „Titus Andronicus" wird insbesondere die Parallele von Aron-Tamora mit Suffolk und Margarete sowie der bekannte Stileinfluß Senecas auf die Kategorie der Greuelstücke hervorgehoben. Am zweiten und dritten Teil von „Heinrich VI." wird vornehmlich glückliche Stimmungsmalerei als Fortschritt gepriesen und mit Ausführlichem über die Charakteristik in „Richard III.", dem einheitlichsten, „griechischesten" dieser Königsdramen, sowie einer Gesamtübersicht schließt die Besprechung der York-Tetralogie; die Frage, wieviel darin wirklich von Shakespeare ist, wird durchwegs im Sinne der ersten Folio entschieden; auch Contention und True Tragedie

---

[1]) Dieser Gegenstand, welchen schon der Engländer G. C. A. Fleay in einigen hervorragenden Arbeiten behandelt hat, ist jetzt in Anlehnung an seine Stoffeinteilung, aber unter Vermeidung seiner krankhaften Hypothesiersucht erschöpfend dargestellt worden von Hermann Maas: Äußere Geschichte der Englischen Theatertruppen in dem Zeitraum von 1559 bis 1642. I. Band, 1907. [Materialien zur Kunde des älteren Englischen Dramas, herausgegeben von Prof. Dr. W. Bang, Louvain, bei Uystpruyst. Band XIX.] Ein zweiter Band wird folgen und soll Indices der Stücke, Aufführungen, Theaterdichter, Schauspielertruppen und der Theater enthalten.

[2]) D. i. die von Shakespeares Schauspielerkollegen Heminge und Condell sieben Jahre nach seinem Tode (1623) veranstaltete erste Gesamtausgabe seiner hier in Comedies, Histories und Tragedies eingeteilten Werke. Sie wird wegen des Formates so genannt im Gegensatze zu den meist zu Shakespeares Lebzeiten erschienenen und zum großen Teil unautorisierten „Quarto-"Ausgaben einzelner Werke. Es folgten ihr drei weitere Folio-Ausgaben 1632, 1663/64 und 1685, und mit der Ausgabe von Nicholas Rowe, 1709, beginnen die Bemühungen der Philologen um die kritische Wiederherstellung des authentischen Shakespeare-Textes.

[3]) G. Sarrazin, Shakespeares Lehrjahre, 1897.

sind nur Raubdrucke und nicht Urentwürfe oder gar Vorlagen der Shakespeareschen Dramen.[1])

Es folgen die Jugendkomödien, die plautinische „Komödie der Irrungen" voran. Neu ist die Entdeckung persönlicher Züge in Antipholus von Ephesus; die Schwäche der Frauencharaktere ist richtig erkannt. Zwischen diesen und der Rosalinde in „Verlorene Liebesmüh" muß nach Wolff „eine Frau in das Leben des Dichters getreten sein". Der Einfluß Lilys, des Musters wortreicher Salonkomik, auf dieses Dialogstück ist deutlich, der störende Schluß wohl tatsächlich äußerlich veranlaßt (wenn nicht das unbekannte Stück „Gewonnene Liebesmüh" eine Fortsetzung war![2]). Eine Charakteristik von Stil und Inhalt des „Euphues" führt uns zur Freundschafts- und Liebeskomödie „Die beiden Veroneser" hinüber, in deren ausführlicher Analyse über die noch merklichen psychologischen Mängel, über Shakespeares Musikliebe und über die Ähnlichkeit des Räuberhauptmannes Valentin mit Karl Moor Originelles gesagt ist. Hierher ist auch „Der Widerspenstigen Zähmung" gesetzt; Katharina wird, wie sogar schon Julia in den „Veronesern", zur schwarzen Dame der Sonette in Beziehung gebracht, aus moralisierenden Zügen wird auf kunsttheoretische Gedanken des Dichters geschlossen.

Ein besonderes Kapitel ist „Romeo und Julia" gewidmet. Der Fortschritt gegen die schematisch-pathetischen, „Marlowesken" Tragödien der ersten Zeit erklärt sich nach Wolff eher durch die in der Schule der Komödiendichtung gelernte Lebenswahrheit als durch eine italienische Reise Shakespeares, deren Annahme abgelehnt wird. Ein starkes persönliches Element wird in der gewaltigen Leidenschaft des Dramas erkannt, für deren Würdigung der Autor hohe Töne zu finden weiß. Der pessimistische Grundton der Tragödie wird gegen alles Moralisieren über „Schuld und Sühne" energisch vindiziert und der Zufall als moderne Form des Fatums gekennzeichnet,[3])

---

[1]) Unter dem Titel First Part of the Contention of the Two Famous Houses of Lancaster and York und True Tragedie of Richard Duke of York sind in den Jahren 1594 und 1595 in sehr schlechten und verderbten Texten zwei Dramen erschienen, die zum II. und III. Teil von „Heinrich VI." in einem noch nicht klargestellten Verhältnis stehen. Die oben angegebene Ansicht von Wolff beruht auf der Tatsache, daß damals oft von Buchhändlern Stenographen ins Theater geschickt oder sonstige Mittel angewendet wurden, um sich die von Autor und Schauspielern sorgsam gehüteten Texte der Dramen zu verschaffen und sie nachzudrucken. Die Anschauung, daß alle vier Dramen von Shakespeare allein herrühren, hat zuletzt Charles Knight in den Siebzigerjahren vertreten; sie kommt jetzt erst wieder auf, nachdem inzwischen die Namen Marlowe, Greene und Peele in den verschiedensten Kombinationen in diese vielumstrittene Autorschaftsfrage verwickelt worden sind.

[2]) Ein solches Stück Love's Labour's Won führt nämlich Francis Meres in seinem Buche Palladis Tamia (1598) unter 11 anderen Dramen Shakespeares gleich nach Love's Labour's Lost an. Man hat darin gewöhnlich „Ende gut, Alles gut" vermutet.

[3]) Diesen Gedanken hat ausführlich philosophisch entwickelt Bruno Siburg in: Schicksal und Willensfreiheit bei Shakespeare, dargelegt am „Macbeth". [Studien zur englischen Philologie, herausgegeben von Prof. Dr. Lorenz Morsbach, Göttingen, Band XXVII.] Halle a. S., Max Niemeyer, 1906. — Prof. W. Raleigh stellt sich in seiner schon erwähnten Shakespeare-Schrift auf Seite der Fatalisten gegen die Voluntaristen, d. h. er sieht die Gewalt der Leidenschaft, wie sie etwa auch im „Othello" über einen sonst klaren und besonnenen Menschen hereinbricht, als unwiderstehliches Verhängnis an.



am Gegensatz zu Goethes Bearbeitung die Bedeutung des Gemenges von Tragisch und Komisch dargestellt; der lyrische Gesamteindruck führt uns zum Kapitel über die lyrischen und epischen Dichtungen hinüber. Die Schwächen der farbenprächtigen Dichtung „Venus und Adonis“, ja ihre Unerträglichkeit für unseren, wenn man will, „unfreieren“ Standpunkt werden endlich einmal mutig beim Namen genannt; in den veränderten Anschauungen über Mann und Weib, welche die noch schwächere „Lucrezia“ ausdrückt, sucht Wolff wieder Beziehungen auf des Dichters eigenen Liebesroman. So gelangen wir über A Lover's Complaint und Phoenix and Turtle, [1]) welches uns nur zeigt, daß Shakespeare die Kunstlyrik seiner Zeit anders beurteilte als wir, zu den Sonetten. Die allen Petrarchismus überflügelnde Tiefe seelischen Erlebens ist durch ein Beispiel für Ausdruck des Ekels vor eigenen Begierden treffend illustriert, gegen allzu eingehende Deutung der vielfach konventionellen Gedichte legt der Verfasser mit Recht Verwahrung ein. Die schwarze Dame wird uns unbekannt bleiben, ebenso der siegreiche Dichterrival; der blonde Freund ist wohl Southampton[2]), die Freundschaft selbst aber nach Wolff nur ein Sehnsuchtstraum, der merkwürdige Verzicht auf die Geliebte (ein auch in den „Beiden Veronesern“ erstaunlich berührendes Motiv) gar nur eine poetische Fiktion. Wertvoller sind die Sonette als Einblick in des sensitiven Dichterjünglings Seelenleben, seine wogende Gemütserregung, seine Reflexionen über die Tragik des Werdens und Vergehens, seine Tröstung in der Poesie, die ihm ein ideales Freundschaftsbild vorzaubert. Das ist Wolffs Auffassung vom persönlichen Gehalt der Sonette.[3])

---

[1]) „Eines Liebenden Klage“ (lyrischer Monolog) und „Phoenix und Taube“ (allegorische Fabel von uns ganz unbekannter Beziehung), zwei unter Shakespeares Namen überlieferte, ganz unbedeutende Gedichte.

[2]) Henry Wriothesley, Earl of Southampton (1573—1624), als Gönner Shakespeares vielfach bezeugt; ihm sind die ersten Ausgaben von „Venus und Adonis“ und „Lucretia“ dediziert. — Andere haben in dem gefeierten schönen Freund einen anderen Kunstmäzen der Zeit, William Herbert Earl of Pembroke, und in der dunklen Schönen dessen Geliebte, die Hofdame Mary Fitton, vermutet (welche aber erwiesenermaßen blond war!). Die phantastischen Autorschaftskombinationen, in deren Mitte man bald Southampton, bald andere mit Shakespeare befreundete junge Aristokraten (wie neuerdings den Earl of Rutland) gestellt und zu denen sogar ein Karl Bleibtreu einen wissenschaftlich wertlosen Beitrag geliefert hat, werden ebenso wie die sich endlos variierenden Theorien über Bacons Autorschaft der Shakespeareschen Dramen an der sicheren Tatsache ihrer Abfassung durch den Schauspieler und späteren Stratforder Bürger William Shakespeare nicht rütteln können und alle einst in die Old Curiosity Shop mehr oder minder geistreicher Verirrungen der Forschung verwiesen werden.

[3]) Diese Anschauung bedeutet eine Art Kompromiß zwischen den Bestrebungen jener, die aus den geheimnisvollen Sonetten alles Mögliche und Unmögliche über Shakespeares persönliche Lebensgeschichte herauslesen wollen, und dem Skeptizismus jener anderen, welche in offenbarer Verzweiflung über die Schwierigkeiten der Interpretation den ganzen Komplex für eitel Fiktion, ja für zusammenhanglose lyrische Gedichte im Modestil der damaligen galanten Poesie erklären. Wie völlig unsicher jede Erklärung bleiben wird und muß, beweist schon der Umstand, daß das Bild, welches sich ein und derselbe Erklärer vom Gehalt der Sonette macht, zu verschiedenen Zeiten kaleidoskopartig verschieden ist; so hat Wolff selbst, wie er auch zugibt, in seiner älteren Uebersetzung der Sonette und seinen „Shakespeare-Studien“ (beides Berlin, 1903) andere Theorien vorgetragen als in dem neuesten Buche.

Mit dem Zeugnis von Francis Meres, welcher im Jahre 1598 zwölf Dramen Shakespeares sowie seine Epen und Sonette als mit Recht berühmte Dichtungen preist, treten wir in die neue Phase ein, welche uns der „Dichter und Geschäftsmann" auf der Höhe des Erfolges zeigt. Die ausgezeichnete Darstellung, welche Sidney Lee[1]) von Shakespeares steigendem Wohlstand und Stratforder Transaktionen gegeben hat, war hier vorbildlich. Vom Londoner Leben des Schriftstellers, Schauspielers und jovialen Stammgastes bei der Mermaid wird aus den überlieferten Einzelheiten ein anschauliches Bild zusammengestellt. Diesem behaglichen Lebensabschnitt entsprechen in der Produktion die romantischen Lustspiele, deren Besprechung Wolff mit beachtenswerten Angaben über den Unterschied zwischen klassisch-französischer Charakterkomödie und Shakespeares Auffassung vom Humor als integrierendem Element des Weltbildes einleitet. Durch „Pyramus und Thisbe" schließt sich der als Festspiel zur zweiten Vermählung von Southamptons Mutter aufgefaßte „Sommernachtstraum" an „Romeo und Julia". Die alldurchflutende Phantasie, die drei Welten der Helden, Rüpel und Elfen, Shakespeares heitere Erhebung über den Stil der älteren Tragödien (im Handwerkerspiel), die „großartige Sorglosigkeit" seines Anachronismus sind die Hauptpunkte von Wolffs Betrachtung. — Liebe und Freundschaft, in den Sonetten streitende Gewalten erscheinen versöhnt im „Kaufmann von Venedig". Wie der Dichter die Sympathie, welche sein großzügig charakterisierter Shylock erwecken muß, in den Schranken des künstlerischen Endzweckes zu halten weiß, wird sehr fein aufgezeigt;[2]) Porzia als reifster und wahrster Frauengestalt des Renaissancedichters wird Wolff völlig gerecht, ebenso dem technisch so meisterhaften Übergang ins reine Lustspiel durch die Ringepisode. Hingegen werden die Belauschungsszenen in „Viel Lärm um nichts" als wenig glücklich und der durchgehende Zwiespalt als unbefriedigend kritisiert und damit auf Shakespeares bekannte Hauptschwäche, den Mangel an Erfindungsgabe, hingewiesen. Beatrice kommt nicht um ihr verdientes Lob, Don Juan mit seinen Wesensbrüdern vor und bei Shakespeare in richtige Verbindung. Die literarischen Vorbilder des Waldlebens in „Wie es euch gefällt" sind dankenswert zusammengestellt; unzureichend und nicht tief genug erscheint mir Wolffs Beurteilung des melancholischen Jaques, in welchem er weder selbstbiographische Züge zugibt noch Vorklänge der pessimistischen Periode erkennt. Die Frische des outdoor air[3]) — was Wolff

---

[1]) In seinem Werke A Life of William Shakespeare, 5 Aufl., 1904, auch im vortrefflichen Artikel Shakespeare der von Lee selbst und Leslie Stephen redigierten Enzyklopädie Dictionary of National Biography (1899). Das größere Werk deutsch von M. Schwabe (rev. R. Wülker), Leipzig, 1901.

[2]) Freilich geht darin Wolff nicht so weit wie neuerdings J. Strasser (Shakespeare als Jurist, Halle a. S., Otto Thiele, 1907), welcher im bewußten Gegensatze zu Jhering, der aus Shylock einen Helden des historischen „Kampfes ums Recht" gemacht hatte, ihn zu einem Vertreter jener durchaus gemeinen Naturen degradieren will, die formelle Berechtigung zu materieller eigennützig erweitern, sich gegen das fortschreitende sittliche Volksempfinden an die notwendigerweise immer etwas rückständigen Rechtsnormen klammern.

[3]) Als „Freiluftstimmung" hat der Engländer Dowden den Grundcharakter dieses Stückes glücklich definiert.



nicht betont — verbindet dieses Stück mit der treffend als „demokratisch" charakterisierten Farce „Die lustigen Weiber von Windsor"; die erzwungene Verzerrung von Falstaffs Charakterbild erfährt die übliche Kritik, die Fülle persönlicher Erinnerungen wird übersichtlich vorgeführt. Am Schlusse des Kapitels steht „Was ihr wollt" als heute noch lebendigstes „Meisterwerk der heiteren Muse" und „Abschied von der Komödie"; Malvolio wird als Satire auf den Puritanismus (nach Brandl), der Narr als vollendetster der Shakespeareschen Clowns, sein Schlußlied als Shakespeares Abschied von seiner heiteren Jugend bezeichnet; das Verhältnis von Vers und Prosa ist (wie bei allen Lustspielen) klar dargelegt und treffend beurteilt.

Parallel zu den Lustspielen behandelt das letzte Kapitel des ersten Bandes die Historien dieser Periode. Der durchaus „unhistorische" Standpunkt Shakespeares, welchem die Großheit eines historischen Stoffes nur als Erleichterung zur Erzielung dramatischer Wirkung willkommen ist; die trotzdem große nationale Bedeutung der Geschichtsdramen; die Nachwirkung Marlowes in „Lyrismus" und Personencharakteristik von „Richard II."; die theatralische Eitelkeit Richards und die schweigsame Konsequenz Bolingbrokes, die politische Aktualisierung des Dramas durch Essex' Partei (worin ja neulich ein Baconianer den Grund für Bacons Geheimhalten seiner Autorschaft entdeckt hat!): das sind bekannte Tatsachen, hier aber fesselnd vorgetragen.[1]) Auffallend scharf ist die Verurteilung der Nebencharaktere in „Richard II.", auch der Bildersprache (man denke doch an antick death oder die two buckets in a well![2]),

---

[1]) Wolff tritt der Anschauung Max Kochs und anderer entgegen, wonach das Stück, welches von der Essex-Partei zu agitatorischen Zwecken aufgeführt und dann verboten wurde, das Drama Shakespeares war. Nach seiner Ansicht ist es leichter, sich mit der Tatsache abzufinden, daß der entthronte König von Shakespeare mit Abneigung behandelt wird und die Parteigänger des gestürzten Favoriten daher das Drama nicht für sich sprechen lassen konnten, — als mit der Annahme, es habe gleichzeitig zwei so wirkungsvolle Dramen über den gleichen Stoff gegeben.

Der Fall des Grafen Essex, welcher als Günstling der Königin Elisabeth noch 1599 eine in „Heinrich V." erwähnte Expedition nach Irland unternahm und schon 1601 „das Haupt zum Todesblocke tragen" mußte, hat gewiß alle Gemüter der Zeit tief erschüttert. In der Literatur ist dieses Schicksal in England noch 1694 von dem obskuren Skribler John Bankes, in Deutschland aber im XIX. Jahrhundert von Heinrich Laube tragisch verherrlicht worden.

[2]) Ich meine die herrlich ausgeführten poetischen Bilder: Akt III, Szene 3:

„— — — — im hohlen Zirkel,
Der eines Königs sterblich Haupt umgibt,
Hält seinen Hof der Tod: da sitzt der Schalksnarr,
Höhnt seinen Staat und grinst zu seinem Pomp,
Läßt ihn ein Weilchen, einen kleinen Auftritt
Den Herrscher spielen, droh'n, mit Blicken töten,
Flößt einen eitlen Selbstbetrug ihm ein,
Als wär' dies Fleisch, das unser Leben einschanzt,
Unüberwindlich Erz; und, so gelaunt,
Kommt er zuletzt und bohrt mit kleiner Nadel
Die Burgmauern an, und — König, gute Nacht!" —

sowie Akt IV, Szene 1, wo König Richard zum siegreichen Thronrivalen Bolingbroke sagt:

„Nun ist die goldne Kron' ein tiefer Brunn
Mit zweien Eimern, die einander füllen:

ja der Schwäche des Helden als für die Gesamtwirkung nachträglich und zu der lyrisch-reimreichen Sprache nicht passend. Allem dem entgegen erlaube ich mir, „Richard II." für eines der bühnenwirksamsten und psychologisch größten Dramen Shakespeares zu halten: es ist die Tragödie des entthronten Königs, wie sie nur einmal geschrieben wurde. — Daß mancherlei Verleumdung des toten Märtyrers die komische Gestalt Oldcastle-Falstaffs geschaffen hat, ist nicht bloß eine geistreiche Vermutung [1]), die Vergeltungsidee als verbindender Gedanke dieses Historienzyklus richtig statuiert, die Charakteristik Percy Heißsporns als eines jungen, englisch vernünftigen und nicht „zu spät geborenen" Don Quixote etwas zu schematisch; auch das Verhältnis Falstaffs zum hageren Ritter ist eher Gegensatz als Gleichartigkeit; denn Cervantes' Humor ist nicht „frei von jeder seelischen Bitterkeit" (S. 427)! Ebensowenig erscheint mir die nachdrückliche Setzung des prinzlichen Monologs „Ich kenn' euch alle" gleich am Schluß des ersten der 10 Akte von „Heinrich IV." „verfehlt" (S. 430) [2]). — Die notwendigen Vorzüge und Mängel des „vaterländischen Festspiels" „Heinrich V." sind einleuchtend, die etwas berechnend hervorgekehrten Herrschertugenden des Königs nur Abschluß und Erfüllung des im früheren Drama entwickelten Charakters, die patriotische Überschätzung dieser losen Szenenreihe durch englische Kritiker (Dowden) wohl begreiflich. — In den Klagen der Konstanze um ihren Sohn, den Prinzen Arthur, im „König Johann" (dessen Besprechung hier etwas lose nachhinkt) erblickt Wolff wieder einmal einen Widerhall von Shakespeares persönlichem Kummer um den eigenen Sohn, den Knaben Hamnet († 1596); daß die Handlung „zerfahren, in Zufälligkeiten aufgelöst" ist, die Sprache von „schrecklichen Concetti" wimmelt, ist unleugbar.

Mit einer Entwicklungsskizze der Technik in den Königsdramen schließt der erste Band; wir haben Shakespeare in den heitersten Jahren seines frühen Mannesalters gesehen und betreten mit einzelnen deutlich pessimistischen Anspielungen der späteren Historien (S. 449) die Schwelle einer ernsten, düsteren Zeit.

Im einleitenden Kapitel des zweiten Bandes wird „Shakespeares Kunst", die wir so „bis an die Grenze seiner höchsten Meisterschaft" begleitet haben, einer zusammenfassenden Betrachtung unterzogen. Von der

---

Der leere, immer tanzend in der Luft,
Der and're unten, ungeseh'n, voll Wasser;
Der Eimer unten, tränenvoll, bin ich;
Mein Leiden trink' ich und erhöhe dich."

[1]) Wie sich das Bild des wycliffitischen Märtyrers Sir John Oldcastle, Lord Cobham († 1422) durch die Prozeßakten, politischen Urkunden, Mönchschroniken, Balladen und die Polemik der Reformationszeit hindurch langsam zur Gestalt des „alten Sünders" verzerrt, welchem dann der Dichter den abgeänderten Namen eines anderen Wycliffiten, Fastolfe, gab, das ist ausgeführt in der Schrift von Wilhelm Baeske, Oldcastle-Falstaff in der englischen Literatur bis zu Shakespeare. (Palaestra, Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, herausgegeben von A. Brandl, G. Roethe und Er. Schmidt, Band 50.) Berlin, Mayer & Müller, 1905.

[2]) Hierin stimmt freilich Wolff sowohl mit dem alten romantischen Kritiker William Hazlitt wie auch mit dem neuesten englischen, Prof. Walter Raleigh, überein.

durch Ben Jonson bezeugten Leichtigkeit des Schaffens ausgehend, wird als Gegenstück dazu die durchgehend zweckbewußte Technik charakterisiert, die Stellung des Dichters zu den Forderungen der Renaissancepoetik, die Tendenzfreiheit seiner Dramen, seine Kenntnisse auf allen Gebieten des praktischen Lebens, die Motive der Stoffwahl, das Verhältnis des Dargestellten zum Erzählten in seinen Dramen. Der Tadel, welchen Wolff über vielfach mangelhafte Motivierung und plötzliche Umstimmungen bei Shakespeare ausspricht, gilt nur vom heutigen Standpunkte aus, denn im Vergleich dazu, was sich Zeitgenossen Shakespeares an Unwahrscheinlichkeiten dieser Art erlaubten — man denke an Tourneur —[1]), muß er gerade als Muster von Mäßigung und psychologischer Konsequenz gelten. Doppelhandlungen, Kontrastwirkungen, Stimmungskunst, das oft wiederkehrende „Moment der letzten Spannung“[2]), die epische und die dramatische Zeitrechnung, verhältnismäßige Enthaltsamkeit in Tagesanspielungen und Schmeicheleien sind weitere technische Details. In der nun folgenden Analyse von Shakespeares Kunst der Menschendarstellung wird insbesondere fein ausgeführt, wie Shakespeares Dramenhelden im Gegensatz zu jenen der französischen, spanischen und deutschen Klassiker sich nicht „innerhalb bestimmter, durch die Kultur gezogener Schranken“ (Anstand, Ehre, sittliches Ideal) bewegen, sondern als durchaus irdische Wesen völlig ihren natürlichen Impulsen folgen, und diese Freiheit seines Menschentypus aus der individuellen Freiheit eines Zeitalters großer Menschen und großer Leidenschaften richtig erklärt. Eine kurze Charakteristik des Stiles und der Sprachkunst Shakespeares schließt dieses inhaltreiche Kapitel.

Der „Umschlag der Stimmung“, welchen wir in den nächsten Werken des Dichters beobachten, erklärt sich nach Wolff teilweise aus unerquicklichen literarischen Tagesfehden, in welchen Shakespeare durch „Troilus und Cressida“ und Anspielungen im „Hamlet“ eingreift, aus der allgemeinen Mißstimmung über Elisabeths schwankende Politik, endlich aus persönlicher Sympathie mit dem unglücklichen Essex: daher also die Bilder staatlicher und sozialer Mißstände in „Julius Cäsar“, „Hamlet“ und „Maß für Maß“. Diese neue Auffassung, daß „die Politik Shakespeare zur Tragödie zurückgeführt habe“, paart sich bei Wolff mit der Annahme eines sehr weitgehenden Einflusses Montaignescher Gedanken auf Shakespeare.[3]) Daß

[1]) Cyril Tourneur, ein Dramatiker von tragischer Gewalt und in diesem Sinne auch vom modernen Dichter A. C. Swinburne poetisch verherrlicht, hat in seinen Dramen The Atheist's Tragedy und The Revenger's Tragedy den Gipfelpunkt alles Schauerlichen, Unwahrscheinlichen und Unpsychologischen erreicht, was die ganze dramatische Literatur des Zeitalters in vielen Zügen dem modernen Leser befremdlich und unverständlich macht, während es dem Geschmack des damaligen Publikums durchaus entgegenkam.

[2]) Diese durchgehende Eigentümlichkeit im Bau des älteren englischen Dramas hat eine Sonderbehandlung erfahren durch G. H. Sander, Das Moment der letzten Spannung in der englischen Tragödie bis zu Shakespeare. Dissertation, Weimar, 1903.

[3]) Daß die skeptischen Essays des Franzosen Michel Montaigne († 1592) mit ihrer an allem zweifelnden Weltweisheit, die stets nur in Que sçais-je? („Was weiß ich?“) ausklingt, insbesondere auf die Gedankengestaltung des Hamlet eingewirkt hätten, ist vielfach behauptet und durch die Tatsache gestützt worden, daß ein Exemplar der vom Londoner italienischen Sprachlehrer Florio veröffentlichten

aber dem markdurchdringenden Entsetzen, zu welchem Montaignes Todesfurcht in den Monologen Hamlets und Claudios (im „Maß für Maß") heranwächst und dem allumfassenden Pessimismus und Ekel der ganzen Weltanschauung in Shakespeares größten Tragödien außer jenen zwei äußerlichen Faktoren vor allem gewaltige, uns unbekannte innere Erlebnisse zugrundeliegen müssen, wird doch eher richtig sein, als daß sich darin bloß eine tiefere und fortgeschrittene Auffassung der tragischen Kunstart kundgibt.

In Übereinstimmung mit seiner „politischen" Theorie erklärt Wolff den „Julius Cäsar" als „Fanfare der Essex-Revolution". Die gekünstelte Theorie vom „Geiste Cäsars" als Helden der Tragödie wird zugunsten der offenbaren Hauptrolle des Brutus überzeugend widerlegt und der Titel (wie „Cymbeline") durch eine Vorschrift von Scaligers Poetik erklärt; die einzelnen Charaktere (insbesondere Porzia als Shakespeares „heroischeste Frauengestalt") sowie die Kunst der Massenszenen werden gebührend gewürdigt, der Zusammenhang mit „Hamlet" betont. Die Ähnlichkeit des alten Hamletstoffes mit der Essexschen Familiengeschichte[1]) wird dem Dichter wohl kaum aufgefallen sein, ebenso wie die mit den Schicksalen Jakobs I.[2]). Das Rätsel von Hamlets Charakter deutet Wolff folgendermaßen: als Werkzeug der Wahrheit gegen eine verrottete Welt falschen Scheins ausersehen, verschmäht er die Privatrache am König, weil er sie in seinem Pessimismus für ein ungenügendes Mittel ansieht, „die aus den Fugen geratene Welt einzurichten". Seine Untätigkeit entspringt also dem Willen, er geht weiterhin nur darauf aus, in seiner Umgebung Beweise für seinen Pessimismus zu sammeln, und darüber erst vergißt er seine Aufgabe und verliert die Fähigkeit zu handeln; und nicht dem im letzten Augenblick geführten Degenstoß, sondern dem ausharrenden Gewicht seiner sittlichen Persönlichkeit, die wie ein Tropfen heilkräftiger Lymphe den ganzen faulen Organismus in Gärung versetzt hat, verdankt Hamlet im Tode den Erfolg seiner Sendung: denn nun sind ja die Sündigen untergegangen, Fortinbras König, die Welt wieder eingerichtet. Ob eine solche Auffassung die verbreitetste wird ersetzen können, jene romantische, wonach Hamlet mit furchtbarer Deutlichkeit die Tragödie jedes modernen Menschen ausdrückt: die Ertötung der Tatkraft durch die Reflexion, — das muß wohl dahingestellt bleiben. — Wohltuend wirkt es, daß endlich einmal offen gesagt wird, der eigentlich philosophische Gehalt der Tragödie sei überschätzt worden und sie gewähre uns speziell über des Dichters metaphysisch-

---

Übersetzung mit dem handschriftlichen Namen W. Shakespeare auf dem Titelblatt erhalten ist, also vielleicht zu des Dichters Hausbücherei gehörte. Daß aber die innere Gedankenverwandtschaft nur höchst allgemeiner Natur und der selbstzufriedene, ja schadenfrohe Witz des Franzosen von der Bitterkeit, mit welcher Shakespeare das Elend aller menschlichen Existenz erfüllte, weit verschieden ist, hat der neueste englische Shakespeare-Monograph Raleigh recht überzeugend ausgeführt.

[1]) Der Vater des Grafen Essex „war wie der Hamlets von einem Feind und Nebenbuhler, dem bekannten Grafen Leicester, heimlich umgebracht worden, der später gleich König Claudius die Witwe seines Opfers heimführte", — allerdings, ohne daß ein Beweis für die Schuld Leicesters erbracht und ohne daß es Essex möglich geworden wäre, sich zu rächen, weil Leicester starb, ehe der junge Graf zum Mann herangereift war (S. 95).

[2]) Jakobs I. Vater, Henry Darnley, wurde bekanntlich von dem späteren zweiten Gatten seiner Mutter Maria Stuart, dem Grafen Bothwell, ermordet.



religiöse Anschauungen keine Auskunft. — Die innere Unausgeglichenheit zwischen Komödienausgang und waltendem Pessimismus in „Maß für Maß“ wird nachdrücklich kritisiert, der Gedankenreichtum des Dramas zutreffend als Hauptvorzug gerühmt.[1]) — Wie hier Isabella, steht in „Ende gut, Alles gut“ Helena in einer auch ihre eigenen Handlungen verklärenden Reinheit über einer Welt von Fäulnis; die Mängel des dramatisch unergiebigen Stoffes sind treffend beobachtet; auch daß der wenig originelle Parolles zu viel Raum einnimmt, ist richtig. — Wir nähern uns den größten Tragödien. — Über „Othello“ ließ sich wenig Neues sagen; immerhin wird Wolffs ausführliche Analyse ein nützlicher Leitfaden sein, wiewohl man seine Rückkehr von der neueren Auffassung Jagos als des übergegangenen Offiziers und vermeintlich gekränkten Ehemannes zu der älteren, einfacheren als „Urteufel“ kaum wird gutheißen können[2]) (der Autor revoziert selbst teilweise in einer Anmerkung). — Im mächtigen Szenengebäude des „König Lear“ sieht Wolff mit Recht nicht bloß die Familientragödie des Königshauses, sondern den elementaren Gigantenkampf zwischen sittlicher Weltordnung und hereinbrechender Verderbnis; nicht ein einzelner Charakter fordert unser Interesse, sondern zwei große Gruppen, die der Guten und Bösen; daß die Individuen trotzdem nicht Typen werden, zeigt Shakespeares Kunst; freilich Goneril und Regan künstlich zu differenzieren, geht kaum an. Daß der Ausklang „streng, melancholisch“, aber nicht eigentlich pessimistisch ist, gibt Wolff Anlaß zu einer Gegenüberstellung dieser ernsteren, nordischen Weltanschauung und der mehr südländisch-heiteren der klassischen Völker, wie sie sich selbst in den klassischen Dramen Goethes und Schillers spiegeln soll. Auch hier ist, wie öfter bei Wolff, des Schematisierens entschieden zu viel. Mit gebührender Vorsicht hingegen, wenn auch nicht ganz abweisend, behandelt der Autor die parabolisch-allegorischen Deutungen dieses Dramas. — Bei „Macbeth“ ist wie bei den meisten Dramen dieser Periode die politische Aktualität (Genealogie und Dämonologie Jakobs I.[3]) für Wolff Ausgangspunkt der Betrachtung; auch die stoffliche Anknüpfung an „Lear“

---

[1]) Speziell die ausführliche Analyse der Stimmungselemente dieses dunklen Dramas gehört zu den glänzendsten Partien in dem schon mehrfach erwähnten englischen Buche von Raleigh.

[2]) Und doch begegnen wir gerade dieser Auffassung wieder in der hervorragenden kriminalpsychologischen Studie des dänischen Polizeichefs August Goll, „Verbrechertypen bei Shakespeare“ (Forbrydertypen hos Shakespeare), welche 1907 in deutscher Übersetzung mit einem lobenden Geleitwort von Prof. Franz v. Liszt im Verlage Juncker in Stuttgart erschienen ist.

[3]) Mit Jakob I. (1603—1625), dem Sohn Maria Stuarts und Nachfolger Elisabeths, bestieg ein Schotte den englischen Thron und das Interesse für die schottische Geschichte und Dynastie mußte naturgemäß in England rege werden. Es ist gewiß aus Rücksicht auf das Königshaus, daß Shakespeare Banquo entgegen seiner Quelle (der Chronik Holinsheds) nicht zum Helfershelfer des Königsmörders Macbeth macht. Daß unter seinen Nachfolgern, welche Macbeth in der Zauberhöhle der Hexen erscheinen, der achte „zwei Reichsäpfel und drei Szepter“ vereinigt, ist auch eine deutliche Anspielung auf die durch Jakob erfolgte Personalunion. Auch die Hexen hängen mit der Persönlichkeit des neuen Königs zusammen: er war nämlich mehrfach als Literat hervorgetreten und hatte unter anderm 1599 eine „Dämonologie“ geschrieben, welche gegen Reginald Scots von Shakespeare benütztes Buch „Entschleierung der Hexenkunst“ (Discovery of Witchcraft, 1584) gerichtet war.

ist hergestellt. Die Rolle der Hexen wird glücklich von allem fatalistischen Beigeschmack gereinigt, auf eine tragische Schuld Banquos vielleicht zu viel Gewicht gelegt, Lady Macbeths Stellung aus Shakespeares (und seines Zeitalters) Auffassung von der Ehe überhaupt sehr richtig bestimmt und dadurch auch die Männlichkeit von Macbeths Charakter und seine Hauptrolle im Drama revindiziert, was ja freilich eine allgemeine Tendenz neuerer Analysen des Dramas ist. — Die gesteigerte Vollkommenheit in Stil und Metrum führt von „Macbeth" zu den letzten Römerdramen hinüber, deren historiosophische Ausdeutung (Ulrici, Vischer) entschieden abgewiesen wird. Für das überreiche Handlungsgewirr von „Antonius und Kleopatra" wird der Plan einer modernen Bühnenbearbeitung entworfen. In Kleopatra, in welcher ja Antonius wirklich „alle Frauen" umarmt, auch Züge der schwarzen Dame der Sonette zu sehen, ist berechtigt wie kaum eine andere persönliche Ausdeutung; die Kontraste dieses Liebesdramas zu „Romeo und Julie" weiß Wolff sehr geistreich aufzuzeigen, wie überhaupt die Verknüpfung der Dramen untereinander eine seiner stärksten Seiten ist. In der „furchtbaren Isolierung des Großen" als Thema des „Coriolan" sieht Wolff wohl mit Recht einen autobiographischen Zug; ob Brandls Beziehung auf Raleigh[1]) so rundweg abgewiesen werden kann, ist fraglich. Aber auch in dem „Selbstverrat des großen Menschen", welcher sein Fall wird, sieht Wolff einen möglichen Ausdruck von Shakespeares Bitterkeit darüber, daß er sich selbst wie Coriolan „dem Pöbel preisgab". Allen extremen Folgerungen hingegen, welche aus dem Renaissance-Aristokratismus besonders dieses Stückes auf Shakespeares eigenste soziale Ansichten abgeleitet werden, steht der Verfasser mit gebührender Vorsicht gegenüber.

„Künstlerisches Versagen" betitelt sich das Kapitel über „Timon", „Troilus" und „Perikles". Der Pessimismus hat seinen Höhepunkt erreicht und eine Lähmung auch der dichterischen Phantasie herbeigeführt, wie sie im dramatisch mißlungenen Gefüge des „Timon von Athen" auffallend zu Tage träte, wenn man wirklich mehr als einige charakterisierende Züge Shakespeare zuschriebe, wozu sich auch Wolff nicht zu entschließen vermag: in Timons Menschenhaß, der im ungeschickten Bau des Stückes seine Wirkung verfehlt, sieht er als persönliches Element das einzig Shakespearesche des Stückes. „Troilus und Cressida", nach Wolff ein Produkt literarischer Polemik des Jahres 1601[2]) und jetzt „in der Verlegenheit" wiederaufgenommen, laboriert infolgedessen an einer sichtlichen Zwiespältigkeit, „der satirische Grundcharakter trotzte der Umarbeitung zu einem ernsten Drama", Handlungsarmut ergibt sich, und wieder bleibt nichts als trostlosester Pessimismus

---

[1]) Der berühmte Seeheld, Entdecker und Kolonisator Walter Raleigh war 1603 in Ungnade gefallen und im Tower eingekerkert worden, wo er bis 1616 schmachtete und auch sein umfangreichstes Werk, eine Weltgeschichte, schrieb. Er wurde befreit, um eine Goldquelle am Orinoco, die er von einer früheren Reise her kannte, für England zu sichern, ließ sich aber auf dieser Expedition entgegen dem Verbot des Königs in Kämpfe mit den Spaniern ein und wurde dafür 1618 enthauptet.

[2]) Das Stück soll in seiner Urform nach Wolff Shakespeares satirische Enunziation in dem großen Streite zwischen den dramatischen Dichtern Ben Jonson, Dekker und Marston gewesen sein, welcher um 1601 in des ersteren literarischer Komödie Poetaster und in Dekkers Satiromastix zur Austragung gelangte.

übrig, in einer Gallerie von Charakteren zum vollendeten Ausdruck gebracht und von Thersites in Worte gekleidet.

In diesem Extrem hätte Shakespeares Dichterlaufbahn ein düsteres Ende gefunden, wenn nicht — so stellt Wolff es dar — in dem dramatisierten Märchen „Perikles" von George Wilkins um 1608 „ein neues künstlerisches Prinzip in sein Leben getreten" wäre. Indem er dieses Drama, welches ihn durch harmlos-heitere Schicksalswandlungen und durch Anklänge an Motive seiner Jugendwerke (Seesturm) anzog, in Bezug auf die Geschicke der Marina einer Umarbeitung unterzog[1]), soll er den Weg zu den dramatischen Romanzen seiner letzten Schaffensperiode gefunden haben. In diesen selbst wird mit glücklichem Griff „das Schicksal einer durch seltsame Fügungen getrennten und wieder vereinigten Familie" als stofflich Gemeinsames erkannt und die resignierte Melancholie der Flucht in eine optimistisch regierte Märchenwelt charakterisiert, die persönlich mit dem erstarkenden Entschluß zur Rückkehr nach Stratford zusammenfällt. In „Cymbeline" mischen sich noch pessimistische Züge eines Urentwurfes von 1606 ein (so Wolff nach Fleay); das Schicksal Arabella Stuarts[2]) soll Vorbild für die Gestalt der Imogen und äußere Veranlassung für die letzte Bearbeitung gewesen sein. Die Vision im Kerker bezeichnet Wolff als von Shakespeare vielleicht beabsichtigt, aber nicht verfaßt. Die Rettung des Reiches durch

[1]) Das Drama Pericles, Prince of Tyre, von 1609 bis 1630 in fünf Quartausgaben mit Shakespeares Namen erschienen, fehlt in der ersten und in der zweiten Folio; erst in der dritten (1664) erscheint es; diese enthält aber auch einige andere, zum Teile sicher nicht Shakespearesche Dramen.

Aus diesem Grunde, weil die in Autorschaftsfragen gewiß richtig informierten Kollegen Heminge und Condell ein schon mehrfach mit Shakespeares Namen gedrucktes Drama in ihre Ausgabe nicht aufnahmen, sowie aus weniger gewichtigen inneren Anzeichen hat man den Schluß gezogen, daß das Stück entweder gar nicht von Shakespeare sei oder nur einige Szenen auf ihn zurückgingen; eine neue Kombination unter der letzteren Klasse von Hypothesen vertritt eben Wolff. — Eine ausgezeichnete Ausgabe von 14 Pseudo-Shakespeareschen Dramen ist neuerdings unter dem Titel The Shakespeare Apocrypha von einem Oxforder Schüler Professor Raleighs, C. F. Tucker Brooke, veranstaltet worden (Oxford, Clarendon Preß, 1908). Sie enthält sämtliche in der Folio von 1664 neu hinzugekommenen Stücke außer Pericles, und überdies einige andere von zweifelhafter und zu Shakespeare in irgendwelche Beziehung gebrachter Autorschaft.

[2]) Arabella Stuart, eine Nichte König Jakobs I., hatte sich in William Seymour, der als Sohn des Lord Beauchamps ein entferntes Anrecht auf die Krone hatte und deshalb dem Monarchen mißliebig war, verliebt und mit ihm einen Fluchtplan verabredet. Ein verhängnisvoller Irrtum über den Ort des Zusammentreffens vereitelte den Erfolg. William entkam glücklich nach dem Kontinent, und auch Arabella, die wie Imogen in Cymbeline (und auch vier andere Heldinnen Shakespearescher Dramen sowie zahllose Frauen in den englischen Dramen, von Peeles Clyomon and Clamydes bis Fletchers Philaster) Männerkleider angelegt hatte, erreichte die rettende See, wartete aber unterwegs zulange auf den Gatten, der einen anderen Weg genommen hatte, so daß sie von einem englischen Kreuzer eingeholt und zurückgebracht wurde; sie endete in Wahnsinn und Gefangenschaft.

Ob wohl in dieser ganzen romantischen Geschichte, insbesondere in der Annahme der „Hosenrolle", einem im damaligen englischen Drama (wo Knaben die Frauen spielten!) sehr beliebten Motiv, nicht vielmehr umgekehrt einer jener Fälle von Nachahmung der Literatur im wirklichen Leben vorliegt, wie die Geschichte von ihnen so seltsame Beispiele zu erzählen weiß? (Etwa wie König Karl I. 1649 auf dem Schafott das Gebet der Pamela aus Philip Sidneys Arcadia rezitierte.)

Bellarius und die zwei im Walde erzogenen Jünglinge soll eine politisch-allegorische Lehre sein, — wohl eine gewagte Hypothese.

Am „Wintermärchen" wird durch Vergleiche, insbesondere mit „Perikles", Fortschritt und Vertiefung sowohl der optimistischen Weltanschauung wie auch der künstlerischen Technik dieser Märchendrama-Gattung dargelegt, die Gestalt des Leontes „als besonders bemerkenswertes Beispiel von Shakespeares Auffassung der menschlichen Natur" eingehend betrachtet, die Wiederkehr der Hermione an einer Parallele zu Euripides' „Alkestis" in ihren besonderen Vorzügen beleuchtet. — Zu dem vielen Schönen und Überflüssigen, das schon über den „Sturm" gesagt worden ist, fügt Wolff nur eine Erweiterung der autobiographischen Identifikation Prosperos mit Shakespeare[1]) in dem Sinne, daß auch dem Dichter Undank als größte Kränkung widerfahren sein müsse und das ganze Drama eine symbolische Darstellung seines Lebensganges sei. Doch auch die politisch-soziale Deutung eines den „Utopien" des Entdeckungszeitalters entgegengesetzten Ideals höchster Kultur der Gesamtheit gibt Wolff als möglich zu. Das XX. Kapitel stellt die neuesten Funde über geschäftliche Transaktionen der letzten Lebensjahre sorgsam zusammen und behandelt das aller Einheit entbehrende Drama „Heinrich VIII.", welches Shakespeare nach Wolffs Ansicht bei einem Besuche in London 1613 auf Bitten der Schauspieler durchsah, wobei er in dem fertigen Werke eines anderen einige Szenen durch eigene ersetzte. Die entgegengesetzte Behauptung Sidney Lees, ein anderer Dramatiker — etwa Fletcher[2]) — habe einen von Shakespeare zurückgelassenen Entwurf ausgearbeitet, bleibt ebenso wahrscheinlich. Vor einer Gestalt wie Königin Katharina freilich verschwinden kritische Zweifel; doch auch in ihren Deklamationen könnte manches von Fletcher stammen.

Mit dem besonders edlen Zuge rückhaltloser Anerkennung der unausgesetzten Beschäftigung mit Shakespeare in seinem Mutterlande und nachdrücklicher

[1]) Daß Shakespeare in Prospero von seiner poetischen Zauberkunst Abschied nahm und wie dieser nach dem „Sturm" den Zauberstab zerbrach, das Zauberbuch begrub, ist eine sehr naheliegende und in der Shakespeare-Forschung immer wiederkehrende Vermutung. Schon seit dem Erscheinen von Wolffs Buch hat in England wieder Professor John Churton Collins die autobiographische Ausdeutung des „Sturms" in einem längeren Aufsatz auf noch breitere Grundlagen als bisher zu stellen versucht. Die beachtenswerte Hypothese, daß auch eine zeitgenössische fürstliche Persönlichkeit, nämlich Rudolf II. von Österreich, Züge zum Charakterbilde des einsamen Magiers geliefert, ist den Lesern der „Kultur" durch den interessanten Aufsatz „Shakespeares Beziehungen zu Österreich" von Dr. R. v. Kralik (VIII. Jahrgang, 1. Heft) wohlbekannt.

[2]) John Fletcher (†1625) hat teils zusammen mit Francis Beaumont (†1616,) teils allein 53 Lust- und Trauerspiele verfaßt. Beide Dichter haben sich auch durch lyrische Begabung ausgezeichnet und die in der Literatur ihrer Zeit so überaus reiche Klasse kleiner, in die Dramen eingestreuter Lieder durch wahre Perlen ihrer Art bereichert. — Fletchers Hand hat man außer in „Heinrich VIII." auch in einigen anderen mit Shakespeare fraglich zusammenhängenden Dramen erblicken wollen, so insbesondere in „König Eduard III." und „Die beiden edlen Vettern" (The Two Noble Kinsmen), wie denn auch das letztere Drama auf dem Titelblatt der alten Quarto von 1634 als von Fletcher und Shakespeare bezeichnet ist (worauf freilich bei der schwunghaften Spekulation, welche die Verleger mit populären Autorennamen betrieben, an und für sich nichts zu geben wäre).

Hervorhebung des Nationalen in Shakespeare schließt dieses deutsche Buch. Der „zweite Teil einer Shakespeare-Biographie, der das unsterbliche Fortleben des Dichters umfaßt", lag nicht im Plane des Autors.

Die organische Geschlossenheit einer über Anhäufung von Überflüssigem erhabenen und doch kulturgeschichtlich farbenreichen Darstellung macht Wolffs Arbeit zu einem biographischen Kunstwerk und weist dem Buch neben den zahlreichen Abrissen und umfangreicheren Darstellungen, welche bestimmt sind, dem Gebildeten die obligate Lektüre der Werke Shakespeares zusammenfassend zu ergänzen oder ihn zur Erfüllung dieser Weltbürgerpflicht vorzubereiten, einen würdigen Platz an.

Es hat dabei freilich eine große Konkurrenz zu überwinden; denn gerade an biographisch-literarischen Gesamtdarstellungen hat es, wie eingangs erwähnt und begründet, in den letzten Jahren wahrlich nicht gefehlt: noch sind die Bücher von Max Koch und Brandl nicht vergessen; Georg Brandes hat seine drei deutschen Bände unlängst in einen englischen kondensiert; Sarrazin hat einen Band „Aus Shakespeares Meisterwerkstatt" den „Lehrjahren" folgen lassen; dem populären Abriß von Kellner ist Tausigs Übersetzung von Dowdens Primer und neuerdings Siepers Büchlein in „Natur und Geisteswelt" an die Seite getreten; Veteranen der Shakespeare-Forschung wie William Carew Hazlitt und in Deutschland Rudolf Genée haben sich zu je einem größeren zusammenfassenden Werke aufgerafft; unter wesentlich biographischen Arbeiten steht Sidney Lee noch immer obenan und dicke Bücher von W. J. Rolfe, Hamilton Wright Mabie und Robert Hessen haben in Deutschland und England die letzten Jahre gebracht. Auf ästhetisch-exegetischem Gebiete stehen sich in deutscher Sprache Werke wie das von Wetz und die nun abgeschlossenen Vorträge F. Th. Vischers, in England der immer wieder neu aufgelegte Moulton und das in genialem Sturmlauf siegende große Werk von A. C. Bradley gegenüber: wahrhaftig eine gewaltige Battle of the Books, welche über stets lebendiges Interesse für den Dichter diesseits wie jenseits des Kanals eine beredte Sprache spricht.





Die Herrin vom Schloß.

Von Josefine Freiin von Knorr.

Es stand auf dem Erker die Herrin vom Schloß,
Ihr goldiges Haupthaar die Stirne umfloß.

Ihr Auge war Feuer, ihr Nacken war Schnee;
Sie glich einer Fürstin, sie schien eine Fee.

Wer waren die Freier, die, ringsum geehrt,
Die Herrin der Rheinburg zur Ehe begehrt?

Der eine, ein Schotte, beherrscht seinen Clan,
Wo vom Moorgrund der Ufer aufflattert der Schwan.

Der zweite von Capri — an tiefblauer Flut —
Begrüßt unter Palmen sein väterlich Gut.

Der dritte, ein Kaufherr des Reichs der Levant',
Hat rings auf die Meere die Frachten entsandt.

Der vierte, ein Sänger am heimischen Rhein,
Ein fahrender Ritter, sein Lied hat allein.

„O komm'," sprach der erste, „zum jagdfrohen Gau,
Dort grüßt dich mein Stamm als gebietende Frau!"

„Zieh' mit," so der andere im Schmeichelton ruft,
„Wo sonnig das Meer und voll Balsam die Luft!"

„Sei mein," sprach der Grieche, „im Vaterland hold
Schmück' ich dich mit Perlen, Juwelen und Gold!"

Der letzte: „Geliebte!" so flüstert er leis',
„Mein Lied ist mein Leben und du bist sein Preis!"

Sie hat sich das alles vors Auge gestellt;
Es zieh'n ihr vorüber die Länder der Welt:

Der Zauber des Südens, — des Nordens Revier,
Der Osten voll Schätze und köstlicher Zier.

Doch leuchtend ein Wunder, — des Geists Ideal
Bezwingt ihre Seele, bestimmt ihre Wahl.

Und der Sänger des Rheinlands, er wird ihr Genoss'
Und führt zum Altare die Herrin vom Schloß.





Zur Geschichte des Luftballons.

Von **Paul Kaps.**

Das Jahr 1908 ist das Jubiläumsjahr einer bedeutsamen Erfindung: am 5. Juni sind 125 Jahre verflossen, seit der erste Aufstieg des Luftballons erfolgt ist. Die mächtige Entwicklung, welche der Luftballon auf wissenschaftlichem, technischem und sportlichem Gebiete bereits hinter sich und zweifellos auch noch vor sich hat, läßt wohl einen Rückblick auf seine Geschichte angezeigt erscheinen, besonders, da gegenwärtig durch ein neues Moment, die Lenkbarkeit, sowie durch den Fall Zeppelin das Interesse der weitesten Kreise für ihn wachgerufen ist.

Das erste Luftschiff die „Montgolfiere", nach ihren beiden Erfindern, den Brüdern Josef und Stefan Montgolfier benannt, stieg, wie schon erwähnt, am 5. Juni 1783 zu Annonay, nahe bei Lyon in Frankreich, vor einer staunenden Volksmenge auf. Die Brüder Montgolfier kannten noch keine andere Ballonfüllung als heiße Luft. Hergestellt war die „Montgolfiere" aus Papier und Seidentaffet. Josef und Stefan Montgolfier hatten die ersten Versuche gemeinsam gemacht. Lange Zeit schon hatten beide über das große Problem nachgedacht; der ältere der Brüder, Josef, war es, der seinen Gedanken zuerst äußeren Ausdruck gab, und zwar soll dies auf einer Reise, die er nach Avignon unternommen hatte, geschehen sein. Er fertigte aus Papier und leichter, dichtgewebter Seide einen Ball und hielt diesen mit der unten gelassenen Öffnung über ein brennendes Licht. Als die heiße Luft den Ball erfüllte, zeigte er die Neigung, in die Höhe zu steigen, sobald er aber aus dem Bereiche der Flamme war, überstürzte er sich und fiel zu Boden. Ich glaube hier die Anekdote von der Erfindung des Luftballons nicht übergehen zu dürfen, die noch heut in der Gegend von Avignon erzählt wird und welche berichtet, daß die Zimmerfrau Montgolfiers an der Erfindung nicht unbeteiligt gewesen sein soll. Sie beobachtete ihren Zimmerherrn bei seinen oben erwähnten erfolglosen Versuchen, den Ball zum Steigen zu bringen, und riet ihm endlich, das Feuer unten am Ballon zu befestigen. So einfach und natürlich uns dieser Rat erscheint, so war er doch in diesem Falle das „Ei des Kolumbus". Montgolfier band ein leichtes Büschel Papier und Wolle in sicherer Entfernung unten am Balle fest und zündete ihn an. Der Rauch und die Hitze blähten den Ballon, und dieser flog plötzlich zur Decke hinauf. Nach dem Muster dieses Ballons fertigten beide Brüder in Annonay einen großen Ballon, die vorerwähnte „Montgolfiere", und sandten sie dort auf ähnliche Weise in die Lüfte. Auf jenem Platze überliefert ein Denkmal die Namen der beiden großen Erfinder der Nachwelt.

Die Erfindung der Gebrüder Montgolfier populär zu machen, war niemand besser geeignet als der als Gelehrter und Erfinder in Paris

lebende Professor Charles. Schon als Benjamin Franklin mit einem Drachen aus den Gewitterwolken Blitze gezogen hatte, war Charles dem vorgezeichneten Wege gefolgt und hatte bald neue Wunder gefunden, welche dem Volke zu erklären er großes Talent besaß. Als nun in Paris bekannt wurde, daß Charles seine elektrischen Studien unterbrochen habe, um seine Aufmerksamkeit dem Luftschiff zuzuwenden, war die Bevölkerung voller Erwartung. Und in der Tat erfuhr die neue Erfindung durch Charles eine wesentliche Veränderung und Verbesserung. Charles füllte den Luftballon mit Wasserstoff, damals „brennendes Gas" genannt, welches Cavendish im Jahre 1766 entdeckt hatte. Durch die Anwendung des Wasserstoffs konnte der Umfang des Luftballons wesentlich verringert werden, ohne jedoch den Auftrieb zu vermindern, da ja heiße Luft zweimal, Wasserstoff dagegen vierzehnmal leichter ist als die Atmosphäre. Die Seidenhülle seines Ballons, der nach ihm „Charliere" benannt wurde, versah Charles mit einem Gummiüberzug, um das sehr flüchtige Gas festzuhalten. Der Aufstieg der „Charliere" fand am 27. August 1783 statt. Den Ballon ereilte indessen ein trauriges Schicksal: nach $^{3}/_{4}$stündiger Fahrt landete er zirka 15 Kilometer von Paris entfernt, wurde von den erschrockenen Bauern für einen großen, unbekannten Vogel gehalten, mit Heugabeln bearbeitet und dann „leblos" zusammengesunken einem Pferde an den Schweif gebunden und im Triumph durch das Feld geschleift. Diese an sich betrübliche Roheit hatte indes das Gute, daß es die Regierung bald nachher ratsam fand, die weitesten Volkskreise mit der Erfindung bekannt zu machen, um einer Wiederholung der erwähnten Ausschreitung vorzubeugen.

Die bisherigen Aufstiege hatten ohne Bemannung stattgefunden. Da man aber noch keine Erfahrung besaß, ob Menschen überhaupt ohne Gefährdung des Lebens oder der Gesundheit in solche Höhen, wie sie der Ballon anscheinend erreichte, hinaufsteigen könnten, machte man erst mit Tieren einen Versuch. Als die ersten Pioniere der neuen Wissenschaft waren ein Hahn, ein Schaf und eine Gans ausersehen. Diese fuhren am 19. September 1783 von den königlichen Gärten in Versailles auf, brachten ungefähr 8 Minuten in großer Höhe zu und landeten glücklich bei vollkommenem Wohlbefinden.

Nun ließ sich kühner Forschergeist nicht länger zurückhalten und am 21. November 1783 stiegen Pilâtre de Rozier und d'Arlande in einer „Montgolfiere", einem Heißluftballon, auf. Zu wichtig jedoch für die ganze Entwicklungsgeschichte des Luftballons ist die heute noch gebräuchliche Wasserstoffüllung, um die erste Luftreise mittels Wasserstoffs unerwähnt zu lassen. Dieselbe wurde elf Tage später, am 1. Dezember, von Professor Charles und Robert gegen das ausdrückliche Verbot des Königs, welcher für das Leben des berühmten Forschers fürchtete, unternommen. Nach zwei Stunden glücklichster Fahrt landete der Ballon wohlbehalten in Nesle, 50 Kilometer von Paris. Die herbeigeeilten Bauern halfen diesmal, zitternd zwar und von Furcht erfüllt, den Ballon festhalten. Die Sonne war schon untergegangen, aber das Gas noch nicht völlig entwichen. Charles bestieg darum nochmals die Gondel und auf sein Händeklatschen ließen die Bauern los. Als er nun wieder eine beträchtliche Höhe erreicht hatte, sah er zum zweitenmale die Sonne am Horizonte erscheinen und wenige Minuten später zum zweitenmale

untergehen. Bei dieser Auffahrt wurden zum erstenmale wissenschaftliche Instrumente mitgenommen und mit dem Barometer die größte erreichte Höhe auf 3467 Meter und mit dem Thermometer eine Lufttemperatur von — 8,8° festgestellt. (Zur Herstellung des nötigen Wasserstoffs waren 2700 Pfd. Eisen, 3000 Pfd. Schwefelsäure und 1200 Pfd. Wasser gebraucht worden.)

Nach den bisherigen Erfolgen gewann das Ballonfieber mehr und mehr an Ausdehnung und als der König von Schweden Paris besuchte, mußte natürlich zu seiner Unterhaltung in prunkvoller Entfaltung die neue Entdeckung vorgeführt werden. Diesen Aufstieg unternahm Pilâtre de Rozier.

Aber nun tauchte das Gerücht auf, daß mehrere Engländer beabsichtigten, den Kanal im Ballon zu überfliegen. Die Ausführung dieses Planes zuerst den Engländern zu überlassen, konnte jedoch der Nationalstolz der Franzosen unmöglich zulassen. Pilâtre de Rozier sollte die Ehre Frankreichs retten, und zwar wollte er eine Kombination der bisher gebräuchlichen Systeme benützen. Der untere Teil des neuen Luftschiffes war ein großer Behälter und bestimmt, mit heißer Luft gefüllt zu werden. Rings um die Heißlufthülle war die für die Luftschiffer bestimmte Galerie angebracht. Der obere Teil bestand aus einem riesigen Gasballon. „Meine Absicht ist“, sagte de Rozier, „durch diese Erfindung viel Gas zu sparen; denn wenn ich wünsche abzusteigen, brauche ich einfach nur das Gas im unteren Raume abzukühlen, anstatt den wertvollen Wasserstoff ausströmen zu lassen; dann, um wieder höher zu steigen, wäre es nur notwendig, das Feuer wieder anzufachen; diese Einrichtung macht also das Mitnehmen von Ballast unnötig.“ Das war sehr geistreich erdacht, aber man muß dem Professor Charles zustimmen, welcher meinte: „Das bedeute nichts Geringeres, als Feuer unter ein Pulverfaß zu legen!“ Infolge ungünstiger Winde wurde der Aufstieg dieses Ballons fortwährend verzögert. Nachdem aber, vom Wetter besser begünstigt, der Engländer Blanchard von Dover aus am 7. Januar 1785 die Fahrt über den Kanal glücklich vollbracht hatte und als der Wind eines Tages einigermaßen günstig wehte, fuhr Pilâtre de Rozier auf, jedoch leider mit dem Erfolge, den der kluge Professor Charles vorausgesehen hatte: eine Explosion des Wasserstoffes in großer Höhe brachte den Ballon zum Absturz und Pilâtre de Rozier besiegelte seinen Wagemut mit dem Tode.

Um auf die vorerwähnte Kanalkreuzung durch Blanchard zurückzukommen, sei mitgeteilt, daß hiebei die erste trigonometrische Höhenmessung an einem Luftballon von der französischen Küste aus ausgeführt und die Höhe des Ballons mit 4500 Fuß ermittelt wurde.

Den ersten Aufstieg in England, außer Blanchard, machte ein junger Italiener, namens Vincent Lunardi (Sekretär des Gesandten von Neapel), der dadurch seinen Ruhm begründete. Große Triumphe erntete Lunardi auch in Spanien. Hier stieg er am 8. Januar 1793 auf und nahm zum ersten Male Brieftauben mit. In der Gondel machte er Notizen über seine Beobachtungen, band die Zettel, sorgsam zusammengefaltet, den Tauben an die Füße und ließ so seine Nachrichten auf dem schnellsten Wege zum Gouverneur von Madrid befördern. Einen sehr gefährlichen Aufstieg unternahm Lunardi am 12. August 1794 in Portugal. Als er landen wollte, riß

das Ankertau. Um nicht ins Meer hinaus geführt zu werden, zog er die Ventilleine, um den Ballon zu entleeren; auch diese riß, doch strömte genug Gas aus, um die Landung zu ermöglichen. Bei dem heftigen Aufprall auf die Erde wurde ein Sack mit Ballast aus der Gondel geschleudert und augenblicklich steigt der Ballon wieder zu den Wolken empor. Bei dem zweiten Niedergange schlug die Gondel wiederholt auf den Erdboden auf und der Ballon hüpfte, vom Winde getrieben, in haushohen Sätzen über das Feld. Endlich gelang es Lunardi, einige Instrumente zu ergreifen und abzuspringen. Als er sich vom Sturze aufgerafft hatte, sah er seinen Ballon in großer Höhe dem Meere zutreiben und bald für immer verschwinden.

Eine Ballonfahrt, die wirklich auf dem Meere endete und nur durch die Geistesgegenwart und Unerschrockenheit eines kühnen Schiffers zu einem glücklichen Abschluß kam, machte Graf Zambeccari mit zwei andern Italienern von Bologna aus am 7. Oktober 1803. Gleichzeitig war dies einer der ersten Versuche, den Luftballon zu einem lenkbaren Fahrzeug zu machen. Zambeccari ging bei seinem Plane zur Lenkung des Ballons von dem Gedanken aus, daß in den höheren Regionen sehr verschiedene Windrichtungen zu herrschen pflegen; es komme also, glaubte er, nur darauf an, daß man den Ballon in den Stand setze, nach Willkür auf- und abzusteigen, um den günstigen Wind aufzufinden und zu benutzen; und dies wollte er mittels einer Montgolfiere und zweier großer Flügel oder Luftruder bewirken. Über der Montgolfiere war der Gasballon angebracht. Zum Aufenthalte der Luftschiffer war die sogenannte „Galerie“ bestimmt, welche unter der Montgolfiere hing und mit einem kreisförmigen Ausschnitt zum Ein- und Aussteigen versehen war. Um die Luftschiffer bei ihren Beobachtungen vor Schwindel und Absturz zu bewahren, war auf dem Grunde der Galerie ein festes, dichtes Netz angebracht, das den ganzen Boden und auch den Ausschnitt verdeckte. Der Morgen des 7. Oktober war neblig und zur Luftfahrt ungünstig. Mittags endlich begann man mit der Füllung. Schon brach die Nacht herein und noch war keine Hoffnung vorhanden, daß der Aufstieg vor sich gehen könne. In der Befürchtung jedoch, daß durch weitere Verzögerung zu viel Wasserstoff entweichen würde, wagte Zambeccari den Aufstieg noch um Mitternacht. In der Eile hatte man vergessen, genügend Ballast mitzunehmen, und der Ballon erhob sich mit äußerster Geschwindigkeit zu einer solchen Höhe, daß die Luftschiffer von Kälte erstarrt und von Brechreiz betäubt in Ohnmacht fielen. Als sie gegen $^1/_2$3 Uhr die Besinnung wieder erlangten, hörten sie an dem Rauschen der Wellen, daß sie über das Meer verschlagen waren. Der Ballon war im Sinken und bald stürzten Gondel und Ballon mit solcher Heftigkeit in das Meer, daß das Wasser mannshoch über ihnen emporspritzte. Von Meerwasser durchnäßt und von Kälte fast gelähmt, warfen die Luftschiffer den ganzen Ballast, alle Instrumente und alles, was sie in der Gondel bei sich hatten, über Bord. Dadurch erhob sich der Ballon zum zweiten Male äußerst schnell in die Höhe. Nach 3 Uhr senkte er sich abermals und ein heftiger Südwestwind trieb ihn wie ein segelndes Schiff über das Adriatische Meer nach Istrien zu. Mehrmals berührte die Gondel die Wellen und die Luftschiffer schwebten 5 Stunden lang in Todesgefahr. Sonnabend morgens 8 Uhr waren sie

von dem Hafen von Veruda in Istrien noch 10 Meilen entfernt, als sie von der Barke des Schiffers Anton Pazol aufgenommen wurden. Pazol brachte die Abenteurer mit erfrorenen Gliedmaßen nach Pola in Istrien und hier mußten dem Grafen drei Finger abgenommen werden. Seine Begleiter kamen ohne Schaden davon. Der Ballon, der dem Winde überlassen worden war, kam in Bosnien bei dem türkischen Kastell Vihacs zur Erde. Dort sah man die Erscheinung für ein Wunder und den Ball für einen Gesandten des Himmels an. Der türkische Befehlshaber ließ ihn zerschneiden und schickte die Stücke seinen Freunden zum Geschenke. Dem Bache, in welchem er sich niedergelassen, nahte das Volk mit Ehrfurcht und Kranke erhofften von seinem Wasser Genesung.

Mit welchem Interesse man auch in Rußland frühzeitig die neue Erfindung aufnahm, geht aus einem Moskauer Zeitungsberichte vom 28. September 1803 hervor: „Diesen Sommer kann man hier mit Recht den aerostatischen nennen. Der Luftspringer Terzi gab mit seinen Montgolfieren das Signal. Die brennenden Kugeln durchkreuzten seitdem bei Tag und Nacht den Himmel von Moskau. Mehrere verzehrte zwar die Flamme, ehe sie sich einige Fuß über den Boden erhoben hatten, aber dafür waren der Flug und Gang anderer desto kräftiger und genialischer. Zum Glücke hatte diese gefährliche Spielerei nie üble Folgen, wie es doch bei den vielen Schindel- und Strohdächern hierzulande leicht hätte geschehen können.“ —

Die häufigen und erfolgreichen Aufstiege regten die Männer der Wissenschaft an, mit Hilfe des Ballons auch die Lösung mancher Rätsel der Natur zu suchen und so der Menschheit zu dienen, anstatt die Erfindung nur als ein Werkzeug zur Unterhaltung und zum Vergnügen einer schaulustigen Menge Gauklern zu überlassen. Daß die wissenschaftliche Aufgabe des Luftballons vorerst auf dem Gebiete der Meteorologie lag, ist begreiflich, und das Verdienst, ihm diese Aufgabe schon an der Wiege gestellt zu haben, kann Lavoisier für sich in Anspruch nehmen. Die großen, ungeahnten Schwierigkeiten jedoch, die sich der Aufgabe Lavoisiers entgegenstellten, ließen nach vereinzelten Versuchen in England, Deutschland und Rußland die Begeisterung der wissenschaftlichen Welt für das neue Wunder wieder erkalten. Erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts nahmen die bedächtigeren, aber dafür um so zäher das Begonnene festhaltenden Briten die Forschungen mittels des Luftballons auf neuer Grundlage wieder auf. An Stelle der bisherigen gelegentlichen Experimente setzten sie methodische Untersuchungen und führten diese mit Verständnis und Kühnheit aus.

Die Erfindung des Barometers durch Torricelli im Jahre 1643 und die hieran geknüpfte Folgerung, daß die Luft ein schwerer Körper sei, hatte überall großes Aufsehen erregt. Noch größeres Aufsehen verursachte die Entdeckung Périers bei Besteigung des Puy de Dome, daß das Barometer auf Bergen einen niedrigeren Stand zeige als in der Ebene, und man hätte wohl erwarten können, daß sich das Interesse der Gelehrten mehr und mehr der Erforschung der höheren Luftschichten zuwenden werde. Das geschah jedoch keineswegs, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil die einzige Möglichkeit, höhere Luftschichten zu erreichen, in der Besteigung hoher Berge bestand. Und wiederum waren die Schwierigkeiten solcher Bergbesteigungen

Mitte des 18. Jahrhunderts noch so groß, daß sie nur von wenigen bewältigt werden konnten. Nach der Erfindung des Luftballons nun lag es nahe, dieses neue Mittel, sich mühelos und an beliebiger Stelle in die Lüfte zu schwingen, für den oben erwähnten Zweck dienstbar zu machen.

Die erste Luftfahrt, welche auch wissenschaftliche Zwecke verfolgte, hat, wie schon oben erwähnt, Charles unternommen. Am 3. Januar 1784 wiederholte Abbé Bertolon mit einem Luftballon Franklins Drachenversuche mit gutem Erfolge, während Boulton Untersuchungen anstellte über die Fortpflanzung und Ausbreitung des Schalles mittels kleiner Ballons aus gefirnistem Papier, die mit Knallgas gefüllt waren. — Bei all diesen Versuchen blieb der Luftballon ausschließlich physikalischer Apparat, nicht aber Transportmittel.

Der erste, der eine ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken dienende Ballonfahrt unternahm, war der amerikanische Arzt Dr. Jeffries aus Boston. Seit Jahren in London lebend, fuhr er daselbst am 30. November 1784 mit Blanchard auf, nachdem er schon an des letzteren Kanalkreuzung teilgenommen hatte. Interessant ist es, welche Aufgabe er sich schon damals stellte. „Mein Wunsch war dabei", erklärte er, „1. die Möglichkeit beliebigen Auf- und Absteigens, 2. eine Fortbewegung mit Rudern oder Flügeln zu studieren, 3. die Zustände der Atmosphäre und deren Temperatur in verschiedenen Höhen und 4. die wechselnden Richtungen der Luftströme in gewissen Schichten zu erforschen, um neues Licht auf die Theorie der Winde im allgemeinen zu werfen."

Testu Brissy beobachtete bei seiner elfstündigen Nachtfahrt am 18. Juni 1786, während welcher er sich drei Stunden lang in einer Gewitterwolke befand, in dieser Wolke runde, sehr dünne Eisplättchen, welche Flittern ähnlich in der Luft schwammen. Regenwolken wechselten während der ganzen Nacht mit Schneewolken ab; zwischen beiden schien eine Art Abstoßung und Anziehung zu erfolgen; dabei zeigten sich vielfach, während es ununterbrochen blitzte und donnerte, St. Elmsfeuer, die in den Regenwolken als „Büschel", in den Schneewolken als „Lichtpunkte" erschienen.

Am 18. Juli 1803 hatte endlich auch Deutschland seine erste und gleichzeitig wissenschaftliche Luftfahrt zu verzeichnen, welche der Belgier Robertson von Hamburg aus unternahm. Die meisten Beobachtungen Robertsons hielten jedoch bei späteren Prüfungen nicht stand, hatten indes das Gute, daß sie zu weiteren Beobachtungen Anlaß gaben.

Wie hohe Aufgaben man der Luftschiffahrt schon früh stellte, beweist die Preisaufgabe der Königlichen Gesellschaft zu Kopenhagen vom Jahre 1809: „Welche Erweiterung hat die Meteorologie und die Lehre von der Beschaffenheit der höheren Schichten der Atmosphäre durch die bisher angestellten Experimente erfahren? Wie sind die Versuche mit geringeren Kosten und kleineren Luftbällen derart einzurichten, daß daraus Gesetze über die Elektrizität der oberen Atmosphäre, über das Quantum des Sauerstoffs, Stickstoffs und der Kohlensäure, welche in einer gegebenen Höhe und einem gegebenen Luftvolumen enthalten sind, über die Richtung der Winde in größerer Höhe, über die Temperatur und andere dergleichen Verhältnisse, hergeleitet werden können?" Von einer Bearbeitung dieser Aufgabe ist nichts bekannt, indessen ist die praktische Lösung dieser Frage erst 85 Jahre später in Angriff genommen worden.

In Nordamerika trat in den Vierzigerjahren als kühner Luftschiffer ein Deutscher namens Weis (Wyse) auf. Als er einst 1846 während eines heraufziehenden Gewitters aufgestiegen war und nach kurzer Zeit am Rande eines Gehölzes landete, fuhr aus dem nassen Ankertau ein starker Blitz, dem ein heftiger Donner folgte.

Achtundzwanzig mit vollem Recht berühmt gewordene Fahrten hat der Engländer James Glaisher unternommen. Er hat mit dem Ballon die dichtesten Regenwolken durchbrochen. Durch Löcher in diesen Wolken, die längere Zeit ungeschlossen blieben, gleich einem Brunnenschacht, hat er wie durch ein Fernrohr auf die Welt herniedergesehen, die ihm wie ein wunderbares Bild erschien. Er sah die Schatten des Ballons auf der weißen Oberfläche der Wolken, umgeben von lieblichen, kreisrunden Regenbogen. — Auch durch die erreichte Höhe erregte Glaisher großes Aufsehen. Bei einer Fahrt will er nach Ausweis seiner Instrumente und dem Zeugnis seines Begleiters die allerdings unwahrscheinliche Höhe von über 10.000 Meter erreicht haben. Er selbst hatte das Bewußtsein verloren. Schon bei 7000 Meter Höhe machte ihm das Atmen viel Beschwerde und eine fast an Lähmung grenzende Müdigkeit bemächtigte sich seiner, so daß es ihm nur mit großer Mühe gelang, noch mehr Ballast auszuwerfen. Als der Ballon noch höher stieg, wurde das Sehvermögen Glaishers derart vermindert, daß ihm die Beobachtung der Instrumente Schwierigkeit machte, und als er den Arm ausstrecken wollte, um ein Instrument zu ergreifen, konnte er ihn nicht bewegen. Nun sah er seinen Begleiter Coxwell an und versuchte zu sprechen; aber die Zunge versagte ihm den Dienst. Bald darauf schwand sein Bewußtsein. Coxwell hatte den Ring, an welchem die Gondel hing, erklettert, um die Ventilleine zu ziehen. Von der ungeheuren Kälte hatten seine Hände schwarzblaue Färbung angenommen. Als auch ihn seine Kräfte verließen; gelang es ihm, mit den Zähnen die Leine zu erfassen und, indem er sich in die Gondel fallen ließ, mit starkem Ruck zu ziehen. Sofort sank der Ballon und das Leben seiner Insassen war gerettet. Auf diese Reise waren einige Tauben mitgenommen worden. Eine wurde bei 5000 Meter befreit: gleich einem Stück Papier fiel sie mit weit gespannten Flügeln herab, bis dichtere Luftschichten erreicht waren. Eine zweite, bei 6000 Meter freigelassen, wirbelte in Kreisspiralen in die Tiefe. Eine dritte fiel aus noch höheren Regionen gleich einem Stein herab. Eine vierte wagte den Flug nicht, sondern klammerte sich am Ballon fest.

Die Versuche Glaishers setzte der Franzose Flammarion fort. Die Beobachtungen seiner 10 Fahrten sind folgende: Der Wasserdampf nimmt zunächst mit der Höhe zu, dann aber regelmäßig mit dieser wieder ab. Die Höhe der feuchtesten Schicht wechselt mit den Tagesstunden, der Jahreszeit und der Bewölkung. Diese Verteilung der Feuchtigkeit ist bei Tag und Nacht, bei klarem und bedecktem Himmel die gleiche. Die größte Feuchtigkeit fand Flammarion stets unter den Wolken; in denselben nahm sie ab. Die Lufttemperatur dagegen wurde innerhalb der Wolken stets höher gefunden als unterhalb derselben. Die Kumulus-(Haufen-)Wolken steigen im Sonnenschein in die Höhe, zuweilen sogar schneller als der Ballon, und sinken gegen Abend wieder.

Im Jahre 1868 trat Tissandier in die Reihe der Luftschiffer, indem er eine merkwürdige Luftfahrt von Calais aus unternahm, bei der in der Höhe von 1200 Meter der Ballon weit hinaus in die See und in 400 Meter Höhe wieder zurück nach dem Lande getragen wurde. Später beobachtete er, daß der Ballon nicht die Geschwindigkeit der umgebenden Luft besitze, sondern bis 1,4 Meter pro Sekunde gegen dieselbe zurückbleibe. 1869 beobachtete Tissandier in einer Höhe von 1000 Meter eine Wolkenschicht mit einer Temperatur von +28°, während am Erdboden nur +3° abgelesen wurden. Als Resultat seiner späteren Fahrten gibt Tissandier an: „Das Gewitter zieht den Ballon an, da sich dort, wo der Donner grollt, eine Depression des Luftdruckes bildet. . . . Beim Passieren öden Terrains, z. B. der Kreidewüsten der Champagne, fühlt man die intensive, durch Reflexion der Sonnenstrahlen erzeugte Hitze bis zu 1500 Meter Höhe. Über einem Walde überfällt einen ein Kältegefühl, wie wenn man in einen Keller eintritt; deshalb sinkt auch der Ballon über einem Walde."

Um zu erproben, ob die üblen Wirkungen starker Luftverdünnung durch das Einatmen von mitgeführtem Sauerstoff beseitigt werden könnten, unternahmen am 22. März 1874 Sivel, ein früherer Steuermann und erfahrener Luftschiffer, und Crocé-Spinelli, ein junger Polytechniker, eine Hochfahrt. Vorher hatten sich beide in einem Laboratorium Versuchen in einer pneumatischen Glocke unterzogen, wo sie eine Luftverdünnung bis zu 300 Millimeter gut ertragen hatten. Im Ballon fanden sie bei gleicher Verdünnung erheblich größere Beschwerden, wozu jedenfalls die niedrige Temperatur von — 24° beigetragen hat. In einer Höhe von 5000 und 7300 Meter atmeten beide das mitgeführte Gas ein und fanden erhebliche Erleichterung. (Sie hatten zwei kleine Ballons bei sich, und zwar 120 Liter Gemisch von 40 % Sauerstoff und 60 % Stickstoff und 80 Liter Gemisch von 70 % Sauerstoff und 30 % Stickstoff.)

Von den bisher ausgeführten Dauerfahrten ist die längste die des Grafen de Vaulx vom Oktober 1900, welche ihn in $35^1/_2$ Stunden 1920 Kilometer, nämlich von Paris bis nach Südrußland führte. Berson fuhr im Jahre 1902 in 29 Stunden von Berlin nach Poltawa. Die erste Dauerfahrt von fast 23 Stunden wurde am 23. März 1875 ausgeführt. Beteiligt daran waren die Franzosen Tissandier, Sivel und Crocé-Spinelli, welche drei am 15. April auch eine Hochfahrt unternahmen. In 7000 Meter Höhe befanden sich die Luftschiffer noch völlig wohl. Tissandier atmete fleißig Sauerstoff ein, was die beiden andern, wie es scheint, nur in ungenügendem Maße getan haben. In 7500 Meter Höhe wurden die letzteren ohnmächtig und nach Erwachen aus einer Betäubung, die schließlich auch ihn ergriffen hatte, fand Tissandier beide tot unter ihren Reisedecken im Korbe.

Im Jahre 1875 gelang dem Luftschiffer de Fonvielle zum erstenmale die Beobachtung von Sternschnuppen vom Ballon aus. Bei einer anderen Fahrt traf er in den untersten Schichten Westwind, in 700 Meter Höhe Nordwind und noch höher starken Südwind an.

Im Jahre 1876 bemerkte Moret, daß das Wasser des Meeres bis zu einer Tiefe von 60 bis 80 Meter in hohem Grade vom Ballon aus durchsichtig war; infolgedessen konnte er mit überraschender Genauigkeit alle Einzelheiten auf dem Grunde wahrnehmen. Derselbe Fahrer machte 1877

die interessante Beobachtung, daß die in 1000 Meter Höhe gefundene, von der an der Erdoberfläche abweichende Windrichtung am folgenden Tage in den unteren Schichten eintrat. Er schloß hieraus auf die Möglichkeit einer Verwertung der Ballonfahrten für die Wettervorhersage. Dieselbe Beobachtung wurde in 350 Meter Höhe wiederholt bei Berliner Luftfahrten gemacht.

In den Neunzigerjahren machte General Ruggles in Amerika mit kleinen Ballons, die eine Dynamitbombe in die Höhe führten, Versuche, um durch die starken Explosionen Lufterschütterungen und durch diese Regen hervorzurufen, jedoch ohne Erfolg.

Die ersten Versuche mit Registrierballons, d. i. unbemannten, mit selbsttätigen Registrierinstrumenten versehenen kleinen Ballons, machte der Franzose Hermite. Schon bei den ersten Versuchen erreichten diese eine Höhe von 13—14.000 Meter; neuerdings sind Höhen von 20.000 Metern und darüber keine Seltenheit.

Unter den Ergebnissen der wissenschaftlichen Luftfahrten sind die wichtigsten: die Ermittelung ganz ausnehmend niedriger Temperaturen in den höheren Schichten der Atmosphäre; die Feststellung, daß die Windrichtungsdrehung von der Annäherung an die barometrischen Maxima und Minima abhängt; der Nachweis von Regenwolken in Höhen bis 7000 Meter und wertvolle Studien über die Luftelektrizität.

Die erste erfolgreiche Verwendung im Kriege fand der Luftballon im deutsch-französischen Kriege 1870/71. Als die deutschen Truppen Paris belagert hatten, war die Stadt vollständig von der Außenwelt abgeschlossen — und doch nicht so vollständig, wie es auf den ersten Blick scheint. Noch eine Möglichkeit der Verständigung mit der Außenwelt blieb: der Weg durch die Luft. Die Pariser hatten immer besonderes Interesse für den Ballon gezeigt; trotzdem waren, als man Erhebungen anstellte, nur sechs Ballons aufzutreiben und diese waren fast sämtlich zu alt und abgenutzt, um Verwendung finden zu können. Es mußten also neue Ballons angefertigt werden, und da infolge der Einschließung die Bahnhöfe unbenützt dastanden, wurden der Nord- und der Orleansbahnhof zu Ballonwerkstätten eingerichtet. In weniger als 4 Monaten waren 60 Ballons hergestellt und abgesandt. Der erste Aufstieg geschah im „Neptune", einem alten Ballon. Gleich einer ungeheuren Kanonenkugel stieg er auf, um bald darauf in sicherer Entfernung vom deutschen Heere zu landen. Dieser erfolgreiche Aufstieg regte bald zur Nachahmung an und so entwich Gambetta in der „Armand Barbès" am 7. Oktober 1870. Obwohl von Schüssen verfolgt, entkam er glücklich. Drei Tage später brachten mitgenommene Brieftauben die Nachricht von seiner glücklichen Landung in Amiens. Unter den anderen Aufstiegen aus dem belagerten Paris ist besonders der des berühmten Astronomen Janssen erwähnenswert. Er wollte nach Algier reisen, um daselbst eine Sonnenfinsternis zu beobachten, war aber aus Nationalgefühl zu stolz, die angebotene und zweifellos erfolgreiche Vermittlung Englands bei der deutschen Heeresleitung anzunehmen, und so schaffte er die notwendigen Instrumente zum Orleansbahnhof. Am 2. Dezember trug ihn der Ballon „Volta" aus Paris und 3 Stunden nach dem Aufstieg landete er an der Mündung der Loire. Alle Mühe und Unerschrockenheit

des Gelehrten sollte vergeblich sein: eine dichte, graue Wolkenschicht machte bei seiner Ankunft in Algier jede Beobachtung unmöglich.

Die häufigen Ballonaufstiege in Paris hatten bald einen empfindlichen Mangel an Berufsluftschiffern zur Folge, da doch eine Rückkehr der Entwichenen ausgeschlossen war. Zum Ersatz schienen Seeleute besonders geeignet, und um diese einigermaßen auszubilden, übten sie sich in Fesselballons und durften sich dann allerdings mit mehr Mut als Berechtigung „Luftschiffer" nennen. Indessen machten sie meist glückliche Fahrten. Von 64 während der Belagerung in Paris aufgestiegenen Ballons fielen nur 5 in die Hände der Deutschen; 2 verunglückten im Meere.

Die Ballons, welche Paris verließen, hatten das ganze Europa vor sich, um landen zu können; umgekehrt aber war es unmöglich, nach einem so kleinen Gelände, wie das Weichbild von Paris bot, Ballons zu dirigieren. Um nun Nachrichten von außen in die Stadt gelangen zu lassen, bediente man sich daher der Brieftauben. Es mußte aber ein Mittel gefunden werden, einer Taube möglichst viele Briefe zur Beförderung zu übergeben, ohne sie ungebührlich zu beschweren. Dagron, ein geschickter Photograph, fand den Ausweg. Er stellte viele Briefe zusammen und reduzierte sie so oft, bis auch unter einem Vergrößerungsglas die Schrift vollkommen unleserlich blieb. Auf diese Weise konnte eine Taube leicht 20 Briefe tragen. Mit Hilfe von Vergrößerungen und der Laterna magica wurde die Schrift wieder erkennbar gemacht. Mit den nötigen Empfehlungen und Vollmachten versehen, entwich Dagron per Luftballon, bereiste viele Städte und sandte auf die oben geschilderte Weise innerhalb 4 Monaten nahezu 100.000 Briefe nach Paris.

Den ersten Vorschlag, die Erreichung des Nordpols mittels Luftballons zu versuchen, machte im Jahre 1882 der Engländer Kapitän Cheyne. In Aller Erinnerung ist noch die tragische Auffahrt Andrées, welcher diesen Versuch wirklich ausgeführt hat. Er fuhr im Jahre 1896 mit seinem Ballon nach Spitzbergen und baute dort die Ballonhalle und das Laboratorium für die Gasentwicklung. Drei Wochen lang wartete er mit dem gefüllten Ballon vergeblich auf einen günstigen Wind zur Auffahrt. Endlich mußte er das Gas wieder ablassen, den Ballon verpacken und umkehren, da infolge früh einsetzender Kälte das Schiff einzueisen drohte. Neun Monate später, am 30. Mai 1897, kam er abermals nach Spitzbergen, in der Hoffnung einer günstigeren Gelegenheit. Wenn Sorgfalt in der Herstellung allein ein glückliches Gelingen des Unternehmens verbürgen könnte, so würde die Fahrt ein anderes Ende genommen haben, als es leider der Fall war. Der Ballon war in Frankreich aus dem besten Seidentaffet hergestellt; er maß 66 Fuß im Durchmesser und faßte 176.000 cbf. Gas. Er war mit zwei gewöhnlichen Ventilen und einem Reißventil versehen. Dieses Reißventil sollte ein öfteres Aufschlagen des Ballons bezw. der Gondel bei der Landung verhindern. Ein Seil, das am Ende einen kleinen Anker trug, war an der Reißleine befestigt. In dem Augenblicke, in welchem der ausgeworfene Anker Grund faßte, zog sich die Leine straff, schlitzte den Ballon von oben bis unten auf und entleerte ihn augenblicklich. — Wieder war der Wind längere Zeit hindurch ungünstig. Erst am 11. Juli 1897 konnte die Fahrt angetreten werden; noch eine kurze Benachrichtigung

an König Oskar von Schweden und Andrée fuhr mit seinen beiden Begleitern Dr. Strindberg und Fränkel in die Lüfte. Elf Tage später brachte noch eine Brieftaube die vom 13. Juli datierte Nachricht, daß bis dahin alles gut verlaufen sei. Das war das letzte Lebenszeichen der drei kühnen Männer; seitdem sind sie verschollen. Alle Anstrengungen eines Jahrzehntes, ihre Spuren aufzufinden, sind vergeblich geblieben, und mit ihrem Schicksal ist ein neues Geheimnis hineingeschrieben in jene Regionen ewigen Eises.

Die glänzenden Erfolge, welche die Luftschiffahrt bei dem Transport von Personen und Briefen aus dem belagerten Paris errungen hatte, konnten nicht verfehlen, überall hohes Interesse an derselben wachzurufen und das schon vorhandene neu zu beleben. Naturgemäß war bei der deutschen Nation, welcher die französischen Luftschiffer so manches Schnippchen geschlagen hatten, der Wunsch ganz besonders rege, sich bei etwaigen späteren Gelegenheiten nicht abermals „überflügeln" zu lassen. So wurde am 8. September 1881 auf Veranlassung des Schriftstellers Dr. Angerstein der „Deutsche Verein zur Förderung der Luftschiffahrt zu Berlin" gegründet, dessen Bestrebungen zwar vorerst auf die „Lenkbarmachung des Luftschiffes" gerichtet waren, der aber bald in hohem Grade auch wissenschaftlichen Zwecken diente. Bald wurde dieser Verein zum Mittelpunkte aller deutschen Bestrebungen auf diesem Gebiete. Zahlreiche Auffahrten, zum Teil von großem wissenschaftlichen Werte, sind von dem Verein unternommen worden. Ein für die moderne wissenschaftliche Luftschiffahrt ungemein wichtiges Instrument, das Aspirations-Psychrometer, verdankt einem seiner rührigsten Mitglieder und Mitbegründer, Professor Aßmann, seine Erfindung. Die Bestrebungen dieses Vereines sind sowohl von bedeutenden Gelehrten, als auch besonders von Kaiser Wilhelm II. wiederholt anerkannt worden. Der Kaiser hat dem Verein öfter bedeutende Summen aus seinem Dispositionsfonds überwiesen. — Nächst dem genannten Verein ist der 1889 gegründete „Münchener Verein für Luftschiffahrt" die älteste deutsche Gesellschaft dieser Art.

Schon im Jahre 1893 waren verschiedene Versuche gemacht worden, gleichzeitige wissenschaftliche Luftfahrten an verschiedenen Stellen zur Ausführung zu bringen. Nach wiederholten Verhandlungen und telegraphischer Benachrichtigung fanden solche gemeinsame Auffahrten deutscher Luftschiffer mit schwedischen und russischen Kollegen statt, und im September 1896 wurde in Paris eine „Internationale aeronautische Kommission" geschaffen, als deren Frucht eine Reihe internationaler Simultanfahrten anzusehen sind, an denen die meisten europäischen Länder und Nordamerika beteiligt sind.

Neuerdings herrscht frisches Leben auf dem Gebiete der Luftschiffahrt. Abgesehen von einzelnen Männern, die ihr Vermögen und ihre Kräfte für die Lenkbarmachung des Luftschiffes einsetzen, nimmt auch die Allgemeinheit mit erhöhtem Interesse an den wissenschaftlichen Bestrebungen teil; so sind vor einigen Jahren ein „Oberrheinischer" und ein „Niedersächsischer Verein für Luftschiffahrt" gegründet worden und in diesem Jahre ist ein „Schlesischer Verein für Luftschiffahrt" mit dem Sitz in Breslau ins Leben getreten.



Das Wesen der Kunst.

Von Wilh. Arbeiter von Raltburg.

Wenn man den Begriff der Schönheit richtig bestimmen will, so ist es passend, von der Empirie ausgehend, die formalen Bestimmungen des Schönen zu kennzeichnen, dann die realen Bestimmungen desselben aus den formalen abzuleiten und endlich zuletzt das ganze Wesen und die volle Bedeutung des Schönen, welches ja im wahren Sinne nichts anderes als Angemessenheit an die Natur des ästhetisch wertenden Subjektes ist, durch psychologische Ableitung aus der Natur des ästhetischen Werturteiles zu erschöpfen.

„Schön“ ist die Einheit in der Mannigfaltigkeit. Diese formale Bestimmung des Schönen schließt eine zweifache Forderung in sich: einerseits die völlige Unterordnung der Teilmomente eines Ganzen unter dieses letztere, andererseits aber doch die möglichste Hervorhebung und Verselbständigung jener ersteren; im ganzen also wird die organische Gliederung eines einheitlichen Ganzen als formelle Bedingung der Schönheit hingestellt. Wir können von diesem Standpunkte aus nicht schwer Einblick in das reale Wesen der Schönheit gewinnen: „Schön“ ist die Versinnlichung des Geistigen. Einheit ist nur in der geistigen Welt; das sinnlich Wahrnehmbare an sich ist stets ein Mannigfaches. Wo immer wir von einem einheitlichen Ganzen sprechen, meinen wir nur die zugrundeliegende Idee, welche die verschiedenen Teile zu einer Art Einheit verknüpft. Wenn also die formale Bestimmung der Schönheit organische Gliederung eines einheitlichen Ganzen fordert, so können wir behaupten, daß dies nur dann erreicht werden kann, wenn die Ideen, von welchen verschiedene anschauliche Teilmomente belebt sind, sich zur Einheit einer höheren Idee zusammenschließen, deren natürliche Verkörperung die Gesamtheit jener Teilmomente ist. Diese innige Verwebung des Geistigen und Anschaulichen, wobei alles Physische immer sein psychisches Äquivalent aufweist und das Geistige überall durch die Hülle des Anschaulichen durchschimmert, heißt Schönheit. Die formalen Bestimmungen des Schönen erscheinen uns nunmehr bedingt durch ihr reales Wesen. Wir schreiten weiter, da wir erkennen, daß auch diese realen Bestimmungen nicht das innerste Wesen des Schönen kennzeichnen, sondern daß auch sie wieder bedingt werden durch die Natur des ästhetischen Werturteils: „Schön“ ist eine Erscheinung, welche geistiges Wohlgefallen hervorruft. Das schönheitliche Werturteil ist nämlich in erster Linie rein geistiger Natur. Die „Einheit in der Mannigfaltigkeit“ verlangt vom Betrachter ein Zusammenfassen verschiedener Teilvorstellungen zu einer Einheit. Dieses Zusammenfassen setzt

aber das Erkennen des geistigen Inhalts voraus, ein Akt, der sich lediglich in der Phantasie abspielt und bei dem die Sinne blos vermittelnd wirksam sind. Hiemit ist aber die Sphäre des sinnlichen, niederen Gefühles überschritten. Das schönheitliche Urteil ist also rein geistiger Natur. Damit ist aber auch schon gesagt, daß es interesselos, frei von Begehrlichkeit der Sinne sein muß. Geistig und interesselos ist aber auch das Wohlgefallen am Wahren und Guten. Nach der Einschränkung des schönheitlichen Werturteils gegenüber demjenigen über Angenehm und Nützlich erübrigt noch, diese Schranke zu ziehen. Der bestimmende Unterschied liegt darin, daß das Urteil über Wahr und Gut das Wesen des Objektes berücksichtigt, während das ästhetische Wohlgefallen blos durch die Erscheinung hervorgerufen wird: naturgemäß, da ja das Objekt nur in seiner Erscheinung, nicht in seinem Wesen eine Idee verkörpert. Daß die ästhetische Wertung gegenüber der intellektuellen und moralischen, die sich auf Urteile und Willenshandlungen erstreckt, sich auf Vorstellungen und Anschauungen beschränkt, liegt im Begriffe Erscheinung. Wir sehen nunmehr, daß in der letzten, psychologischen Bestimmung der Schönheit die reale und somit auch die formale Definition bereits enthalten ist, weil die Art der ästhetischen Wertung das Wesen und die Formalbestimmungen des Schönen eindeutig bestimmt.

Auf der Allgemeinheit des Schönheitssinnes nun beruht die Kunst. Kunst ist nämlich die Darstellung des Schönen. Sie setzt also einen Darsteller, einen produktiven Geist, und eine Allgemeinheit von Betrachtern, denen sie dargestellt wird, eine Allgemeinheit rezeptiver Geister, voraus. Die allgemeine Rezeptivität, Empfänglichkeit fürs Schöne, ist die Voraussetzung für die Möglichkeit, die Produktivität, Künstlerschaft des Einzelnen, die Voraussetzung für die Wirklichkeit einer Kunst. Der Satz, daß es nur „ein Schönes“ gibt, daß das Urteil über schön oder häßlich ebenso allgemeine, objektive Geltung hat wie das über Wahr und Gut, ist die Voraussetzung jeder Ästhetik. Daß aber auch alle für dieses Schöne mehr oder minder empfänglich sind, wird uns bewiesen durch eine allgemein menschliche psychische Funktion, nämlich durch die „Einfühlung“. Schön, sagte ich, ist eine Erscheinung, welche geistiges Wohlgefallen hervorruft. Wenn nun alle für dieses Schöne empfänglich sein sollen, wenn ihnen eine Erscheinung Wohlgefallen, und zwar Wohlgefallen geistiger Natur gewähren soll, so ist dazu die einzige Voraussetzung diese, daß alle in den „Erscheinungen“ das zugrunde liegende Geistige zu erkennen imstande sind. Und das ist eben die „Einfühlung“: sie ist das Vermögen, im Konkreten das Abstrakte, im Sinnlichen das Geistige, im Körper die Seele zu erkennen. Ich möchte nicht unerwähnt lassen, daß die Vergötterung der Naturkräfte in den alten Mythen, die Möglichkeit der in der Sprache so grundlegenden Metapher und manche andere interessante Erscheinungen auf der Einfühlung beruhen. Wir sehen einen Stein ohne Stütze in der Luft und wir fühlen ihm unwillkürlich eine Kraft ein, die ihn nach abwärts zieht; wir sehen ein Bild, eine Landschaft, wir fühlen ihr die Wirklichkeit ein, wir drehen das Bild um, und mit der Unmöglichkeit der Einfühlung entschwindet die Schönheit des Bildes, es wird zur gestaltlosen Farbenmasse. Wir sehen eine Linie, wir fühlen in ihr ein sich Dehnen, sich Strecken, vielleicht Schwung, Richtung.

Wir hören Musik und fühlen Stimmungen heraus. Wir sehen im Drama den tragischen Helden, wir fühlen uns selbst ein in dessen wahrhaft menschliche Gestalt und fühlen für ihn und uns Mitleid und Furcht. Genug der Beispiele. Man sieht, von welcher Bedeutung die Einfühlung speziell im Gebiete der Kunst ist.

Die zweite Voraussetzung für die Kunst ist die Produktivität des Einzelnen. Diese Produktivität besteht in der Fähigkeit, das Schöne darzustellen. Das Schöne liegt aber für den Künstler nicht als ein fertig Gegebenes vor, so daß Darstellung des Schönen in der Kunst mit Nachahmung der Natur — wie Aristoteles meint — gleichbedeutend wäre. Vielmehr gibt die Natur dem Künstler blos den Stoff, blos das Anschauliche. Aus diesem Stoff, den die Natur hergibt, jedesmal das Geeignete herauszusuchen, zusammenzustellen, zur Verkörperung der Idee zu benützen und so zur Darstellung zu bringen, ist Sache des Künstlers. Natur und Kunst sind nicht Gegensätze, Kunst ist aber auch nicht Nachahmung der Natur; vielmehr ist sie das, wofür der berühmte Meister Dürer sie gehalten hat, wenn er sagte, daß die Kunst in der Natur stecke und man nur verstehen müsse, sie herauszunehmen. Der Künstler muß demnach das Schöne erst in seinem Geiste erschaffen, bevor er es darstellen kann. Er muß die Ideen, die bei irgend einem Anlasse in ihm geweckt werden, im Geiste in anschauliche Vorstellungen kleiden können; er muß sich von der Idee ein geistiges Abbild, ein Ideal, machen können. Dies ist die erste Seite der künstlerischen Produktivität: die künstlerische Phantasie, welche sich in der idealisierenden Umgestaltung von Ideen und Vorstellungen betätigt. Hat der Künstler einmal ein Ideal vor seinem geistigen Auge, so muß er ihm noch Wirklichkeit verleihen, indem er es in irgend einem Stoffe zur Darstellung bringt. Das ist die zweite Seite der künstlerischen Produktivität: die Fähigkeit, das Ideal zu verwirklichen, die Kunstfertigkeit. Kunstfertigkeit in unserem Sinne ist keineswegs etwas durchaus Mechanisches, was sich erlernen läßt. Die mechanische Seite der Kunstfertigkeit ist gar nicht mehr künstlerisch. Die Kunstfertigkeit hat eben noch eine andere Seite. Das Ideal ist ein geistiges Bild; nun soll dieses geistige Bild in sinnlich wahrnehmbare Formen gebracht werden; das ist aber an und für sich nicht möglich. Der Künstler muß daher die das Ideal in seinem Wesen kennzeichnenden Züge auswählen, welche einer Darstellung fähig sind. In dieser Auswahl besteht die Tätigkeit des Stilisierens, welches eigentlich der Kern aller Kunstfertigkeit ist. In diesem Sinne konnte Goethe sagen: „Der Stil in der Kunst beruht auf dem Wesen der Dinge". Die Stilisierung wird in erster Linie bedingt vom Darstellungsstoff. Die verschiedenen Künste kann man in ihrer Eigenart aus dieser Art der Stilisierung begreifen, wie ja Lessing auch in seiner meisterhaften Erörterung der verschiedenen stilisierenden Bearbeitung des „Laokoon" in den bildenden und redenden Künsten, wo er die Unterschiede großenteils aus der Verschiedenheit des Darstellungsmaterials ableitet, bewiesen hat. Die Stilisierung hat übrigens noch eine weittragende Bedeutung, da sie von den verschiedensten Faktoren abhängig ist. So vom Zwecke des Kunstwerkes: ob das Kunstwerk selbständig sein oder sich in den Organismus eines Gesamtkunstwerkes eingliedern soll, wie dies besonders in den bildenden Künsten von Bedeutung ist. Ist das Kunstwerk

selbständig, so bildet es gleichsam selbst einen Akkord, ist es unselbständig, so klingt es blos als einer der Ober- oder Untertöne im Akkord des Gesamtkunstwerkes mit. Da die ganze Weltanschauung des Künstlers bei der stilisierenden Auswahl der darzustellenden Züge des Ideales mitzusprechen hat, erklärt sich auch der „Zeitstil" und der „persönliche Stil" gewisser Künstler.

Wir sehen, daß der Künstler seiner Aufgabe, ein Geistiges in sinnliche Erscheinung zu bringen, in der Weise gerecht wird, daß er die ihm von der Natur in der äußeren Erfahrung gebotenen Vorstellungen mit den Ideen seiner inneren Erfahrung in seiner künstlerischen Phantasie durch die idealisierende Tätigkeit in einem Ideal vereinigt und daß er dann dieses geistige Abbild der Idee, das Ideal, mit seiner Kunstfertigkeit durch die stilisierende Tätigkeit im Kunstwerk verkörpert.

Aus alledem ergibt sich, wie das fertige Kunstwerk bewertet werden muß. Es ist von Interesse, mit unseren Forderungen an ein Kunstwerk auch unsere Klassiker, Goethe und Schiller, im Einklang zu sehen. Ihre Kunsttheorie gründet sich auf drei eigentümlich fixierten Begriffen: auf dem Begriffe des Stoffes, der Form und des Gehaltes.*) Der Stoff ist für Goethe und Schiller nicht der bloße Gegenstand der Darstellung — diesen nennen sie das simple Faktum —, sondern nur das und alles das, was zur Darstellung eben dieses Gegenstandes geeignet ist. Unter Stoff verstehen die Klassiker also die Vorstellungen, welche dem Künstler zur Bildung seines Ideales von der Natur geboten werden. Der Gehalt ist „das dem Geiste des Künstlers angehörige Medium, vermöge dessen sich die Gestaltung des Gegenstandes vollzieht", also das, was wir bisher als die Idee des Kunstwerkes bezeichnet haben. Die Form im Sinne der Klassiker ist keineswegs etwas Äußerliches, sondern, wie bei Plato, etwas Inneres, der Sache selbst Angehöriges, das Urbild derselben, welches ihr Individualität und Bestimmtheit verleiht. Dadurch, daß der Stoff Gehalt erhält, erhält er auch Form. Die Form ist also das, was für uns das Ideal. Hat der Künstler den Seeleninhalt, der ihn bei Verfertigung des Kunstwerkes erfüllt, den Gehalt, durch richtige Formgebung am Stoffe zum Ausdruck gebracht, so daß der Gehalt andere aus dem Kunstwerke anspricht, dann ist das Kunstwerk gelungen. Ein Beispiel: bei einem Porträt gibt das Verständnis des Abzubildenden den Gehalt, der glücklich gewählte, die innere Tiefe des betreffenden Menschen zum Ausdruck bringende Augenblick ist die Form des Gegenstandes; und der Stoff ist bewältigt, wenn das Bild zugleich bedeutend und sprechend ähnlich ist. Wir sehen, daß die klassische Kunsttheorie mit der oben angebahnten sich vollkommen deckt.

Es wäre aber ein zu einseitiger Standpunkt, wollte man ein Kunstwerk lediglich vom ästhetischen Standpunkte aus beurteilen; das Kunstwerk muß in einem umfassenderen Sinne aufgefaßt werden, d. h. es muß zur ästhetischen auch noch eine intellektuelle und ethische Wertung hinzutreten. Ein anderes ist die Schönheit, ein anderes der Wert eines Kunstwerkes. Wenn ein Kunstwerk durch seine Schönheit eine Eroberung auf dem Gebiete der Gefühlskräfte bedeutet, dafür aber logisch und ethisch verwerflich ist, so bedeutet es

*) Vgl: K. H. v. Stein, Goethe und Schiller, Beiträge zur Ästhetik deutscher Klassiker.



gleichzeitig einen doppelten Verlust. Das Kunstwerk ist also wertlos. Denn auch die Kunst ist nur eine Seite des kulturellen Fortschrittes, welcher in der Entfaltung aller menschlichen Kräfte besteht. Das schöne Kunstwerk muß der ästhetischen, das wertvolle Kunstwerk der vernünftigen Beurteilung standhalten. In dem Sinne spricht auch Hamann: „Alles was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde durch Tat oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen: alles Vereinzelte ist verwerflich.“ Wenn also die Kunst ihrem Zweck, der in der Förderung des allgemeinen Kulturfortschrittes liegt, nachkommt, so darf der Künstler keine blos schönen, sondern er muß wertvolle Kunstwerke schaffen.

Es eröffnet sich da ein weiterer Ausblick auf das Leben des Einzelnen und der Gesellschaft. Jeder Einzelne soll in gewissem Sinne ein Künstler sein. Er soll die äußeren Verhältnisse in Einklang mit seiner inneren Erfahrung zu bringen wissen, so daß jene gleichsam die Verkörperung seines seelischen Inhaltes bilden: darin besteht das wahre Glück, die innere Zufriedenheit. Aber auch die Gesellschaft schafft ein großes Kunstwerk: die Kultur. Die Idee dieses Kunstwerkes soll Gott sein, das Ideal und Abbild derselben die Religion, welch letzteres immer mehr und mehr in dem Fortschritte der Kultur zur christlichen Humanität in die Wirklichkeit umgesetzt wird. Die Vollendung dieses größten Kunstwerkes läßt in der Gesellschaft, als betrachtendem Künstler, die allseitige Eudämonie, gleichsam als schönheitliches Wohlgefallen, zurück.



Herbst.

Von Josef Weingartner.

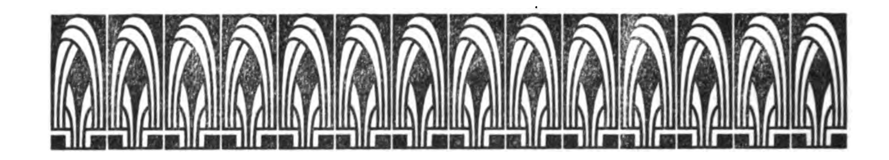
Liederklang und Freundeswort
Sind verrauscht, verweht,
Still und traurig schleich ich fort —
Ach! daß nichts besteht!

Rings um mich das Einerlei
Nebelfeuchter Au,
Nur der Raben heis'rer Schrei
Schrillt durchs tote Grau.

Einsam wandre ich fürbaß
Ohne Lied und Gruß.
Da — ein Bild traumnebelblaß
Plötzlich hemmt den Fuß:

Dort vom Hügel, groß, allein,
Ragt ein Mann und blickt
Prüfend auf die Sense fein,
Schaut mich an — und nickt.





Einiges über Hypnose.

Von Professor Dr. **Alexander Pilcz.**

In den letzten Tagen des Monates Mai 1908 waren alle Zeitungen voll einer sensationellen Nachricht: in Paris hatte ein junger Mann einen Mord verübt und hinterher angegeben, er wäre infolge hypnotischer Suggestion zu der Schreckenstat getrieben worden. Allerdings stellte es sich sehr bald nach den ersten mehr minder phantastisch gehaltenen Zeitungsberichten heraus, daß es sich um einen unglücklichen Geisteskranken gehandelt hatte, welcher neben anderen Wahnideen auch an der Vorstellung litt, durch hypnotische Kräfte beeinflußt zu sein.

Nun kann das eine ohneweiters gesagt werden, daß in der gesamten kriminalistischen Literatur kein einziger Fall bekannt ist, bei welchem ein Individuum durch hypnotische Beeinflußung eine Straftat wirklich begangen hat. Bisher haben sich unsere p. t. Herren Diebe, Mörder, Banknotenfälscher usw. doch lieber auf ihre eigene Handfertigkeit verlassen. Dieses Mißverhältnis zwischen den Erscheinungen des forum criminale und gewissen Laboratoriums- und Vorlesungsexperimenten spricht schon an sich beredt genug.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß jene eigenartige Suggestibilität, welche das Charakteristische der hypnotischen Erscheinungen ausmacht, nicht bloß für die Zeit besteht, da das betreffende Individuum in hypnotischem Schlafe sich befindet, sondern bei derselben Person auch noch für ihr Wachbewußtsein sich geltend macht, noch in Erscheinung treten kann, wenn das Individuum aus der Hypnose schon erwacht ist. Wir sprechen von sogenannten posthypnotischen Suggestionen.

Ich muß einige Worte über das Wesen des Hypnotismus vorausschicken. Es wird manchem Leser dabei freilich gewiß so gehen, wie seinerzeit mir: die Erwartung nämlich, in das Reich des Mystischen, des Okkultismus eingeführt zu werden, von geheimnisvollen Kräften etwas zu erfahren, macht rasch einer Enttäuschung Platz. Das Wesen und die Erscheinungen des Hypnotismus sind nicht mehr und nicht weniger wunderbar als irgend ein Objekt der Naturforschung überhaupt.

Wir müssen uns vorerst mit einem allgemeineren Begriffe beschäftigen, mit dem der sogenannten Suggestibilität. Während de norma unser jeweiliger Vorstellungsinhalt bestimmt wird durch die augenblicklichen realen Sinneseindrücke und deren Beziehungen zur Summe aller vorausgehender Erfahrung, mangelt bei der Suggestion gerade die eine wichtige Komponente der unmittelbar sinnlichen, durch einen entsprechenden Sinnesreiz erzeugten Wahrnehmung selbst, und die einfache Vorstellung einer solchen an sich ge-

nügt, um ohne Kritik von dem Ich als real hingenommen zu werden und, einer persönlichen Perzeption gleich, den Gedankengang zu beeinflußen. Gelingt es mir, in jemandem, ohne entsprechendes objektives Korrolar, eine solche Vorstellung hervorzurufen, so habe ich diese Idee demselben suggeriert, und diese selbst bezeichnen wir mit Suggestion (wobei wir wieder Fremd- und Autosuggestionen unterscheiden können); das Individuum, welches einer derartigen Beeinflußung und sohin partiellen Schwächung der Kritik zugänglich ist, nennen wir suggestibel. Wir sprechen auch von Wachsuggestionen im Gegensatze zu den im hypnotischen Schlafe erzeugten Suggestionen. (In sprachlich unrichtiger Weise wird häufig auch der Prozeß des Suggerierens selbst „Suggestion" genannt; korrekter, wenn auch sehr häßlich für das Ohr, wäre: Suggerierung.) Die Suggestibilität an sich ist eine ganz physiologische, in mehr minder hohem Ausmaße allgemein verbreitete Erscheinung. Ich will hier gar nicht auf gewisse interessante Fragen der Psychologie der Masse eingehen, sondern gerade auf Beispiele der Individualpsychologie mich beschränken. Wenn ich bei der Table d'hôte mit einer Grimasse des Widerwillens die eben gekostete Speise stehen lasse und von dem in Wirklichkeit tadellos zubereiteten Gerichte behaupte: „Es ist ja ranziges Öl dabei!", so wird Nachbar A. achselzuckend sagen: „Das kann ich nicht finden", Nachbar B. aber wird, aufmerksam mit der Zunge prüfend, mir bald völlig Recht geben und den Gang als total ungenießbar erklären. Das ist Wachsuggestion und unterscheidet sich kaum graduell von dem bekannten Experimente, daß man eine hypnotisierte Person ein Glas Wasser mit der Suggestion, es sei ein Vomitiv darin, trinken läßt, worauf tatsächlich Erbrechen eintritt. Ein anderes Beispiel: laut Bädeker sieht man bei besonders klarem Wetter von der Turbie aus die Konturen von Korsika in Form dreier am Horizont eben wahrnehmbarer Zacken. Ich weiß nicht, ob je ein Mensch einen Eid ablegen könnte, er hätte von Monte Carlo aus wirklich Korsika gesehen. Allein das eine weiß ich: so oft ich auch auf der Turbie war, immer traf ich Reisende, welche ganz bestimmt die drei Zacken zu sehen glaubten, die einen gegen Osten zu, die andern mehr nach Westen; allein gesehen haben sie sie, so wie der Hypnotisierte irgend einen ihm suggerierten Gegenstand gehorsamst leibhaftig und sinnfällig sieht. Zwischen Wachsuggestion und hypnotischer Suggestion gibt es keine prinzipiellen, nur graduelle Unterschiede, allerdings graduelle Unterschiede in ganz bedeutendem Ausmaße. Auch Individuen mit sehr ausgeprägtem kritischen, selbständigen Denken, die minimal oder so gut wie gar nicht im wachen Zustande suggestibel sind, werden dies in ungleich höherem Maße durch die Hypnose. Der hypnotische Schlaf kommt ja nicht durch irgend ein Fluidum oder durch ein Narkotikum zustande, sondern auch nur in letzter Linie durch Suggestion. Das Geheimnis liegt darin, daß durch bestimmte Prozeduren, auf deren Technik einzugehen hier zu weitläufig wäre, ein gewisses Schlafbedürfnis tatsächlich hervorgerufen wird, das nun durch die gleichzeitige stetig wiederholte energische Verbalsuggestion des Hypnotiseurs: „Sie werden schlafen, Sie fühlen schon, wie Sie schläfrig werden usw." und durch die mächtige Eigensuggestion, schläfrig zu werden, unterstützt, wirklich zum Schlafe führt. (Nur in Parenthese möchte ich bemerken, daß Meynert die Hypnose einen Zustand künstlich erzeugten Blödsinns nannte.)

Mit dem Eintritte, d. h. dem Gelingen dieser ersten einen Suggestion ist alles geschehen und alles gewonnen. Das Gefühl, dem fremden Willen in diesem einen Punkte unterlegen zu sein, schlägt mit überwältigender Kraft, wieder auf rein suggestivem Wege, das Vermögen der Kritik nieder, schafft mit einem Schlage eine ganz außerordentlich gesteigerte, eine pathologische Suggestibilität, d. h. Disposition, auch jede weitere Fremdsuggestion willig aufzunehmen und ihr zu gehorchen. Dazu kommen nun noch die veränderten Bewußtseinsqualitäten, wie sie der Schlaf seinerseits mit sich bringt. Ich erinnere nur, wie es z. B. gelingt, auf das Traumleben durch die verschiedensten äußeren Reize, namentlich gerade durch das Wort Einfluß zu üben.

Je nach der individuellen Disposition der Versuchsperson und je nach der Geschicklichkeit, der Autorität, dem Auftreten des Hypnotiseurs wird also, früher oder später, bei der ersten oder bei späteren Sitzungen ein mehr minder tiefer hypnotischer Schlaf erzielt und, wie schon erwähnt, durch das Unterliegen unter dieser einen Suggestion ist der Bann der Eigenkritik Fremdsuggestionen gegenüber gebrochen, die Suggestibilität ins Maßlose gesteigert.

Auch ins Grenzenlose?

Sehen wir zunächst, was die Erfahrung lehrt. Versuche mit hypnotischen und posthypnotischen Suggestionen wurden und werden an den Kliniken, in Vorlesungen, leider auch vielfach von ganz unberufener Seite in Schaustellungen oder Privatzirkeln in allen erdenklichen Variationen zu Tausenden und Abertausenden angestellt. Ich will nur einige typische Beispiele herausgreifen. Ich sage einer Hypnotisierten: „Ihr Arm ist jetzt steif," und der Arm bleibt in statuenartiger Starre erhoben; ich reiche ihr eine Bleifeder mit der Suggestion, dies sei eine Rose, und die Hypnotisierte schlürft mit verklärtem Gesichtsausdrucke das Aroma ein; sie verzehrt mit Behagen eine rohe Kartoffel unter der Suggestion, einen Apfel zu genießen. Früher schon erwähnte ich das Beispiel, daß ein Schluck klaren Trinkwassers bei entsprechender Suggestion als Brechmittel wirkt. Allein gerade an diesem Beispiele können wir schon etwas lernen. Stellt man nämlich das Gegenexperiment an, d. h. läßt man einen Hypnotisierten eine Apomorphinlösung kosten, dann vermag die energischeste gleichzeitige Suggestion, es sei dies Trinkwasser, nicht, den durch das Medikament hervorgerufenen Brechakt zu verhindern.

Doch gehen wir zu den für unser Thema wichtigeren Handlungen der Hypnotisierten über. Befehle ich der Versuchsperson zu tanzen, so wird sie es ohneweiteres tun, sie vollführt dies aber auch ohne ausdrücklichen konkreten Befehl, wenn ich ihr suggeriere, sie sei im Tanzsaale und es spiele gerade die Musik. Über Aufforderung klatscht der Hypnotisierte in die Hände; aber es gelingt auch, während des hypnotischen Schlafes dem Individuum zu sagen: „Sie werden fünf Minuten nach dem Erwachen in die Hände klatschen!" und der Auftrag wird prompt zur angegebenen Zeit ausgeführt, ohne daß die Person sich oder der Umgebung Rechenschaft geben könnte, warum dies eigentlich geschehen. Allein gerade bei den hypnotischen Befehlen ergaben sich bald recht bemerkenswerte Tatsachen. Nicht jede Handlung wird prompt ausgeübt, dieselbe Aktion nicht von jedem Versuchsobjekte und dieselbe Tat von demselben Individuum nicht in gleichem Maße während des hypnotischen Schlafes und der posthypnotischen Suggestion im Wachzustande.

Es wird einem Burschen befohlen, vor dem Auditorium die Oberkleider abzulegen. Widerstandsloser Gehorsam; bei weiblichen Individuen scheitert dies Experiment oft schon während der Hypnose selbst, mit Regelmäßigkeit als posthypnotische Suggestion. Man sieht, wie mit einemmale die Person unruhig wird, verlegen lächelt; auf Befragen erhält man die Antwort: „Ach nichts, es ist mir nur so eine dumme Idee gekommen"; allein es kommt nicht zum Vollzuge des Befehles. Bei sehr sensitiven Naturen, die höchst suggestibel sind, beobachtet man einen heftigen Seelenkampf und häufig endlich einen hysterischen Anfall, allein nicht die Ausübung der einen bestimmten Handlung, welche — um bei dem einen Beispiele zu bleiben — infolge Schamgefühles der gesamten Natur des Individuums zuwiderläuft.

Und nun nur wenige Worte noch über die kriminellen Suggestionen. Es wurde dem Medium befohlen, nach einer gewissen Zeit einen Diebstahl zu verüben. Die Einen folgten überhaupt nicht; ein kleiner Bruchteil tat es, brachte aber alsbald verlegen lächelnd oder bestürzt das Entwendete unter irgend einem Vorwande zurück: sie hätten dies irrtümlich mitgenommen, es habe eine Verwechslung vorgelegen oder dgl. Aber besonders instruktiv ist folgender Fall: Ein junger Bursche stahl wirklich, was ihm in der Hypnose befohlen worden war, er stattete die Beute nicht zurück; allein man fand bei ihm ein Verzeichnis von verschiedenen Einbruchsdiebstählen, Gegenstände, von denen ihm der hypnotisierende Herr Professor nichts gesagt hatte, — es war ein notorischer Gewohnheitsdieb. So viel über die posthypnotischen Suggestionen. In der Hypnose selbst ist die durch den habituellen Charakter bedingte Widerstandskraft gegen durch Fremdsuggestion gesetzte Impulse erheblich mehr geschwächt; allein auch hier hat die Macht der Hypnose ihre Grenzen und gewisse Schulexperimente mit Kartondolchen und ungeladenen Revolvern verursachten bis nun nie Komplikationen in foro criminali.

Der Hypnotisierte ist kein willenloser, blindreagierender und gehorchender Automat, er unterscheidet sich von dem Nichthypnotisierten nur dadurch, daß exogene, fremde, nicht aus seinem ureigensten Ich hervorgehende und darin wurzelnde, sondern von einem Nicht-Ich herrührende Vorstellungen in seinem Seelenleben Platz greifen und dasselbe beeinflußen, als wären es dem eigenen Ich entspringende Gedanken. Wie aber der Hypnotisierte auf diese von außen in ihn hineingetragene Vorstellung reagiert, das hängt von einer ganzen Reihe komplizierter Faktoren ab, die in der Individualität der betreffenden Person selbst gelegen sind. Vor Allem kommt dabei in Betracht, wie die suggerierte Vorstellung, der konkrete Willensimpuls usw. sich zu dem übrigen habituellen oder momentanen Vorstellungsinhalte des Individuums verhält, ob sie damit im Einklange steht oder als gleichgültig erachtet wird oder endlich dazu in schroffem Widerspruche sich befindet. Jede unserer Handlungen, auch die einfachste, wird determiniert durch recht komplizierte Denkvorgänge, resultiert aus dem, was wir Überlegung nennen, d. h. als Diagonale eines Kräfteparallelogrammes fördernder und hemmender Vorstellungen, die ihrerseits wieder voraus bestimmt sind, usw. Zu diesen eigenen Vorstellungen kommt beim Hypnotisierten als neue Komponente die suggerierte, d. i. die fremde, nicht autochthone Vorstellung, die nun mit in das Spiel von Förderung und Hemmung eingreift. Entspricht sie der momentanen

psychischen Situation, so kommt es zur Handlung, die dem Individuum als selbstbewußt gewollt imponiert, als zweckmäßig, die es zu motivieren weiß, wie jene Hypnotisierte der Salpetrière, die in der Hypnose auf einen ihr fremden Mann einen blindgeladenen Revolver abfeuert und erklärt: „C'est un vieux cochon; il m'a défloré". Ist die Handlung belangloser, gleichgültiger Art, so findet sie einfach keine hemmende Gegenvorstellung, sie wird anscheinend gedankenlos ausgeführt, wie wir beim Spazierengehen einen Stein vor uns herstoßen, wie wir einen Kirschenkern zwischen den Fingern einklemmen und fortschnellen oder wie wir Brotkügelchen zu Figuren kneten. Wir handeln dabei nicht bewußtlos, allein auch nicht mit bestimmten Zielvorstellungen, just diese eine Handlung, sorgfältigst überlegend, auszuführen. Wir handeln so, weil es uns „gerade so einfällt", weil es uns „gerade so in den Sinn kam", d. h. wir wissen eigentlich gar nicht, warum; allein wir wüßten auch nicht, warum wir es nicht hätten tun sollen, gerade so wie der Hypnotisierte mit einem Male aufsteht, in die Hände klatscht oder irgend eine andere Tat vollführt, „weil es ihm halt so eingefallen ist".

Allein es fallen uns noch andere Dinge gelegentlich ein. Wem ist es nicht schon passiert, daß ihm plötzlich irgend eine ganz aberwitzige, törichte oder abscheuliche Idee durch den Kopf geschossen wäre? Im Theater Feuer zu schreien, von einer Aussichtswarte sich oder den Nachbar herabzustürzen oder dgl. Ja, die Idee taucht auf; sie wird aber eben nicht in die Tat umgesetzt, weil sie keinen Boden findet, überall nur auf Hemmungen stößt; beim Gesunden schwindet sie ebenso plötzlich, wie sie aufgeblitzt ist, ein paradoxer Einfall, über den wir meist nicht einmal lachen oder erschrecken, eben weil er so rasch schon vorüber. Allein auch bei jenen Nervenkranken, bei denen sich derartige Ideen krankhaft festnisten, bei den mit sogenannten Zwangsvorstellungen behafteten, wird die Vorstellung, unter der die Leute leiden, nicht zur Tat, sie wird unterdrückt durch die Wucht der Hemmungen. Nicht anders verhält sich der Hypnotisierte, wenn der Inhalt der posthypnotischen Suggestion in schroffem Widerspruche steht zum Charakter und zur ureigensten Individualität, sei es, daß es sich um eine kriminelle Suggestion handelt, sei es, daß eine an sich harmlosere Handlung verlangt wird, welche aber dem übrigen Bewußtsein der Person zuwiderläuft. Die suggerierte Idee taucht auf, allein sie wird nicht ausgeführt, und wo sie hartnäckig imperativ sich vordrängt, kommt es zu einem heftigen Seelenkampfe, aus dem nur allzu oft ein hysterischer Krampfanfall das Individuum erlöst.

Damit ist so ziemlich alles erschöpft, was über die Möglichkeit, jemanden durch hypnotische Suggestion zu einem Verbrechen zu verleiten, gesagt werden kann. Allein es laufen gerade darüber so viele abgeschmackte Ammenmärchen umher, daß noch einige Worte über die Grenzen der hypnotischen Wirkungen überhaupt gestattet sein mögen. Für einen in naturwissenschaftlicher Denkungsart Geschulten gehört eine gewisse Überwindung dazu, durch all den Wust von Okkultismus, von kritiklosem Geschwätz, von Enunziationen betrogener Betrüger sich hindurchzulesen, der sich zur wissenschaftlich fundierten Lehre vom Hypnotismus wie die Astrologie zur Astronomie verhält und der nicht zum geringsten Teil dazu beigetragen hat, daß so lange eine Beschäftigung mit diesem interessanten Probleme des Seelenlebens seitens

der exakten Forschung überhaupt ängstlich, wohl allzu ängstlich vermieden worden war. Und die Mesmers und Cagliostros werden nicht alle. Man könnte beinahe sagen, daß unter der Anregung der Charcotschen und der Nancyer Schule der Wunderglaube üppiger denn je in die Blüte schoß. Es gibt sozusagen nichts, was die hypnotische Suggestion nicht vermöchte, — wohlgemerkt natürlich nur auf dem geduldigen Papiere! Sie heilt alle Krankheiten, Krebs, Tuberkulose usw., sie vermag aber auch noch anderes. Hypnotisierte reden in ihnen fremden Sprachen, lesen durch geschlossene Briefe, sehen bei verbundenen Augen, erraten die Zukunft, sehen in die Ferne. Für all' das findet man in der Literatur „authentische" Belege.

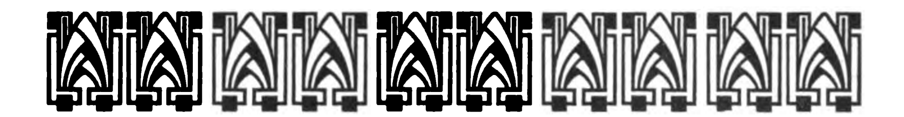
Wie steht es nun in Wirklichkeit damit? Vor allem müssen wir uns daran erinnern, in welch hohem Maße subjektive Krankheitssymptone der Einwirkung der Suggestion zugänglich sind: das lehrt die Alltagserfahrung. Wer da weiß, welch' mächtige Rolle in der Heilkunde (der zünftigen, wie der der alten Weiber, Dürrkräutler und der verschiedenen —aner) schon die Wachsuggestion spielt, der wird es ohneweiteres verstehen, daß die durch die Hypnose erhöhte Suggestibilität noch schönere Erfolge gewährleistet. — Wir alle kennen wohl die alte Anekdote von dem Bauer, der, als ihm die Temperatur gemessen worden war, bei der nächsten Visite des Arztes glückstrahlend versicherte, das Röhrl, das man ihm unter die Achsel geschoben, habe ihm so gut getan. Das aber ist der Mechanismus aller durch Suggestion bewirkter Heilungen und Besserungen. Wenn in einer Gesellschaft erzählt wird, daß an einem an Fallsucht leidenden Mädchen viele Doktoren jahrelang umsonst herumkuriert haben, daß demselben aber ein Trankl von einem Schafhirten sofort Heilung gebracht habe, so wird ein junger Adept der Medizin entrüstet die Heilung als Fabel und Unsinn erklären. Der Erfahrene aber wird sagen, daß er den Erfolg ohneweiters glaubt, nur hat es sich dabei nicht um Epilepsie, sondern um hysterische Krämpfe gehandelt. Die Wirkung der Hypnose beruht auf einer gesteigerten Suggestibilität; ihre Domäne ist daher das Heer der psychisch funktionellen Prozesse (hysterische Lähmungen, Zwangsvorstellungen, sexuelle Perversionen &c.) und sie versagt naturgemäß dort, wo eine anatomische Gehirnveränderung oder eine bazilläre Infektion, überhaupt ein organisches Leiden vorliegt.

Wir haben jetzt schon zweierlei Umstände kennen gelernt, welche der hypnotischen Suggestionswirkung ihre Grenze setzen: erstens die Beziehungen der konkreten suggerierten Idee, beziehungsweise Handlung zu dem übrigen Vorstellungsinhalte, zur Charakteranlage, kurz zur psychischen Persönlichkeit des betreffenden Individuums (ich sehe dabei ab von der außerdem individuell so außerordentlich verschiedenen Disposition zur Hypnose); zweitens anatomisch-organisch bedingte Prozesse; drittens endlich muß uns doch folgendes klar sein: Auch der Hypnotisierte vermag nur mit seinem eigenen bereits vorhandenen Vorstellungsmaterial zu arbeiten, dem als Novum die suggerierte Idee sich hinzugesellt und damit in assoziative Verbindung tritt. Um diese eine Idee ist der Vorstellungsinhalt bereichert worden und diese eine Idee kann tausenderlei neue assoziative Verknüpfungen schaffen, allein sie ist nie und nimmer imstande, etwa neue Fähigkeiten zu erzeugen oder Kenntnisse zu produzieren, deren Elemente dem Individuum vorher abge-

gangen waren. Besonders suggestible Personen wähnen unter dem Einflusse des hypnotischen Befehles sich in die Kindheit zurückversetzt, reden und benehmen sich dementsprechend oder sie durchleben mit allen Einzelheiten wieder irgend eine Situation aus ihrer Vergangenheit, — allein kein Fall ist bekannt, der einwandfrei die Fähigkeit eines Hypnotisierten bewiesen hätte, in die Zukunft oder in die Ferne zu sehen. Bei leichtempfänglichen Individuen bedarf es nicht erst der ausgesprochenen Hypnotisierung durch Wort und Blick; schon der Eintritt des Hypnotiseurs in das Zimmer und der Gedanke: „Der ist es, der mich immer eingeschläfert hat,“ bewirkt, daß sofort die Autosuggestion, schlafen zu müssen, zur Wirklichkeit werde, — aber der wissenschaftlichen Kritik hielt noch kein Bericht stand, wonach eine Person die Fähigkeit besäße, par distance und ohne Kenntnis seitens des Versuchsobjektes Jemanden zu hypnotisieren. Unter dem Einflusse der Hypnose vermag ein Musikstück auf assoziativem Wege diesen oder jenen Affekt und damit die Vorstellung einer entsprechenden Situation hervorzurufen oder die Hypnotisierte zu leidenschaftlichen rhythmischen Tänzen zu bewegen: allein kein Mensch wird das Svengalische Kunststück zuwege bringen, zu einer hervorragenden Sängerin durch posthypnotische Suggestion eine Person zu machen, die unmusikalisch ist wie ein Dachs. Die Hypnotisierte sieht alles, was ihr der Hypnotiseur vorsagt und zu sehen suggeriert, allein sie entziffert nicht einen Brief, der in einem undurchsichtigen Umschlag ihr vorgelegt wird und von dessen Inhalt auch der Hypnotiseur nichts weiß, und ebenso wenig liest sie bei geschlossenen Augen mit der Magengrube oder dem Rücken. Genug an diesen Beispielen! Die Gewalt der hypnotischen Suggestion ist sehr groß; allein was dergleichen übernatürliche Wunder anbetrifft, so handelt es sich entweder um mehr minder raffinierte Taschenspielertricks oder um eine mächtige Suggestion, d. h. Entbildung der Beobachter.

Ich weiß wohl, daß es recht veraltet ist, eine Abhandlung mit einem Zitate zu schließen. Allein ich wüßte wahrhaftig nichts Besseres, was sich über derlei Auswüchse einer kritiklosen Phantasie sagen ließe, als die Worte Kants: „Denn es ist zu allen Zeiten so gewesen und wird auch wohl künftighin so bleiben, daß gewisse widersinnige Dinge selbst bei Vernünftigen Eingang finden, bloß darum, weil allgemein davon gesprochen wird. Dahin gehören die Sympathie, die Wünschelruthe, die Ahnungen . . . . u. dgl.“ So geschrieben A. D. 1766!





Die moderne Volkskunde und ihre Bedeutung.

Von R. Fr. Kaindl.

Die Volkskunde ist eine erst im Entstehen begriffene Wissenschaft. Ihre Bedeutung ist noch wenig anerkannt; oft begegnet man ihr sogar mit Mißachtung. Viel dazu hat einerseits die Unkenntnis ihres Wesens und ihrer Ziele, anderseits der oftmals dilettantische Betrieb der Volkskunde beigetragen. In weiteren Kreisen ist man auch noch heute über die hohe Bedeutung der Volkskunde wenig unterrichtet. Daher werden die folgenden Bemerkungen nicht überflüssig sein.

Im Laufe des letzten Jahrhunderts hat sich eine Reihe von Disziplinen entwickelt, welche die Kenntnis des Menschen zu fördern streben. Zu ihrer Bezeichnung pflegt man jetzt häufig die Ausdrücke: Ethnologie, Anthropologie, Völkerkunde, Volkskunde, Folklore, Ethnographie ziemlich willkürlich zu verwenden. Kaum zwei Forscher stimmen in dem Gebrauche dieser Ausdrücke völlig überein, so daß es zumeist nötig ist, sich bei der Lektüre der einzelnen Werke über die Terminologie derselben klar zu werden. Noch sind die Grenzen zwischen diesen so vielfach verwandten Wissenschaften nicht scharf gezogen, noch greift eine in das Gebiet der andern, was füglich niemals ganz vermieden werden kann. Um so wichtiger ist es, hier in Kürze den Begriff dieser Wissenszweige kurz zu bestimmen.

Der Mensch besteht aus Leib und Seele. Dementsprechend muß ein Zweig unserer Wissenschaft sich mit der Physis, ein anderer mit der Psyche befassen. Jeder von ihnen wird das zu sammeln und zu bearbeiten haben, was zur vollen Erkenntnis der leiblichen oder seelischen Zustände beizutragen vermag, sie charakterisiert und kennzeichnet. Auf diesen zwei Grundfesten wird sich sodann eine Wissenschaft aufzubauen haben, die das Gemeinsame und Charakteristische in der leiblichen und geistigen Entwicklung aller Völker festzustellen haben wird. Diese letztere Wissenschaft ist die oben an erster Stelle genannte Ethnologie, die man deutsch am besten „Völkerwissenschaft" nennen kann. Ihr Gründer ist A. Bastian. Mit der Physis des Menschen beschäftigt sich die Anthropologie. Sie behandelt die Völker der Erde in ihrem gegenseitigen Verhältnisse und ihrer Verwandtschaft, sie teilt sie in Rassen und Stämme, kennzeichnet ihre verbindenden und trennenden Merkmale, beschreibt ihre äußere Erscheinung, schildert ihre Ausbreitung usw. Diese „Völkerkunde" betrachtet also den Menschen einerseits vom naturgeschichtlichen, anderseits vom geographischen Standpunkt. Die „Volkskunde" oder wie ihre englische, jetzt international gewordene Bezeichnung lautet, der Folklore, sammelt alles, was zur Beurteilung der seelischen Tätigkeit (Psyche) dienlich ist. Sie wird also alle Mythen, Sagen, Märchen, Lieder, Sprüche, die sogenannten Aberglauben, Sitten u. dgl. zu sammeln haben;

sie hat alle Überbleibsel (survivals) der früheren älteren Anschauungen aufzudecken, die zur Erkenntnis des ursächlichen Zusammenhanges der menschlichen Geistesentwicklung unumgänglich notwendig sind. Sie wird aber auch die materielle Kultur (Wohnung, Hausrat, Kleidung usw.) in Betracht ziehen, insoferne sie die primitiven Zustände kennzeichnet und von der allgemeinen Volksseele geschaffen wurde. Schließlich sei bemerkt, daß wir unter Ethnographie die nicht tiefer eindringende „Völkerbeschreibung" verstehen; ihr fehlt der streng wissenschaftliche Charakter. Die Ethnographie bietet von allem etwas; sie berücksichtigt Psyche und Physis, ohne den Stoff erschöpfen zu müssen.

Schon an und für sich ist das Wissen von dem, was das Volk denkt und sinnt, was es glaubt und dichtet, was es für gut und böse hält, wie es leibt und lebt, höchst beachtenswert und der Erforschung würdig. Es gibt kaum eine andere Fundgrube, die so reichlich Belehrendes und Ergötzliches, Erfrischendes und Herzerfreuendes bieten würde. In diesem Sinne konnte Krauß mit Recht sagen: „Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen"; und ebenso schön sagt Gustav Meyer: „In dem Volkstümlichen sprudelt der wahre Jungbrunnen, von dem das Volksmärchen erzählt".

Überaus eng ist das Verhältnis der Volkskunde zur Dichtung und Kunst. Es ist heute wohl allgemein bekannt und anerkannt, welchen erfrischenden Einfluß seit Bürger, Herder und Goethe das Volkslied auf unsere Kunstlyrik genommen hat; zu wie vielen unvergänglichen Dichtungen haben volkstümliche Stoffe Anregung gegeben, wie viele herzerhebende Melodien sind dem Volkston entnommen worden! Unter allen Völkern haben die Dichter ihre besten und wirksamsten Anregungen aus der Volksüberlieferung geschöpft; die homerischen Gedichte gehen auf Volkslieder zurück; die beiden tiefsinnigsten Gestalten unserer Literatur, Hamlet und Faust, wurzeln in volkstümlicher Tradition; der unheimliche Spuk, der uns in „Macbeth" erschüttert, ist Volksaberglaube; und die zartesten Blüten Goethescher und Heinescher Lyrik haben aus dem Boden der Volkspoesie Kraft gesogen. Im Volkstum müssen unsere Realisten und Naturalisten das rechte Maß finden, das ihnen verloren gegangen ist.

Aber auch zu den ernsten Geisteswissenschaften steht die Volkskunde in den engsten Beziehungen. Nicht nur die Ethnologie wird sich auf die volkskundliche Forschung stützen, sondern auch andere Wissenschaften werden durch sie gefördert. Vor allem wird die Geschichte aus den volkskundlichen Forschungen Gewinn ziehen. Wo die Geschichte schweigt, kommt die historische Sage zur Geltung. Es ist z. B. bekannt, wie zur Feststellung gewisser Fragen der älteren Geschichte die Sagen benutzt wurden. Es ist ferner längst erkannt und bekannt, wie durch die örtlichen Verhältnisse und die Beschaffenheit des Wohnortes die geschichtliche Entwicklung seiner Bewohner beeinflußt wird. Wenn nun schon der Boden mit Recht stets vor jeder zusammenhängenden geschichtlichen Erzählung betrachtet werden soll, weil der auf ihm lebende Mensch seinen Einflüssen sich nicht entziehen kann, soll es da dem Historiker gleichgiltig sein, tiefere Blicke in die Seele des Volkes zu werfen, mit dessen Geschichte er sich beschäftigt? Sollten dessen Lebensgewohnheiten, Anschauungen u. dgl. nicht von Einfluß auf sein Auftreten in

der Geschichte und seine historische Entwicklung sein? Wenn der Charakter des Einzelwesens für dessen Tun und Lassen zum großen Teile bestimmend ist, so muß dies im gewissen Sinne auch von der Summe der Einzelwesen, dem Volke, gelten. Wer den wilden Charakter der südslavischen Guslarenlieder kennt, wird es verstehn, warum der Balkan der Wetterwinkel Europas ist. Und wer anderseits den schwermütigen Gesang der Ruthenen und ihren sonstigen Volkscharakter ins Auge faßt, der wird es leicht begreifen, warum man jahrhundertlang von diesen Nordslaven nichts in der Weltgeschichte zu verzeichnen hat. Überaus reiches Material bietet die volkskundliche Forschung vor allem für die Kulturgeschichte. Auch die Prähistorie (Urgeschichtsforschung) wird durch volkskundliche Studien sehr gefördert. Sie erschließt das Verständnis für den primitiven Hausbau und Hausrat unserer Vorväter; sie führt durch ihre Überlieferungen den Prähistoriker oft zu richtigen Funden. Die Sagen von Zwergen haben zur Feststellung der Tatsache geführt, daß in Europa tatsächlich selbst noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung Pygmäen (Zwergvölker) gewohnt haben. Die Mythen von Drachen u. dgl. gehen auf Funde „vorweltlicher" Tierüberreste zurück. Sehr wichtig ist die Volkskunde ferner für die Ansiedlungsgeschichte, die Ortsnamenforschung usw. In zahlreichen Fragen wird jede Wissenschaft bei der Volkskunde Belehrung finden.

Wie auch das Bibelstudium durch die Volkskunde gefördert werden kann, zeigt z. B. folgender Fall. Ein bedeutender Gelehrter verstand nicht die Stelle in der Bibel, daß Gott Israel auf seiner Hüfte trage, und wollte dieselbe durch irgend einen Ersatz für „Hüfte" verbessern. Er fragte in dieser Verlegenheit den Volksforscher Krauß um seine Ansicht. Diesem war es leicht, eine solche Textverderbung hintanzuhalten; denn der Text ist durchaus unverderbt: dem Propheten schwebte das Bild einer Mutter vor, die ihr Kind auf den Hüften trägt, was bei verschiedenen Völkern wirklich üblich ist.

Ebenso wichtig sind volkskundliche Kenntnisse für den Literaturhistoriker. So spricht Schiller in den „Räubern" an einer Stelle vom Galgen, wo die „Engel mit den Schwänzen ihr Synedrium halten". Der bekannte Klassikererläuterer Düntzer und nach ihm Neubauer denken sich unter den „Engeln mit den Schwänzen" Raubvögel, welchen die Körper der Hingerichteten zum Fraß zufallen. Wer das Volk kennt, dem Schiller nachahmt, weiß, daß die geschwänzten Engel ebenso wie die „Engel mit Hörnern" oder die „Engel aus der Holzkammer" die Teufel (die verstoßenen Engel) sind, die bösen Geister, die Gespenster, die hier also den Galgen umlagern.

Von höchster Bedeutung ist ferner die Volkskunde für die Rechtswissenschaft. Für die Auffassung und Beurteilung vieler Vergehen und Verbrechen ist der Volksbrauch maßgebend. Die volkstümliche Rechtsauffassung soll und muß bei der Gesetzgebung berücksichtigt werden.

Damit sind wir zu einer überaus wichtigen praktischen Bedeutung der Volkskunde gelangt. Mit vollem Rechte hebt F. Kanitz bei der Besprechung eines neuen volkskundlichen Werkes hervor, daß dasselbe auch nach praktischer Seite viel Gutes wirken könnte, falls es in politisch-administrativen und geistlichen Kreisen aufmerksam gelesen und die sich ergebenden Schlüsse zur dringend notwendigen Verbesserung der Moral und Hebung der Intelligenz benützt

werden wollten. Diesen Bemerkungen muß hinzugefügt werden, daß diese Kenntnisse auch für den Lehrer von höchster Bedeutung sind, denn auch dieser wird oft Gelegenheit haben, verderblichen und häßlichen Volksglauben entgegenzuarbeiten. Manche von unseren Lesern werden bei diesen Bemerkungen den Kopf schütteln; es wird ihnen kaum ein Fall bekannt sein, wie und wann dergleichen geschehen könnte. Dies ist aber nur ein Beweis dafür, wie sehr wir dem Volke entfremdet sind. Deshalb ist uns nicht bekannt, daß noch gegenwärtig im Volke viele Ansichten verbreitet sind, die zu argen Ausschreitungen und Verbrechen führen. Diesen durch Belehrung vorzubeugen, wäre Sache der Geistlichen und Lehrer; um sie festzustellen und richtig zu beurteilen, ist aber auch für den Richter die Vertrautheit mit den Volksglauben unumgänglich nötig. Ebenso müssen gewisse Volksglauben beachtet werden, wenn man nicht unnötigerweise Anstoß erregen und sich um das Vertrauen des Volkes bringen will; und auch dem Gesetzgeber wäre eine größere Vertrautheit mit den rechtlichen Anschauungen des Volkes zu wünschen.

Schließlich mag noch auf einen Umstand hingewiesen werden: die Volkskunde bringt uns unserem Volke wieder näher; sie einigt die sogenannten gebildeten Stände mit den weiten Schichten des Volkes, sie lehrt uns diese verstehen und ist so von hervorragend nationaler Bedeutung. Anderseits aber ist sie doch geeignet, in versöhnlicher Weise die Kluft zwischen fremden Nationen zu überbrücken, indem sie die uranfänglichen Zusammenhänge der verschiedensten Völker dem Auge des Forschenden enthüllt.



Die arme Alte.

Von Sofie Jarzebecki.

Es geht im Ort mit jedem Leichenzug
Im Sonntagsstaat ein bucklig' altes Weib.
Der Leichenzüge hat sie nie genug,
Sie sind ihr allerliebster Zeitvertreib.

Sie zählt die Kränze, zählt ein jedes Licht,
Sie prüft den Sarg, ob Holz er, ob Metall;
Sie lauscht den Worten, die der Pfarrer spricht,
Und hat die scharfen Augen überall.

Dann geht sie heim. Im Alltagskleide strickt
Und hungert, friert das arme Mütterlein.
Doch stolz zählt sie ihr Geld. Sie lächelt, nickt:
Mein Leichenzug wird doch der schönste sein!

Dann, als sie endlich aus dem Leben schied,
Kam ein Verwandter, den sie kaum gekannt.
Der nahm das Geld. Und ohne Kranz und Lied
Im holz'nen Sarg ward sie zu Grab gesandt.



Das Kriegsjahr 1809.

Nach den „Erinnerungen“ des Grafen Eugen von Černin und Chudenic.
Auszugsweise mitgeteilt von Fhrn. v. Helfert.

Es gibt im Laufe der Weltbegebenheiten Ereignisse, die für immer und für alle, ob Laien oder Fachmänner, ein trotz aller versuchten Deutungen und Mutmaßungen nicht völlig aufgehelltes Rätsel bleiben und deren Wiedergabe eben darum einen immer wiederkehrenden Reiz bietet. Dahin gehört in der alten Geschichte der beispiellose Siegeszug Hannibals von den Alpen bis auf das Schlachtfeld von Cannä und von da an dessen plötzlicher Stillstand, sozusagen angesichts der Siebenhügelstadt, die ihn bangend und zitternd jeden Augenblick vor ihren Toren erwartete; dahin gehört in unserer vaterländischen Geschichte der herrliche Sieg des Erzherzogs Karl über den bis dahin in offener Feldschlacht unüberwundenen Napoleon und von da an das Zaudern und Einhalten, das unbehinderte nochmalige Herüberkommenlassen der Franzosen aus der Lobau, das Nichteintreffen des Erzherzogs Johann von der Preßburger Seite während der beiden Schlachttage von Wagram. Prickelt uns Nachgebornen bei der bloßen Erzählung der Zweifel, die Unruhe, die Ungeduld durch alle Adern, um wie viel stärker, stürmischer, leidenschaftlicher müssen diese Empfindungen bei den Mitlebenden gewesen sein, deren patriotischer Sinn aufjubelte bei der Wahrnehmung oder Nachricht von dem, wie es scheinen mußte, geradezu vernichtenden Schlage, den der gefeierte Erzherzog bei Aspern und Eßling gegen die fremden Eindringlinge geführt hatte, und deren Erwartungen, welch entscheidende Folgen sich aus dieser Großtat entwickeln würden, sich von einer Woche zur andern auf die Folter gespannt sahen, ohne daß auch nur die leiseste Kunde von irgend einer größeren Unternehmung sie aus ihrer peinigenden Ungewißheit gerissen hätte. Eine Schilderung höchst spannenden Charakters, die überdies die interessantesten Aufschlüsse gibt, was sich während jenes mehr als sechswöchentlichen Stillstandes zwischen den beiden kaiserlichen Hauptquartieren abspielte, besitzen wir an den gleichzeitigen, später weiter ausgearbeiteten Aufzeichnungen des damals 13jährigen Grafen Eugen Černin. Wir werden ihn in den folgenden Artikeln allein und ohne besondere Anführungszeichen reden lassen, weil es die Aufgabe des Herausgebers nur sein konnte, dasjenige auszuscheiden, was sich für eine vorzeitige Veröffentlichung minder zu eignen schien. Denn begreiflicherweise sind in den „Erinnerungen“, die der nachmalige Regierer der Häuser Neuhaus und Chudenic aus den Tagebüchern seiner Jugendzeit zusammenstellte und welche nicht die Bestimmung hatten, dem Drucke übergeben zu werden, mitunter Angelegenheiten besprochen, Verhältnisse berührt, Urteile und Gefühle niedergelegt, die sich wohl von

zwei vertrauten Augen lesen, aber nicht vor tausenden von Unbeteiligten zur Schau stellen lassen. Da überdies die „Erinnerungen" offenbar in einem Zuge hingeschrieben sind, so habe ich mir, obwohl in äußerst seltenen Fällen, erlauben müssen, im Ausdrucke oder im Satzbaue einzelnes nachzubessern, was der Verstorbene, wenn er seinen Text einer stilistischen Revision unterzogen hätte, ohne Zweifel selbst getan haben würde.

I.

„Von dem Sieger von Amberg, Stockach, Caldiero rc., dem man endlich nach dem langgehegten Wunsche aller Patrioten die Oberleitung des Heeres anvertraut, versprach man sich Wunderdinge. Erzherzog Karl hatte eine ruhmvolle Vergangenheit und die Liebe der Krieger für sich, deren Geist er durch Wort und Tat zu elektrisieren verstand. In einem Gefühle schienen sich jetzt alle Parteien und alle Schattierungen der Gesellschaft zu einigen, in dem Gefühle des Hasses gegen den Übermut des französischen Herrschers. Jung und Alt nahm daran Anteil. Den Hof und den Adel, Bürger und Bauern, Beamte, Gelehrte und Soldaten, alle durchdrang das eifrige Streben, darzutun, daß Österreich trotz so vielen erlittenen Unglücks noch nicht bezwungen sei, jedermann wollte beitragen, die Schmach von Marengo und Hohenlinden, von Ulm und Austerlitz auszulöschen. Kaiser Franz wandte sich an die Gefühle seiner vielsprachigen Völker. Es wurde die Landwehr errichtet, der Böhme, der Mährer, der Ungar, der Steirer wurde als solcher, und nicht unter einem ihm stets noch fremdartig klingenden Namen, unter die Waffen gerufen. Gesetzte Familienväter des reichen hohen Adels stellten sich an die Spitze ihrer Untertanen und Nachbarn, die Städter verließen ihr Handwerk oder ihren Schreibtisch, man vertauschte willig die Feder mit dem Schwerte. Österreich erlebte eine Zeit des Selbstgefühls, patriotischer Begeisterung, wie es dies in dem Laufe der Geschichte niemals noch erlebt hatte und wie dies auch seit dieser Zeit in demselben Grade nicht vorkam. Es war der so seltene Moment eingetreten, in welchem die Staatsmänner Österreichs dem bureaukratischen Geist zu Gunsten der sich historisch entwickelnden Verhältnisse zu entsagen schienen, und die Folge davon war, daß gerade durch dieses teilweise verminderte Zentralisationsstreben die Liebe zu dem Zentrum vermehrt wurde, daß die Opferbereitwilligkeit für das große Ganze auf eine Weise wuchs wie nie zuvor. Die Hilfe, welche Stadion bei den Deutschen suchte, die Verbindungen, welche er in dem ehemaligen römischen Reiche durch seine Emissäre, insbesondere durch seinen verständigen Bruder (den sogenannten schwarzen Fritz, Gesandten in München) anzuknüpfen hoffte, erwiesen sich, wie immer, als sehr unzuverlässig. Österreich war auf seine eigene Kraft beschränkt und deshalb nicht schwach, sondern voll Vertrauen. Sein begeisterter Tyrtäus, der edle Collin, rief: „Österreich über Alles, wenn es nur will!" und sang seine patriotischen Landwehrlieder. Des tapfern Erzherzogs Aufruf und Kundmachungen (vorzüglich aus der gewandten Feder seines Adjutanten, des Generals Grünne hervorgegangen) elektrisierten die Jugend. Von Mut beseelt griffen die Söhne des Vaterlandes zu den Waffen. Auch die neuen Elemente, welche durch die junge Kaiserin an den Hof gebracht wurden, schürten eifrig an der allenthalben

auflodernden Flamme. Während einerseits der Bruder des Generalissimus, Erzherzog Johann und dessen Anhang, die braven, unglücklichen, an Bayern abgetretenen Tiroler zur Empörung aufrief, suchte die Mailänder Linie des Hauses Österreich mit südländischer Wärme den unversöhnlichsten Haß gegen den korsischen Emporkömmling zu verbreiten. In diesem Gefühle wurde Louise Beatrix durch eine Persönlichkeit bestärkt, die an Einfluß immer mehr gewann. Das heiße Blut der Korsen wallte in den Adern des in Wien gebornen, aber aus Korsika stammenden Staatsrates Baldacci. Dieser energische und tätige Mann war eine der Haupttriebfedern des Krieges gegen Frankreich, denn er hatte dem Hause Buonaparte den Untergang geschworen. So wurden denn der Staat und die Gesellschaft immer rastloser dem Momente zugetrieben, wo der große Kampf sich erneuern sollte, der, vor siebzehn Jahren begonnen, nur für kurze Zeit unterbrochen gewesen war.

Die Zeit der Vorbereitung zu der blutigen Tragödie, die sich in wenigen Monaten entwickeln sollte, verging für mich auf die angenehmste Weise. Im lebhaften Andenken blieben mir die freudigen Eindrücke, welche mir verschiedene, teils in Gesellschaft meines Mentors, teils mit meinen Eltern unternommene kleine Ausflüge gewährten. Als wir uns dem auf hohem Berge gelegenen Schloße Eisenberg näherten, wo wir meine Freunde Lobkowitz besuchten, sahen wir im Tale und auf den malerischen Höhen von allen Seiten Gewehre und Schwerter im Sonnenscheine glänzen und hörten um uns Geschütze knallen. Fürst Lobkowitz, obschon während seines ganzen Lebens gelähmt und gezwungen auf Krücken zu gehen, wollte doch im patriotischen Eifer selbst sein Landwehrbataillon befehligen und ließ dasselbe im Verein mit Linientruppen, Uhlanen und Jägern im Feuer manövrieren. Nach Schönhof zurückgekehrt, wurde unsere ganze Dorfjugend uniformiert. Ich stellte mich an ihre Spitze, exerzierte, manöverierte und lieferte Schlachten. Eine große Anzahl Offiziere, unter ihnen General Fresnel, waren häufig unsere Gäste. Die Nachrichten, welche aus Spanien einliefen, steigerten den kriegerischen Geist auf das höchste. Palafox, der Verteidiger von Saragossa, Castanos, der Sieger von Baylen, und La Romana, der seine Scharen aus dem fernen Norden zum Kampfe für das Vaterland nach der geliebten Heimat zurückführte, waren unsere Helden, die wir bewunderten, deren Taten unsere Seele mit Begeisterung erfüllten. Wir waren nicht wenig stolz darauf, daß auch unser Vetter, der Herzog von Infantado, der treue Anhänger Ferdinands VII., an den dortigen Ereignissen warmen Anteil nahm und für die gute Sache die Waffen ergriff.

Allein trotz der kriegerischen Aufregung, die uns alle im hohen Grade beseelte, gab es doch noch andere Dinge, die mein Interesse in Anspruch nahmen. Auf einer Promenade zu Karlsbad, auf dem Gipfel des Dreikreuzberges, hatten wir einen Mann kennen gelernt, der mir durch seine Schriften ein außerordentliches Vergnügen bereitet hatte, den berühmten Hamburger Pädagogen Campe, Verfasser meines geliebten Robinsons und so vieler Reisebeschreibungen. Als nun der sanfte, gemütliche Greis mit seinen zwei Enkeln, deren ausgelassenes Benehmen übrigens nicht zu Gunsten der Erziehungsmethode ihres geduldigen Großpapas zeugte, uns in Schönhof besuchte, war meine Freude keine geringe, eine Freude, die in der Folge

durch die Lektüre von Campes Reise nach Böhmen sehr erhöht wurde, indem wir in diesem Buche eine kurze Schilderung von dessen Aufenthalt bei uns, ja sogar unsere Namen gedruckt fanden.

Während des Sommers vom Jahre 1808 wurde einer meiner wärmsten Wünsche ausgeführt. Die sonderbar gestalteten spitzigen Basaltberge des sogenannten böhmischen Mittelgebirges, die den östlichen Horizont Schönhofs begrenzen, hatten schon lang meine Einbildungskraft beschäftigt. Nun endlich sollte ich die nähere Bekanntschaft dieser interessanten Gegenden machen. Der Besuch bei dem erfahrenen Mineralogen Dr. Reuß zu Bilin, die Ersteigung des Mileschauer Berges in dessen Gesellschaft ꝛc. blieben mir unvergeßlich. Kaum minder genußreich für mich war in dem folgenden Monat September ein zu meinem Vetter Buquoy nach Gratzen unternommener Ausflug, wo ich die anmutige Schöpfung der verehrten Freundin meiner Mutter, der alten Gräfin Buquoy, gebornen Paar, in dem sogenannten Vallon chéri bewunderte und die Granitfelsen des österreichischen Grenzgebirges bestieg.

Ich finde in meinen Notaten angemerkt, daß ich bei unserer Durchreise zu Prag mit meinem Erzieher den Professor Gerstner, Direktor des neu gegründeten polytechnischen Instituts, besuchte und daß dieser uns das neue Modell einer Dampfmaschine sowie einer sogenannten Eisenstraße erklärte. Niemand ahnte damals, selbst der gelehrte Vorzeiger nicht, die ungeheure Wichtigkeit dieser Gegenstände für das ganze Menschengeschlecht.

Nicht lange nach der Rückkehr in unser Wiener Winterquartier (am 16. November 1808) lernte ich einen andern berühmten Mann kennen: Graf Zambeccari, dessen Abenteuer und Gefahren bei seinen Luftfahrten, während welcher er dem Tode durch Feuer und durch Ertrinken in den Meereswogen wie durch ein Wunder entgangen war, allgemeine Teilnahme erregten, zeigte uns den Ballon und die Vorrichtung, mit der er kühn die Lüfte durchflog.

* * *

Endlich waren die Würfel geworfen. Am 6. April 1809 hatte der Generalissimus Erzherzog Karl, am 8. desselben Monats Kaiser Franz Wien verlassen, um sich zu dem kampfbereiten Heere an der bayerischen Grenze zu begeben. Als die ersten Armeeberichte erschienen, als die Kunde kam von der Befreiung Tirols, von dem Siege des Erzherzogs Johann bei Sacile über den Vizekönig Beauharnais, da wuchs die Aufregung von Stunde zu Stunde; sie erreichte den höchsten Grad, als am 20. April die Nachricht sich verbreitete, der gefürchtete Eroberer Kaiser Napoleon selbst sei in einer Hauptschlacht gänzlich besiegt worden. Ganz Wien war in einem Freudentaumel. Von früh bis nachts verließ die gesamte Bevölkerung die offene Straße nicht. Jeder hatte dem andern etwas mitzuteilen, von der Lebhaftigkeit seiner Empfindungen etwas kundzugeben. Die Enttäuschung war furchtbar: Hiobspost folgte auf Hiobspost. Am 25. wußte man, daß auch jetzt noch der Schlachtengott dem tapfern Heere Österreichs abgeneigt sei, und wenige Tage darauf konnte man mit Gewißheit annehmen, daß der Kaiserstadt ein abermaliger Besuch der Feinde bevorstehe. Mein Vater beschloß, dem Beispiel der meisten Freunde und Bekannten diesmal nicht zu folgen und nicht zu fliehen, sondern die kommenden Ereignisse in Wien zu erwarten.

In aller Eile wurden an der Donau, auf der Bastei und an mehreren andern Orten Verschanzungen angelegt. Am 8. Mai sah ich die ersten verwundeten Krieger, Uhlanen und Landwehrmänner, heimkehren, und am 9. stellten sich die Regimenter des von den Wienern besonders geliebten Hillerschen Armeekorps, das während des Rückzuges in den blutigen Treffen von Neumarkt und von Ebersberg die Ehre der vaterländischen Waffen ruhmvoll behauptet hatte, auf dem Wall der innern Stadt auf. Den 10. Mai morgens ertönten die ersten Kanonenschüsse auf der Burgbastei. Die Franzosen sind da! hieß es auf allen Seiten. Die Feinde hatten die Mariahilfer- und deren Nachbar-Vorstädte besetzt, und so wie sich ein blaues Männlein vor der ersten Häuserreihe auf dem Glacis zeigte, knallten die Kanonen auf dem Wall und sandten ihre Geschosse gegen die verhaßten Eindringlinge. Ein französischer Stabsoffizier, Lagrange, in Wien wohlbekannt, da er früher bei der Ambassade unter Andréossy hier angestellt war, näherte sich mit einigen Kriegern in aller Früh als Parlamentär dem Burgtore. Er wurde von dem bewaffneten Volk umringt, von einem Arbeitsburschen vom Pferde gerissen und verwundet als Gefangener in die Stadt gebracht, während der Klempnergeselle, der die Gewalttat vollbracht hatte, auf dem Pferde sitzend, von welchem er den feindlichen Offizier herabgestürzt hatte, als Sieger einzog. Man behauptete, der Trompeter, welcher das französische Detachement begleitete, sei erst rückwärts nachgefolgt, so habe man nicht zu erkennen vermocht, daß sich dasselbe in friedlicher Absicht dem Tore nähere. Eine Entschuldigung ist bald gefunden. Daß nicht überall Unordnung und rohe Gewalt herrschte, war zu verwundern, denn auf allen Straßen und Plätzen sah man ein im höchsten Grade aufgeregtes Volk. Die friedlichsten Leute, Alt und Jung mußten Waffen ergreifen. Das Geschrei und der Gesang betrunkener Scharen ertönte an allen Orten.

Am 10. und 11. Mai befand ich mich mit meinem Vater und meinem Erzieher viel in den Straßen der Stadt, sprach bekannte Offiziere, sah den trunkenen Landsturm und den Einzug der Regimenter des Hillerschen Korps und schaute von der Spitze des Schottenturmes auf befreundete und feindliche Truppen in den Umgebungen der Stadt. An der Donau und auf dem Wall erblickten wir das öftere Feuern der österreichischen Kanonen. Den 11. um 9 Uhr abends, gerade als ich mich mit meinen Cousinen zum Nachtmahl begeben wollte, fing zu unserem großen Schrecken die Beschießung der Stadt an. Gleich nach den ersten Schüssen hörten wir den eigentümlichen, durch das Zerspringen der Granaten verursachten Lärm. Kein Fenster in unserm großen Hause blieb vor der Erschütterung unverletzt. Der Donner der Kanonen, das Platzen der Kugeln, das Fallen des Fensterglases und der vielen Dachziegel erzeugte ein Getöse, das nicht bloß auf die Nerven der Frauen und Kinder erschütternd einwirken mußte. Eltern, Tanten und zum Besuche gekommene Freunde (Graf und Gräfin Khevenhüller 2c.) flüchteten in meine Zimmer, da diese die einzigen gewölbten in unserem Hause waren und auf diese Weise am meisten Sicherheit zu bieten schienen. Nach kurzer Zeit stand eines unserer Nachbarhäuser, das Haus unseres Vetters Grafen Johann Pálffy, in Flammen. Die Feinde richteten nach der Stelle, an welcher Feuer ausgebrochen war, vorzüglich ihr Wurfgeschütz, daher kam es,

daß unsere friedliche Wallnerstraße besonders viel zu leiden hatte. Über dreißig Granaten trafen unser Haus, acht schlugen durch das Dach. Wir sahen beständig die feurigen Kugeln durch den nächtlichen Himmel fliegen. Zum Glück hatte mein Vater zufällig erfahren, daß ein Bombardement wahrscheinlich stattfinden werde, und darnach seine Anstalten getroffen. Sein Haushofmeister, früher Stallmeister, ein auch als Schriftsteller berühmter Hippolog, Justinus, war ein sehr energischer Mann und hatte an diesem Abende seinen Mut durch den Genuß von ein paar Bouteillen kräftigen Rebensaftes zu vermehren gewußt. Die strengsten Anordnungen wurden durch ihn getroffen, jeder Diener hatte seinen bestimmten Posten, den er bei Strafe nicht verlassen durfte, nasse Decken und feuchte Matratzen wurden sogleich auf die einbrechenden Granaten und auf rauchende Stellen geworfen und somit jeder Brand verhindert. Nach Mitternacht entstand plötzlich ein Geschrei auf der Gasse und ein heftiges Gepolter an unserm Haustor. Viele glaubten, die Feinde seien eingedrungen und es werde die Plünderung beginnen; allein es war nur ein ungestümes Fordern von Personen zum Löschen, da in verschiedenen Straßen und Plätzen die Feuersbrunst zugenommen hatte. Ich war unterdeß auf meinem Kanapee trotz des Lärmes eingeschlafen. Um 4 Uhr morgens weckte mich einer der letzten Schüsse der siebenstündigen Beschießung, indem eine Granate die Kuppel einschlug, welche zur Beleuchtung einer neben meinen Gemächern auf das Dach führenden Wendeltreppe diente.

In den mit Trümmern von Ziegeln, Fensterscheiben und Granaten angefüllten Gassen, die ich in Gesellschaft meines Mentors am 12. Mai durchschritt, ertönte kein Waffenlärm mehr, kein Kriegsgeschrei und kein munterer Gesang. Das Ansehen der Stadt hatte sich plötzlich vollkommen verwandelt. Man sah nur einzelne unbewaffnete düstere Gestalten, die mit trauriger Miene die durch das feindliche Geschütz angerichteten Beschädigungen betrachteten. Nur an den Stellen, wo das Wurfgeschoß gezündet hatte, war mehr Bewegung und Geräusch wahrzunehmen. Jeder Vorübergehende wurde gezwungen, am Löschen der noch brennenden Dachstühle Anteil zu nehmen, wobei der Widerstrebende oft etwas unsanft zur Tätigkeit angetrieben wurde. Wir entfernten uns daher schnell von dem Graben, wo noch von drei ansehnlichen Häusern Rauchsäulen emporstiegen. Auffallend war es, daß auf diesem Platze ein kleines, niederes, mit Schindeln gedecktes Gebäude zwischen zwei hohen brennenden Ziegeldächern vollkommen unverletzt blieb. Auch am Stephansplatze, am Hof, in der Bräuner-, Dorotheer-, Weihburg-, Kärntner-, Schauflergasse rc. brannten Dächer.

Im Laufe des Tages erhielten wir allmälig sichere Kunde von den Ereignissen der Nacht und des darauffolgenden Morgens. Napoleon hatte schon gestern nachmittags dem Erzherzog Maximilian Este, Bruder der Kaiserin, dem die Verteidigung der Stadt anvertraut war, eine Aufforderung zugeschickt, die Stadt zu übergeben, widrigenfalls die Stadt bombardiert werden würde; der feindliche Heerführer machte unseren Befehlshaber für das bevorstehende Unheil verantwortlich. Der Erzherzog sandte das Schreiben durch den General O'Reilly unbeantwortet und uneröffnet zurück. Indes, wenn auch die schriftliche Ankündigung der beschlossenen Beschießung nicht gelesen wurde, so erhielt doch der Kommandierende die sichere Kunde

von derselben. Trotz seiner pompösen Proklamation beeilte er sich hierauf über Hals und Kopf davonzuziehen, die Stadt ihrem Schicksale überlassend. Wie sehr man die Besonnenheit und Umsicht verloren hatte, davon gaben zahlreiche Vorfälle traurige Beweise. Hätte man die Hausbesitzer und Bewohner, so wie man von der nahen Beschießung Nachricht erhielt, gewarnt, es wäre kaum ein Gebäude abgebrannt. Unser Haus, das den feindlichen Kugeln doch so sehr ausgesetzt war, wurde bloß dadurch gerettet, daß mein Vater in dem Hauptquartier des Erzherzogs von dem erfuhr, was uns bevorstand, und daher Anstalten treffen konnte, dasselbe zu schützen. Eine furchtbare Vergeßlichkeit hatte sich der leitenden Militärbehörden bemächtigt. Sie vergaßen, daß in den Gängen der kaiserlichen Burg eine große Menge Pulverfässer aufgehäuft waren, eine platzende Granate hätte die ganze Kaiserburg in die Luft gesprengt. Sie vergaßen bei ihrer eiligen Flucht sogar zwölf Generale, die von dieser letztern keine Ahnung hatten und daher in Gefangenschaft gerieten; sie vergaßen Vorräte, Menschen, Geld, Alles, nur ihre eigene Sicherheit nicht. Auch die Rückzugslinie, die Praterauen zu besetzen, fiel ihnen nicht ein. Die Voltigeurs Massenas setzten sogleich von Simmering her über den schmalen Donauarm, nahmen, ohne Widerstand zu finden, von dem Lusthaus des Praters Besitz und bedrohten dadurch die Verbindung mit dem linken Donauufer. Zu spät erkannte man die Gefahr. Bereits um 8 Uhr abends hatten die Franzosen den Übergang bewerkstelligt. Die Nacht war schon herangebrochen, als auf Befehl des Erzherzogs zwei Grenadierbataillone die Stellung am Lusthaus einnehmen sollten. In geschlossenen Reihen näherten sich die tapfern Krieger dem bekannten Vergnügungsorte. Alles schien darin still und leblos. Da mit einem Mal blitzte es auf und fünfzehn Kanonen sandten einen Kartätschenhagel unter die gedrängten Massen der unglücklichen Grenadiere, die plötzlich niedergeschmettert wurden. In einem Augenblicke war die schöne Kastanienallee, welche zu dem Lusthaus führt, von Leichen und Sterbenden angefüllt.

Hofrat Mainoni erzählte uns von einem Vorfall, der sich während des Bombardements in seiner Nähe zutrug. Er wohnte an der Bastei bei dem Stubentore und war unpäßlich allein in seinem Gemache, als seine Köchin mit der Anzeige vor ihn trat, sie höre in der Tiefe unter dem Hause ein immer heftiger werdendes Pochen, von verschiedenen Menschenstimmen begleitet. Mainoni eilte auf den nahen Wall, forschte nach der Ursache des auffallenden Geräusches und nun entdeckte man, daß eine Abteilung französischer Krieger sich in den Stadtgraben geschlichen habe und an dem Aufbrechen eines kleinen vermauerten Ausfalltores arbeite. General O'Reilly sandte Grenadiere des Regiments Kerpen hinab, die Feinde wurden bald verjagt. Ohne die Köchin Mainonis wäre Wien vielleicht erstürmt und geplündert worden. Ein Gegenstück zu der Sage des Bäckerjungen am Haidenschuß im Jahre 1683!

Erzherzog Max brannte hinter sich die drei Taborbrücken ab. Wien, das sich so lange verteidigen sollte, bis Erzherzog Karl, den man täglich, stündlich mit dem Hauptheere erwartete, als Retter erschien, war also dem Feinde preisgegeben. Denn auch Graf Chotek, der oberste Chef aller Zivilbehörden, war geflohen, alle seine Untergebenen im Stiche lassend. Der

Regierungspräsident Graf Bissingen und der zwar verständige, aber schüchterne Landmarschall Graf Dietrichstein waren nicht geeignet, dem Drange der Umstände zu widerstehen. Um 8 Uhr des Morgens setzte sich indes eine Deputation nach Schönbrunn in Bewegung, um dem dort residierenden Sieger die Tore der Kaiserstadt zu öffnen. Der greise Fürsterzbischof Hohenwart stand an der Spitze der Abgesandten, an seiner Seite befanden sich die Prälaten von Klosterneuburg und von den Schotten, der dicke Marschall der Stände, Graf Dietrichstein, von ständischen Mitgliedern Niederösterreichs der alte Graf Veterani, die Freiherrn von Bartenstein, Haan und Mayenburg, Stadthauptmann Baron Lederer, Bürgermeister Wohlleben samt mehreren Magistratsräten. Furchtsame Zwerge schlichen zu dem gewaltigen Riesen. Dieser nahm die friedlichen Männer unerwartet gnädig und freundlich auf. Nur der alte Erzbischof wurde barsch und rauh angefahren; Napoleon sagte dem zitternden Greise, daß die Zeit gekommen sei, die Schuldigen zu strafen; „er wisse sehr gut, daß der Erzbischof, der ehemalige Lehrer des Kaisers Franz, statt als ein frommer Priester, als Vorsteher einer christlichen Kirche, am Frieden zu arbeiten, seiner Pflicht uneingedenk den Krieg befördert habe". Die Worte Napoleons blieben keine leere Drohung. Der Erzbischof wurde wirklich während des Aufenthaltes der Franzosen von diesen sehr schlecht behandelt und ihm in seinem Besitze der möglichste Schaden zugefügt.*)

Gegen Abend wurde zu Schönbrunn die Kapitulation der Stadt unterschrieben. Sie fiel besser aus, als man besorgt hatte, doch wurde dem Feinde in der Folge eine öftere Verletzung ihrer Bestimmungen vorgeworfen.

II.

Als ich am 13. Mai vormittags mit meinem Erzieher die Straßen der Stadt durchschritt, schallte uns lärmender Trommelwirbel entgegen, auf eine Weise, die uns neu war und uns viel wilder vorkam als jene, die wir bei den vaterländischen Truppen zu hören gewohnt waren. Da kamen uns auf dem Stephans- und Stock-im-Eisenplatze zwei Infanterie-Regimenter des Oudinot'schen Korps entgegen. Mit dem Gefühle der höchsten Erbitterung sah ich auf die stolz umherblickenden bärtigen Krieger, die dunkelblaue Röcke mit teils gelben, teils roten Aufschlägen und rote Federbüsche trugen. Bald darauf entstand Lärm in unserem Hause, französische Offiziere erschienen: man wollte Marschall Massena bei uns einquartieren. Da dieser berüchtigte Feldherr in sehr üblem Rufe stand, so brachte es mein Vater dahin, daß statt seiner der General Savary, Herzog von Rovigo, welcher damals, besonders nach den Ereignissen von Bayonne, für einen Liebling Napoleons galt, einen Teil unserer Gemächer bezog. Der zweite und der größte Teil des dritten Stockes, die Appartements meines Vaters und meiner zwei Tanten wurden unsern ungebetenen Gästen eingeräumt. Von Savary war es bekannt, daß er den edlen, aber eitlen Kaiser Alexander von Rußland durch eine hingeworfene Frage, wer der schöne, ausgezeichnete Reiter auf einem Schimmel gewesen sei, den man in der Schlacht bemerkt und bewundert habe, und durch ähnliche Schmeichelworte umzustimmen verstand; auch lehrte uns Cevallos, dessen Buch mit Gier von uns verschlungen wurde, welche entscheidende Rolle unser neuer Hausgenosse bei dem betrogenen Herzog von Asturien (Ferdinand VII.) kürzlich

*) Vgl. „Die Kultur", IX., 3. Heft, S. 330 ff.

gespielt hatte. Des Duc de Rovigo allbekannte Schlauheit glich derjenigen verschiedener seiner Kollegen im Gefolge seines genialen Herrschers, zum Beispiel derer, welche den Fürsten Auersperg an der Taborbrücke täuschten; sie stützte sich vornehmlich auf gänzliche Nichtbeachtung der Wahrheit und des Rechts, so wie dieses letztere mit dem zu erreichenden Zweck in Zwiespalt geriet. Eine derartige Schlauheit ist für einfache, ehrliche Leute umso gefährlicher, wenn sie von Personen ausgeübt wird, welchen diese Eigenschaft nicht an die Stirne geschrieben ist und die keinem Stande angehören, von dem man gewohnt ist, Falschheit und Trug ausgeübt zu sehen. Die List eines barschen und lebhaften Soldaten ist überraschender als jene des erfahrenen Diplomaten mit seinem Fuchsgesichte. Savary war Generaladjutant Napoleons, für den er stets bereit war, blindlings jedes Verlangen rücksichtslos zu vollziehen, zugleich Chef der Gardegendarmerie und der geheimen Polizei. Letztere wurde von dem ersten Adjutanten des Generals insbesondere verwaltet, von einem rohen Elsässer aus Colmar, Charles Schulmeister, einem kleinen, breitschulterigen, blonden Mann mit merkwürdigem Spitzbubengesichte, dessen Ausdruck nicht log. Derselbe zog in die Zimmer meiner guten, frommen Tante Marie und schlug darin sein Bureau auf, gerade gegenüber den Gemächern meiner vortrefflichen Mutter, welche der stete Anblick des berüchtigten Menschen und seiner Helfershelfer so erschütterte, daß vorzüglich dieser Umstand beitrug, sie eine Zeit lang an das Krankenbett zu fesseln.

Eine unserer Hauptbeschäftigungen bestand nun darin, auf Türme und Dächer hochgelegener Häuser zu steigen, um mit Hilfe des vortrefflichen Teleskops von Ramsden, welches mein Vater aus London gebracht hatte, die Stellungen unserer lieben Freunde am jenseitigen Donauufer zu beobachten. Insbesondere war der Schottenturm unser Lieblings-Observationsplatz. Mein Religionslehrer, der Schottenpater Honorius Kraus, ein schlauer Siebenbürger Sachse, brachte mich dahin. Am 17. Mai kam General O'Reilly zu uns, auch einer der zwölf Generale, die man bei der eiligen Flucht aus Wien vergessen hatte und der daher in französische Kriegsgefangenschaft geraten war. Er erzählte von mehrmaligen Versuchen der Franzosen, des Nachts von den Inseln und Auen über die Donau zu setzen, was aber stets von den Österreichern vereitelt wurde.

Denselben Tag lernte ich auch unsern Gast, den Herzog von Rovigo, kennen, einen großen, schönen Mann mit schwarzem Auge und lebhaftem, feurigem Blick. Er benahm sich stets mit großer Höflichkeit und Aufmerksamkeit gegen uns, wiewohl bisweilen der Parvenu zum Vorschein kam, der gern mit eitlen Dingen prahlt. Seine Besuche wiederholten sich fast alle Tage. Vorzüglich in späterer Zeit brachte er die meisten Abende in dem Salon meiner Eltern zu. Eines der ersten Worte, die er zu diesen sprach, bestand in der Frage: »Avez-vous lu Cevallos?« (das schon erwähnte, in Österreich, um gegen die Franzosen aufzureizen, allgemein verbreitete Buch, in welchem unser Duc in nicht sehr schmeichelhafter Weise geschildert wurde). Auf die bejahende Antwort erwiderte er: »Il y a beaucoup de vrai dans son livre; mais ce Mr. Cevallos est pourtant un coquin, il a servi aux deux partis, à nous et à nos ennemis. Pour ma personne que voulez-vous que j'aurais dû faire? Il fallait faire marcher le roi, il ne voulait pas, eh bien, je lui.

ai dit: marchez, et il s'en est allé.«*) Als Savary eines Tages mit seinem Gebieter Laxenburg gesehen hatte, konnte er nicht genug seine Verwunderung ausdrücken über eine so erbärmliche kaiserliche Wohnung. Gegen meinen Vater sich wendend, sagte der Herzog mit stolzer Miene: »Nous autres grands seigneurs, qui ont plus de 100.000 francs de rente, nous serions certainement très-mécontents d'avoir un si misérable château.«**) Mit einem seiner Adjutanten, Monsieur Renould, einem hageren, blassen Mann, der eigentlich nicht dem Kriegerstande angehörte, sondern Arzt war und als solcher den französischen Militärspitälern vorstand, kam ich in vielfachen Verkehr. Renould brachte die meisten Abende bei uns zu und war besonders freundlich und zuvorkommend. Ich mußte mit ihm fast täglich Schach spielen, und da er gewöhnlich weit mehr auf die Konversation aufmerkte als auf unser Spiel, so geschah es oft, daß ich trotz meiner Unerfahrenheit die Partie gewann, was ihm sehr gleichgiltig war. Während er mit mir sich zu beschäftigen schien, machte er den Lauscher und Beobachter, was wir nicht bemerken sollten.

Mit einem Gefühle voll Sehnsucht und wehmütiger Freude erblickten wir am 17. Mai abends von unserem Observatorium am Rande des nördlichen Horizonts auf den Bisamberger und Stammersdorfer Höhen eine zahllose Menge Wachtfeuer des österreichischen Heeres. Wie wir später von verschiedenen unverdächtigen Augenzeugen vernahmen, hatte Erzherzog Karl nach den verschiedenen unglücklichen Kämpfen bei Regensburg, in welchen ein Teil der Armee nach dem andern geschlagen wurde, tief gebeugt sich gegen die böhmische Grenze zurückgezogen. Fürst Johann Liechtenstein hatte bei Stadt am Hof den Rückzug gedeckt und dabei sich auf gewohnte Weise durch außerordentliche Unerschrockenheit ausgezeichnet. Zwei andere Glieder des ruhmvollen Geschlechts der Liechtensteiner, die Generäle Moriz und Alois, Vettern des Fürsten Johann und nicht weniger tapfer als dieser, hatten sich in dem blutigen Kampfe abgelöst. Als der eine schwerverwundet das Schlachtfeld verlassen mußte, trat der andere an seine Stelle. Auch dieser erhielt bald darauf einen Schuß, der ihn für längere Zeit auf das Schmerzenslager warf. Beide Brüder wurden auf einem Donauschiffe zu den Ihrigen nach Wien gebracht, das sie vor der feindlichen Einnahme erreichten. Die siegenden Franzosen ehrten die Tapferkeit ihrer unglücklichen Gegner und behandelten dieselben mit großer Achtung. Insbesondere genoß Fürst Alois, der österreichische Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, ein Name, den er in vollem Maße verdiente, die wärmste Teilnahme von Freund und Feind. Erzherzog Karl, der dem Fürsten Johann das Kommando der ganzen Kavallerie übertrug, zog zum großen Glücke unverfolgt in kurzen Tagesmärschen über Klattau und Strakonitz. Bei Wodnian und Frauenberg stießen ansehnliche Verstärkungen zu dem Heere, das bald wieder auf ca. 100.000 Mann anwuchs.

*) „Es ist viel wahres in dem Buche; aber dieser Herr Cevallos ist doch ein Spitzbube, er hat zwei Parteien gedient, uns und unseren Feinden. Was mich betrifft, was hätte ich tun sollen? Der König mußte gehen, er wollte nicht; so sagte ich ihm denn: Gehen Sie, und er ging."

**) „Wir großen Herren, die wir mehr als 100.000 Francs Einkünfte haben, wir würden ganz gewiß mit einer so erbärmlichen Residenz sehr unzufrieden sein."

Am 18. Mai verbreiteten sich die erfreulichsten Siegesnachrichten, die aber leider sämtlich unbegründet waren. Wenn auch die Wiener die scheinbar mit dem größten Enthusiasmus ergriffenen Waffen mit der auffallendsten Ruhe und Bereitwilligkeit auf das Gebot derjenigen, die sie bekämpfen sollten, ablieferten und den Feinden übergaben, so konnte man doch wahrnehmen, daß ihre Herzen noch gleich warm für die Sache ihres Kaisers schlugen. Jedes Gerücht von einem Vorteil der Österreicher erweckte allgemeine Teilnahme. Daß man am Stephansturme andern Sinnes war, als am Montserrat oder in der Sierra Morena, dafür konnten die guten Österreicher nicht. Das heiße Blut und der Dolch der Spanier waren ihnen fremde Dinge.

Der Anblick der vielen fremden Krieger erfüllte mein Gemüt mit Widerwillen und Unmut. Doch gesellte sich zu diesen Empfindungen die jugendliche Neugierde. Das bunte, fremdartige Getriebe mußte dieselbe erwecken. Alle Tage sahen wir neue Gestalten, welche auf die Einbildungskraft lebhafte Eindrücke ausübten. Bald erschienen die riesigen »hommes de fer«, gepanzerte Kürassiere mit schwarzen Roßschweifen, bald die Chasseurs der Garde in grünen Spenzern mit ungeheuren, breiten Pelzmützen, die ihnen im Biwak als weiche Kopfpolster dienten. Wir bewunderten die schönen blau und roten Lanciers der Polen, die eine silberne Sonne und weiße Federbüsche an der dunkelroten Czapka und weiß und rote Fähnchen an den Lanzen trugen; die weißen Husaren, denen drei geflochtene Zöpfe vom Scheitel herabhingen; dann die hellblauen Dragoner der italienischen Garde, deren Helme mit Streifen von Tigerfellen verziert, als ob sie von Gold wären, glänzten. Sehr stattliche Leute waren die berittenen Gardegrenadiere sowie die Gendarmes der Garde mit ähnlichen hohen Pelzmützen wie die ersteren, an denen weiße Schnüre und Quasten herabhingen, und mit gelbem Bandelier über dem dunkelblauen Rock. Da ihr Chef in unserem Hause wohnte, so befanden sich immer einige derselben in unserer Nähe. Es waren meistens bejahrtere Krieger von sehr gemütlichem Aussehen, Lieblinge der Kinder, mit denen die rauhen Männer gern spielten. Von den hohen, blonden Gestalten der Nassauer in grünen Uniformen mit gelben Wehrgehängen behauptete man, daß sie insbesondere die Lieblinge der Wiener Frauenwelt seien. Einen weniger günstigen Eindruck machten die armen kleinen, gutmütigen Portugiesen, die sich so unglücklich fühlten. Nicht bloß ihre unansehnliche Gestalt und die gelbliche Farbe des Gesichts, auch die braunen Uniformen und die niederen Tschakos mit einer sonderbaren, nach aufwärts gerichteten Spitze an der Vorderseite, trugen zu ihrer Häßlichkeit bei. Die gelben Röcke mit roten Aufschlägen der Soldaten, die Marschall Berthier aus seinem Fürstentum Neuschâtel stellen mußte, erschienen ebenfalls wenig geschmackvoll. Dafür hatte die wenig zahlreiche Garde von Neuschâtel das schönste und prachtvollste Kostüm. Sie bestand aus weißen Husaren, die scharlachrote Überwürfe und hohe weiße Reiherbüsche trugen. Ihr Aussehen erinnerte übrigens sehr an die Theaterbühne. Am meisten ihrem Berufe entsprechend war das Aussehen der französischen Artillerie. Wenn die dunkelblauen, fast schwarzen Gestalten mit scharlachroten Abzeichen auf ihren Kanonen und Karren en carrière einhersausten, mußte man in ihnen die Männer der Zerstörung erblicken. Sie hatten etwas Infernalisches in ihrem Wesen. Aus allen Himmelsgegenden, von den Ufern

der Weichsel bis zu jenen des Tajo, von den Gestaden der Nordsee wie von den Küsten Neapels hatte der gewaltige Wille des verhaßten Korsen die männliche Jugend zusammengetrieben, um sie als Werkzeuge der Vernichtung zu gebrauchen.

Von den hervorragenden Feldherren erblickten wir allmählich mehrere. Der schöne Abend des 18. Mai hatte meine Mutter in meiner Gesellschaft nach dem anmutigen Rasumofskyschen Garten am Donaukanal gebracht. Das wilde Geschrei der in der Nähe exerzierenden Franzosen verscheuchte uns bald. Die ganze Truppe der jungen Mannschaft mußte stets das Kommandowort des Offiziers wiederholen; das gab einen gewaltigen Lärm. Als wir nach Hause zurückkehrten, kam uns zu Pferde der gefürchtete Massena, Duc de Rivoli entgegen, »le fils chéri de la victoire«, wie ihn seine Landsleute nannten. Er war mager, schwarz, hatte eine gekrümmte Nase und ein verbundenes Auge, welches ihm sein Kaiser auf einer Jagd bei Erfurt durch einen unvorsichtigen Schuß verletzt hatte.

III.

Am Abende des 18. Mai erfuhren wir, daß Napoleon heute sein Hauptquartier von Schönbrunn nach Kaiser-Ebersdorf verlegt habe. Von dort aus sollte also der Donauübergang erzwungen werden.

Am 19. Mai sahen die Straßen der Stadt verödeter aus als gewöhnlich. Man sah fast keine fremden Krieger. Dies erschien uns sehr erfreulich, war aber nur eine Folge einer größeren Konzentration des Heeres. Nachmittags aber, als wir in den Liechtensteinschen Garten wollten, begegneten wir der ganzen Division Friant, die mit klingendem Spiel vorüberzog.

Am 20. hörten wir von der Bastei aus ein heftiges Schießen gegen Klosterneuburg sowohl als gegen Ebersdorf. Man erzählte, der Versuch der Franzosen, über den Strom zu setzen, sei mißlungen. Das Gerücht, Erzherzog Karl sei mit 60.000 Mann bei Theben über die Donau gegangen und eile als unser Befreier heran, bestätigte sich nicht. Unser lieber Gast Savary befand sich in großer Aufregung. Justinus, der Chef des Hauses meines Vaters, der sich viel in Mitte unserer Gäste befand, hörte, wie der General Verwünschungen über die unzeitige Milde des Gouverneurs Andréossy ausstieß, den Savary persönlich nicht leiden konnte. Die Franzosen hatten bei Nußdorf ein paar Landwehrsoldaten gefangen, die sie durch die Vorstadt schleppten. Einige Leute aus dem Volke warfen sich in der Vorstadt Grundwiese (heute Liechtenthal) voll Wut auf die französische Eskorte, entwaffneten dieselbe und wollten die Gefangenen befreien. Da kamen mehr Franzosen herbei und das unruhige Volk wurde zerstreut. Savary begriff nicht, daß nicht gleich die ganze „Kanaille" niedergeschossen wurde und daß nicht jetzt noch ein blutiges Urteil gefällt ward. Ein paar andere arme Landwehrmänner wurden von den Feinden zu Döbling entdeckt. Einen derselben hatte ein Verwandter in seinem Hause verborgen gehalten. Savary, der Chef der französischen Polizei, erfuhr dies und drohte, die ganze Familie sogleich füsilieren zu lassen, wenn nicht augenblicklich der Landwehrmann ausgeliefert würde. Man mußte gehorchen. Der Unglückliche wurde hierauf im Hemd durch die Vorstadt geführt und erschossen.

Kreishauptmann Graf Sala fuhr in der Brigittenau spazieren. Er näherte sich einer Abteilung Franzosen, die an Verschanzungen arbeiteten. Einige Soldaten, die wahrscheinlich zu viel Rebensaft genossen hatten, wollten ihn und seinen Bedienten zwingen mitzuarbeiten. Als er sich weigerte, dies zu tun, setzte ihm ein Franzose die Degenspitze auf die Brust. Der Graf parierte mit dem Arm den Stoß, da schoß ihn ein anderer feindlicher Krieger mit einer Pistole durch den Kopf, so daß der arme Sala tot niederstürzte.

In der Nähe des Mehlmarktes begegneten wir am 21. Mai einem ziemlich dicken Herrn mit vollem Gesicht zu Pferde, von Staub bedeckt. Ein zahlreiches Gefolge begleitete ihn. Ein Adjutant fragte uns um das Schwarzenbergsche Palais. Es war Marschall Davoust, der Herzog von Auerstädt, der uns recht freundlich dankte und welcher im Jahre 1805 in unserem Hause gewohnt hatte und daher wieder dahin ziehen wollte, von meinem Vater aber belehrt worden war, daß bereits andere Herren eingezogen seien.

Nachmittag gegen 4 Uhr (am 21. Mai) wurde die Kanonade furchtbar. Alles versammelte sich auf der Bastei am Kärntner- und Stubentor und schaute mit dem Gefühle der größten Aufregung und Bangigkeit nach den aufsteigenden Rauchsäulen. Der Boden bebte, der Kanonendonner wollte kein Ende nehmen. Wir begegneten vielen Bekannten, auch der Fürstin Rosenberg, deren Gemahl sich drüben mitten im Kanonenfeuer befand. Zu unserm Souper kam der dicke Landmarschall Graf Dietrichstein, der Freund General Andréossys, des Gouverneurs*); er erzählte, die Franzosen hätten den Übergang bewerkstelligt, eine blutige Schlacht sei geschlagen, doch noch nichts entschieden. Der ungeheuere Rauch hinderte, das Schlachtfeld von den Türmen zu überblicken. Des Morgens am 22. verbreiteten sich Siegesgerüchte, doch kam ein Adjutant Savarys, Mr. Renould, von dem Schlachtfelde zurück mit der Nachricht, es sei noch immer nichts entschieden. Der beängstigende Kanonendonner währte den ganzen Tag fort und mit ihm die peinigende Ungewißheit. Aus dem Benehmen und den bedenklichen Mienen unserer aufgedrungenen Gäste konnte man am Morgen des 23. Mai schließen, daß es mit ihnen nicht gut stünde. Etwas Bestimmtes war nicht zu erfahren. Vor 1 Uhr ging ich mit meinem Erzieher auf den Schottenturm. Wer malt unsere Freude, unsern Jubel, als wir mit unserm vortrefflichen Ramsden-Teleskop im herrlichsten Sonnenscheine die weißen Kolonnen des vaterländischen Heeres gegen die Donauufer aufgestellt sahen. Die Franzosen waren gänzlich verschwunden, das Schießen hatte aufgehört, nur höchst selten erblickte man den Rauch einzelner Kanonenschüsse von der Lobau herüber. Der vollständige Sieg war also gewiß und der bisher unüberwindliche Napoleon zum ersten Mal in einer offenen Feldschlacht gänzlich geschlagen! Also doch endlich ein Lohn für so viele Aufopferung, für so großen Patriotismus! Welche Folgen konnte dieser entscheidende Schlag nicht nur für uns, für die ganze zivilisierte Welt haben! Im Rücken unserer siegenden Armee befanden sich noch die rauchenden Dörfer und das blutige Schlachtfeld. Ein feiner Nebel von Rauch und Dampf war über dasselbe gelagert, so daß wir davon wenig ausnehmen konnten. Wir eilten

*) Früher französischer Botschafter in Wien, wo er und Dietrichstein sich im Hause der guten, unglücklichen, später erblindeten Fürstin Pálffy viel sahen.



nach Hause, meinen Eltern, Freunden, Bekannten mitzuteilen, was wir gesehen hatten. Das war ein freudiger Tag! Nun drängten sich die Gerüchte und Nachrichten, die wie immer auch viele Lügen enthielten. Unsere Gallier verstummten und schienen äußerst bestürzt und kleinlaut. Nachmittag begegneten wir Transporten der unglücklichen Verwundeten. Ein jammervoller Anblick! Obschon es Franzosen waren, erweckten sie doch allgemeines Mitleiden.

Am 24. hörten wir, Marschall Massena sei nicht tot, wie man früher gesagt hatte, aber auf der Insel Lobau in äußerster Not, ohne Proviant und Munition, von den übrigen Überresten der großen Armada abgeschnitten. Von dem mit neugierigen Menschen vollgestopfen Maria-Stiegen-Turme sahen wir die zerstörte französische Donaubrücke und Davousts Abteilung bei Simmering rc. Davoust war nicht mehr imstande, den Strom zu passieren und den Kämpfenden beizustehen. Niemand arbeitete an der Herstellung der Brücke. Massena schien verloren. Heute war Marschall Lannes, Herzog von Montebello*) verschieden infolge der in der Schlacht erhaltenen Wunden. Napoleon soll an seinem Sterbelager Tränen vergossen haben. Die fremden Herren in unserem Hause packten zusammen. In der Nacht waren Bagagewagen des Duc de Rovigo abgefahren. Jeden Tag, jede Stunde glaubte man, die Sieger und Retter würden erscheinen; bald hieß es, Erzherzog Karl sei schon diesseits der Donau, bald, Erzherzog Johann habe von Steiermark heranziehend bei Wiener-Neustadt ein feindliches Korps geschlagen. Am 26. Mai feuerten die Franzosen auf dem Wall eine Kanone ab. Man schrie in den Gassen: „Die Österreicher kommen! die Österreicher!“ Allein bald verstummte das Geschrei. Ein Tag und eine Nacht vergingen um die andern und die sehnsuchtsvoll Erwarteten erschienen nicht. Der für das vaterländische Heer ewig glorreiche Tag, an welchem (ein höchst seltenes Ereignis) österreichischer Patriotismus doch einmal zur Geltung kam, trug keine Früchte!

* * *

Dasjenige, was ich über die denkwürdigen Kämpfe um Aspern und Eßling von Augenzeugen und unterrichteten Personen vernommen habe und das zum Teil wenigstens nicht dasselbe ist, was öffentliche Blätter verkündeten, will ich hier zusammenstellen.

Das österreichische Heer war am Tage vor der Schlacht in die ihm angewiesene, beinahe einen Halbkreis bildende Position eingerückt. Napoleon war am 20. abends auf der Insel Lobau angelangt und übernachtete auf derselben. Schon am 19. hatten einzelne Streifkommandos der Franzosen auch den letzten schmalen Donauarm überschritten, ohne auf großen Widerstand zu stoßen. Das Hauptheer des furchtbaren Eroberers bewerkstelligte diesen Übergang am 21. Mai morgens, am Pfingstsonntage, besetzte sogleich die Dörfer Aspern und Eßling und suchte sich in denselben zu verschanzen. Bald nachdem die Feinde sich darin festgesetzt hatten, begann das furchtbare, konzentrisch wirkende Artilleriefeuer der Österreicher, die nun in fünf Kolonnen heranrückten, alles vor sich niederwerfend. Mit bewunderungswürdigem Heroismus wurde auf beiden Seiten gestritten. Zwei mit Steinen beladene Schiffe trieben auf dem durch frühere Regengüsse angeschwollenen reißenden

*) Der tapfere Herzog soll in seiner Jugend Färbergeselle gewesen sein.



Strom und durchbrachen die Schiffbrücke von Ebersdorf. Die wiederholten Anstrengungen der Feinde, dieselbe herzustellen, wurden durch den Mut und die seltene Aufopferung österreichischer Krieger vereitelt. Der die Welt stürmende Korse war offenbar in eine Falle geraten, hatte zu sehr auf seinen Glücksstern und auf die Schwäche seiner Gegner gebaut. Allein gerade in einem solchen verzweifelten Momente wird der Geist und die Kraft des Genies geweckt, und wo der gewöhnliche Mensch zusammenbricht, flammt die wunderbare Größe des außerordentlichen Mannes empor. Napoleon tat alles, um den Heldenmut der Seinen zu beleben. Es war eine der hartnäckigsten, blutigsten Schlachten, die je geliefert wurden. Das Dorf Aspern mußte siebenmal gestürmt werden. Die Verteidigung von Eßling von Seite der Franzosen war ein Verzweiflungskampf. Hätten hier die Österreicher, statt den Stier bei den Hörnern zu packen, ihre Kraft vorzüglich angewendet, diese letzte Zufluchtsstätte des Feindes gänzlich von der Rückzugslinie gegen die Lobau abzuschneiden, so wäre wohl manches Menschenleben geschont worden und würden viel mehr Gefangene in die Hände der Sieger gefallen sein. Ein furchtbarer, entscheidender Moment war es, als Napoleon, um das Zentrum der Gegner zu durchbrechen, alle seine eisernen Männer sammelte und dann zwölf Regimenter schwerer Kavallerie heranstürmten, so daß der Boden unter den Pferdehufen bebte. Der gewaltige Andrang brach sich an der Standhaftigkeit der österreichischen Infanterie. Tausende von Kürassieren deckten den blutigen Boden; auch der tapfere Anführer der niedergeschossenen Schaaren, General d'Espagne, war unter den Gefallenen sowie ein anderer berühmter Anführer der Reiterei, Saint-Hilaire. Bei dieser Gelegenheit war es, wo sich auch unsere böhmische, neu formierte Landwehr mit Ruhm bedeckte; insbesondere das Bataillon des Fürsten Kinsky, der so wie seine Krieger zum erstenmale im Kugelregen stand. Von mehreren Seiten bedroht, hatten die tapfern Männer aus der Schlaner und Zlonitzer Gegend ein Karré gebildet; einen Augenblick gelang es den gepanzerten Reitern, die eine Linie der Tschechen zu durchbrechen, doch mit größter Kaltblütigkeit wurden die Eingedrungenen mit dem Bajonette empfangen, niedergemacht und schnell das Karré wieder geschlossen. Kinsky erhielt das Theresienkreuz, die Seinen viele Tapferkeitsmedaillen. Die Heldentaten der Einzelnen waren so zahlreich, daß niemand sie sämtlich zu schildern vermag. Bei dem Sturm auf Eßling war auch ein Neuling im Waffenhandwerk, der junge Graf Wenzeslaus Rzewuski, einer der Vordersten. Er warf sich als Freiwilliger mit dem tapfern General d'Aspre mitten in den Feind. Eine Kugel tötete diesem das Pferd. Rzewuski sprang von dem seinen und überließ es mit den Worten: „General, Sie brauchen es jetzt nötiger als ich!" dem Anführer.*) Der junge Pole aber stürmte in der Reihe der Grenadiere in das vom Feinde verteidigte Dorf, bis er, von einer Kugel getroffen, schwer verwundet niedersank. Die außerordentliche Hartnäckigkeit des Feindes sowie der ungeheure Menschenverlust gaben Veranlassung, daß man bei dem Erzherzog von einem möglichen Abbrechen des Kampfes und vom Rückzug sprach. Da kam noch gerade zur rechten Zeit der kühne An-

*) Sechs Wochen später bei Wagram gefallen.



führer der gesamten Kavallerie Fürst Johann Liechtenstein herbei. Er hatte drei Pferde in der Schlacht unter dem Leibe verloren und war in der höchsten Aufregung. Vor Erschöpfung warf er sich fast auf den Boden. Kaum vermochte er zu sprechen. Doch bald rief er wieder mit seiner hohen durchdringenden Stimme, die ganz eigentümlich klang, dem Erzherzog zu: „Euer kaiserliche Hoheit, um Gotteswillen vorwärts, es ist der schönste Tag Ihres Lebens! Der Sieg ist gewiß! Vorwärts!" *) Der Erzherzog gestattete noch eine Vorrückung. Die geistige Kraft hatte bald die körperliche Mattigkeit besiegt, Fürst Johann Liechtenstein, der Held von der Trebbia, befand sich schnell wieder an der Spitze seiner Reiter. Eine allgemeine Kavallerieattacke entschied vollends den blutigen Tag.

Napoleon sah sein Gestirn erbleichen. Die große Brücke ward am 22. abermals zerstört. Davoust, der noch mit frischen Truppen (doch nur wenig über 16.000 Mann) am Donauufer stand, konnte unmöglich zur Unterstützung herangezogen werden. Über 40.000 Mann waren teils tot, teils verwundet, das Kreuzfeuer der furchtbaren österreichischen Artillerie hatte ganze Reihen hingerafft. Den Übriggebliebenen fing es an, an Munition, an Nahrung, an Kraft zu gebrechen. Der große Länderstürmer verzweifelte nun endlich an einem möglichen Erfolg, ja sogar an der Rettung der Trümmer seines Heeres. Ein kleiner Nachen wurde herbeigeschafft, worauf der geschlagene Feldherr und Kaiser eilends über den reißenden Donaustrom flüchtete. Nochmals auf das rauchende Eßling blickend, in welchem immer noch Massena sich verteidigte, rief Napoleon mit bewegter Stimme: »Massena est perdu, mais ce n'est pas sa faute.« **) Der Kaiser befand sich schon auf dem Schiffchen, um zu fliehen, doch Tschernischew fehlte noch, den Rußland in das französische Hauptquartier geschickt hatte und der seine Sympathie für die Gegner Napoleons schwer verheimlichte. Der Kaiser geriet in die größte Ungeduld. »C'est un fou ce Tschernischew, pourquoi est-ce qu'il ne vient pas?« ***) hörte man wiederholt aus seinem Munde. Noch einen andern Gefährten hatte Napoleon auf dem Donaukahn, den tödlich verwundeten österreichischen Feldmarschalleutnant Weber. Man hatte demselben während der Schlacht die traurige Meldung gemacht, sein Sohn sei tötlich verwundet. Der General eilte zu dem Sterbenden, um ihn zum letzten Male zu umarmen. Da traf auch den Vater eine feindliche Kugel in den Unterleib. Weber wollte, als er gefangen war, zu seiner Schwester nach Wien gebracht werden, eine Bitte, die Napoleon erfüllte. „Ich sterbe gern", sprach der österreichische General, „denn ich habe vor meinem Ende den Gebieter der Welt zittern gesehen." Der Sohn und Bezwinger der Revolution, welcher die Mutter mit Riesenkraft niederschlug, um ihr Erbteil für sich auszubeuten, dessen nicht übertroffene irdische Größe von Pol zu

*) Wer weiß bei uns in Österreich etwas von unserm „Marschall Vorwärts"? Man kennt nur den „Marschall Vorwärts" der Preußen und bewundert ihn, der 1814 größtenteils dem österreichischen Oberbefehlshaber Schwarzenberg die Erhaltung seines Ruhmes zu danken hatte.

**) „Massena ist verloren, aber es ist nicht seine Schuld."

***) „Dieser Tschernischew ist ein Narr, warum kommt er denn nicht?"



Pol Staunen und Schrecken verbreitete, dieser Gewaltige war gebeugt und erreichte tief erschüttert auf schwankendem Nachen mit Mühe das jenseitige sichere Ufer. Der entscheidende Wendepunkt schien eingetreten zu sein, das eiserne Joch, welches auf Regierungen und Völkern lastete, war dem Zerspringen nahe. Und dies alles hatte man einzig und allein der Tapferkeit des österreichischen Heeres zu danken!

Welcher Ruhm wäre demselben für alle Zeiten geblieben, hätten die Folgen der glorreichen Tat entsprochen! Allein es kam anders. Die Prophezeiung Napoleons ging nicht in Erfüllung. Massena war nicht verloren. Er konnte die Reste des geschlagenen Heeres aus Eßling nach der Insel Lobau herüberbringen. Hier war er freilich noch lange nicht gerettet, denn er blieb noch immer durch die große Donau abgeschnitten von jeder Unterstützung, dem Mangel an jedem Bedarfe preisgegeben. Seine Lage schien verzweiflungsvoll. General Stutterheim*) mit der Avantgarde des Rosenbergschen Korps besetzte die der Lobau zunächst gelegenen Auen und Gestade. Die Schüsse, welche man nach dem vom Feinde besetzten Grunde richtete, blieben beinahe gänzlich unerwidert. Von der hoffnungslosen Beschaffenheit der Verhältnisse, in welcher sich die Franzosen befanden, erlangte man völlige Gewißheit. Doch vergebens war alles Drängen, diese Umstände zu benützen. Die Gesinnungen und der Geist, welcher das siegende Heer beseelte, waren kein Hindernis; denn trotz der mühevollen blutigen Arbeit, trotz des erlittenen schweren Verlustes war nur eine Stimme bei den Kriegern zu vernehmen, die Stimme, welche nach kurzer Ruhe das Vorwärtsgehen gebeut. Der stete Anblick des aus der Ferne hervortretenden Stephansturms schien jedem Soldaten das Ziel seines eifrigsten Strebens darzustellen. Schon war eine vorläufige Weisung zur nächstens zu ergreifenden offensiven Bewegung erlassen. Eine schmerzliche Überraschung war es, als man die kostbaren Augenblicke verrinnen sah und endlich den gehegten Hoffnungen entgegengesetzte Befehle erschienen. Die nahen Umgebungen des Erzherzogs wurden allgemein als diejenigen bezeichnet, welche dem Lauf der Dinge eine Wendung gaben, die mit den heißesten Wünschen aller Patrioten, aller Gutgesinnten im Widerspruch war. Man entschuldigte die unbegreifliche Untätigkeit durch den erlittenen Menschenverlust, durch die Ermüdung der Truppen. Der Umstand, daß 22 kampfbereite Landwehrbataillons, die in der Schlacht keinen Schluß getan hatten, als Reserve an der Hohenleiten standen und daß bei Krems 15.000 Mann sich befanden, die ebenfalls noch an keinem Kampfe Anteil genommen hatten, dies wurde verschwiegen. General Bertrand stellte die Ebersdorfer Brücke her, der entschlüpfte Massena wurde Prince d'Eßling, von allen Seiten langten Verstärkungen an, der geschlagene Napoleon war gerettet.

* * *

Am 26. Mai hatten wir wieder einen höchst traurigen Anblick gehabt. Wir begegneten mehreren Hunderten von Wagen, die mit verwundeten, verstümmelten, ächzenden und bettelnden französischen Soldaten angefüllt waren.

---

*) Der geistreiche Verfasser der Geschichte des Krieges im Jahre 1809, der leider vor Vollendung seines Werkes starb.



In einer äußerst lobenswerten Weise zeigte sich die Mildtätigkeit, der echt christliche Sinn der Bewohner Wiens, die herbeiströmten, um ihren Feinden beizustehen, und mit den Unglücklichen voll Eifer ihre Habe teilten. Gerührten Herzens wurde dieses Benehmen von vielen Franzosen anerkannt.

Der gute, dicke Graf Breuner kam abends zu uns und erzählte die klägliche Geschichte seines Feldzuges. Auch er hatte sich an die Spitze eines zum Teil aus seinen Untertanen gebildeten Landwehrbataillons gestellt. Dieses letztere, vereint mit einem zweiten Bataillon, zusammen an 1800 Mann zählend, sollte bei dem Vordringen der Feinde neun Gebirgspässe gegen Steiermark schützen, ohne Kanonen und mit sehr wenig Munition. Es mangelten Feuersteine an den Gewehren und Patronen. Erst in Mariazell mußte man mit Gewalt, doch nicht in genügender Menge, den Schießbedarf aus kaiserlichen Magazinen nehmen. Kaum waren die ersten Schüsse abgefeuert, so lief das eine Bataillon davon, Breuner blieb mit 600 Mann dem Feinde gegenüber, leistete zwar Widerstand, wurde aber bald überwältigt und gefangen. Der sehr korpulente Mann, einer der wohlhabendsten und angesehensten Güterbesitzer des Erzherzogtums, wurde sehr arg mißhandelt, bis auf das Hemd ausgezogen und mit Kolbenstößen vorwärts getrieben; man drohte, ihn als einen Volksaufwiegler zu erschießen, und er mußte zu Fuße die hohen Gebirge keuchend übersteigen. Endlich, da der arme Breuner nicht mehr fort konnte, erhielt er einen Leiterwagen. Zu seiner Überraschung fand der Gefangene in dem Karren bei seiner Abfahrt von Mariazell von unbekannter Hand Kleidung, Wäsche und mehrere hundert Gulden verborgen. Ein Mensch, den er niemals gesehen hatte, flüsterte ihm zu: „Nehmen Sie nur, Sie werden einst schon erfahren, von wem es kommt." So langte der gute Breuner in Wien an.

Das Lügenbulletin über die Schlacht von Eßling, dem zufolge die Österreicher 12.000 Tote verloren, die Franzosen das Schlachtfeld behaupteten und im ganzen nur 1100 Mann kampfunfähig hatten, begleiteten die Franzosen mit den Worten: »Lisez et croyez!« Mit welcher Begierde fielen wir über den österreichischen Schlachtbericht des Erzherzogs her, der uns nach wenigen Tagen zukam! Mit welcher Ungeduld verschlangen wir die Anzeige von den Taten und dem Schicksal so vieler Freunde und Bekannten! Auch der Bruder meines Vaters, mein Oheim Wolfgang, dessen vortreffliche Gattin mit ihren Kindern sich bei uns in der Wallnerstraße befand, ein tapferer Soldat, stand jenseits der Donau an der Spitze der Kouřimer Landwehr. Er hatte sich als Jüngling im Türkenkriege durch Mut und Entschlossenheit sehr ausgezeichnet und ergriff jedesmal, obschon glücklicher Familienvater, die Waffen, so oft das Vaterland den Arm seiner Verteidiger bedurfte. Mein guter Oheim, dessen unverwüstlicher Frohsinn auf eine seltene Tiefe und Ruhe des Gemütes gegründet war, stand jetzt bei dem Reußschen Korps zu Krems, hatte den Titel eines Oberstleutnants erhalten und wurde bei einem Streifzug nach dem rechten Donauufer, als er auf einem Kahn über den Strom setzte, an der Schulter leicht verwundet.*) Die getäuschte

*) Da ich von diesem meinem Oheim spreche, so will ich auch eines früheren Kiegsereignisses erwähnen, von welchem er Zeuge war und das, so viel ich weiß,

Hoffnung, die schwarzgelben Fahnen von unserem Walle wehen zu sehen, die Kunde von wiederholten Freveltaten der Franzosen, die zum Beispiel in Schwechat im Kapuzinerkloster die Mönche arg mißhandelt hatten, endlich die pompöse Proklamation Napoleons, als das italienische Heer seines Adoptivsohnes Eugen den Semmering passierte und somit der bei Eßling erlittene Verlust wieder größtenteils ersetzt war, alles dies vermehrte unsere Erbitterung und verminderte die Hoffnung einer baldigen Erlösung. Napoleon war am 4. Juni in der Dunkelheit von Ebersdorf nach Schönbrunn zurückgekehrt. Man glaubte, es sei geschehen, weil Erzherzog Karl in der Gegend von Krems über die Donau gehen und die Rückzugslinie des feindlichen Feldherrn bedrohen werde. Abermals eine Täuschung. Auf dem Wege nach Schönbrunn tat der Kaiser, welcher immer im Galopp und ziemlich unachtsam ritt, einen schweren Fall mit dem Pferde, doch ohne sich bedeutend zu beschädigen.

Der Umstand, daß wir in unserm Hause die geheime französische Polizei beherbergten, hatte manches höchst Unangenehme, war aber doch auch in verschiedener Hinsicht von Nutzen. Daß der Chef derselben, der Colmarer Herr Charles Schulmeister, ein gewaltiger Schurke sei, von dem durch Geld alles zu erhalten war, zeigte sich bald. Die Eigenschaft des saubern Herrn wurde benützt, um die Härte angeordneter Maßregeln zu mildern. Der österreichische General Chasteler war dem Eroberer insbesondere verhaßt, denn er kämpfte gegen die Fahnen Galliens, obwohl er ein geborener Franzose war. Überdies suchte der österreichische Feldherr in Tirol den Volkskrieg anzufachen, welchen Napoleon vor allem verabscheute; auch sollten dort in den Schluchten der Alpen französische Gefangene grausam ermordet worden sein. Napoleon erklärte in einer fulminanten Bekanntmachung den General Chasteler für vogelfrei. Diese Erklärung rief in dem österreichischen Hauptquartier eine Erwiderung hervor, in welcher die Drohung ausgesprochen wurde, man werde an den bei Aspern gefangenen französischen Generalen Durosnel und Fouler Repressalien ausüben, falls jemals die über Chasteler ausgesprochene Verurteilung ausgeführt werden sollte. In einem Anfall von Ärger und Mißstimmung forderte nun der erzürnte Korse zur Sicherung der Seinen Geiseln aus der Mitte der angesehensten Bewohner Wiens. Der Oheim meines Vaters, der sehr bejahrte, kränkliche, einst souveräne Fürsterzbischof von Salzburg, Hieronymus Graf Colloredo, dann der alte Fürst Metternich, Graf Joseph Pergen, durch seine Gemalin, eine geborne Cavriani, ein Verwandter unseres Hauses, ein Graf Hardegg und noch mehrere andere Herren wurden des Nachts aus ihren Betten aufgestört und sollten gleich Gefangenen

in keiner veröffentlichten Kriegsgeschichte nach Gebühr geschildert wurde. Onkel Wolfgang stellte sich im Jahre 1805 an die Spitze eines böhmischen Jägerbataillons und nahm mit demselben tätigen Anteil an dem Treffen von Stecken. Erzherzog Ferdinand schlug in demselben vollständig den General Wrede. Dieser Sieg hätte bedeutende Folgen haben können; nicht bloß, daß die Österreicher die Geschlagenen in der eiligsten Flucht durch die Stadt Iglau jagten; der Erzherzog, einen feindlichen Posten um den andern aufhebend, drang rasch gegen Brünn vor, gerade im Rücken Napoleons. Leider machte die voreilig gelieferte Schlacht von Austerlitz alle weiteren Erfolge zu nichte.

nach Frankreich fortgeschafft werden. Am 6. Juni um 4 Uhr des Morgens wurde mein Vater geweckt. Sein Onkel, der Salzburger Erzbischof, hatte in großer Angst um ihn geschickt und seine Hilfe in Anspruch genommen. Mein Vater eilte sogleich zu dem beklagenswerten Greis, den er in einem traurigen Zustand fand, und ergriff dann schnell das einzige Mittel, das denselben retten konnte. Unserm Monsieur Charles wurde eine bedeutende Summe zugesichert, falls es ihm gelänge, den Erzbischof aus den Klauen des französischen Machthabers zu befreien. Charles setzte sogleich in Gegenwart meines Vaters eine schriftliche Vorstellung an den Kaiser auf, worin bemerkt wurde, daß der alte, gebeugte Kirchenfürst die gewaltsame Reise kaum überleben und daß seine Wegführung auf die Stimmung des Volkes die nachteiligste Wirkung hervorbringen würde. Dieses polizeiliche Gutachten, von dem Herzog von Rovigo ohne Verzug dem Kaiser überreicht, verfehlte nicht, die gewünschte Beachtung hervorzurufen. Der Erzbischof wurde auf Napoleons Befehl aus der Zahl der verlangten Geiseln gestrichen. Als es aber zur Zahlung der dem Polizeichef versprochenen Summe kam, mußte anfangs mein Vater Opfer bringen, denn es hielt sehr schwer, den sehr reichen, aber äußerst ökonomischen Oheim dahin zu bringen, das für seine Befreiung bestimmte Geld auszufolgen.

Bald darauf kam Cousine Pergen in Tränen zu uns und flehte um Hilfe für ihren Gemahl, der früher eine bedeutende Stelle bei der österreichischen Hofkammer eingenommen hatte und ein äußerst menschenfreundlicher, allgemein beliebter Mann war. Mein Vater suchte vergebens in dieser Angelegenheit mit den Chefs unserer Hausgenossen zu sprechen. Savary war gerade abwesend. Mein Vater fuhr daher mit der Gräfin Pergen nach Schönbrunn, um keine Zeit zu verlieren. Es wurde dort mit Savary und mit dem Fürsten von Neufchatel (Berthier) gesprochen. Eine Audienz, so versicherten die Herren, werde der Kaiser heute durchaus nicht erteilen, allein da er im Begriffe sei auszureiten, so würde es am zweckmäßigsten sein, Seine Majestät am Ausgange des Schlosses zu erwarten. Die Bittenden befolgten wie natürlich diesen Rat. Nach kurzem Warten erschien auch der Gewaltige mit seinem Gefolge. Er hielt sogleich an, als er die Beiden gewahr wurde, und frug mit sanfter Stimme, was ihr Begehren sei. Mein Vater nannte den Namen seiner Begleiterin und die Ursache ihres Erscheinens. Sehr freundlich erwiderte Napoleon: „O ja, ich erinnere mich. Es ist schon alles in Ordnung, Ihr Gemahl, Madame, bleibt hier; nachdem ich so viel Gutes von ihm hörte, tut es mir leid, daß er auf der Liste der Geiseln stand.“ Er frug dann auch meinen Vater um seinen Namen und huldvoll grüßend ritt dann der große Mann im Galopp weiter.

IV.

Die Bestechlichkeit der französischen Behörden, insbesondere unseres nur unter dem Namen Monsieur Charles berüchtigten Hausgenossen, wurde fortwährend im Interesse der österreichischen Landstände, des Wiener Magistrats sowie vieler Privatleute ausgebeutet. Bald fand sich eine Gelegenheit, bei welcher die Zugänglichkeit dieses Mannes zum Vorteil einer sehr wichtigen Sache benützt werden sollte.

Die Beendigung des furchtbaren Krieges erschien mehr als je wünschenswert und der Augenblick zur Realisierung dieses Wunsches günstig. Österreich hatte zwar in der letzten Schlacht gesiegt, allein die Tage, welche seitdem verflossen waren, hatten bewiesen, daß das Ziel, welches sich dasselbe bei Eröffnung des Feldzuges gesteckt hatte, die Unterdrückung des Übergewichtes Frankreichs in Europa, jetzt kaum mehr erreichbar sei. Von früheren Verbündeten verlassen, auf seine eigenen Kräfte beschränkt, hatte Österreich diese letzteren auf das äußerste angestrengt und brauchte Ruhe und Erholung. Von der anderen Seite hatte Napoleon die Überzeugung erhalten, daß die Gegner bei Aspern von einem anderen Geist beseelt waren, als es jene bei Ulm gewesen. Die Gährung in ganz Deutschland, im Rücken seines Heeres, der verabscheute Volkskrieg in Tirol wie in Spanien waren Dinge, welche für einen baldigen Frieden sprachen. Auch mochte der Kaiser Napoleon wohl Tschernischew durchschaut und gewußt haben, daß die scheinbare Freundschaft mit Rußland sich auf keine feste Basis stütze. Des Eroberers Begleiter endlich, seine Marschälle und Herzoge, waren des ewigen Streites und Herumziehens herzlich müde und sehnten sich nach den Genüssen der Hauptstadt. Savary gab dies in Äußerungen gegen meinen Vater immer deutlicher zu erkennen. Die Teuerung der Lebensmittel hatte in Wien, da nichts aus Ungarn, Mähren rc. zugeführt werden konnte, auf eine beunruhigende Weise zugenommen. Die treuen Bewohner Wiens sollten eine Deputation nach dem österreichischen Hauptquartier senden, um ihren Monarchen zu bitten, die Zufuhr von Mehl und Fleisch zu gestatten. Die Hauptsache aber sollte es sein, bei dieser Gelegenheit die Friedensfrage anzuregen und dort auf eine kluge Weise anzudeuten, daß man französischerseits nicht abgeneigt sei, auf gewisse Bedingungen einzugehen. Graf Klemens Metternich, der bis zum Ausbruche des Krieges die Stelle eines österreichischen Gesandten am Hofe der Tuilerien eingenommen hatte, befand sich noch im französischen Lager. Derselbe wurde erst mehrere Wochen nachher gegen einen bei den Österreichern weilenden französischen Diplomaten (Deaudun) ausgewechselt. Es wäre am einfachsten gewesen, mit diesem rückkehrenden kaiserlichen Minister von der Sache zu sprechen, damit derselbe seinem Hofe die nötige Mitteilung mache. Doch hievon wollte unser Duc durchaus nichts hören. Savary versicherte, sein Kaiser, der überhaupt die Diplomaten nicht leiden könne, sei insbesondere dem Grafen Metternich sehr abgeneigt, dessen Benehmen in Paris dem gewaltigen Herrscher in mancher Hinsicht mißfallen habe. Zu diesem ungünstigen Eindruck trugen die verschiedenen Liebesintrigen bei, welche »le beau Clément« selbst in der kaiserlichen Familie unterhielt. Es war eine bekannte Sache, daß die schönen, nicht allzu prüden Schwestern des Eroberers den österreichischen Minister sehr gern sahen.

Savary wollte durchaus meinen Vater bewegen, die Kommission zu übernehmen. Doch dieser stellte vor, daß er sein ganzes Leben eine unabhängige, dem Hofe fernstehende Stellung eingenommen habe, daß es doch weit zweckmäßiger sei, einem Manne den Auftrag zu geben, welcher in Staatsgeschäften gearbeitet und auf diese Weise dem Kaiser Franz bekannter, auf dessen Stimmung daher sowie auf die Gesinnungen seiner Umgebung mehr wirken könne, als mein Vater dies zu tun im Stande wäre. Man

30*

kam endlich überein, den kleinen Grafen Zinzendorf, den sogenannten Grand Commandeur, mit der Mission, den Frieden anzubahnen, zu betrauen, einen Mann, dem es nicht an Verstand fehlte, dem man etwa nur zum Vorwurf machen konnte, durch die staunenswerte Größe Napoleons geblendet worden zu sein. Napoleon unterschrieb sogleich den Paß für Zinzendorf und für die Deputation nach dem österreichischen Hauptquartier; da erklärte aber im Augenblick der Abreise Zinzendorf meinem Vater, er werde nicht gehen, er habe nur seine Einwilligung gegeben in der sicheren Voraussetzung, es werde aus der ganzen Sache nichts werden. Mein Vater war darüber im höchsten Grade aufgebracht und fürchtete, sein eifriges Streben, für den Frieden zu wirken, sei damit abgeschnitten, da er voraussetzen mußte, Zinzendorfs Wankelmut werde den Zorn des französischen Kaisers entflammen. Indeß wurde statt des Grafen Zinzendorf von meinem Vater unser Vetter Pergen vorgeschlagen und französischerseits dessen Paß ausgefertigt. Allein Napoleon zog Erkundigungen über denselben ein und man berichtete, Pergen sei einst längere Zeit in England gewesen und überhaupt ein warmer Freund der Briten. Zornig ergriff Napoleon den Paß, den er unterschreiben sollte, und zerriß ihn in kleine Stücke. Was war nun zu tun? Es blieb noch ein Mittel übrig. Mein Vater wandte sich an unseren lieben Monsieur Charles, nachdem der Chef der österreichischen Stände, Landmarschall Graf Josef Dietrichstein, genannt Naso, ein äußerst friedlicher, meinem Vater sehr befreundeter Mann, im Namen der Stände der französischen Polizei 100.000 Franken als Belohnung für Pergens Sendung zugesichert hatte. Charles, als er durch meinen Vater von der Dankbarkeit derjenigen unterrichtet worden war, denen die Herstellung der Ruhe vor allem am Herzen lag, erwiderte diesem in seinem Elsaßer Deutsch: „Lasche Sie mich nur mache, ich werde es schon zuwege bringe.“ Der schlaue Polizeimann schrieb sogleich einen dringenden Bericht an den Kaiser über die gefahrdrohende Stimmung der Wiener. Er sagte, man habe in der Stadt von der projektierten Sendung Pergens vernommen, sollte dieselbe nicht stattfinden, so sei ein blutiger Aufstand zu besorgen &c.

Dieser Lügenbericht, an dem kein wahres Wort war, denn von Pergens beabsichtigter Reise wußte außer zwei bis drei Personen niemand etwas und die guten Wiener waren überhaupt im allgemeinen friedliche Leute, verfehlte nicht die gewünschte Wirkung. Der große Napoleon war durch den kleinen Charles überlistet und unterfertigte noch am selben Tage, 10. Juni, den Paß für Pergen und für einen Grafen Hardegg, der ihn begleitete. Am 11. Juni befanden sich die beiden letztern bereits jenseits der Donau in dem Hauptquartier ihres Souveräns. Allein der redliche, gemütliche Vetter Pergen war durchaus nicht der Mann, der sich für diese Mission schickte. Hatte er bei Napoleon wegen seiner Liebe für England Mißtrauen erweckt, so war ihm aus anderen Ursachen Kaiser Franz noch weniger gewogen. Pergen bekleidete vor dem Kriege die Stelle eines Vizepräsidenten bei der Finanz-Hofkammer und als solcher beging er die Ungeschicklichkeit, die nicht verausgabten Bankozettel, vierzig Millionen Gulden, als die Feinde in Wien einrückten, dem Stadtmagistrat zur Aufbewahrung zu übergeben. Die Sache wurde verraten, die Franzosen nahmen die vierzig

Millionen. Der Empfang bei dem Kaiser Franz war daher für ihn sehr unangenehm.

Pergen war lang noch nicht zurück, als Savary immer dringender wurde und meinen Vater beschwor, doch lieber selbst hinüberzugehen, man habe auf Pergen doch kein so rechtes Vertrauen, mein Vater sei ein allgemein hochgeschätzter, von beiden Seiten sehr geachteter Mann, der Verstand mit Wahrheitsliebe verbinde. Auch der schlaue Renould, erster Adjutant des Herzogs von Rovigo, mein fast täglicher Gegner auf dem Schachbrett, bekam den Auftrag, meinen Vater zu bearbeiten. Dieser blieb bei seinen erstgemachten Äußerungen unerschütterlich und wiederholte, er sei überzeugt, Österreich werde in diesem Augenblick, nach dem großen Siege bei Aspern, der alle Hoffnungen neu belebe, nicht so leicht Frieden machen; und überdies, in wessen Auftrag solle er denn die Sendung übernehmen? Ein Herzog von Rovigo werde doch nicht mit einem Kaiser von Österreich unterhandeln wollen? Eine zuversichtliche, selbst stolze Sprache tut stets einen viel besseren Eindruck als eine unterwürfige und furchtsame. Selbst ein Despot wie Napoleon wußte die erstere zu schätzen (Bubna, Schwarzenberg 2c.). Savary verlegte sich endlich auf Bitten und gestand, Napoleon würde meinem Vater gerne Vollmachten geben, allein er könne sich nicht dazu entschließen, da es dann aussehen würde, als hätte er, der Eroberer, den ersten Schritt getan und um Frieden gebeten; dies könne man ihm doch nicht zumuten. Savary gab übrigens sein Ehrenwort, daß, wenn der österreichische Hof unter was immer für einem Vorwand Unterhandlungen beginnen wollte, sein Kaiser gern alle eroberten Länder zurückgeben und einen für Österreich sehr vorteilhaften Frieden abschließen würde. Eines Tages kam unser Herzog dreimal zu meinem Vater und zeigte sich stets nachgiebiger. Schon glaubte dieser sicher zu sein, vom Kaiser Napoleon selbst Vollmachten zu erhalten, schon schmeichelte er sich mit der Hoffnung, ein Werkzeug zu werden, um seinem geliebten Vaterlande einen guten, ehrenvollen Frieden zu verschaffen, da kam unglücklicherweise der arme Pergen zurück. Savary, der von seiner Rückkehr erfuhr, paßte ihm auf und führte Pergen, ehe noch dieser in Wien bei den Seinen und bei meinem Vater gewesen war, sogleich nach Schönbrunn. Der schlaue Franzose bestürmte den Rückkehrenden mit Fragen und dieser, aus der Fassung gebracht und etwas eingeschüchtert, beantwortete die wiederholte Frage, ob man im österreichischen Hauptquartier, ob Kaiser Franz den Frieden wünsche, mit den Worten: „O ganz gewiß, der Friede ist der sehnlichste Wunsch des Kaisers Franz.“ Diese Äußerungeen schienen für den Augenblick alles zu verderben. Mein Vater konnte anfangs nicht begreifen, weshalb Savary, der noch am Tage zuvor äußerst dringend war, plötzlich so schweigsam wurde und mit keiner Silbe mehr die Angelegenheit, welche sie so beschäftigte, erwähnte. Pergen berichtete übrigens seinen Freunden, österreichischerseits seien Stadion, der sehr in seinen Erwartungen getäuschte, früher so kriegerisch gesinnte Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sowie der Oberbefehlshaber des Heeres, Erzherzog Karl, für den Frieden, der Kaiser aber, von der Partei der Kaiserin, insbesondere von dem leidenschaftlichen Baldacci aufgehetzt, wanke noch. Nach geraumer Zeit, da der Herzog von Rovigo von der Friedenssache gar keine Erwähnung tat, mußte mein

Vater zuletzt doch mit einem Worte darauf anspielen. Er erhielt kurze Antwort: „O, mit Ihrer Sendung ist es vorbei," »car« fügte der General mit spöttischer Miene hinzu, »Monsier de Pergen nous a assuré que votre empereur désire infiniment la paix.«*) Ganz damit vorüber war es es indeß noch nicht. Der Umstand, daß von österreichischer Seite kein erster Schritt geschah, um Unterhandlungen anzuknüpfen, schien den Äußerungen Pergens zu widersprechen; auch war dem wirklich so. Die Kriegspartei hatte im österreichischen Lager für den Augenblick den Sieg errungen und als die Franzosen sich überzeugten, daß von dorther doch nicht der erwartete erste Schritt geschah, kamen sie später abermals darauf zurück, den Beginn der Friedensunterhandlungen für wünschenswert zu erklären.

* * *

Ich besuchte indeß mit meinem Mentor fleißig den Schottenturm und die Dachstuben des hochgelegenen Pasqualatischen Hauses auf der Schottenbastei rc. und blickte mit unserem Fernrohr voll Sehnsucht und Ärger nach den weißen Linien, die immer unbeweglich auf dem Marchfelde standen. Savary brachte uns einen neuen Gast, seinen schönen und artigen Schwager Faudoas,**) dem die reiche Uniform eines kaiserlichen Ordonnanzoffiziers sehr gut stand, einen geborenen Kreolen, Landsmann Josephinens. Faudoas brachte sehr oft die Abende bei uns zu.

Am 13. Juni um vier Uhr früh war Napoleon zum ersten Mal in die Stadt gekommen. Er machte die Runde rings um den Wall und ritt dann durch das Innere der Stadt.

Am 15. Juni wohnte ich in der Schottenkirche einer ernsten Feier bei. Der berühmte Haydn war gestorben. Es wurde ein feierliches Totenamt gehalten und dabei Mozarts bekanntes Requiem von den ersten Sängern und Sängerinnen des Hoftheaters (Pfeiffer, Radichi, der Campi und Marconi) ausgeführt.

Das Gerücht von einem großem Siege der Österreicher bei Kittsee verwandelte sich leider in eine Niederlage. Am 17. früh donnerten die Kanonen auf der Bastei. Es waren Freudenschüsse wegen des Ausganges der Schlacht von Raab, in der das Brüderpaar, die Erzherzoge Johann und Joseph, von Eugène Beauharnais geschlagen wurden.

Die Herren in unserem Hause, Charles und seine Schergen, hatten mehrmals verdächtige Individuen nicht bloß eingezogen, sondern dieselben standrechtlich erschießen lassen. Man versicherte, daß allerlei barbarische Mittel, als Daumschrauben rc., angewendet wurden, um Geständnisse von den Unglücklichen zu erzwingen. Trotz dieser Schreckensherrschaft, welche ausgeübt wurde, kamen doch bis zu uns, zu dem Sitze des Bluttribunals, mit seltener Kühnheit verkleidete österreichische Spione und brachten uns Nachricht von den Unserigen vom jenseitigen Ufer. So kam am 17. Juni wieder ein Emissär meines guten Oheims Wolfgang, der über die Donau geschwommen war und von des Onkels Wohlsein Kunde brachte.

---

*) „Der Herr von Pergen hat uns versichert, daß sich Ihr Kaiser unendlich nach den Frieden sehnt."

**) General während der Restauration der Regierung Louis Philipps in Algier.

Am 18. Juni fuhr ich mit Monsieur Charles und mit Renould nach Schönbrunn, wo wir um acht Uhr früh in dem linken Seitengebäude bei Savarys Wohnung abstiegen. Kaum waren wir angelangt, als die Parade begann. Grenadiere à cheval, Chasseurs à cheval, Lanciers und grüne Dragoner mit goldgelbem Helm, dann Voltigeurs und Musketiers, sämtlich von der Garde, zogen durch das Meidlinger Tor in den Schloßhof und stellten sich in vier Reihen auf. Wir eilten nun zu den untersten Stufen der großen Mittelstiege, über die der große Herrscher herabkommen sollte. Nach einer kleinen Weile erschien der Gewaltige. Einen Augenblick warf er einen ernsten, finsteren Blick von oben herab über die ganze versammelte Menge, dann schritt er ziemlich rasch die Stufen herunter. Vor ihm gingen zwei Reihen Edelknaben. Sein Gefolge bestand aus einer bedeutenden Menge Adjutanten, Ordonnanzoffiziere ꝛc. ꝛc. Als er unten angelangt war, bildeten alle seine Begleiter einen Halbkreis, in dessen Mitte gerade vor dem Mittelpunkte der Treppe sich der Kaiser stellte. Ihm zunächst befanden sich Berthier, Duroc, Bessières und Savary.*) Die Adjutanten dieses letzteren hatten mich so nahe hingeführt, daß ich Napoleons Stimme vernehmen konnte. Er schien mir dicker, plumper und im Gesichte noch gelber zu sein, als er auf den von mir gesehenen Bildnissen dargestellt wurde. Seine grüne Uniform mit roten Aufschlägen, die weißen Beinkleider und insbesondere der dreieckige Hut schienen sehr abgetragen und von geringer Nettigkeit. Letzterer war tief in die Stirne gedrückt und darunter blitzten zwei schwarze, durchdringende Augen hervor. Der Kaiser war gerade in keiner guten Stimmung. Er sah sehr mürrisch und verdrießlich aus. Der Divisionsgeneral Curial, welcher die Truppen befehligte, stellte sich gerade vor den Kaiser und kommandierte mit lauter Stimme, die man aus großer Ferne hören konnte. Die Soldaten bewegten sich rasch, besonders die Voltigeurs mit großer Leichtigkeit. Doch einmal wurde Napoleon ungeduldig, stampfte mit dem Fuße und fuhr den General Curial heftig an. Während der ganzen Dauer der Parade blieb der berühmte Mann nicht eine Sekunde ruhig, sondern wankte und trampelte stets von einem Fuße auf den anderen, auf eine Weise, die, wie man sagt, den Prinzen des Hauses Bourbon sonst eigen war; auch hörte er nicht auf, beständig Tabak zu schnupfen. Bei dem An- und dem Abmarsch der Truppen spielte eine äußerst lärmende Militärmusik.

Ich war den Adjutanten Savarys gefolgt, weil ich trotz meiner Erbitterung gegen den Unterdrücker doch sehr neugierig war, denjenigen zu sehen, der die ganze Welt in Spannung erhielt. Das Gesehene hatte aber auf mich einen sehr peinlichen, unheimlichen Eindruck gemacht, der mir lang nicht entschwinden wollte. In welch' gemeiner Hülle stak der gigantische Geist! Höchst ärgerlich war mir auch der Ausdruck von blödsinniger Freundlichkeit und lächelnder, grüßender Zudringlichkeit vieler schaulustiger Wiener aus den besseren Ständen, während der gemeine, schlichte Bürger und Bauersmann sich schmollend fernhielten.

* * *

---

*) Der Prinz von Neufchatel, die Herzoge von Friaul, Istrien und Rovigo. Napoleon trug noch einen Schnürstiefel, da ihm bei Regensburg eine matte Kugel eine Kontusion verursacht hatte.

Um diese Zeit wurde nun endlich Graf Klemens Metternich mit seinem Gefährten, dem jungen Fürsten Paul Esterházy, entlassen, nachdem der bei den Österreichern weilende französische Diplomat Deaudun auch zu den Seinen sich verfügen durfte. Savary begann nun wieder von dem Frieden zu sprechen und suchte meinen Vater zu bereden, mit Metternich zum Kaiser Franz zu gehen. „Ich sehe wohl ein," sagte der General, „Ihr Kaiser kann nicht jetzt um Frieden bitten, er betrachtet sich seit der Schlacht von Eßling als Sieger; allein der unserige kann ebenso wenig als Bittender erscheinen. Es bleibt nur ein Mittel übrig, daß Sie österreichischerseits die Auswechselung der Gefangenen begehren und unter diesem Vorwand einen Unterhändler senden. Ich stehe Ihnen gut dafür, gebe ihnen mein Ehrenwort, mein Kaiser wird gewiß sogleich gute, sehr billige Friedensvorschläge machen." Mein Vater erwiderte, er werde dies Metternich mitteilen. Davon wollte Savary wieder nichts hören und wiederholte, „der Kaiser Napoleon und er selbst hätten einmal gar kein Vertrauen zu diesem Diplomaten." Auf die Vorstellung meines Vaters, es wäre doch sehr sonderbar, wenn er mit dem kaiserlichen Minister reiste und hätte dann mehr zu sagen als dieser, gab zuletzt nach mancherlei Hin- und Herreden unser Herzog nach und mein Vater eilte zu dem abreisenden Metternich und teilte demselben mit, was er vernommen habe. Metternich dankte und versprach, diese Mitteilung so schnell als möglich zu benützen.

Traurig wurde die Lage der ärmeren Klasse der Bewohner Wiens, da die Teuerung immer größer wurde, Brod kaum mehr um hohen Preis zu erhalten war. Alle Bäckerladen standen in Gefahr erstürmt zu werden, und waren stets von Hunderten hungriger Leute belagert. Überhaupt gab es häufig unruhige Auftritte, wenn auch im allgemeinen bei dem gemütlichen Charakter der Wiener für die Gewalthaber wenig zu besorgen war. Das Zusammenlaufen am Stephansplatz war nur durch das Schachern und Einwechseln französischer Gelder verursacht. Die Wechsler wurden dort endlich gewaltsam auseinandergesprengt.

Am 19. Juni wurden des Nachts von den Wienern 30 Flöße, welche die Franzosen am Fischertore auf dem Donaukanal hatten, abgeschnitten und durch den angeschwollenen Fluß fortgeschwemmt.

Den 20. abends entstand ein gewaltiger Lärm in unserem Hause. Die Gendarmen hatten wieder einen unglücklichen österreichischen Spion gefangen eingebracht, der verhört wurde, um dann ohne Zweifel wie seine Vorgänger füsiliert zu werden. Plötzlich hören wir rufen und schreien. Die Gendarmen liefen in ihren großen schweren Stiefeln so schnell sie konnten die Treppe herab. Der Gefangene war entkommen und lief Gottlob weit schneller als seine Verfolger. Er wurde zu unserer Freude nicht eingeholt.

Am 21. Juni sahen wir von dem Franziskanerturm die französische Kavallerie über die neuhergestellte Donaubrücke bei Ebersdorf nach der Insel Lobau ziehen. Auch nahmen wir abermals auf dem Marchfelde unsere stets ruhenden Freunde wahr.

Zu unserem Schmerz erfuhren wir am 22., daß der vorgestern entsprungene österreichische Emissär doch aufgefunden und heute früh um 6 Uhr erschossen wurde. Wir sahen an diesem Tage die schönen grünen und gelben

Nassauer ankommen, welche die Wiener so lieb gewannen. Die Grenadiere hatten statt der Mützen schwarze Helme mit Bärenfell und herabhängende rote Federbüsche.

Den 23. Juni gab es in der Vorstadt eine blutige Schlägerei. Man brachte vier Gefangene zu Mr. Charles, davon zwei sogleich hingerichtet wurden.

Als wir am 24. ausgingen, begegneten wir einer Truppe Nassauer, Gendarmen und Württemberger Dragoner, die auf das Glacis zogen, um dort zur Mittagstunde den unglücklichen Bürger, einen 29jährigen Tischlermeister, der gestern den Versuch gemacht hatte, aus den Händen der Gendarmen einen Gefangenen zu befreien, öffentlich hinzurichten. Der Erschossene hinterließ eine elende alte Mutter und flößte allgemeines Mitleiden ein. Ein ähnliches Ereignis wiederholte sich am 26. Juni, an welchem Tage ein Sattlermeister, ein Familienvater, der zwei österreichische Kanonen versteckt hatte und von einem schurkischen Diener verraten wurde, ebenfalls den Tod durch Pulver und Blei sterben mußte.

Am 28. Juni sahen wir auf dem Glacis unseren Gouverneur, den General Andréossy, eine Revue der 6000 Mann starken, recht schön uniformierten Wiener Bürgergarde abhalten, die der erstere während drei Stunden musterte und defilieren ließ, was nur eine Wiederholung einer erst vor drei Tagen stattgehabten Besichtigung war. Mit welchen Gefühlen diese armen Leute sich dem Kommando des verhaßten fremden Machthabers fügten, läßt sich denken. Daß übrigens der Chef der feindlichen Krieger auch in den Reihen der Seinigen nach strenger Manneszucht strebte, das erwies sich insbesondere am heutigen Tage, wo 20 Franzosen hingerichtet wurden, welche zu jenen Horden gehörten, die in den benachbarten Ortschaften geplündert und die Bewohner mißhandelt hatten.

Am 29. donnerten die Kanonen an der Donau. Von allen Seiten lief die Kunde ein, daß etwas Entscheidendes bevorstünde. Savary kam nur auf wenige Stunden von Schönbrunn in die Stadt, wollte meinen Vater sprechen, schien ganz verwirrt und ließ sich dann entschuldigen, da er in größter Eile wieder zu dem Kaiser gerufen sei. Wir waren in großer Aufregung und Spannung. Doch bald zeigte sich, daß das Ganze ein falscher Lärm war. Wir erfuhren, daß General Andréossy nach der gestrigen Beschau den größten Teil der Bürger völlig hatte entwaffnen lassen; nur ein Teil derselben durfte ferner Gewehre tragen, doch bloß zur Zeit, in der die Leute Wache standen.

Wir hatten nun mit dem Optikus Rospini, der recht gute Fernrohre hatte, seit einiger Zeit unser Observatorium auf einem hohen Hause in der Singerstraße aufgeschlagen, von welchem wir heute eine große Bewegung im österreichischen Lager wahrnahmen. Alles schien auf nahebevorstehende wichtige Ereignisse hinzudeuten. Die Adjutanten Savarys (mein Freund Renould ꝛc.) trugen mir an, mit ihnen das große französische Observatorium auf dem Stephansturm zu besuchen. Ich dankte für diese Gnade. Unsere Gefühle waren so heftig aufgeregt, daß es unmöglich gewesen wäre, bei dem Anblick unserer Freunde denselben nicht freien Lauf zu lassen. Ein guter Bekannter erzählte uns von einem Vorfall, bei dem er Augenzeuge gewesen

war, und welcher die Geschicklichkeit unserer braven Artillerie zu beweisen schien. Der Berichterstatter war nach Nußdorf gegangen. Bei dem am Donaustrom gelegenen Gasthaus „Zur Sonne" saßen Franzosen, tranken und verhöhnten die Österreicher, welche gegenüber ein paar Kanonen in einer Schanze aufgestellt hatten. Der eine Franzose stand auf, erhob sein Glas und trank spöttisch auf die Gesundheit der Gegner. Da kam eine Kanonenkugel und riß den übermütigen Becher auseinander Eine zweite Kugel folgte schnell darauf, die noch einen Franzosen zu Boden warf. Die Österreicher kamen bisweilen des Nachts über die Donau herüber. Sie sollen den Nußdorfer Wirt, der sich verräterisch und schlecht gesinnt gezeigt hatte, abgeholt haben, und von Klosterneuburg brachten sie eine bedeutende Anzahl deutscher Soldaten als Überläufer nach dem jenseitigen Ufer. Im französischen Heere gab es öfter Streit. Eine solche blutige Rauferei fand zwischen den Sachsen Bernadottes und den Soldaten Oudinots bei Tulln statt. Davoust hatte einen heftigen Wortwechsel mit dem rauhen, berüchtigten Vandamme.

Die Bewohner der Josefstadt wurden plötzlich vor wenigen Tagen durch zwei Bomben aufgeschreckt, davon die eine unweit des Gebäudes der ungarischen Garde, die andere auf dem Josefstädter Glacis bei dem Gasthaus „Zur Stadt Belgrad" zersprang, ohne jedoch vielen Schaden anzurichten, obschon zur Zeit, da dies geschah, um vier Uhr nachmittags, viele Leute anwesend waren. Man sagte, betrunkene Franzosen hätten die Bomben im Stadtgraben abgefeuert; andere Leute versicherten, es sei absichtlich geschehen, da die Josefstadt unter allen Vorstädten diejenige sei, welche am unruhigsten und am meisten österreichisch gesinnt sich zeigte.

V.

Den 1. Juli berichtete uns ein Adjutant Savarys, Monsieur Emerie, daß eine abermalige große Schlacht nächster Tage ganz sicher stattfinden werde. Alles sei von Schönbrunn aufgebrochen. Die ersten französischen Truppen hätten bereits, ohne Widerstand zu finden, von der Insel Lobau über den letzten schmalen Donauarm gesetzt. Kaiser Napoleon glaubte anfangs selbst nicht an die Richtigkeit dieser Anzeige; doch ein Abgesandter Massenas bestätigte es, daß die Österreicher ihre gegen das Ufer angelegten Schanzen geräumt und in größere Entfernung sich zurückgezogen hätten.

Einen großen Teil der Tage brachte ich nun auf den Türmen und an Dachfenstern zu, insbesondere jetzt wieder auf dem Schottenturm. Der heitere Himmel gestattete es, daß wir besonders deutlich die Aufstellung des österreichischen Heeres bei Stadlau, Hirschstetten, Süßenbrunn rc. und verschiedene Märsche einzelner Abteilungen wahrnehmen konnten. Ein Gefecht gegen Stadl-Enzersdorf schien am 2. Juli nicht zum Vorteil der Franzosen ausgefallen zu sein. Die Franzosen, immer mehr mißtrauisch geworden und etwa befürchtend, eine Wiederholung des Blutbades von Aspern dürfte das zweite Mal doch ernstere Folgen nach sich ziehen, schlossen des Abends die Tore der inneren Stadt und stellten als Drohung eine Reihe von Kanonen auf den Wall gegen die Vorstädte. Indeß konnte man aus kleinen Zügen, die täglich vorkamen, doch die Bemerkung machen, daß die angeborene Ruheliebe und Geduld der Wiener trotz ihrer Unzufriedenheit noch nicht ganz

verschwunden sei. Nicht bloß, daß sie sich beeilten, um den angedrohten Strafen zu entgehen, ihre letzten Waffen abzuliefern; einen eigenen Anblick gewährte es auch, die bei den Bäckerladen auf Brot harrenden Hungrigen zu beobachten. In anderen Städten hatte man wenigstens Versuche gemacht, die Buden zu plündern; hier aber sah man, wie Scharen von Weibern Stühle herbeischleppten, ihren Strickstrumpf hervorsuchten und geduldig harrten, bis sie eine teuere kleine Semmel den Ihrigen nach Hause bringen konnten.

Von allen Gegenden her vereinigte der eiserne Wille des Eroberers seine Kriegsschaaren in der Absicht, den entscheidenden Schlag auszuführen. Am 3. Juli sahen wir die Sachsen vorüberziehen, die in wenig Tagen so furchtbar leiden sollten, häßliche Leute in noch häßlicheren Uniformen, mit geschmacklosen, kleinen dreieckigen Hüten, weißen, blauen und roten Röcken, die sehr lange Schöße hatten, und mit sehr kurzen Säbeln. Als schon der Kanonendonner von Wagram ertönte, erblickten wir die Bayern unter Wrede anlangen. Sie mußten in Eilmärschen von Linz herbeikommen und waren von Staub und Kot bedeckt, so erschöpft, daß sie an den Straßenecken zusammensanken. Ihr elendes Aussehen erweckte Erbarmen. Doch auch sie mußten in ihrem kläglichen Zustande auf die Schlachtbank, welche man das Feld der Ehre nennt.

4. Juli. Unsere französischen Gäste erzählten, der gefürchtete Massena sei mit seinem Pferde in einen tiefen Graben gestürzt und habe sich bedeutend beschädigt. Allein trotz dieses Unfalls verließ der glückliche Feldherr in der Schlacht, die nun beginnen sollte, seine Truppen nicht; nur war er einige Zeit gezwungen, statt vom Pferde, aus einem nachfahrenden Wagen seine Befehle zu geben . . .

Endlich kam die sehnlich erwartete Kunde, daß Metternich doch Wort gehalten und die Mitteilungen meines Vaters benützt habe. Monsieur Charles sandte zu meinem Vater die Anzeige, FML. Graf Niklas Weißenwolf, ein guter alter Bekannter von uns, sei soeben angelangt, vom Kaiser Franz geschickt als Parlamentär zur Auswechselung der Gefangenen. Da dies letztere, wie früher erwähnt, zum Vorwand dienen sollte, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, so war an dem eigentlichen Zweck von Weißenwolfs Sendung vernünftigerweise gar nicht zu zweifeln. Mein Vater eilte zu ihm, konnte aber nur von gleichgiltigen Dingen mit ihm sprechen, da stets ein französischer Offizier den General begleitete und ihn scharf beobachtete. Wie mein Vater später erfuhr, wurde der österreichische Abgesandte vom Kaiser Napoleon freundlich aufgenommen, er wurde sogar zu des Kaisers Mittagmahl eingeladen, was eine große Auszeichnung war. Daß die Sendung so spät erfolgte, im Augenblick, da eine große Schlacht bevorstand, erklärte sich aus dem Umstande, daß Metternich viel später, als er gehofft, das österreichische Hauptquartier erreicht hatte. Der österreichische Diplomat sollte nämlich gegen den französischen in Ungarn jenseits von Raab ausgewechselt werden; allein da er den Ort der Auswechselung erreichte, war Deaudun noch nicht angelangt. »Le beau Clément« und Paul Esterházy mußten daher wieder umkehren und somit verzögerte sich ihre Ankunft im vaterländischen Lager um ein Bedeutendes. Bei der Umgebung unseres Kaisers war die Friedens-

liebe noch nicht allgemein herrschend geworden. Zuletzt entschloß man sich zu einer halben Maßregel: man sandte Weißenwolf an den Gegner, einen sehr redlichen, aber nicht besonders schlauen Mann, doch ohne Vollmacht, ohne den Frieden erwähnen zu dürfen; er sollte bloß die Auswechselung der Gefangenen proponieren und nebstbei sondieren, Gesinnungen erforschen.

Man rechnete auf einen zweiten großen Sieg, dann erst wollte man unterhandeln. Nach vielen Reden über mancherlei Gegenstände schien dem französischen Monarchen das unnütze Sprechen doch zu lange zu dauern. Da er immer vergebens wartete, daß Weißenwolf endlich doch mit dem eigentlichen Zweck seiner Mission herausrücken werde, brach er plötzlich mit den Worten ab: »Ecoutez, mon cher général, on n' envoie pas un lieutenant-général purement pour échanger des prisonniers. Vous avez certainement encore d'autres choses á me dire. Dites-les. Est-ce qu'on veut faire la paix chez vous? Je suis prêt à entrer en négociation.«*) Weißenwolf, durch diese unerwartete Frage etwas in Verlegenheit gesetzt, antwortete, er sei über die Absicht seines Kaisers nicht unterrichtet und habe keine weiteren Aufträge. Napoleon wollte dies anfangs gar nicht glauben. Endlich, da der Österreicher an seiner Versicherung festhielt, nichts zu wissen, und nur wieder von den Gefangenen sprach, entgegnete der gewaltige Mann barsch und mit finsterer Miene: »Ah, si cela est ainsi, je répondrai demain à vos propositions à la tête de 124.000 hommes.« . . .**)

Der große Eroberer scheint nicht so sicher auf den Sieg im nächsten Kampfe gerechnet zu haben als die Führer der Geschicke Österreichs. Es war ja doch nicht anzunehmen, daß man österreichischerseits so unbegreiflich sorglos und kurzsichtig sich zeigen werde, daß man während einer sechswöchentlichen Muße nichts unternommen habe, die Stellung des tapferen Heeres zu sichern.

Wurde es auch verabsäumt, die Mutlosigkeit und die elende Lage der geschlagenen Gegner durch entschlossenes offensives Vorgehen zu benützen, so konnte man gerade aus diesem Vorzug, den man längerem Abwarten gab, schließen, daß einem defensiven System eine um so größere Entwicklung eingeräumt werde. Und wenn schon am 21. Mai der Widerstand so kräftig und erfolgreich war, zu einer Zeit, in der man noch wenig Vorkehrungen hatte treffen können, wie mußte erst derselbe jetzt nach so vielen Vorbereitungen wirksam sein? Ähnliche Betrachtungen mögen im französischen Hauptquartier die Friedensstimmung noch immer wach erhalten haben.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Juli tobte ein furchtbares Ungewitter, das bereits des Nachmittags am 4. mit einem wolkenbruchartigen Regenguß begonnen hatte. Während am Himmel der Donner ertönte, donnerten unten die Kanonen. Die Franzosen bombardierten an ihrem rechten Flügel Stadl-Enzersdorf. Man sah in der Nacht selbst von unseren

*) „Hören Sie, mein lieber General, man schickt einen Feldmarschall-Leutnant nicht einfach, um Gefangene auszuwechseln. Gewiß haben Sie mir noch andere Dinge zu sagen. Sagen Sie sie! Will man bei Ihnen Frieden machen? Ich bin bereit, in Unterhandlung zu treten."

**) „Ah, wenn es so steht, so werde ich morgen auf Ihre Anträge an der Spitze von 124.000 Mann antworten."

Fenstern die Blitze des Himmels und die Blitze der Geschütze sich rasch folgen. Den größten Teil des Tages befand ich mich wieder mit unserem Londoner Teleskop auf Türmen und Dächern, diesmal insbesondere auf dem Dache des kaiserlichen Naturalienkabinetts mit Direktor Schreibers. Meine Aufregung stieg auf einen hohen Grad, als wir nachmittags sehr deutlich den Kampf auf dem rechten Flügel der österreichischen Armee wahrnehmen und dessen Resultate verfolgen konnten: zuerst ein Gefecht von Aspern und den Rückzug der österreichischen Infanterie, von großer Übermacht gedrängt, dann neue Aufstellung zwischen Raschdorf und dem Eßlingerhof, Kavallerieattacken, durch Geschütz und Infanterie zurückgewiesen, endlich Angriff auf Raschdorf, das, nachdem es in Flammen geriet, die Unserigen räumen mußten, wobei Pulverkarren in die Luft flogen. Schon glaubte ich, alles sei verloren, und war in Verzweiflung. Bald wurden wir aber gewahr, daß erst auf den Höhen von Rußbach der eigentliche Entscheidungskampf begann, dort erst die Aufstellung des österreichischen Hauptheeres zu suchen war. Ein furchtbares Kanonenfeuer hüllte nun die ganze Gegend in Rauchwolken und entzog die Streitenden unseren Blicken. Zuletzt überzeugten wir uns aber zu unserer großen Freude, daß sich der Kampf zum Vorteil der Österreicher wende, indem gegen Abend eine weiße Infanteriekolonne aus dem Rauch hervorbrach. Wie wir später erfuhren, war es die heldenmütige Verteidigung des Generals Ignaz Grafen Hardegg von dem brennenden Bommersdorf gewesen, welche wir gesehen hatten. Von dem General Bursch unterstützt, warf endlich Hardegg die Feinde mit großem Verluste zurück. Spät abends erblickten wir noch Stadl-Enzersdorf in Flammen.

Am 6. Juli befand ich mich schon bald nach 6 Uhr morgens wieder auf den Türmen und Dächern hoher Gebäude. Ich war fortwährend in einem fieberhaften Zustande und jubelte vor Freude über die raschen Fortschritte des rechten Flügels der Österreicher. Der linke war uns zu fern, um beobachtet zu werden. Schon waren die Weißröcke über Breitenlee vorgedrungen, sie standen bald darauf schon bei Aspern und in den Auen. Siebzehn Uhlanen hatten sogar, so hörte ich später, den schmalen Donauarm durchschwommen und waren kühn in die Lobau eingedrungen. Einzelne Kanonenschüsse wurden aus dieser letzteren gegen die Vorrückenden abgefeuert. Bis halb 2 Uhr ging alles vortrefflich. Doch plötzlich änderte sich die Szene und zu unserem nicht geringen Schrecken verschwanden bald alle Truppen bei Aspern; kurze Zeit darauf auch bei Breitenlee und so ging es immer weiter zurück. Traurigen Gemütes gingen wir zu unserem Mittagmahl nach Hause, die schlimme Entdeckung unseren Freunden und Angehörigen mitteilend, die uns anfangs nicht glauben wollten, da die Kunde von dem siegreichen Vordringen des vaterländischen Heeres sich verbreitet hatte. Um 5 Uhr war ich schon wieder, diesmal mit meinem Vater, auf dem Dache des Naturalienkabinetts. Nur mehr bei Gerasdorf waren noch Österreicher zu sehen. Bald aber auch dort nicht mehr. Französische Kolonnen bedeckten die ganze Ebene, rastlos vordringend. Nach kurzer Weile standen Gerasdorf, Süßenbrunn, Aderklaa in Flammen. Das Schießen wurde nun seltener, bis endlich um halb 8 ganz im Hintergrunde eine neue Kanonade begann (bei dem den Rückzug deckenden Rosenbergschen Korps). Zu Hause angelangt, ließ uns Mr. Charles

berichten, 25.000 Österreicher hätten die Waffen gestreckt, was aber erlogen war. Am 7. Juli morgens war alles verschwunden. Wir wurden von unserem Observatorium nur eine Reihe rauchender Dörfer gewahr. Alles war öde und still. Mein Vater sprach den Baron Löwenstern, der aus Wißbegierde Napoleon als Galopin begleitete, doch aber im Herzen gut österreichisch gesinnt war. Er erzählte manche interessante Details. Genauere Nachrichten über die Entscheidungsschlacht brachte erst Johann Fürst Liechtenstein während des Waffenstillstandes, sowie auch der treffliche General Bubna und mehrere andere glaubwürdige Augenzeugen.

Man versicherte, der russische Abgesandte General Tschernischew habe noch vor dem Beginn der Schlacht die Absicht gehabt, der ganzen Sache durch Verrat eine für Österreich günstige Wendung zu geben. Er erfuhr die Stunde, in welcher Napoleon die Stellung seiner Gegner rekognoszieren und sich den Vorposten nähern werde. Der Russe soll Mittel gefunden haben, die Österreicher davon zu benachrichtigen, damit diese den gefürchteten Mann tot oder lebend vom Schauplatze seiner Taten entfernten. Doch die Österreicher fingen, als sich Napoleon nähern wollte, schon aus großer Entfernung zu schießen an. Der Kaiser der Franzosen zog sich daher schnell zurück. Um weniger kenntlich zu sein, hüllte er sich in einen Überrock, der seine gewöhnliche Uniform deckte.

Die Schlacht war nur insoferne eine verlorene, als das Schlachtfeld den Gegnern überlassen wurde, der Verlust an Mannschaft war bei den Franzosen sicher nicht geringer als bei den Österreichern. Kanonen hatten diese letzteren sogar noch mehr genommen als jene. Nach dem übereinstimmenden Urteile mehrerer österreichischer Generale war der Befehl zum Rückzug zu voreilig gegeben worden. Der linke Flügel des Feindes war durch Klenau und Kolowrat (zwei tapfere böhmische Landsleute) völlig geschlagen. Sie waren bis Stadl-Enzersdorf im Rücken des französischen Zentrums vorgedrungen. Die Franzosen fochten nicht mit ihrer gewöhnlichen Entschlossenheit. Die Tage von Aspern und Eßlingen waren ihnen noch im frischen Andenken. Als sie die eben genannten Dörfer geräumt fanden, als sie wahrnahmen, daß ihre Gegner die Stellung aufgegeben hatten, die vor sechs Wochen den über die Donau Setzenden Verderben brachte, und als man ihnen gestattete, immer weiter vorwärts zu dringen, so daß sie ungehindert ihre gesammte Übermacht entwickeln konnten, da argwöhnten sie, man habe die Absicht, sie in eine Falle zu locken. Sie spürten nach versteckten Batterien, nach österreichischen Abteilungen, die ihnen, wenn sie zu weit vorgingen, in die Flanke fallen könnten. Schon am ersten Tage waren Bernadottes Sachsen geworfen worden, so daß Napoleon gegen die Fliehenden Kanonen auffahren und die in Ställen und Häusern zu Raschdorf Verkrochenen mit dem Säbel heraustreiben ließ. Wo der furchtbare Kaiser nicht selbst anwesend war, wurde nur matt gefochten. Erzherzog Karl hatte wie immer vielen persönlichen Mut bewiesen. Bei Raschdorf, wo er die Truppen in das Feuer führte, zerschmetterte eine Kugel seinen Degen und verwundete ihn am Arm.

Im Zentrum zeichnete sich wieder unser Marschall Vorwärts Fürst Johann Liechtenstein aus, der abermals vier Pferde unter dem Leibe verlor. Sein Freund, der aus St. Petersburg mißmutig heimgekehrte Botschafter

Fürst Karl Schwarzenberg, blieb während der ganzen Schlacht an seiner Seite. Als General Lassalle mit einer Kavalleriemasse von 7000 Mann den Fürsten Liechtenstein attackierte, stand dieser nur an der Spitze von 2000 Reitern. Der österreichische Feldmarschall ließ zwei Kanonen des Feldgeschützes vorführen und als die feindlichen Scharen in ziemliche Nähe herangesprengt waren, wurde eine Kartätschendecharge abgefeuert. Die französische Kavallerie kam in einige Unordnung, Lassalle selbst war tötlich getroffen. Mit den Worten sich zu Schwarzenberg wendend: „Jetzt wird Er sehen, wie ich diese Kerls auszahle," gab Liechtenstein seinem Pferde die Sporen, zugleich den Befehl zur Attacke und stürzte sich mit seinen 2000 Reitern mitten in die Feinde, die in völliger Unordnung aufgelöst davonbrausten. Viele wurden zusammengehauen, viele gefangen. Der linke österreichische Flügel unter Fürst Rosenberg konnte an den Siegen des rechten nicht Anteil nehmen. Davoust stand ihm gegenüber mit einer großen Übermacht. Rosenberg war unbeschützt in der Luft, bekam nicht zur rechten Zeit Unterstützung. Unser tapferer Freund General Graf Johann Nostitz bildete mit seiner Kavalleriebrigade den äußersten linken Flügel des Rosenbergschen Korps. Hier stand auch (bei den Erzherzog Johann-Dragonern) Freund Čejka. Davoust ließ 14 Batterien vorrücken und ein furchtbares Kanonenfeuer eröffnen; zugleich bedrohten Massen von 6—7000 Mann Kavallerie die sechs schwachen Divisionen Nostitzs, davon jede nicht viel mehr als 100 Pferde zählte. Dennoch griff die feindliche Kavallerie nicht an und zuletzt bekam Nostitz sogar den Befehl, mit seiner kleinen Truppe selbst zu attackieren. Dieser manövrierte so geschickt, daß er den Gegner über seine eigentliche Stärke wie über seine Absicht völlig ungewiß ließ. Bald die eine, bald die andere Seite scheinbar bedrohend, stürzte plötzlich Nostiz in die Flanke des Feindes und warf das schöne hellblaue italienische Dragonerregiment der Königin völlig über den Haufen. Ein großer Teil desselben wurde zusammengehauen. Nostitz aber rückte dann fast ohne Verlust in seine frühere Position. Indeß lange konnte man der Übermacht nicht widerstehen. Markgrafneusiedl war von dem Feinde erstürmt; die Stellung war nicht umgangen, aber doch so beschaffen, daß bei einem entschlossenen Vorgehen des Feindes eine gefahrdrohende Umgehung kaum verhindert werden konnte. Da keine Hilfe kam, weder das Korps des Erzherzogs Johann von Preßburg her, wie verabredet war, in die Flanke der Franzosen fiel, noch dem großen, äußerst lästigen Mangel an Artillerie abgeholfen wurde, obschon an der Hohenleiten ein Reservepark von 200 Kanonen ungenützt stand, so mußte der Rückzug des Rosenbergschen Korps angetreten werden und diesem folgte der Rückzug des ganzen Heeres. — Wie zaghaft die Franzosen vorwärts gingen, erwies sich durch die unordentliche Flucht mehrerer französischer Abteilungen, nachdem schon längst alles entschieden war, bloß infolge eines falschen Lärms. Es hieß nämlich, eine Kolonne Österreicher sei im Rücken der Sieger erschienen. Allerdings hatte sich Erzherzog Johann dem Schlachtfeld genähert, doch lange zögernd und von seinem Begleiter und Ratgeber, dem General Nugent, eher aufgehalten als vorwärts getrieben. Der Rückzug des Fürsten Rosenberg, der die Arrièregarde des ganzen Heeres bildete und dasselbe deckte, wurde allgemein bewundert und war ruhmvoller als manches oft durch Zufall

gewonnene Treffen. Die andrängenden Franzosen wurden jedesmal zurückgeworfen; sie verloren Gefangene und Kanonen.

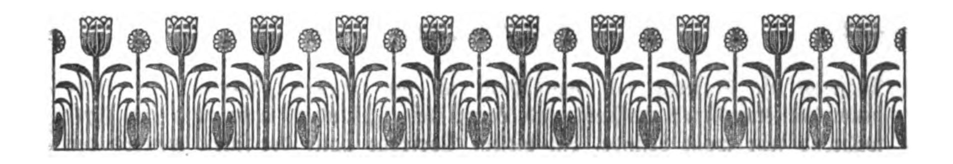
Unsere vom Schlachtfelde heimgekehrten französischen Gäste erzählten, man habe bei ihrem Herrn eine ganz besondere Erscheinung beobachtet. Solange der Kampf zweifelhaft war, lag der Rauch dicht und alle Gegenstände verhüllend am Boden, doch wie der Sieg zur Entscheidung kam, erhob er sich plötzlich und eine Krone von Rauch schwebte gerade über Napoleons des Großen Haupt. Wir meinten, dieses Phänomen könne eine für den kaiserlichen Eroberer schlimme Vorbedeutung haben, denn eine Krone von Rauch verfliege bald. Der mächtige Kaiser bewies indeß abermals, daß er die wichtigste Kunst des Herrschers, zu strafen und zu belohnen, im reichlichen Maße auszubeuten verstand. Dem General Macdonald, lange in Ungnade wegen seiner Verbindung mit Moreau, reichte Napoleon nach der Schlacht die Hand, die Worte sprechend: „General, der heutige Tag hat es bewiesen, daß Sie mein Freund sind. Ich will die frühere Zeit vergessen. Sie sind Marschall.“ Auch Oudinot und Marmont wurden Marschälle; neue Fürsten- und Herzogstitel schuf der Wille des Gewaltigen. Bernadotte hingegen, dessen Sachsen gegen ihre sonstige Gewohnheit schlecht gekämpft hatten, erhielt die Weisung, die Armee zu verlassen. Er wurde nach Holland geschickt, das die Engländer bedrohten.

Der Verlust an Menschen war verhältnismäßig zwar etwas geringer als bei Aspern, aber dennoch ungeheuer. Österreichischerseits war General Nordmann geblieben; der tapfere d'Aspre, tödlich verwundet und gefangen, starb bald an seinen Wunden; General Ulm war ebenfalls verwundet und gefangen. Bei den Franzosen rechnete man 40—50.000 Mann an Toten und Verwundeten, darunter 28 Generale. Auch General Savary, der Herzog von Istrien (Bessières) und Wrede erhielten leichte Wunden. Cohorn und Lassalle, die getötet wurden, gehörten zu den ausgezeichnetsten Generalen der Feinde.

Abends kam noch am 7. Juli zum Abschied der von Napoleon erst jetzt entlassene General Weißenwolf zu uns, welcher den folgenden Morgen in das österreichische Hauptquartier zurückkehrte. Der Kaiser der Franzosen hatte Wort gehalten und seine Antwort an der Spitze seiner 124.000 Mann gegeben. Der österreichische Abgesandte mußte Zeuge sein von der Erteilung dieser Antwort. Weißenwolf betrachtete indeß die Sache als noch nicht abgemacht; die Schlacht, da der Rückzug freiwillig geschah, nicht erzwungen und durchaus keine Flucht war, sei nur abgebrochen wegen der gefährdeten Stellung, doch kaum beendigt. Die Position auf den Höhen der Hohenleiten sei für die Österreicher vortrefflich, dort dürfte sich die Schlacht wohl erneuern, so meinte der General. Allein bei der geringen Entfernung der Hohenleiten hätte man wohl schon am 7. abends von der Fortsetzung der Schlacht etwas wahrnehmen müssen.

(Schluß im folgenden Hefte.)





Der Empfang der Kaiserin Marie Luise in Frankreich.

Nach den handschriftlichen Aufzeichnungen des Hofkontrollors **Joh. Bapt. Skall.***)

„Nach der Abreise Ihrer Majestät aus Braunau" — so fährt der Memoirenschreiber fort, nachdem er berichtet hat, wie die österreichische Kaiserstochter die Grenze ihres Vaterlandes überschritten, — „war auch der Fürst Trauttmansdorff mit den kaiserlich österreichischen Damen und Kavalieren wieder zurückgereist. Letztere fuhren bis zur ersten Nachtstation, ersterer aber hatte sich unmittelbar zu Seiner Majestät nach Linz begeben, den Brief Ihrer Majestät der Kaiserin von Frankreich zu bestellen und über den vollzogenen Auftrag der Übergabe Bericht zu erstatten, worauf er mit der übrigen Suite zu Ennseck wieder zusammentraf und mit dieser die Rückreise nach Wien fortsetzte.

Sowie der k. k. erste Obersthofmeister nach Wien zurückgekommen war, beeilte er sich, Seiner Majestät mit dem Journale der Übergabsreise die Anzeige einer Differenz zwischen ihm und dem Fürsten von Neufchatel vorzulegen. In einem Gespräche, das Fürst von Trauttmansdorff mit dem französischen Botschaftssekretär Grafen Laborde zu Ried gepflogen, hatte derselbe dem Fürsten erwähnt, daß — ungeachtet des von französischer Seite selbst gemachten Antrages, demgemäß die vormalige erzherzogliche Obersthofmeisterin Gräfin Lažanský als Begleiterin der neuen Kaiserin bis Paris mitreisen sollte, — diese Begleitung im Lande eine widrige Wirkung hervorbringen würde und man wünsche daher, diese Dame möge entweder der Reise nach Paris ganz entsagen oder solche doch erst später, etwa in 3 bis 4 Wochen, unternehmen. Fürst Trauttmansdorff habe nun zwar dem Botschaftssekretär Laborde das Unschickliche dieses Antrages bemerkt, es wurde ihm aber von Laborde ausweichend erwidert, die Königin von Neapel und der Fürst Neufchatel würden die Sache noch vermitteln können. Allein aus einem Gespräche mit dem Fürsten Neufchatel sei hervorgegangen, daß derselbe die Rückreise der Gräfin Lažanský nach Wien als eine bereits entschiedene Sache angenommen habe. Nach mehreren diesfalls fruchtlos gemachten Vorstellungen habe der Fürst Trauttmansdorff endlich darauf gedrungen, daß die Gräfin Lažanský im Gefolge der neuen Kaiserin von Braunau mit abreise und Allerhöchstdieselbe wenigstens bis München begleite, in welches dann eingewilliget worden war. Von München kehrte sonach gedachte Gräfin mit der Nachricht für Seine Majestät den Kaiser zurück, daß sich Ihre

*) Vgl. „Die Kultur" IX, 2. Heft, S. 194 ff., und 3. Heft, S. 338 ff.

Majestät die Kaiserin von Frankreich in ihr neues Verhältnis mit einer bewundernswürdigen Fassung und Leichtigkeit gefunden habe und sich fortwährend sehr wohl befinde. In diesem Vortrage hatte der Fürst weiters den Fleiß und den Eifer eines jeden Individuums der Suite angerühmt, worauf die Allerhöchste Resolution erfolgte: ‚Die instruktionsmäßig bewirkte Übergabe und die dabei stattgefundene Ordnung und Würde gereicht zu Meiner Zufriedenheit. Franz. m. p.‘

Zur Erleichterung der Bestimmung und Auswahl der Präsente für den bei der Übergabe in Braunau gewesenen französischen Hofstaat wurde Seiner Majestät das im Jahre 1770 bei Gelegenheit der Vermählung der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Marie Antoinette mit dem damaligen Dauphin von Frankreich Ludwig XVI. befolgte Benehmen vorgelegt und zugleich dargetan, wie dringend es sei, daß diesfalls ein Allerhöchster Entschluß gefaßt werde, um diese Präsente dem Grafen von Metternich baldigst nach Paris nachsenden zu können. Es wurde beantragt, den Ehren- und Palastdamen Medaillons, den Ehrenkavalieren Tabatièren mit dem Porträt oder der Chiffre des Kaisers Franz in Brillanten zu verleihen. Hiebei wurde beiläufig der nämliche Wert angenommen, welchen die für den kaiserlich österreichischen Hof erfolgten Präsente hatten. Wegen eines Geschenkes für den übrigen französischen Hofstaat, der bei der Übernahme in Braunau gewesen, wurde der Antrag gemacht, solches dem Grafen Metternich in Paris zu übertragen. Hierauf erfolgte die Allerhöchste Resolution: ‚Den französischen Damen und Kavalieren und anderem niedern Personale, welches zu dem neuen Hofstaate Meiner Tochter gehört und in Braunau sich bei Ihrer Übernahme befunden, sind jenen Präsenten, die den Personen Meines Hofstaates bei eben dieser Gelegenheit gegeben wurden, gleichkommende zu geben. Wien, den 22. März 1810. Franz. m. p.‘

Hierauf wurde der k. k. geheime Kammerzahlmeister Hofrat v. Mayer verständiget und demselben zugleich eröffnet, Seine Majestät hätten befohlen, der Dienerschaft des in Wien akkreditierten französischen Botschafters Grafen Otto, die sich schon mehrmals danach angefragt hätte, das bei ähnlichen Vermählungen übliche Geschenk im Betrage von 1000 Gulden zur Verteilung unter sich zu erfolgen. Die Denkwürdigkeit des Ereignisses zu bezeichnen und die Zeitgeschichte selbst zu vervollständigen, erhielt der k. k. geheime Kammerzahlmeister Hofrat v. Mayer den Allerhöchsten Befehl, zu veranlassen, daß sowohl goldene und silberne Jettons als auch Medaillen von Gold und Silber geprägt werden, welche wie folgt gestaltet waren:

Die Jettons hatten die Größe eines silbernen Zwanzigkreuzerstückes. Auf dem Averse: zwei Hymensfackeln mit einem Bande verbunden, die Aufschrift: Napoleonis Gall. Imp. et M. Ludov. Franc. Aust. Imp. F. A. A. — Unten: Felicibus Nuptiis. — Auf dem Reverse: ein Blumen- und Myrtenkranz, über welchem ein Stern, unten mit einem Kreuze; in dem Kranze die Worte: Vota publica. Unter dem Kranze: Vindob. 11 Mart. MDCCCX.

Die Medaille hatte die Größe eines kaiserlich österreichischen silbernen Zweiguldenstückes. Auf dem Averse: die Brustbilder Napoleons und Marie Luisens, unter ihnen Rosen und Myrtenzweige; die Aufschrift: Napoleon

Gall. Imp. Italiae Rex. M. Ludovica Franc. Aust. Imp. Fil. A. A. Ganz unten der Name des Künstlers, der die Medaille verfertiget: Harnisch. — Auf dem Reverse: die Göttin Cybele, sitzend, ein Szepter, mit dem österreichischen Adler an der Spitze, in einer Hand haltend, mit der andern Hand die Worte Vota publica in einen Schild schreibend, welchen ein Genius hält. Neben dem Genius eine Vase mit drei Rosen, neben dieser eine lodernde Hymensfackel. Darüber die Worte: Felicibus Nuptiis. Unten: Vindob. 11 Martii MDCCCX. Im Relief der Name des Künstlers: F. Zeichner.

Die Jettons waren noch vor der Abreise Ihrer Majestät der neuvermählten Kaiserin zustande gekommen, langten aber erst auf der Rückreise der Suite zu Ried an und wurden in der vorgeschriebenen Art an die höheren und niederen Individuen des Gefolges verteilt.

Der k. k. Obersthofmeister hatte übrigens bei der Rückkunft nach Wien an alle k. k. Hofdienste und Branchen ein Zirkulare erlassen, sie hätten das gesamte Personale, vom Chef angefangen, mit Ausnahme der Praktikanten, der Amts- und Kanzleidiener und der Hoflivreeleute, in ein Verzeichnis zu bringen und in solchem Namen und Charakter der zu Beteilenden anzusetzen, diese Verzeichnisse aber an das k. k. Obersthofmeisteramt einzusenden.

Darauf wurden die Verzeichnisse dem k. k. geheimen Kammerzahlmeister Hofrat v. Mayer zugefertiget, um die Zahl der Jettons nach solchen auszusetzen, wonach die Verzeichnisse nebst den Jettons an das Obersthofmeisteramt wieder zurückkamen und von diesem nebst den bemessenen Jettons den Chefs zur Verteilung übersendet worden. Die goldenen und silbernen Medaillen, welche, weil sie mit dem Bildnisse des Kaisers und der Kaiserin von Frankreich gezieret werden sollten, längere Zeit forderten und in der dem k. k. geheimen Kammerzahlmeister dazu zuerst verstatteten allzukurzen Frist nicht vollendet werden konnten, wurden später auf eben die Weise verteilt, wie es bei der dritten Vermählung Seiner Majestät geschehen war. — Eben diese Jettons, eben diese Medaillen, in Gold geprägt, erhielten die Allerhöchste Familie, die Obersthofämter und die Minister.

Endlich hatte der Fürst Neufchatel dem Fürsten Trauttmansdorff noch im Namen seines Souveräns ein Geldgeschenk von 1500 Stück Napoleond'or für das Reisegefolge Ihrer Majestät der Kaiserin von Frankreich eingehändiget, welches bei der Rückkunft in Wien verteilt worden war. Auszeichnungen für die höhere Suite an Orden, an Geschenken von goldenen Dosen mit Brillanten usw. sind später von Paris eingetroffen. . . .

Donnerstag, den 29. März 1810, als dem (vermeintlichen) Tage der in Paris zu vollziehenden persönlichen Trauung Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin von Frankreich, war am kaiserlich österreichischen Hofe zu Wien, Abends um 7 Uhr, großes Appartement und Gala. Die fremden Minister und der gesamte k. k. Hofstaat hatten sich unmittelbar im Saale versammelt, in welchen Seine Majestät der Kaiser mit den Erzherzogen, seinen durchlauchtigsten Herren Brüdern, dann in Begleitung der k. k. Obersthofämter zur bestimmten Stunde eintraten. Da Ihre Majestät die Kaiserin bei diesem Appartement zu erscheinen durch eine Unpäßlichkeit verhindert war, haben Seine Majestät der Kaiser den Kavaliers und Damen, wie es im letzten Appartement geschehen, zu spielen erlaubt. Eine große Anzahl

Tische war zu beiden Seiten des Saales, die Mitte ausgenommen, vorgerichtet und man hatte im Saale bekannt machen müssen, daß es gerne werde gesehen werden, wenn gespielt würde. Im Zirkel wurden Erfrischungen herumgetragen. — Mit angehender Dämmerung war die Stadt abermals prächtig erleuchtet. Vorzüglich schön hatte sich die Fassade der ehemaligen Reichskanzlei ausgenommen, an welcher, nach ihrer vortrefflichen Architektur, mehrere tausend Lampen brannten. Ebenso geschmackvoll und glänzend waren die Kriegskanzlei am Hofe, an welcher drei Sterne mit den transparenten Buchstaben F, L & N. schwebten, und die Gebäude mehrerer Privaten erleuchtet. Unter anderm hatte ein Kunstdrechsler das Bild der hohen Neuvermählten durch einen Hohlspiegel schwebend dem schaulustigen Publikum gezeigt. Ruhe und Ordnung, die vorzüglichste Zierde der Wiener Volksfeste, herrschte überall.

Sonntag, den 1. April, gab der französische Botschafter Graf Otto ein glänzendes Fest, welches der eigentliche Schluß der Vermählungsfeste in Wien gewesen ist und dem Ihre kaiserlichen Hoheiten die Herren Erzherzoge Brüder des Kaisers, das ganze diplomatische Korps und ein großer Teil des höheren Adels beiwohnte. Bei der mit demselben verbundenen musikalischen Akademie wurde eine Kantate von dem fürstlich Esterhazyschen Kapellmeister Hummel aufgeführt, in welcher Wiens vorzüglichste Künstler und Dilettanten die Solopartien übernommen hatten.

Am 6. April war der französische Kämmerer du Praslin mit einem eigenhändigen Schreiben des Kaisers Napoleon und der Kaiserin Maria Luise aus Compiègne zu Wien eingetroffen und hatte die Ehre, diese Schreiben Seiner Majestät in einer besonderen Audienz zu überreichen . . .

Am 10. April, abends 6 Uhr, erhielt der Graf Otto bei Seiner Majestät eine Audienz, in welcher er abermals ein Schreiben des Kaisers Napoleon an Seine Majestät und zugleich sieben große Ordenszeichen der französischen Ehrenlegion zu überreichen die Ehre hatte. Eines dieser Ordenszeichen behielten Seine Majestät für sich selbst, ein zweites wurde dem Botschafter zur Überreichung an Seine kaiserliche Hoheit den Erzherzog Karl übergeben und von den fünf übrigen, deren Verteilung der Disposition Seiner Majestät überlassen war, hat der Kaiser am 16. April (zugleich als er dem französischen Botschafter Grafen Otto im inneren Appartement das Großkreuz des österreichischen kaiserlichen Leopoldsordens zu verleihen geruhte) eines dem k. k. ersten Obersthofmeister Fürsten Ferdinand von Trauttmansdorff, ein zweites dem k. k. Obersthofmarschall Anton Gotthard Grafen von Schaffgotsche, eines dem k. k. Oberststallmeister Fürsten von Kaunitz, eines dem vormaligen Obersthofmeister der neuvermählten Kaiserin von Frankreich Johann Philipp Grafen von Edling zugeteilt und das fünfte dem eben abwesend gewesenen k. k. Oberstkämmerer Rudolf Grafen von Wrba vorbehalten. Zugleich haben Seine Majestät Ihrem Staatsminister für die auswärtigen Angelegenheiten Klemens Grafen von Metternich, welcher sich noch zu Paris befand, sowie dem zu Paris akkreditierten k. k. österreichischen Botschafter Fürst Karl von Schwarzenberg die Erlaubnis erteilt, den ihnen vom Kaiser Napoleon verliehenen Orden der Ehrenlegion annehmen und tragen zu dürfen. — Noch am 10. April abends hatte der französische Bot-

schafter Graf Otto die Ehre, Seiner kaiserlichen Hoheit dem durchlauchtigsten Erzherzoge Karl in einer besonderen Audienz das große Ordenszeichen der französischen Ehrenlegion nebst einem eigenhändigen Danksagungsschreiben des Kaisers Napoleon zu überreichen.

Am nämlichen Tage, als die Ordenszeichen der französischen Ehrenlegion Seiner Majestät überbracht wurden, fand bei Hofe die lange vorher bestimmte Aufführung des großen Oratoriums ‚Die vier letzten Dinge', Musik vom jetzigen Hofkapellmeister Josef Eibler, in dem schönen Zeremoniensaale statt, welcher eigens dazu mit Tribünen versehen und gehörig dekoriert, dann festlich erleuchtet worden war. Dem Oratorium haben sowohl Seine Majestät als die durchlauchtigsten Erzherzoge Brüder des Kaisers und der dazu geladene appartementmäßige Adel beigewohnt.

Da die Art des Empfanges der jungen Kaiserin in Frankreich sowie mehrere der daselbst stattgefundenen Vorgänge sowohl der allgemeinen Teilnahme an allem, was Ihre Majestät betrifft, entsprechen, als auch die beste Charakteristik jener Zeit gewähren dürften, so glaubt der Verfasser dieser historischen Memoires eine kurze Darstellung derselben, teils aus dem französischen Amtsblatte, teils aus anderen öffentlichen, akkreditierten Zeitblättern entlehnt und durch Augenzeugen berichtiget, am rechten Platze.

Am 24. März 1810 hatte der Fürst von Neufchatel folgende telegraphische Depesche aus Straßburg an den Kaiser Napoleon erlassen: ‚Sire! Die Kaiserin Marie Luise ist heute morgens um 8 Uhr abgereist. Ihre Majestät befindet sich wohl. Sie hegt ein großes Verlangen, schnell zu Compiègne einzutreffen, allein die zudringliche Liebe der Städte verzögert unsere Reise. Ihre Majestät ist mit der Stadt Straßburg sehr zufrieden. Die Ankunft Ihrer Majestät in Compiègne wird morgen, 25. März, erfolgen.' Der Kaiser Napoleon, welcher schon am 20. März zu Compiègne eingetroffen war, hatte darauf am 27. einen Brief Seiner durchlauchtigsten Gemahlin aus Vitry erhalten, worin sie ihm schreibt, daß sie soeben ihre Reise nach Soissons antrete. Sogleich beschloß der Kaiser, den verzögernden Beschwerlichkeiten eines zeremoniellen Zusammentreffens durch eine Überraschung zuvorzukommen, und fuhr mit dem damaligen Könige von Neapel, Joachim Murat, ohne Gefolge und ganz in der Stille unverzüglich von Compiègne ab, der Kaiserin entgegen. Sie hatten etwa 15 Stunden Wegs zurückgelegt, als sie den Zug der Kaiserin gewahr wurden. Unerkannt wollte sich der Kaiser ihrem Wagen nähern, allein einer der Stallmeister, von dieser Absicht nicht unterrichtet, öffnete mit Hast den Schlag und rief: ‚L'empereur!' Das Inkognito war nun nicht mehr möglich. Der Kaiser stieg in den Wagen der Kaiserin, welche sich mit seiner Schwester, der Königin von Neapel, in demselben befand, und da sie bei guter Zeit zu Soissons eintrafen, setzten sie sogleich die Reise bis Compiègne fort.

Am nämlichen Tage, abends gegen 9 Uhr, hatte zu Compiègne der Donner der Kanonen die Annäherung der hohen Reisenden verkündet, welche bei Fackelschein unter dem größten Jubel aller herbeigeströmten Bewohner daselbst angekommen waren. Die Prinzen und Prinzessinnen der Familie des Kaisers hatten die junge, huldvolle Kaiserin beim Aussteigen am Wagen empfangen und wurden sogleich daselbst von dem Kaiser vorgestellt und

begleiteten das hohe Paar unter Voraustretung des Hofstaates in das für die Kaiserin bestimmte Appartement. In der Galerie waren alle Stadtbehörden und die vornehmsten Einwohner versammelt und weißgekleidete Mädchen der ersten Häuser boten Ihrer Majestät ein Bewillkommungsgedicht und Blumensträuße an. Der Kaiser hatte nebst seiner Familie mit der Kaiserin das Abendmahl genommen und war dann nach Paris zurückgefahren.

Als die Kaiserin Marie Luise Compiègne betrat, war sie sehr angenehm überrascht, ihren Lieblingshund, ihre Vögel und die Stickerei, welche ihre kunstreiche Hand in Wien unvollendet zurückgelassen hatte, daselbst zu erblicken. Das Erste, wonach sie sich umsah, war ihr Fortepiano, auf welchem sie Meisterin war. Ihre Zimmer fand sie aufs geschmackvollste eingerichtet. Ihr zur Zeit noch einsames Schlafzimmer war mit roten Kaschmirs von außerordentlicher Kostbarkeit, mit goldenen Stickereien versehen, das Boudoir, das Badezimmer, alles war durch große Spiegel und kunstreiche Tapeten gleich prächtig ausgestattet. Tagsdarauf wurde Ihrer Majestät der Kaiserin derjenige Teil ihres Hofstaates, der nicht bis Braunau gekommen war, vorgestellt und hatte die Ehre, in ihre Hände den Eid der Treue abzulegen, worauf dann die Generaloberſten der Garden, die Kronbeamten, der Minister der auswärtigen Geschäfte und andere Minister und Generale sowie deren Gemahlinnen präsentiert worden sind. Abends war Konzert im kaiserlichen Appartement und die Stadt ward, wie auch tagsvorher geschehen, erleuchtet.

Am 30. März um 1/2 6 Uhr abends trafen Ihre Majestäten unter dem Donner der Kanonen von Compiègne in St. Cloud ein. Die Straße von Compiègne bis dahin war mit einer unermeßlichen Volksmenge bedeckt. Die Munizipalbehörden gingen Ihren Majestäten aller Orten entgegen. Triumphbogen waren errichtet, 400 sehr elegant gekleidete Damen bildeten eine schöne Reihe und Gruppen junger weißgekleideter Mädchen überreichten Ihren Majestäten Blumen. Beim Eingange ins Boulogner Wäldchen hatten sich die Einwohner von Paris in großer Anzahl versammelt. Der Präfekt des Seinedepartements bewillkommnete an der Spitze der Behörden Ihre Majestäten. Der Kaiser hielt die Kaiserin zärtlich bei der Hand. Die Kaiserin nahm mit der größten Leutseligkeit verschiedene Bittschriften an, die ihr überreicht wurden. Die Lüfte ertönten von dem Rufe: Vive l'empereur! Vive l'impératrice! Die Maires bewirteten die Damen unter einem prächtigen Zelte. Die Straßen von St. Denis waren tapeziert. Eine Inschrift enthielt in Feuer die Worte: Der Heldenmut vereint sich mit der Tugend.

Am Tage vor der Feierlichkeit der bürgerlichen Vermählung hatte sich das Kapitel von Notredame nach St. Cloud begeben, um den kaiserlichen Mantel und die Krone, die bei der durch Papst Pius VII. vollzogenen Salbung gebraucht wurden, dahin zu bringen. Den 1. April 1810, als an dem zur Zivilvermählung bestimmten Tage, um 11 Uhr vormittags, versammelten sich alle Personen, welche die Begleitung Ihrer Majestäten gebildet hatten, in dem Palaste von St. Cloud. Um 12 Uhr erschienen die Zeremonienmeister und ihre Gehilfen in der Galerie, die bis dahin verschlossen geblieben war, woselbst sie den zu dieser Feierlichkeit eingeladenen Personen die ihnen bestimmten Plätze anwiesen.

Im Hintergrunde der Galerie standen zwei Armlehnsessel, über die sich ein Himmel wölbte, auf einer Erhöhung, der für den Kaiser zur Rechten und der für die Kaiserin zur Linken. Unter der Erhöhung oder Estrade und auf der Seite stand ein mit einem reichen Teppiche bedeckter Tisch mit einem Schreibzeuge. Auf dem Tische lagen die Register des Zivilstandes.

Gegen 2 Uhr verkündeten Artilleriesalven, welche die Kanonen in Paris bei den Invaliden wiederholten, die Zivilvermählung zu St. Cloud, und der Zug hatte sich in den Gemächern Ihrer Majestäten versammelt. Das war zugleich der Augenblick, in welchem der diensthabende Generaloberst der Garde und die Großbeamten der Krone von Frankreich und Italien Ihre Majestäten abgeholt hatten. Sobald der Zug in der Galerie angekommen war, stellten sich die Huissiers, die Wappenherolde und die Pagen in gleicher Anzahl rechts und links in den Mars-Saal an die Türen. Die Offiziere und Großoffiziere von Frankreich und Italien, die Ehrendamen und Kammerdamen nahmen ihre Plätze hinter Ihren Majestäten nach ihrem Range. Ihre Majestäten ließen sich nun auf dem Throne nieder, und zwar der Kaiser im Krönungsornate, den kaiserlichen Mantel umhangen, die Krone auf dem Haupte; die junge Kaiserin in großer Hoftracht: ein prächtiges, ganz mit Diamanten gesticktes Kleid, woran die Zwischenräume mit Spitzen aus Mecheln garniert waren, umfloß die majestätische Gestalt, eine Krone, die sich mit Diamanten schloß, zierte ihr schönes Haupt. Die Prinzen und Prinkessinnen hatten ihre Sitze zur Rechten und zur Linken der Erhöhung, nach ihrem damals bestimmten Familienrange . . . .

Bei Ankunft des Kaisers und der Kaiserin standen alle Damen, Prinzessinnen und Königinnen, von ihren Sitzen auf und blieben bis zum Ende der Zeremonie stehen. — Sobald sich der Kaiser gesetzt hatte, erteilte er dem Oberzeremonienmeister Befehl, den Reichserzkanzler einzuladen, daß er sich vor den Armsessel Seiner Majestät begebe; zugleich gab ein Zeremonienmeister dem Staatssekretär der kaiserlichen Familie davon Nachricht, der sich dann zum Erzkanzler verfügte und, nachdem er eine Verbeugung gegen Seine Majestät gemacht, sprach: ‚Im Namen des Kaisers!‘ Bei diesen Worten standen Ihre Majestäten auf. ‚Sire! Erklären Eure kaiserliche und königliche Majestät, Ihre kaiserliche und königliche Hoheit die hier anwesende Maria Luise, Erzherzogin von Österreich, zur Ehe zu nehmen?‘ Der Kaiser antwortete: ‚Ich erkläre, Ihre kaiserliche und königliche Hoheit die hier anwesende Erzherzogin von Österreich Maria Luise zur Ehe zu nehmen.‘ — Dieselbe Aufforderung erging an die durchlauchtigste Erzherzogin mit folgenden Worten: ‚Erklären Ihre kaiserliche und königliche Hoheit, Erzherzogin von Österreich, Seine Majestät den hier anwesenden Kaiser und König Napoleon zur Ehe zu nehmen?‘ Ihre kaiserliche und königliche Hoheit antworteten: ‚Ich erkläre, den hier anwesenden Kaiser und König Napoleon zur Ehe zu nehmen.‘ Hierauf sprach der Reichserzkanzler die Verehelichung mit den Worten aus: ‚Im Namen des Kaisers und des Gesetzes erkläre ich, daß Seine kaiserliche und königliche Majestät Napoleon, Kaiser der Franzosen und König von Italien, und Ihre kaiserliche und königliche Hoheit die Erzherzogin Maria Luise ehelich verbunden sind.‘ Nun brachten die Zeremonienmeister und ihre Gehilfen den Tisch, auf welchem die Akten des

Zivilstandes lagen, stellten ihn vor den Armlehnsessel Ihrer Majestäten und kehrten wieder an ihre Stelle zurück, nachdem sie gegen den Kaiser und die Kaiserin eine tiefe Verbeugung gemacht hatten. Hierauf wurde in folgender Art zur Unterzeichnung geschritten: der Staatssekretär der kaiserlichen Familie reichte die Feder dem Kaiser und nachher der Kaiserin zum Unterschreiben, welches Ihre Majestäten sitzend getan, ohne ihre Plätze zu verlassen. Die Prinzen und Prinzessinnen näherten sich sodann dem Tische, empfingen die Feder aus der Hand des Staatssekretärs der kaiserlichen Familie und unterzeichneten den Zivilvertrag ebenfalls, machten aber, ehe sie unterschrieben, eine Verbeugung gegen den Kaiser und die Kaiserin. Dieses vorüber, verbeugte sich der Oberzeremonienmeister gegen Ihre Majestäten und benachrichtigte sie, daß die Zeremonie beendiget sei. Ihre Majestäten erhoben sich sonach und kehrten in die Appartements der Kaiserin zurück.

Den 2. April 1810 erfolgte der Prachteinzug Ihrer Majestäten in Paris. Die Truppen hatten von St. Cloud bis an die Tuilerien zwei Reihen gebildet. Gegen 10 Uhr des Morgens versammelte der Oberzeremonienmeister das ganze Gefolge in den großen Appartements von St. Cloud. So wie die Kaiserin sich an die Toilette begab, benachrichtigte die Ehrendame den Kaiser davon, der sogleich dahin gekommen war. Die Ehrendamen von Frankreich und Italien und die Kammerdame kamen ebenfalls dahin und setzten ihr die Krone der Salbung aufs Haupt. Ihre Majestät wurde mit den Diamanten der Krone geschmückt, in den zu der Feierlichkeit bestimmten Putz gekleidet und mit einem Hofmantel angetan, der von einem ihrer Offizianten getragen worden war.

Sowie der Zug in den Appartements geordnet war, ging der Oberzeremonienmeister zum Kaiser, um Befehle zu empfangen, und Ihre Majestäten stiegen in den Wagen, um sich nach Paris zu begeben. Artilleriesalven kündigten die Abfahrt Ihrer Majestäten an. Den Zug eröffnete und schloß die Garde zu Pferde. Dann kamen die Wappenherolde und der Oberwappenherold zu Pferde, hierauf ein Wagen für die Zeremonienmeister und ihre Gehilfen, neun Wagen für die Kammerherren des Kaisers, vier Wagen für die Großoffiziere des Reiches, vier Wagen für die Minister, acht Wagen für die Palastdamen von Frankreich und Italien, ein Wagen für die Großbeamten der Krone von Italien, ein Wagen für den Oberkammerherrn und den Oberzeremonienmeister, zwei Wagen für die Großwürdenträger, vier Wagen für die Prinzen und Prinzessinnen der Familie des Kaisers, der Wagen der Kaiserin, in welchem sich niemand befand, der Wagen des Kaisers, in welchem Ihre Majestäten saßen, ein Wagen für den Großalmosenier, den Palastmarschall und den Oberjägermeister, ein Wagen für die Ehrendamen von Frankreich und Italien, die Kammerdame und den Hofkavalier der Kaiserin, die Wagen der Prinzen und Prinzessinnen, in welchen sich deren Damen und Offizianten befanden. Den Wagen des Kaisers und jenen der Kaiserin zogen acht Pferde, alle übrigen des Zuges aber sechs. Die Marschälle, Generalobersten der Garde, waren zu Pferde an den beiden Schlägen vom Wagen des Kaisers und der Marschall-Kommandant der Gendarmerie folgte dem Wagen des Kaisers, ebenfalls zu Pferde. Alle Adjutanten des Kaisers und alle Stallmeister waren zu Pferde; die Stall-

meister der Prinzen und Prinzessinnen ritten neben den Wagen Ihrer Hoheiten. . . .

Der Zug ging durch den von der Stadt Paris errichteten prächtigen Triumphbogen der Elysäischen Felder. Hier hielt der Wagen des Kaisers. Der Gouverneur von Paris, die Staatsräte, der Präfekt des Seinedepartements und der Polizeipräfekt, von den zwölf Mairen, den Mitgliedern des Munizipalrates und allen Autoritäten von Paris begleitet, empfingen Ihre Majestäten unter dem Triumphbogen der Elysäischen Felder, zugleich rollte der Donner der Kanonen, die Musikchöre, welche vom Triumphbogen an bis zu den Tuilerien in angemessenen Entfernungen standen, ertönten und die Glocken auf den Stadttürmen von Paris wurden geläutet. Die Autoritäten von Paris folgten dem Wagen Ihrer Majestäten zu Fuß und eine doppelte Reihe von Truppen der Garnison war auf dem Wege, den der Zug zu nehmen hatte, en parade aufgestellt.

Als die Begleitung bei dem Palaste angekommen war, stellte sie sich rechts und links in zwei Reihen. Der Kaiser und die Kaiserin, die Prinzen und Prinzessinnen begaben sich in das Kabinett des Kaisers. Hierauf entfernte sich die Kaiserin in das Schlafgemach des großen Appartements durch die große Tür, deren beide Flügel offen blieben. Die Staatsdamen von Frankreich und Italien und die Kammerdame wurden aus dem Thronsaale durch das Toilettenkabinett in dasselbe geführt. Die Ehren- und die Kammerdame nahmen Ihrer Majestät den Hofmantel ab und legten ihr den kaiserlichen Mantel an. Währenddem wurden die Prinzen und Prinzessinnen gleichfalls zur Toilette der Kaiserin zugelassen.

Inzwischen hatte sich der Zug in die Galerie der Diana begeben und sich daselbst gebildet. Sobald die Toilette Ihrer Majestät vollendet und der Zug gebildet war, begaben sich der Oberzeremonienmeister, der Generaloberst der Garden und die Großbeamten der Krone zum Kaiser, seine Befehle zu empfangen. Der Kaiser und die Kaiserin sind dann den Großbeamten und Prinzen in die Galerie der Diana, und die Prinzessinnen Ihren Majestäten nachgefolgt. Der Mantel einer jeden Prinzessin wurde von einem Offizianten ihres Hauses getragen. Der Zug hatte sich in Bewegung gesetzt und ging durch die Galerie des Museums Napoleon nach der Kapelle des Louvre, wo die priesterliche Einsegnung stattfinden sollte.

Die Kapelle war in folgender Weise eingerichtet: ringsherum sind zwei Reihen von Bühnen, jede ungefähr 400 Personen fassend, errichtet gewesen. Diese Bühnen wurden durch Zwischenräume abgesondert und waren numeriert; diese Nummern sind auf den vom Großzeremonienmeister verteilten Eintrittskarten bemerkt worden. In den Bühnen der ersten Reihen hatten das diplomatische Korps, die Fürsten des Rheinbundes, die Offiziere und Damen der Häuser des Kaisers und der Prinzen und Prinzessinnen, die nicht von der Begleitung waren, dann die Gattinnen der Minister und der Großoffiziere des Reiches ihre Sitze. Die Eintrittskarten zu den Bühnen der zweiten Reihe wurden unter die öffentlichen Staatsdiener und ihre Gattinnen verteilt. Dem Altare gegenüber und 30 Fuß davon entfernt waren unter einem Thronhimmel und auf einer Erhöhung, welche bis an die Stufen des Altares reichte, zwei Armsessel und Betschemel für Ihre Majestäten, in

welche sich Allerhöchstdieselben auch sogleich begaben. Nahe beim Altare standen auf zwei Leuchtern die zwei Kerzen, zum Opfer bestimmt; jeder der beiden Leuchter war mit 20 Goldstücken (Napoleond'or) inkrustiert. Unten an den Stufen des Altares waren zwei Kissen für Ihre Majestäten. Auf dem Altare stand ein silbernes vergoldetes Becken, worin 13 Goldstücke und der Trauring sich befanden. Über den Stufen des Altares stand ein Lehnsessel für den Großalmosenier, ein solcher für den Offizianten und zwei andere für die assistierenden Bischöfe.

Sobald nun die Begleitung an Ort und Stelle war, hatte der Großalmosenier und der Offiziant auf ein Zeichen des Großzeremonienmeisters nach einer tiefen Verbeugung gegen Ihre Majestäten das Veni Creator angestimmt. Nach dem ersten Verse, während welchem alle Anwesenden niedergekniet, setzte er sich auf einen Lehnstuhl auf der obersten Stufe des Hochaltares, den Rücken gegen den Altar gekehrt, an seinen Seiten die assistierenden Bischöfe ebenfalls in ihren Lehnstühlen, und die Zeremonie begann durch Einsegnung der 13 Goldstücke und des Trauringes, welche ein Almosenier des Kaisers auf einem Becken überreichte. Nach geschehener Einsegnung machte der Großzeremonienmeister dem Kaiser und der Kaiserin eine tiefe Verbeugung, worauf sich Ihre Majestäten zum Fuße des Altares begaben, dort stehen blieben und sich, nachdem sie die Handschuhe ausgezogen, die rechte Hand gaben. Der Großkammerherr empfing die Handschuhe des Kaisers, die Ehrendame die Handschuhe der Kaiserin. Der Offiziant sprach nun zu dem Kaiser die Worte: ‚Sire! Sie erklären und geloben vor Gott und im Angesichte seiner heiligen Kirche, daß sie von nun an Ihre kaiserliche und königliche Hoheit, die Frau Erzherzogin Maria Luise, hier gegenwärtig, zu Ihrer Gattin und rechtmäßigen Gemahlin annehmen?‘ Der Kaiser antwortete: ‚Ja, Herr!‘ Der Offiziant fuhr fort: ‚Sie versprechen und geloben, ihr in allen Dingen Treue zu bewahren, wie ein getreuer Gatte es seiner Gattin schuldig ist nach dem Gebote Gottes?‘ Der Kaiser antwortete wieder: ‚Ja, Herr!‘“

Nachdem auch die Kaiserin die Trauformel beschworen hatte, „übergab der Offiziant dem Kaiser nach und nach die Goldstücke und den Ring. Seine Majestät überreichte die Goldstücke der Kaiserin, die solche unverzüglich der hinter ihr stehenden Ehrendame übergab, aus deren Händen sie ein Zeremoniengehilfe empfing. Sodann steckte ihr der Kaiser den Trauring an den Ringfinger der linken Hand mit den Worten: ‚Ich gebe Ihnen diesen Ring als ein Zeichen der Ehe, welche wir abschließen‘; und der Offiziant machte das Zeichen des Kreuzes über die Hand der Kaiserin. Hierauf knieten der Kaiser und die Kaiserin nieder und der Offiziant sprach, indem er die Hand auf die Vermählten hielt, die sich noch immer die rechte Hand gegeben hatten, die beiden Gebete Deus Abraham, dann Respice quaesumus Domine.“ Nach diesen Gebeten kehrten der Kaiser und die Kaiserin in ihre Armstühle zurück und die Messe begann. Während der Messe opferten die Neuvermählten die oben erwähnten Leuchter und Kerzen; nach dem Ite missa est empfingen sie den bischöflichen Segen, worauf der Chor das Tedeum anstimmte.

„Sonach begab sich der Zug in der nämlichen Ordnung wie er gekommen war, wieder nach den Tuilerien zurück, woselbst Ihre Majestät

die Kaiserin den kaiserlichen Mantel und die Krone ablegte, welche in Zeremonie wieder nach der Kirche Notredame zurückgebracht wurden. Alle diese Feierlichkeiten waren bis 4 Uhr nachmittags vollendet und Ihre Majestäten hatten sich sodann auf einem Balkon dem Publikum gezeigt, dessen Enthusiasmus dadurch aufs höchste gesteigert worden ist. Um 7 Uhr abends war großes Gastmahl und die Stadt Paris wurde aufs reichste und glänzendste beleuchtet. — Größere Feste wurden vorbereitet, welche aber erst im folgenden Monat Mai stattfinden sollten.

Am 3. April haben Wappenherolde auf den Boulevards und öffentlichen Plätzen goldene und silberne Schaumünzen ausgeworfen, welche zum Andenken an diese erlauchte eheliche Verbindung geprägt worden waren. An demselben Tage hatten sich Ihre Majestäten von St. Cloud nach Compiègne begeben. Bei den zu Compiègne stattgehabten Audienzen, deren Zweck war, die verschiedenen Glückwunschdeputationen anzunehmen, hat jedesmal nur der Kaiser allein geantwortet. — Am 15. April war zu Compiègne große Präsentation des diplomatischen Korps bei dem Kaiser. Unter anderen empfing Seine Majestät den königlich preußischen General Graf Kalkreuth, den Grafen Zamoisky, die Herren d'Affry, Doormann, Grooning und Overbeck, welche die Glückwünsche der Könige von Preußen und von Sachsen, der Eidgenossenschaft und der Hansastädte überbrachten.

Teils um den Vorbereitungen, welche zu den großen Festen in Paris gemacht wurden, aus dem Wege zu gehen, teils um seiner jungen Gemahlin, über deren Liebeswürdigkeit sich im Publikum alle Stimmen vereint hatten, das imposante und für sie ganz neue Schauspiel zu veranstalten, ein zu Antwerpen vollendetes Schiff vom Stapel zu lassen, teils endlich und wohl vorzüglich, um mit seinem errungenen Glücke — dem höchsten, das ein Sterblicher erreichen kann, — groß zu tun, den erschöpften Völkern aber in Marie Luisen ihren Schutzengel zu zeigen und alle die Wunder, die sein Genius und seine Macht hervorgebracht, recht anschaulich zu machen, unternahm der Kaiser Napoleon mit Ihrer Majestät der Kaiserin eine Reise nach Holland und den Niederlanden.

Sie hatten Compiègne am 27. April des Morgens um 7 Uhr verlassen, um sich nach St. Quentin zu begeben. Der Weg führte sie dicht bei Salency vorüber. Die Rosenmädchen aus diesem Orte waren an die Straße geeilt und wurden an den Wagen Ihrer Majestäten gelassen, wo eines derselben ein Gedicht an die Kaiserin sprach, welches diese auf das huldvollste angehört und mit der herablassendsten Danksagung erwidert hat. — Man müßte Bände füllen, wollte man alle jene Ehrfurchtsbezeugungen und zarten Huldigungen darstellen, deren Gegenstand auf dieser Reise die junge Kaiserin gewesen, die sich eben damit zu beschäftigen schien, ihrem Gemahl eine neue, ihm bisher fremd gebliebene Art von Sieg und Eroberung kennen zu lehren: den Sieg über Menschenherzen und Eroberung der Gemüter.

Ihre Majestäten wurden auf einem Teile dieser Reise insbesondere von dem Oheim der Kaiserin, Seiner kaiserlichen Hoheit dem durchlauchtigsten Erzherzog von Österreich Ferdinand, Großherzoge von Würzburg, dann von den beiden österreichischen Ministern, dem Fürsten von Schwarzenberg und dem Grafen von Metternich begleitet.

Zu St. Quentin wurde Ihre Majestät die Kaiserin von den daselbst aufblühenden Manufakturen von Battist, Gaze, Linon und Baumwollenzeugen überrascht und zeigte nach Art echter deutscher Hausfrauen bei dem Anblicke derselben viele Zufriedenheit. — Ein in dieser Gegend auf Geheiß des Kaisers entstandener Kanal wurde besichtigt. Man hatte den Weg bis zum Kanal in Kaleschen zurückgelegt, sich sodann in die bereitgehaltenen Gondeln eingeschifft und war bis zur Öffnung des unterirdischen Kanals von Tronquoy gelangt. Dieser war damals zwar schon vollendet, aber die Wasser waren noch nicht hineingelassen, darum fuhren Ihre Majestäten mit Begleitung in Kaleschen hindurch. Bei Bellicour waren Zelte errichtet. Hier frühstückten Ihre Majestäten mit ihrem Gefolge. Nach dem Frühstück fuhren Ihre Majestäten in Gondeln zum Eingang in den zweiten unterirdischen Kanal, der unter einem Berge 2900 Klafter lang fortgeht. Dieses große Werk war in seiner ganzen Ausdehnung beleuchtet. Als Ihre Majestäten am anderen Ende angekommen waren, setzten sie die Schiffahrt bis Cambray fort. — Nach Besichtigung dieses Kanals haben sich die Königin von Neapel und Seine kaiserliche Hoheit der Erzherzog Großherzog von Würzburg von Ihren Majestäten beurlaubt und sind nach Paris zurückgekehrt. Ihre Majestät die Kaiserin aber benützte die Gelegenheit, den Armen in St. Quentin durch die Herzogin von Montebello 2000 Frank zufließen zu lassen.

Der Kaiser und die Kaiserin reisten hierauf über Valenciennes nach Brüssel, wo sie am 29. April abends ankamen nnd von wo sie sich sofort nach dem schönen Schloße Laeken begeben hatten. Bei der Durchfahrt durch Brüssel waren alle Straßen, durch welche gefahren worden, mit Maien, Blumengirlanden, kostbaren Teppichen aufs schönste verziert und die Stadt beleuchtet; Glocken, Kanonen und Volksjubel ertönten.

Nach mehreren Audienzen, die Ihre Majestäten am 30. April den Amtsbehörden auf dem Schloße Laeken gewährten, schifften sie sich mittags mit dem Könige und der Königin von Holland auf dem Kanale ein und kamen nachmittags zu Wilbröck an, wo der Kanal mit dem Ruppelfluß in Verbindung ist. Der Seeminister, ein Admiral und der Präfekt empfingen sie daselbst bei der Schleuse. Die Ufer des Kanals waren mit Menschen aller Klassen und Alter besetzt, die über den Anblick ihrer neuen Kaiserin alles zu vergessen schienen und in den lautesten Jubel ausbrachen. Um 7 Uhr abends erfolgte die Ankunft Ihrer Majestäten zu Antwerpen. Auch hier Glockengeläute, Kanonendonner, Jubel und Freude. Sie stiegen bei der Bucht des Arsenals ans Land und die versammelte fröhliche Volksmenge war unermeßlich. Bei dem Einzuge waren die Straßen der Stadt mit grünem Gesträuche, kostbaren Gemälden und Teppichen, Blumengewinden und Bändern verziert.

Den 1. Mai haben Ihre Majestäten die Flotte bei Antwerpen besehen und lange auf dem Admiralschiffe verweilt, von wo der Kaiser mehrere Manöver ausführen ließ, worauf sie unter einer Artilleriesalve von allen Schiffen der Flotte ans Land zurückgekehrt waren. Am 2. Mai um 3 Uhr nachmittags begaben sich Ihre Majestäten, von dem ganzen Hofe begleitet, an die Schelde. Hier war für Höchstdieselben ein prächtiges Zelt in Form eines Thrones errichtet und von beiden Seiten mit einem Amphi-

theater von Tribünen für das Gefolge umgeben. Nun wurde in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin, des Königs und der Königin von Westphalen (die sich in Antwerpen eingefunden hatten) das Linienschiff ‚Der Friedland‘ von 80 Kanonen unter dem tausendfach wiederholten Rufe: ‚Es lebe der Kaiser! Es lebe die Kaiserin!‘ vom Stapel gelassen. Dieses Schiff war das erste von gedachtem Range, das an den Ufern der Schelde erbaut worden. Der Erzbischof von Mecheln an der Spitze seiner Geistlichkeit hatte es, nachdem er Ihren Majestäten das Weihwasser gereicht, eingesegnet. Das Schiff wurde während dieser Zeremonie so losgelassen, daß es nur noch an seinen Seilen vorne hing, da es rückwärts ins Wasser gehen mußte. Plötzlich wurden nach Anordnung der Baumeister alle Seile mit Äxten abgehauen und hierauf rückte das Schiff aus seiner bisherigen Lage unter großem Freudengeschrei des Volkes majestätisch in den Fluß hinein. Da es durch die Flut gehoben und getrieben worden, lief es den Fluß aufwärts, bis es durch Auswerfung zweier Anker gegenüber der Vorwache des Arsenals festgehalten wurde. Der Kaiser war mit der Genauigkeit des Manövers zufrieden. Die Kaiserin, für welche dieses Schauspiel neu geweesn, schien ebenfalls darüber sehr vergnügt.

Die Handwerker der Stadt haben darauf ein Schauspiel gegeben, das sich einer alten Gewohnheit nach nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten erneuert. Mehrere Wagen mit Sinnbildern und Allegorien, wovon sich vorzüglich drei auszeichneten, wurden durch die Straßen geführt, von einer großen Menge von Reitern in charakteristischen Anzügen umgeben. Auf dem einen Wagen war ein außerordentlich großer Walfisch aus Pappe. Im Innern desselben spritzten einige darin befindliche Personen mittels Pumpen Wasser aus den Nasenlöchern. Auf dem zweiten war ein Kriegsschiff im Kleinen, in welchem Kinder den Schiffsdienst versahen. Der dritte trug ein ungeheures Gestell, worauf ein aus Pappe gefertigter Riese saß, der in dieser Stellung 30 Fuß hoch war. Ein im Kopfe befindlicher Mensch drehte dem Riesen die Augen, als wenn er auf die Volksmenge herumblickte. Das Merkwürdigste an dieser Statue ist, daß Rubens sie im Jahre 1610 verfertiget hat und daß dieses Spektakel bloß bei Durchreise der Souveräns zu sehen ist. Der erste und der dritte Wagen entlockten der Kaiserin ein Lächeln.

Am 5. Mai haben Ihre Majestäten einem Fest, welches die Einwohner von Antwerpen auf dem Stadthause gegeben, beigewohnt. Sie wurden dahin von dem Könige und der Königin von Westphalen, von dem Vizekönige von Italien und dem ganzen Hofstaate begleitet. Das Fest wurde durch eine Kantate eröffnet, worauf drei Quadrillen und ein Ball folgten, der bis tief in die Nacht gedauert hat.

Hierauf haben Ihre Majestäten eine Tour nach dem neu mit Frankreich vereinigten, vorher holländischen Landesbezirke unternommen, und zwar nach Herzogenbusch, Gertrudenberg, Middelburg (auf der Insel Walcheren), Goes und Vlissingen, und waren am 14. Mai wieder in Antwerpen angelangt, doch nur um sich von da sogleich nach Brüssel zu begeben. In Begleitung des Königs und der Königin von Westphalen und des Vizekönigs von Italien waren Ihre Majestäten noch am Abende vom 14. Mai auf dem Schlosse Laeken angelangt, wo am folgenden Tage Ihrer Majestät der

Kaiserin die Amtsstellen vorgestellt wurden. Abends wohnten Ihre Majestäten zu Brüssel einem Schauspiele bei, nach welchem ihnen die angesehensten Damen dieser Stadt vorgestellt wurden.

Am 16. Mai wohnten Ihre Majestäten einem von der Stadt Brüssel auf dem Rathause gegebenen Feste bei. Dieses ungeheure Gebäude war aufs niedlichste und edelste verzieret. Ihre Majestäten kamen um 9 Uhr abends an, hörten eine Kantate und genehmigten die Eröffnung des Balles sowie die Bildung von Quadrillen. Die Freude des Festes hatte aber den höchsten Gipfel erreicht, als Ihre Majestät die Kaiserin an dem Tanze, der nach den Quadrillen folgte, mit der Königin und dem Könige von Westphalen Anteil zu nehmen geruhte. Schon nach $^1/_2$ 11 Uhr nachts aber entfernten sich Ihre Majestäten wieder. Sie waren am folgenden Tage nach Gent abgereist, wo ihnen auf dem Rathause wieder ein Fest gegeben wurde, bei welchem Ihre Majestät die Kaiserin, so wie es zu Brüssel geschehen, abermals am Tanze teilgenommen hatte.

Am 18. Mai kamen der Kaiser und die Kaiserin zu Brügge an. Unter den Merkwürdigkeiten der Stadt besahen sie auch die Hauptkirche und darin die prächtigen Grabmale Mariens von Burgund und Herzogs Karl des Kühnen, — ein Gedanke, der gewiß nur im Kopfe der jungen Kaiserin entstand und durch den Trieb ihres Herzens zur Ausführung gebracht worden ist. Auch hier wohnten ihre Majestäten übrigens einem Ballfeste auf dem Rathause bei.

Am 20. Mai waren sie zu Ostende angekommen. Sie hatten die Reise in einer sehr schönen Jacht auf dem Kanal von Brüges gemacht. Der Kaiser hatte mit ungeheurer Tätigkeit, ehe er die Stadt betreten, den Hafen, die Aufwürfe, die Bassins, den Meeresdamm und alle jene Arbeiten, die seit seinem letzten Hiersein begonnen wurden, besichtiget, während Ihrer Majestät der Kaiserin der Anblick des kolossalen Leuchtturmes (ein Werk der großen Kaiserin Maria Theresia, der erhabenen Ahnfrau Marie Luisens) Stoff zum Denken gab. Nach erfolgter Präsentation der Autoritäten wohnten Ihre Majestäten auch hier einem Feste, welches ihnen die Munizipalität und die Handelskammern angeboten, mit gleicher Teilnahme bei. Am andern Tage waren sie nach Dünkirchen gekommen, wo sie das Schauspiel besucht und ein von der Stadt gegebenes Fest angenommen hatten, sodann aber am 22. ihre Reise nach Lille, von da am folgenden Tage nach Calais fortsetzten. Hier besahen sie den Seehafen und die verschiedenen Arbeiten und setzten am 25. ihre Reise nach Boulogne fort. Am 26. waren sie von da abgereist, besahen unterwegs den Hafen St. Valerie-sur-Somme und kamen abends 9 Uhr nach Dieppe. Hier erhielten die verschiedenen Behörden Audienz. Dann wohnten Ihre Majestäten der Messe bei, reisten nach derselben in den Havre, wo sie noch am nämlichen Abend eintrafen. Eine Beleuchtung der Stadt hatte sogleich nach Ankunft der hohen Souveräne angefangen. Von da kehrten sie über Rouen zurück und langten am 31. Mai in St. Cloud wohlbehalten wieder an.

Drei merkwürdige Dekrete hatte der Kaiser während dieser Reise erlassen, in welchen der Einfluß der huldvollen Kaiserin sichtbar erscheint: eines aus Antwerpen den 5. Mai 1810, mittelst welchem zu Paris unter dem Schutze der Kaiserin die Bildung einer ‚mütterlichen Gesellschaft‘ an-

geordnet wurde, welche zum Zwecke hatte, armen Wöchnerinnen im Reiche beizuspringen, für ihre Bedürfnisse zu sorgen und zur Stillung der Kinder beizutragen; das zweite aus Herzogenbusch den 7. Mai, in welchem für den Erfinder einer Flachs-Linnen-Spinnmaschine der Preis von einer Million Franks bestimmt wird; das dritte von Brüssel den 18. Mai, wo — in Betracht, daß die große Mehrheit der Bewohner des Departements der Rheinmündungen Katholiken sind, die bei Ausübung ihrer Religion eine nur unvollkommene Toleranz genießen, — die Organisierung des Gottesdienstes an den Rhein- und Scheldemündungen angeordnet wird.

War man es endlich gewohnt, in öffentlichen Blättern nur die Summen von Kriegskontributionen, Requisitionen, Brandschatzungen zu lesen, so war es nun umso herzerhebender, von den Spuren der Wohltätigkeit unterrichtet zu werden, welche der Kaiser, nach dem erlangten Besitze einer so tugendhaften, wohltätigen Gemahlin, bei dieser Reise aller Orten für die Armen hinterlassen hatte. Er gab zu diesem Zwecke zu Antwerpen 15.000, zu Berg-op-Zoom 5000, zu Middelburg 15.000, zu Vlissingen 30.000, zu Terreverre 2000, zu Domburg 1000, zu Gent 15.000 Franks, die wohl größtenteils von dem gütevollen Herzen der Kaiserin eingeleitet worden und vielleicht selbst durch ihre milden Hände geflossen sind.

Zu Paris hatte Kaiser Napolon am 7. Juni große Audienz erteilt, bei welchem fremde Botschaften und Gesandte die Glückwünsche ihrer Souveräns zur Vermählung des Kaisers überreicht hatten . . . Am 10. Juni hatte der Kaiser in einer besonderen Audienz die Fürstin Schwarzenberg, Gemahlin des kaiserlich österreichischen Botschafters, empfangen. Diese Fürstin wurde von einem Zeremonienmeister und einem Zeremoniengehilfen, von der Palastdame der Kaiserin, Gräfin Brignoles, begleitet, in einem Hofwagen nach dem Palast von St. Cloud gebracht, von dem Großhofzeremonienmeister bei dem Kaiser eingeführt und von der Gräfin Brignoles vorgestellt.

Endlich folgten die großen Feste von Paris, deren bestimmtere Erwähnung außer den Grenzen dieser Blätter liegt, eines ausgenommen, das jeden Österreicher näher angeht: das Fest, welches der kaiserlich österreichische Botschafter, General Fürst Karl Schwarzenberg, zur Feier der Vermählung am 1. Juli 1810 zu Paris gegeben hat.*) Ihre Majestäten haben diesem Feste beigewohnt. Sie langten um 10 Uhr abends an. Der Garten war mit vielem Geschmacke beleuchtet und bot mehrere Ansichten aus Gegenden dar, die Ihre Majestät die Kaiserin während ihrer Kindheit liebgewonnen hatte. So war bei dem Feuerwerk, welches hier gegeben wurde, die Ansicht des Ritterschlosses von Laxenburg als Dekoration gewählt worden. Bei dem Ballette führten Tänzer von dem Theater der Oper, nach dem Kostüme der verschiedenen Völker der österreichischen Monarchie gekleidet, die ihnen eigentümlichen Tänze aus.

1200 Personen waren zu diesem Feste geladen worden. Um eine so zahlreiche Gesellschaft zu empfangen, hatte der Fürst nach dem zu Paris her-

*) Anmerkung des Memoirenschreibers: Diese Darstellung ist aus dem französischen Amtsblatte „Der Moniteur" entnommen und aus einem gleichzeitigen Privatschreiben des Fürsten Karl von Schwarzenberg an den Fürsten von Lobkowitz in Wien berichtiget worden.



gebrachten Gebrauche einen Tanzsaal von Brettern erbauen lassen, welcher mit Gemälden und Draperien von Gaze, Musselin und anderen leichten Stoffen verzieret war. Dieser Saal gewährte einen sehr schönen Anblick. Die Königin von Neapel eröffnete den Ball durch eine Quadrille mit dem Fürsten Esterhazy, der König von Württemberg mit der Gräfin Marie von Metternich, Tochter des k. k. österreichischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, und der Vizekönig mit der Fürstin Pauline Schwarzenberg, geborenen Herzogin von Arhemberg, Gemahlin des älteren Bruders des Botschafters. Nach der Quadrille wurde eine Ekossaise getanzt, während welcher sich Ihre Majestäten von ihren Sitzen erhoben, um den Saal zu durchgehen und sich mit den Damen zu unterhalten. Die Kaiserin war schon zu ihrem Armstuhl zurückgekehrt, der Kaiser befand sich noch am anderen Ende des Saales und war eben bei der Fürstin Pauline von Schwarzenberg, die ihm ihre Töchter vorstellte, vorübergekommen, als die Flamme einer Kerze eine Fensterdraperie entzündete. Der Graf Dumanoir, Kammerherr Seiner Majestät, und mehrere Offiziere, die sich neben ihm befanden, wollten den Vorhang herabreißen, die Flamme ergriff aber den oberen Teil und verbreitete sich an den leicht entzündbaren Stoffen mit so furchtbarer Schnelle, daß in wenigen Minuten der Tanzsaal und die daran stoßende, gleichfalls von Holz neuerbaute Galerie, in Feuer standen. Der Kaiser hatte kaum die Zeit, sich zu seiner erlauchten Gemahlin zu begeben. Der Botschafter und die übrigen Beamten der österreichischen Mission umgaben ihn sogleich und suchten ihn zu bewegen, den Saal zu verlassen. Der Kaiser entfernte sich langsam mit der Kaiserin, als die Flamme bereits die Decke des Saales ergriffen hatte, und empfahl Fassung, um allen Unordnungen vorzubeugen.

Die Ausgänge aus dem Saale waren glücklicherweise so geräumig, daß sich die Menge sehr leicht verlieren und sich in den Garten verbreiten konnte. Aber viele Mütter verloren die Zeit, indem sie ihre Töchter suchten, von denen sie durch den Tanz getrennt worden waren, und viele Töchter, indem sie ihre Mütter aufzufinden trachteten. Die Schnelligkeit der Flamme war so groß, daß die Königin von Neapel, welche dem Kaiser gefolgt und gefallen war, nur durch die Geistesgegenwart Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Ferdinand, Großherzogs von Würzburg, Höchstwelcher sie aus dem Saale getragen haben soll, gerettet wurde. Die Königin von Westphalen ward von ihrem Gemahl und dem Grafen, jetzt Fürsten von Metternich aus den Flammen getragen und so gerettet. Der Vizekönig Eugen, der sich im Hintergrunde des Saales befand und besorgt war, sich mit seiner Gemahlin ins Gedränge zu wagen, später aber durch das Herabfallen der Hängeleuchter und das Einstürzen der Decke verhindert wurde, dem Haupteingange zuzueilen, bemerkte zum Glück eine kleine Tür, die in die Gemächer des Hotels führte und durch die er sich mit seiner Gemahlin rettete. Einige zwanzig Damen wurden mehr minder verwundet; die Fürstin van der Leyen, die Gemahlin des kaiserlich russischen Konsuls Lubensky und andere wurden es gefährlich, da sie entweder eine Ohnmacht befallen hatte oder sie im Hinausgehen ein Hindernis fanden. Der kaiserlich russische Botschafter Fürst Kurakin hatte das Unglück, auf den bereits brennenden Stufen, die aus dem Saale in den Garten führten, zu fallen. Er war für einen Augenblick ohne

Besinnung. Zwei Individuen der kaiserlichen österreichischen Botschaft und zwei Offiziere der kaiserlich französischen Garde retteten ihn, doch wurde er bettlägerig und hatte viele Schmerzen zu leiden. (Nach anderen, weniger verbürgten Nachrichten war er aus einem Fenster in den Garten gesprungen und hatte beide Füße gebrochen.)

Der weitläufige und reichbeleuchtete Garten bot das sonderbare Schauspiel von Eltern dar, die nach ihren Kindern, von Männern, die nach ihren Frauen, von Frauen, die nach ihren Männern riefen und die in dem Augenblicke des Wiederfindens sich mit einer Heftigkeit umarmten, als wenn sie jahrelang getrennt gewesen wären. — Der Kaiser und die Kaiserin stiegen am Eingange des Garten in ihren Wagen. Nachdem der Kaiser das, was seinem Herzen das Teuerste war, zu den Landequipagen, die an der Barriere der Elysäischen Felder warteten, begleitet und so in Sicherheit gebracht hatte, war er mit einem Adjutanten wieder zum Botschafter Fürsten Schwarzenberg zurückgekehrt.

Die Fürstin Pauline Schwarzenberg war eine der letzten im Saale geblieben. Sie hatte eine ihrer Töchter an der Hand. Ein brennender Tram verletzte diese, so daß ein Mann, der sich in der Nähe befand, sie aufhob und aus dem Saale trug. Die Fürstin selbst ward durch die Menge in den Garten gezogen. Als sie ihre Tochter vermißte, durchlief sie den ganzen Garten mit lauten Rufen. Sie begegnete dem Könige von Westphalen, der sie zu beruhigen suchte; sie wendete sich gleichfalls an den Fürsten Borghese und den Grafen Regnaud de St. Jean d'Angely. Nach einer Viertelstunde fruchtlosen Suchens eilt sie, von mütterlichem Heldenmut ergriffen, in den brennenden Saal zurück. Von diesem Augenblicke an hörte man nichts weiter von ihr. Es gelang endlich, das Feuer zu bemeistern. Das Hotel des Botschafters wurde vor den Flammen bewahrt und die Ruhe kehrte zurück. Der Fürst Josef Schwarzenberg brachte die Nacht damit zu, seine Gemahlin zu suchen, die er aber weder bei seinem Bruder, dem Botschafter, noch bei der Gräfin Metternich fand. Er zweifelte noch immer an seinem Unglücke, bis man bei Anbruch des Tages unter den Trümmern des Saales einen ganz entstellten Körper fand, den Dr. Gall für jenen der Fürstin Pauline von Schwarzenberg erkannte. Es blieb darüber kein Zweifel mehr, da man ihren Ring und jene goldenen Herzen fand, worin die Namen ihrer Kinder eingraviert waren und die sie um den Hals zu tragen pflegte. Sie war Mutter von acht Kindern und mit dem neunten im vierten Monate schwanger. Sie zeichnete sich sowohl durch die Anmut ihrer Gestalt als durch ihre Geistes- und Herzenseigenschaften aus. Die heldenmütige Aufopferung, welche ihr das Leben kostete, beweist hinlänglich, wie sehr sie verdiente, bedauert zu werden. Nur eine Mutter konnte es wagen, sich in solche Gefahr zu stürzen!

Der Kaiser entfernte sich erst um 3 Uhr früh. Er sandte noch mehrere Male während des Überrestes der Nacht, um Erkundigung über das Schicksal der Fürstin Schwarzenberg einzuziehen, das damals noch ungewiß war. Erst um 5 Uhr morgens brachte man die Nachricht von ihrem Tode. Ihre Majestät die Kaiserin zeigten sich diesen Abend sehr gefaßt. Als sie aber bei ihrem Erwachen die Nachricht von dem Tode der Fürstin Pauline von Schwarzenberg erfuhr, vergoß sie häufige Tränen."



Walther von der Vogelweide.

Aus einer Reihe heimischer Erzählungen von **Richard von Kralik.**

„Allerst leb' ich wert der Ehre,
Seit mein sündig Auge sah
Jenes heil'ge Land, das hehre,
Wo uns größtes Heil geschah.
Mir geschah, warum ich bat,
Ich bin kommen an die Statt,
Die einst Gott als Mensch betrat.

In dies Land hat er gesprochen
Einen ängstiglichen Tag,
Da die Witwe wird gerochen,
Und die Waise klagen mag,
Da der Reiche die Gewalt
Büßen muß so mannigfalt.
Wohl ihm, der schon hier vergalt!

Christen, Juden und auch Heiden
Seh'n es als ihr Erbe an;
Möge Gott zu Recht es scheiden
In der dreier Namen Bann!
Alle Welt kämpft hin und her,
Unser Recht ist gut und hehr.
Recht ist, daß er uns gewähr'."

Also sang im Sommer 1230 eine kleine Schar rückkehrender Kreuzfahrer, die mit Kaiser Friedrich dem Zweiten im Heiligen Land gewesen waren und sich auf der Rückreise in Italien etwas verspätet hatten. Auch der Dichter dieses Liedes, der Ritter Walther von der Vogelweide, ritt hinter der Schar nachdenklich und schwermütig einher. Er schien die Last seiner sechzig Jahre und seines grauen Scheitels unwillig zu tragen. Als die anderen beim Anblick der Türme und Mauern Wiens laut aufjauchzten, entrang sich ihm ein schwerer Seufzer. Und als ihn einer darum lachend anfuhr, erwiderte er: „Ach, ihr könnt freilich sagen: ich bin hier heim oder ich will heim. Das tröstet baß. Ich aber bin heut' hier, bin morgen dort; was Gaukelfuhr ist das! ‚Seid willekommen, Herre Wirt!' dem Gruße muß ich schweigen. ‚Seid willekommen, Herre Gast!' da muß ich danken und neigen. Wirt und Heim sind zwei unschämeliche Namen; Gast und Herberge müssen sich oft schamen. Ach, möcht' ich es erleben, daß ich den Gast auch grüße, so daß er mir, dem Wirte, danken müsse!"

„Kommt doch mit uns, Herr Walther!" riefen alle. „Jeder nimmt den edlen Sänger gern auf. Ihr habt uns durch Eure Lieder und Sprüche im Heiligen Land den Mut mächtig erhoben, da er oft sorgenvoll sinken wollte über dem unseligen Zwiespalt zwischen Kaiser und Papst. Ihr habt uns mit Euren Kreuzliedern übers Meer gerufen und geleitet und wieder zurückgeführt. Ihr habt es bewirkt, daß wir nicht an unserm Amt zweifelten und verzweifelten, in dieser furchtbaren Zeit, da das Weltende hereinzubrechen droht, da alle Gewalten wanken, alle Zucht sich löst, aller Glaube hinstürzt."

Aber Herr Walther entgegnete: „Ich suche nicht Herberg in der Stadt; ich will dort auf den Berg hinauf!"

„Zum Herzog etwa? Der ist ja noch gar nicht in seine Burg auf dem Kahlenberg zurückgekehrt. Er weilt noch in Italien, um dort gemeinsam mit den deutschen Fürsten den Frieden zwischen Papst und Kaiser zu vermitteln."

Herr Walther erwiderte: „Ich habe noch einen anderen Freund dort oben, einen Klausner in einer Schlucht des Hermannskogels; der wird mir nicht die Herberge auf seiner Streu verweigern."

Und mit diesen Worten gab Herr Walther dem Rößlein mit der flachen Linken einen Schlag auf den Rücken, nickte den Gefährten zum Abschiede zu und trabte gemächlich nach links ab den Weinbergen am Abhang des Gebirges zu. Er kam durch Dörfer und Felder, dann durch Wiesen und Wälder, immer höher, bis er endlich Halt machen mußte. Denn er wußte nicht mehr, wo er war. Hatte er den alten wohlbekannten Weg verloren oder hatte sich alles in den langen Jahren seiner Abwesenheit so ganz verändert?

„O weh", seufzte er vor sich hin, „wie sind verschwunden alle meine Jahr'! Ist mir mein Leben geträumet, oder ist es wahr? Was ich je wähnte, daß es wäre, war das nicht? Darnach hab' ich geschlafen und ich weiß es nicht! Doch nun bin ich erwachet und ist mir unbekannt, was mir hievor war kundig wie meine andre Hand. Leut' und Land, da ich von Kinde bin erzogen, die sind mir fremd geworden, als ob es sei gelogen. Wenn nicht das Wasser flösse, wie es weiland floß, fürwahr ich wähnte dann mein Unglück allzugroß. Die wilden Vöglein scheinen mit mir selbst zu klagen. Was Wunder ist, ob ich davon muß ganz verzagen. Die Welt ist außen schön, so weiß und grün und rot, doch innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod!"

Langsam glitt Herr Walther vom müden Pferd herab und setzte sich unschlüssig an den Rand des Weges. Dort saß er auf einem Steine und deckte Bein mit Beine, darauf setzte er den Ellenbogen, schmiegte in seine Hand das Kinn und die Wange und dachte, dachte, dachte, wie er vor Zeiten gedacht hatte. Er schien in diesem Grübeln ganz in sich zu versinken wie in einen bodenlosen Abgrund und alles um sich herum zu vergessen, Blumen und Kräuter, Wald und Heide, Vogelsang und Windesrauschen — —.

Da tönte es in seine Versunkenheit herein wie eine Stimme aus unendlicher Ferne, aus uralten Zeiten, wie aus einem vergessenen Märchen, fremd und doch so traulich bekannt, süß und heiter:

„Unter der Linden
An der Heide,
Da mögt ihr finden
Schöne beide
Gebrochene Blumen unde Gras
Vor dem Wald in einem Tal.
Tandaradei!
Schöne sang die Nachtigall."

Herrn Walther zog es vom Steine empor, wie ein Zauber, wie ein unerklärliches Wunder. Er nahm sein Roß am Zügel und ging mit ihm der Stimme zu durch ein dichtes, hoch gewachsenes Gebüsch. Er befand sich am Rand eines Hügels und sah in ein kleines Tal hinab, das sich vom Bergwald dahinzog. In der Mitte des Tales stand eine breite Linde mit tiefgeneigten schattenden Ästen am Rand des kleinen Bächleins. Walther erkannte nun mit einem Mal die Gegend wieder. Das ist der Reisenberg,

das der Reisenbach, das ist die Linde, unter welcher er dereinst — und da trat aus dem Schatten der Linde ein junges Mädchen in Bauerntracht gerade auf ihn zu. Träumte er? War das nicht —? „Hildegunde!" rief er ihr entgegen.

„Ich kenne Euch nicht, Herr Ritter", sagte die Maid ohne jede Verwirrung. „Aber wohl heiß ich Hildegund. Woher wißt Ihr das?"

„Du kennst mich nicht mehr?" sagte mit bitterem Tone der Ritter. „Aber woher hast du denn das Lied, das du eben sangst?"

„Das? Das hab' ich von meiner Mutter."

Und zugleich tönte die Fortsetzung des Liedes vom Tal herauf:

„Ich kam gegangen
Zu der Aue,
Da war mein Friedel kommen eh.
Da ward ich empfangen
Als hehre Fraue,
Daß ich bin selig immer meh.
Küßte er mich? Wohl tausend Stund!
Tandaradei!
Seht, wie rot ist mir der Mund!"

Und ehe sich Walther vom neuen Staunen erholt hatte, sah er schon eine andere Hildegund daherkommen, den Milchtopf mit anmutiger Gebärde auf dem Kopf tragend. Sie war so munter, rüstig und frisch, daß es Herrn Walther erst durch den Gruß der Tochter auffiel, jene sei nicht ihre ältere Schwester, sondern ihre Mutter. So wenig sah man ihr ihre vierzig Jahre an.

„Also du, du bist es, meine Hildegunde?" rief Walther nun zuversichtlicher. „Ich habe dich gleich wieder erkannt. Und dies ist deine — meine Tochter!"

„Alter Herr, was fällt Euch ein!" entgegnete die Kommende, halb empört, halb lachend. „Ihr wollt mich wohl aufziehen? Ich bin die ehrsame Frau des Meiers da auf dem Reisenberg und kenne Euch nicht".

„Wie, Du willst mich ableugnen?" sprach Walther vorwurfsvoll. „Und diese Linde, das Lied, der Name deiner Tochter!"

„Er ist auch mein eigener Name. Aber was soll das?"

„Können vierzig Jahre die Erinnerung auslöschen?" fragte der Ritter.

„Vierzig Jahre! Haha?" lachte die Bäuerin. „So alt bin ich doch selber nicht einmal ganz! Wenn Ihr etwas wissen wollt aus der Zeit vor vierzig Jahren, alter Herr, da müßt Ihr Euch an meine Mutter wenden, die heißt übrigens auch Hildgund und kommt dort vom Wald herab."

In der Tat sah man eine etwa sechzigjährige Frau von der Waldhöhe herabkommen. Sie trug ein Bündel mit Kräutern, die sie wohl eben gepflückt hatte, in der einen Hand, in der anderen einen derben Stock, sie sah nicht rechts noch links, nur auf den Weg und trällerte dabei halblaut die letzte Strophe jenes Liedleins:

„Wüßt' es jemand, so schämt' ich mich.
Nimmer niemand erfahr' es als er und ich
Und ein kleines Vögelein —
Tandaradei! —
Das mag wohl verschwiegen sein."

Das muntere Weiblein kam indessen heran, hob ihre klaren Augen unterm schattenden Kopftuch, blickte die Gruppe vor sich an, den Ritter mit

dem Roß, die Tochter und Enkelin, bemerkte die Ergriffenheit des einen, die Ratlosigkeit der beiden andern. Da nahm sie einige Kräuter aus dem Tuch, ging aufs Roß zu, hielt sie diesem unter die schnuppernden Nüstern und sagte: „Das Rößlein ist wohl ein anderes; die Haare und die Kleider sind andere, aber das Ritterlein ist doch noch dasselbe. Ja, mein Walther, schau mich an, ich bin's! Bin ja zugleich mit dir alt geworden. War eine andere Zeit damals, als wir beide unter der Linde, hihi, beisammen waren."

Walther fand keine Worte, er mußte sich erst fassen: „Ja, Frau — ja Hildegunde, ich vergess' es dir nie, daß ich damals hier in Österreiche durch dich singen und sagen lernte!"

„Freilich, und auch minnen nebenbei, denn du warst ein blöder Bursche!"

„Das war ich. Nie hab' ich seitdem ein so keckes Lied gedichtet wie das eine, das du mir den Tag darauf vorgesungen hast. Ich wundere mich nur, daß du's deine Tochter und Enkelin gelehrt hast!"

„Ei, mein Lieber, du hast es damals doch selber gar gern als meine Mitgift von mir angenommen und auch fürder als dein Eigentum vor Fürsten und Herren, vor Rittern und Frauen gesungen und alle haben dir's nachgesungen als dein Lied, ohne daß du dich wehrtest. Hattest auch recht, es war dein, wie ich ganz dein war."

„O Hildegunde, was war das noch für eine schöne Zeit, da ich aus der Herzogsburg jeden Morgen vor Tau und Tage in den Eichwald ging und an die höchsten Dinge mit Hoffnung und Zuversicht dachte; Herrendienst, Gottesdienst, Frauendienst wetteiferten um meine Gedanken. Allen wollte ich genügen, dem edelsten Herrn dienen, den reinsten Gottesdienst durch meine Lieder erheben, die Hilfe reinster Frauen erringen —"

„Aber", fiel ihm jene ein, „statt der edeln Herren gerietest du den Merkern in die Hände, statt der edlen Frauen einer Bauerndirn und statt des hohen Sanges deines Meisters Reinmar ging dir die Weise des Volkes auf."

„Es mußte so sein," sagte Walther. „Aber wie groß war doch meine Verzweiflung, als ich eines Morgens dich nicht mehr bei der Linde fand und hören mußte, dein Vater habe dich nach Hause geholt."

„Ja freilich", sprach die alte Hildegund, „er hatte gehört, daß mir ein Ritter nachginge. Dein Nebenbuhler selber, der Meier, hat es ihm verraten. Der Vater wollte mich zur Heirat mit ihm zwingen, um mich vor den Nachstellungen des Ritters zu bewachen, aber es war schon zu spät. Haha, das kleine Vögelein war wohl verschwiegen; aber diese da, mein Töchterlein, schrie um so lauter, als ihre Zeit kam. Nun der Vater tröstete sich, da er sah, daß ich mich tröstete. Er starb, ich übernahm sein Gut und der Neffe jenes Meiers heiratete dann meine Tochter. Unser Gütchen haben wir verkauft und sind daher an den Reisenberg gezogen. Da hausen wir im Dienst des Herzogs. Meine Enkel und Enkelinnen wachsen auch schon heran, wie du an dieser da sehen kannst. Nicht wahr, so mag ich auch vor vierzig Jahren ausgesehen haben? Nun wartet sie an der Linde auch auf ihren Liebsten; he he, ist's nicht wahr?"

Die jüngste Hildegunde wurde rot und sagte: „Du weißt doch, Großmütterlein, daß mein Berthold mit dem Herzog nach Italien gezogen ist

und ich an keinen anderen denke. Ihm aber bin ich so gut wie verlobt."

„Wohl, wohl," sagte die Großmutter, „aber jetzt wollen wir nicht mehr länger unseren Gast da stehen lassen. Er wird Durst und Hunger haben und müde sein. Wo kommst du denn eigentlich her?"

„Vom Heiligen Land."

„Ei, das ist weit! Bist du also doch noch in deinen alten Tagen fromm geworden?"

„Das war ich von je."

„Freilich, so und so, wie es den Dichter eben erfaßt. Du kommst doch zu uns auf ein Weilchen? Freilich, unser Häuslein dürfen wir dem vornehmen Ritter wohl kaum als Herberge anbieten."

Walther lachte bitter auf: „Freilich nicht, denn er ist so vornehm, daß er nichts sein Eigen nennt. Ach, keiner der Fürsten, die ich besang, wollte sich über mich erbarmen. Bei reicher Kunst ließ man mich so verarmen, so gern ich wollt' an eig'nem Feuer erwarmen! Ich reite früh und komme nie heim."

„O weh, so ist dir auch dein Minnesang von den Frauen nicht besser gelohnt worden? Hast du umsonst vierzig Jahre von Minne gesungen? Umsonst so stolz andere getragene Kleider verschmäht, du Schelm, als reiner Weiber wohlgetragenen Leib?"

Walther erwiderte: „Ich trage es ihnen nicht nach. Ich fluche ihnen nicht. Ich sage von ihnen wie ehe: Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen! Es ward nie nichts so Wonnigliches anzuschauen, in Lüften, auf Erden, noch in allen grünen Auen, als in Liebe lieblich lacht ihr süßer roter Mund und Strahlen aus spielenden Augen schießen in Mannes Herzensgrund. Aber auch die minnigliche Minne verdarb, seit ich hievor so recht minniglich warb. Falschheit hat überhand genommen. Mit Unfuge gewinnt man jetzt die Minne. Darum sind auch meine Sprüche nicht mehr freudenreich, seit die Männer den Frauen gleich lieb sind, sie seien übel oder gut. Herrengut und Weibergunst erwirbt man nun nur mehr gewaltiglich und ungezogenlich."

Unmutig warf die gute Alte ein: „Du schiltst auf die Welt, als ob du ein alter Klausner werden wolltest!"

„Das nicht; aber meinen alten Freund, den Klosenäre, will ich gerne aufsuchen, wenn er noch lebt".

„Du meinst unsern Freund von damals? O, der ist noch hier und ganz in der Nähe. Sieh, da drüben in der Wildschlucht am Bach hat er seine Zelle. Nun läutet er zum Gebet! Bald wirst du ihn singen hören".

In der Tat klang alsbald ein Glöcklein von der Waldschlucht herüber. Die Frauen bekreuzten sich. Dann ertönte dieser Gesang:

„Maria, Mutter, schaue der Christenheite Not,
Du blühende Gerte Aarones, aufgehendes Morgenrot!
Salomones
Hohen Thrones
Bist du Gebieterin,
Balsamite,
Margarite,

Ob allen Maiden bist du Königin.
Wir bitten um unsere Schulden dich,
Daß du uns seist genädiglich.
Hilf, daß wir uns baden,
Von Schulden schwer beladen,
Im Taue deiner Gnaden
Von aller Missetat,
Die Gott und du allein zu sühnen hat!"

Walther erkannte nicht nur die Worte und die Weise seines eigenen Gedichtes, sondern auch die Stimme seines alten Seelenfreundes und sein Herz wallte ihm entgegen. Aber schon sah er den Klausner selber aus dem Dunkel der Schlucht in die sonnige Wiese heraustreten und auf den Windungen des Wegleins herankommen.

Die alte Hildegund rief ihm entgegen: „Eilt Euch doch, ehrwürdiger Vater! Ihr findet da gute Gesellschaft. Oder erkennt Ihr Euren alten Freund nicht mehr?"

Der Klausner aber streckte mit lachenden Augen dem Ritter beide Hände aus den langen Ärmeln der Kutte entgegen und sprach: „Herr Walther von der Vogelweide! Wer deß vergäß, der tät' mir leide. Wahrlich! nie werde ich die alten schönen Zeiten vergessen."

„Ach", seufzte Walther mit Tränen in den Augen, „die sind auch vorbei, guter Bruder Klausner! Wo ist die alte Ehre, die alte getreue Sitte? Treue und Wahrheit sind gar viel bescholten. Leer stehen die Stühle, wo Weisheit, Adel und Alter ehe saßen. Recht hinket, Zucht trauert und Scham siecht. Die Sonne hat ihren Schein verkehrt, Untreue den Samen ausgeleert. O weh, was Ehren sich frembet von deutschen Landen! Was ward aus dem wonniglichen Hof zu Wien, der einst wie Artuses Hof blühte!"

Mit mildem Vorwurf versetzte der Klausner: „Hast du nicht selber dazu beigetragen, Freund Walther, da du die Heimat verließest und überall jedem neuen Herrn, dem Thüringer und Meißner, dem Welfen und Staufen, zu Lohne sangest? Du wolltest, daß Gut und weltlich Ehre und Gottes Hulde mehre zusammen in ein Herze kommen. Die wolltest Du gern in einem Schrein. Ja leider, das mag nimmer sein! Aber du hast die Ehre und den Ruhm des ersten deutschen Sängers erlangt. Sei damit zufrieden! Du bist die bannertragende Nachtigall aller Nachtigallen. Hei! wie sie über die Heide und über die Vogelweide mit hoher Stimme schallet und herrlich wiederhallet! Wie spähe sie organieret und ihren Sang wandelieret!"

Mißmutig unterbrach Walther dies Lob: „Auch dieser Trost ist mir entschwunden. Wohl habe ich von der Seine bis zur Mur, vom Po bis an die Drave der Menschen Weise gemerkt, das Edelste daraus erkannt und gepriesen: deutsche Zucht, die vor allem geht. Aber schon stehen von allen Seiten junge Meisterlein auf, die mich meistern wollen, die sich selber als die Köche aller Kunst nnd Vergolder des Sanges rühmen, die meinen, auf der breiten Straße der Kunst einherzufahren, während wir Alten nur den schmalen Fußsteig durch den Wald gegangen seien."

„Nein, Walther," tröstete der Klausner, „dein Gesang hat tausend Herzen froh gemacht —"

„Und tausend verwirrt,“ warf der alte Sänger ein. „Meister Thomasin von Zirkläre hat mir vor kurzem diesen Vorwurf gemacht, als ich ihn auf dem Wege von Italien her traf. Er schalt, ich hätte sie betöret, daß sie haben überhöret Gottes und des Papstes Gebot. Ich könnte diese Schuld selbst mit der Kreuzfahrt nicht sühnen.“

„Mein lieber Walther, du hast mit aller Welt gefehlt und mit aller Welt die Folgen dieser Fehler getragen. Uns waren unsanfte Briefe her von Rom gekommen, uns war erlaubt zu trauern und Freude gar benommen. Wir alle sind verwirrt gewesen durch den Streit zwischen Kaiser und Papst, zwischen Rom und Deutschland, durch den Bann und die Acht. Aber dennoch blieb uns eines fest: uns dürstete sehre nach der Lehre, wie wir von Rome sind gewohnt. Der uns die schenkte und damit tränkte, der Bote würde reich gelohnt!“

Während dieser Gespräche standen die drei Frauen bescheiden bei Seite. Aber plötzlich jauchzte die Jüngste laut auf und flog einem Knappen entgegen, der vom Tal herauf geritten kam. „Berthold!“ rief sie ihm zu.

Dieser aber winkte und nickte ihr nur kurz und abwehrend einen Gruß entgegen, dann ritt er mit wichtigtuender Miene auf Walther zu, hielt sein Roß plötzlich vor ihm mit einem scharfen Ruck an, richtete sich auf den Steigbügeln hoch im Sattel auf, schwenkte einen Pergamentbrief und deklamierte mit höchstem Pathos:

„Ihr sollt sprechen willekommen!
Der euch Märe bringet, das bin ich.
Alles, das ihr habt vernommen,
Das ist gar ein Wind; nun fraget mich!
Ich will aber Miete. Wird mein Lohn nur gut,
Sag' ich euch vielleicht, was euch gar sanfte tut.
Seht, daß man mir Ehren bringe!“

„Sag' erst deine Mären, du Schlingel!“ unterbrach ihn der Klausner, „dann wollen wir sehen, Berthold, was du für einen Botenlohn verdienst.“

Da fuhr der Knappe fort: „Ich verkündige Euch und der ganzen Welt eine große Freude, denn siehe, der Papst und der Kaiser haben endlich durch die Vermittlung der deutschen Fürsten und besonders des guten Herzogs Leopold von Österreich Frieden geschlossen. Der Bann ist aufgehoben; alles, was Kaiser Friedrich auf seinem Kreuzzug in Jerusalem angeordnet hat, ist vom Papst anerkannt und bestätigt. Der Vorwurf, der Kaiser habe Moses, Christus und Mohammed die drei Erzbetrüger der Welt genannt, ist als Verleumdung erkannt und erklärt worden. Hört Ihr's nicht von allen Turmglocken Wiens läuten, diese lang ersehnte Friedenszeit zu feiern?“

„Da muß auch ich das Glöcklein meiner Klause erklingen lassen!“ sprach der Klausner mit froher Begeisterung und lief über die Wiese zur Schlucht dahin, daß seine Kutte nur so um seine Knöchel flog.

„Gott sei gedankt!“ rief Walther. „Nun darf mir jener welsche Gast nichts mehr vorwerfen, da alles so gut ausgegangen ist und meine scharfen Worte doch wohl auch den Frieden mit heraufgeführt haben“..

„Halt, Herre Walther von der Vogelweide!“ rief der Knappe. „Ich habe noch eine andere Märe für Euch selber. Ihr habt Euch, als wir alle mitsammen in Italien waren, um ein Lehen beworben, seid aber ungeduldigerweise früher abgezogen, eh ein Entscheid kam. Hier bring' ich ihn Euch.

Dies Pergament enthält die Belehnung mit dem da beschriebenen Gut bei Würzburg im Frankenland. Seht das Siegel des Kaisers!"

„Des Kaisers?" fragte Walther. „Nicht des Herzogs?"

„Nein, der Herzog von Österreich ist schwer krank und dem Tode nahe. Das ist das einzig Bittere an meinen Mären. Aber Ihr sollt es mir nicht nachtragen. Der Kaiser hat diese Verpflichtung des Herzogs aus Dankbarkeit mit vielen anderen freudig übernommen."

Walther nahm das Pergament und las; dann rief er überlaut: „Ich hab' ein Lehen, all die Welt! ich hab' ein Lehen!"

„Ja," sagte der Knappe, „Ihr habt das Lehen. Nun will ich aber auch meinen Lohn haben." Und er sprang vom Roß und umarmte das Mädchen und tanzte mit ihr um die Linde, indem er dazu sang:

„Ich bin nun so rechte froh,
Daß ich viel schiere Wunder tun beginne,
Weil sich's hat gefüget so,
Daß ich erworben hab' der Liebsten Minne!

Ja, mein Herre Walther, Ihr sollt mir auch den Segen dazu geben! Es ist ja Euer Blut, das ich minne. Und Ihr sollt mich auch die Minne würdig besingen lehren!"

„Nein," sprach Walther mit strengem Ernst. „Die Welt soll von mir nichts mehr hören. Ich will nur noch den Vöglein eine Weide bereiten, ehe ich sterbe. Lebt alle wohl! Lebt wohl, ihr Freunde! Leb wohl, Minne, Jugend, Ehre, Huld! Ich scheide von euch für immer.

Frau Welt, hab' deine Lust gesogen,
Nun will ich scheiden, es ist Zeit!
Dein Reiz hat mich gar oft betrogen,
Der so viel süße Lust verleiht.
Ich hab' genug an deiner Pracht,
Vor der sich niemand kann bewahren.
Gott geb', Frau Welt, dir gute Nacht;
Ich will zur Herberg endlich fahren!"

Und er sprang auf sein Roß und ritt von dannen, während das Glöcklein des Klausners noch immer mit den Glocken Wiens zusammen die lautere Freude über die Welt hinläutete und die untergehende Sonne Himmel und Erde vergoldete.





Umschau.

Naturwissenschaftliche Kuriosa aus dem Mittelalter. — Aristide Gabelli sagt in seinen Pensieri: Die menschliche Neugierde ist viel zu groß, als daß die Wissenschaft sie befriedigen könnte. (La curiosità umana supera di molto la possibilità che la scienza ha di appagarla.)

Den besten Beweis hiefür liefert die vielhundertjährige Geschichte des Okkultismus oder der Geheimwissenschaften. Alchimie, Astrologie, Chiromantie, Nekromantie, Magie in ihren verschiedenen Formen versuchten von jeher die geheimnisvollen Erscheinungen und Kräfte aufzuspüren und zu benützen, die nach vorgefaßter, oft abergläubischer Meinung in Natur- und Menschenleben, im Makrokosmos und im Mikrokosmos spuken. Bei den Indern und Chaldäern, bei den Aegyptern, Griechen und Römern, bei den mittelalterlichen Arabern und Juden finden wir diesen okkultistischen Strom, der im Grunde stets der nämliche bleibt, nur beständig verbreitert wird und je nach dem Untergrunde bald heller, bald trüber gefärbt ist. Bei dem christlichen Abendlande auf germanischem und keltischem Boden fand er seine Weiterführung nicht bloß in den Tagen des wundergläubigen Mittelalters, sondern auch und fast mehr in den kritischen Zeiten der Renaissance und Reformation, bis herab zu den Auswüchsen des modernen und modernsten Okkultismus der Gegenwart.

Es ist nicht ohne kulturhistorisches Interesse, auch in diesem Punkte den Blick gelegentlich rückwärts zu wenden; in jedem Falle ist es vielfach erheiternd. Als Beleg hiefür mögen die folgenden „Naturwissenschaftlichen Kuriosa aus dem Mittelalter" dienen. Sie stammen aus den oft gedruckten, fälschlich dem Albertus Magnus († 1280) zugeschriebenen Traktaten: De virtutibus herbarum, lapidum et animalium quorundam und De mirabilibus mundi.

Unter den merkwürdigen, wunderkräftigen Pflanzen werden im erstgenannten Schriftchen (beigedruckt den Problemata Aristotelis, ohne Druckort, 1558) folgende 16 aufgeführt:

Eliotropia, Urtica, Virga pastoris, Chelidonia, Provincia, Lingua canis, Jusquiamus (Hyoscyamus,) Lilium, Visculus quercinus, Centaurea, Salvia, Nepta, Verbena, Melisophilus, Rosa, Serpentina.

Mit der Sonnenwende (Heliotropium) in der Tasche, so führt unser Autor aus, ist man gegen jede Art von Verbalinjurien gesichert; nur muß die Pflanze im August, wenn die Sonne im Zeichen des Löwen steht, gesammelt werden und mit einem Wolfszahn in ein Lorbeerblatt gewickelt getragen werden. (l. c. Y. 5).

Die Nessel (Urtica) mit Millefolium in der Hand schützt vor Furcht und Gaukelspiel.

Mit Virga pastoris unter Zusatz von Mandragora (Alraun) kann man bei Tieren Nachkommenschaft erzielen.

Das Schöllkraut (Chelidonium) mit einem Maulwurfsherz gemeinsam überwindet alle Feinde und Widerwärtigkeiten.

Provincia (oder Proventalis), pulverisiert, mit Erdwürmern und Sempervina in die Speisen getan, erhält die Liebe zwischen Mann und Frau; die gleiche Mischung mit etwas Schwefel tötet die Fische im Teiche.

Katzenkraut (Nepta, Nepeta) gemischt mit dem Steine, der im Neste des Wiedehopfs sich findet, hält die Bienen in irgend einem Behälter zusammen.

Die Hundszunge (Lingua canis, Cynoglossum) mit Herz und matrix eines Frosches lockt alle Hunde der Stadt an sich.

Das Bilsenkraut (Jusquiamus, Hyoscyamus), gemischt mit Realgalis, Hermodatalis und jungem Hasenblut in einem Hasenfell verwahrt, zieht alle Hasen an sich.

Die Lilie (Lilium) unter dem Zeichen des Löwen gesammelt, mit Lorbeersaft vermischt, eine zeitlang unter Mist gestellt, mit der Haut einer einfärbigen Kuh bedeckt, benimmt allen Kühen die Milch.

Die Eichen-Mistel (Viscus querci, Loranthus europaeus) mit Martegon oder sylvium (Lilium Martagon, Türkenbund?) vermischt öffnet alle Riegel.

Flocken-Blume (Centaurea) mit dem Blute eines Wiedehopf-Weibchens im Öl der brennenden Lampe bringt alle Anwesenden zum Glauben, sie seien Zauberer, hätten die Füße am Himmel, den Kopf auf Erden.

Salbei (Salvia) unter Mist in einem Glasgefäß verwest, läßt einen Wurm oder Vogel mit amselähnlichem Schwanz entstehen; dessen Blut auf die Brust gebracht, benimmt dem Menschen auf 14 Tage und länger die Besinnung.

Eisenkraut (Verbena), unter dem Zeichen des Widders gesammelt und mit dem einjährigen Samen der Pfingstrose (Paeonia) pulverisiert, bringt sofort Streit und Feindschaft unter bisher einträchtige Leute.

Melissen-Kraut (Melisophilas, Melissa), an den Hals eines Rindes gebunden, macht es folgsam wie ein Kind.

Samenkörner der Rose, mit Senfkorn und Wieselfuß an einen Baum gehängt, machen denselben unfruchtbar.

Das Schlangenkraut (Serpentina, quinquefolium?), mit Kleeblättern eingegraben, läßt rote und grüne Schlangen entstehen, mit wunderbaren Eigenschaften.

Diese Beispiele können für unsere Zwecke genügen. Selbstverständlich müssen alle die genannten Manipulationen, wenn sie wirksam sein sollen, unter dem richtigen Planeten, zur rechten Stunde, am rechten Tage geschehen: „Modus autem operandi omnium praedictorum est, ut effectus bonus sit in planeta bono, et malus in malo, id est, in horis et diebus eorum." Dann aber ist der Erfolg auch unweigerlich sicher, wie die Erfahrung auch der „Modernen" gezeigt hat: „Et hoc est expertum a modernis, et hoc expertum est, et hoc ultimum tempore meo est expertum, et hoc ultimum probatum est et verissimum."

Ähnliche mirakulöse Dinge berichtet des weiteren der Pseudo-Albertus-Magnus von Steinen, besonders Edelsteinen, und von Tieren. Das Büchlein De mirabilibus mundi sodann bewegt sich ganz auf dem Boden der Alchimie, Astrologie und Magie.

Wer den in seinen Ausläufern noch jetzt im Volke (und nicht bloß im ungebildeten) lebenden Glauben an die „Sympathie" aller Weltwesen gegen einander kennt, wie er im Altertum sogar bei ernst zu nehmenden neuplatonischen Philosophen, z. B. Plotinus, metaphysisch begründet wurde, wird sich über vorstehende naturwissenschaftliche Kuriosa nicht übermäßig wundern.

Hat unsere moderne naturwissenschaftliche Weltanschauung am Ende auch noch verwandte Elemente in sich? Wir lächeln heutzutage über die Sphären- oder Gestirngeister, welche nach Aristoteles und seinen arabischen Schildknappen die Bewegung der Himmelskörper bewirken. Der bekannte Tübinger Logiker Christoph Sigwart († 1904) sagt diesbezüglich einmal (Kleine Schriften, 2. Reihe, Freiburg i. B. und Tüb., 1881, 61 [der Kampf gegen den Zweck]):

„Es war ein verständlicher Gedanke, wenn die Philosophie der Alten, welche noch Keplers Spekulationen anfangs bestimmte, den Gestirnen Seelen zuschrieb, und diesen eine Kenntnis ihres Abstands von einander und einen Trieb zur Bewegung, vermöge dessen sie ihre Leiber, die Planeten, in bestimmten Bahnen führten; es ist, so geläufig uns die Vorstellung sein mag, eine viel abenteuerlichere Auffassung, daß die bloße Masse der Sonne der Masse der Erde in jedem Augenblick befehle, welche Geschwindigkeit und welche Krümmung der Bahn sie einhalten soll, und daß unser Planet sich nicht bloß nach seinem jeweiligen Abstand von der Sonne, sondern zugleich nach seinen Abständen von allen störenden Planeten richte .... Was sollen Sonne und Erde einander angehen, wenn nicht ein Grund da ist, aus dem diese ihre Beziehung notwendig ist, eine Macht, welche Sonne und Planeten gleichzeitig bestimmt, ihre Bewegungen nach einander zu richten?"

Alles verstehen, heißt alles verzeihen. Aus den „magischen Bestrebungen der mittelalterlichen Alchimisten und Astrologen entwickelten sich die Wissenschaften der Chemie und Astronomie, und so waren auch die Zeiten der „naturwissenschaftlichen Kuriosa" nicht ohne Bedeutung in der kulturellen Entwicklung der Menschheit.

Dr. St. Schindele.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03937 8313

